1125

Deutsche Rundschau.

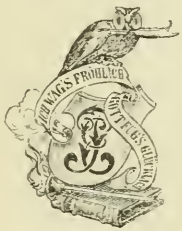
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXV.

(April — Mai — Juni 1893.)



33033
16/3/94

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. F. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & O. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), J. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.75

Inhalts-Verzeichniß

zum

Fünfundsiebzigsten Bande (April — Juni 1893).

		Seite
I.	Glaubenslos. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** I./III.	1
II.	Ballade. Von **Philipp Spitta.** IV./V.	30
III.	Die vier Schleswiger Runensteine. Von **R. von Liliencron**	48
IV.	Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** Zweites Buch. Das vormärzliche Wien und das Jahr 48	60
V.	Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Von **Julius Rodenberg.** I. An Bord der Asia	93
VI.	Juan Latino. (Joannes Latinus.) Von **F. A. Junker von Langegg**	107
VII.	Eine Lüge der Liebe. Von **Salvatore Farina.** IV./VI.	117
VIII.	Werner von Siemens. Von Dr. **H. Albrecht**	132
IX.	Die wissenschaftliche Ausbildung der höheren Verwaltungsbeamten	136
X.	Politische Rundschau	142
XI.	Deutsch-Südwest-Afrika. Von **Paul Reichard**	148
XII.	Neuere Schriften über Griechenland	152
XIII.	Ist die Geschichte eine Wissenschaft?	154
XIV.	„Wer kauft Liebesgötter?"	155
XV.	Literarische Notizen	156
XVI.	Literarische Neuigkeiten	160
XVII.	Glaubenslos. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** IV./VI.	161
XVIII.	Chicago. Von **Ed. Reyer**	190
XIX.	Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** Intermezzo. Klagenfurt 1850—1852	217
XX.	Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Von **Ludwig Stein** in Bern. IV./V.	230

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXI.	Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Von **Julius Rodenberg.** II. Malta	255
XXII.	Eine Lüge der Liebe. Von **Salvatore Farina.** VII./XI. (Schluß.)	286
XXIII.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau . . .	302
XXIV.	Politische Rundschau	311
XXV.	Literarische Notizen	317
XXVI.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVII.	Glaubenslos. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** VII./IX.	321
XXVIII.	Plewna. Eine Landwehrstudie aus der Kriegsgeschichte. Von **C.** Freiherr **von der Goltz**	351
XXIX.	Deutsche Kunst auf deutschen Universitäten. Ergänzungen zu dem nach Chicago bestimmten Berichte über Pflege und Förderung der mittleren und neueren Kunstgeschichte auf den deutschen Universitäten. Von **Herman Grimm**	367
XXX.	Meine Freunde in Indien. Ein am 24. März im deutschen Athenäum zu London gehaltener Vortrag von **F. Max Müller**	393
XXXI.	H. Taine. Ein englisches Tagebuch aus der französischen Schreckenszeit	405
XXXII.	Die literarischen Abende der Großherzogin Maria Paulowna. Von **Lily von Kretschman.** I.	422
XXXIII.	Die Sammlung Spitzer in Paris. Von **Julius Lessing**	449
XXXIV.	Politische Rundschau	458
XXXV.	Die neuere französische Kritik. Von **R. Fellner** . . .	464
XXXVI.	Russische Beiträge zur preußischen Geschichte der Jahre 1797—1801	467
XXXVII.	Die hamburgische Festschrift. Von Dr. **Beneke** . . .	469
XXXVIII.	Neuere Untersuchungen über den Krebs	471
XXXIX.	Literarische Notizen	474
XL.	Literarische Neuigkeiten	479

Glaubenslos.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

I.

„G'nug g'schimpft, Bauer," sagte der Großknecht Seppl mit unendlichem Gleichmuth, und machte einen Katzenbuckel, um die Joppe, die ihm über den Rücken herab zu rutschen begann, festzuhalten.

Der Bauer wurde noch zorniger, er stieß mit vom Schreien bereits heiserer Stimme neue Flüche hervor, ballte die Faust und drohte dem vor ihm stehenden schönen kräftigen Burschen.

Sein Anwesen, sein Weib, sein Kind hätte Ambros Kogler in diesem Augenblick darum gegeben, aufspringen, den Seppl an der Gurgel packen und erwürgen zu können. Aber der Bauer mit seiner Hünengestalt, seinem Stiernacken war ein ohnmächtiger, geschlagener Mann. Gelähmt an beiden Beinen seit zwei Jahren und elend krank seit etwas mehr als vier, da er den unglücklichen Sturz beim Abstieg von der Sängerwand gethan. Dort oben auf der Alm hatte er seinen Kühen gar oft nachsehen müssen im Sommer 1886. Früher war das freilich nicht nöthig gewesen; auf die alte Sennerin konnte man sich verlassen, aber die junge, lustige, schwarzäugige Lisel brauchte Aufsicht. An der ließ Ambros es denn nicht fehlen, und die Dorfbewohnerschaft ebenso wenig an Glossen darüber. Es war ein arges Klatschnest, das Gebirgsdörfchen Schlan in der Nähe von Heiligenbrunn; Niemand durfte sagen, daß besonders viel Gemüthlichkeit dort zu Hause sei.

„Gschicht ihm recht, dem alten Schippel," hieß es, wenn er vorüberhinkte, das Gesicht schmerzverzerrt, brummend über die verfluchten Beine, die nicht mehr gehorchen wollten. „Gschicht ihm recht, hat ein schönes, braves Weib und lauft dem pfiffigen Dirndl nach, das von ihm nix mag als sein Geld."

Wie oft hatten sie es so laut gesagt, daß er es hören mußte, wie oft es leise gezischelt hinter ihm her: „Gschicht ihm recht," und nun verfolgte es ihn. Er las es auf der Stirn seines Weibes, in den unschuldigen Augen seines Kindes. Wenn er vor seinem Hause saß im Rollstuhl, den Kopf in die Kissen zurück-

gelehnt, stundenlang allein — weil er es so wollte, weil er Gesellschaft nicht brauchte — und den Himmel anstarrte, stand es auf einmal da, geschrieben im Blau: „Gschicht ihm recht," — und in seinen schlaflosen Nächten, während die Krankheit an seinen Knochen nagte, klang es ihm in den Ohren: „Gschicht ihm recht!"

Jetzt fuhr er zusammen wie gebissen . . . den verächtlich verzogenen Mund seines Knechtes hatten die verdammten Worte umzuckt — „Du Hund!" schrie er ihn an.

„Gnug gschimpft," wiederholte Seppl, immer unerschütterlich gelassen. „Die Dachdecker haben's dem Bauern selber g'sagt, sagen's, anders thun sie's nit als um den Preis. Will der Bauer nit? Gut. Muß halt im Winter fleißig Schnee ausgschaufelt werden im Stall." Er machte ein paar kurze Züge aus seinem „Nasenwärmer", schielte nach der Sonne, die hinter den zackigen Felsspitzen des Zinnberges versank, und wandte sich zum Gehen.

„Schuft, bestochener!" keuchte Ambros, „da bleibst, Diebskerl . . . Wohin? Du . . ."

„Futtern," fiel Seppl ein, und schritt unbekümmert weiter.

Das Geschrei Kogler's verwandelte sich in ein Brüllen — und nun trat ein blasses, junges Mädchen aus dem Garten neben dem Hause: „Um Gotteswillen, der Vater," sagte sie mit einem scheuen Blick nach dem Alten, und setzte leise hinzu, da Seppl mit etwas verlegenem Gruße an ihr vorüber wollte: „Hast ihn wieder geärgert?"

„Ich nit ihn, er sich selber," erwiderte der Knecht und sah sie von der Seite an.

In seinen dunkeln Augen erglomm ein sanftes, warmes Licht, ein Ausdruck liebevollen Mitleids belebte die unbeweglichen Züge des, wie man ihn nannte, hölzernen Seppl's: „'s Broneri kennt ihn ja, mir thut nur leid um Sie, Sie wird's jetzt kriegen," murmelte er, lächelte ihr zu und setzte seinen Weg fort.

Der Bauer schäumte, stieß seine Tochter, die sich ihm angstvoll und zagend genähert hatte, von sich, und schwor, den Seppl aus dem Haus zu jagen, gradaus ins Kriminal. — Sein Zorn übernahm die Rolle der Phantasie und spiegelte ihm vor, er halte sie bereits fest, da in seinen Händen, die Beweise, die den Knecht brandmarken sollten, als einen von allen Handwerkern, die für den Hof arbeiteten, bestochenen Betrüger.

Während er schrie und gesticulirte, war eine große, sehr zerlesene Bibel, die auf seinen Knieen gelegen hatte, zu Boden gefallen. Ihr folgten die Brille und ein Buchzeichen aus durchbrochenem Kartenpapier, das die zierlich, in rother Seide gestickte Widmung trug: „Von Deiner dankbaren Tochter."

Eine Klosterarbeit, ein Andenken an die glückseligen Stunden in der Schule bei den guten Nonnen, die für das verprügelte Kind nur Aufmunterung und Lob hatten.

„Unsere Bravste!" wurde sie vorgestellt, wenn der Herr Pfarrer, bei seinen regelmäßigen Besuchen der Spittler im ersten Stock des Hauses, auch einmal in der ebenerdig gelegenen Arbeitsschule vorsprach . . . Die Arbeitsschule! das bedeutete für Broni den Himmel auf Erden, den Frieden, die Liebe. War sie

Abends gescholten oder gar zerbläut zu Bett gegangen, sie schlief doch sanft und glücklich ein, mit der Hoffnung auf den Morgen, der sie wieder finden werde auf dem Wege zu ihrem irdischen Paradiese.

Dort traf sie regelmäßig als die Erste ein und genoß dafür allerlei Vorzüge; sie durfte die Blumen begießen, die auf den Fenstern standen, das Lämpchen vor dem Muttergottesbild am Eingang anzünden, sie durfte sich auch den Schwestern nützlich machen, beim Betreuen eines greisen Ehepaares, das auf Gemeindekosten — das heißt für einige Raummeter Holz jährlich — im Kloster untergebracht war.

Arme Leute, einst arbeitsam und harmlos, jetzt halb blödsinnig und sehr boshaft geworden, durch das Alter, das Siechthum, den erzwungenen Müßiggang. Grenzenlos war die Langmuth, deren sie bedurften und die sie erfuhren. Die alte, selbst schwerleidende Schwester Therese stand nach einer, in qualvollen Gesichtsschmerzen durchwachten Nacht frisch und heiter in der Krankenstube. Ihr Anblick schon brachte Trost und Aufmunterung; immer hatte sie ein gutes Wort, oder wenn's galt, einen Scherz bereit. Sie lüftete, wusch, fegte und war bei der Arbeit die Rüstigkeit selbst.

Schwester Cornelia, die Junge, die Schöne, leistete indessen die niedersten Dienste bei den greisen Kindern mit der freudigen Demuth einer Heiligen. Grobheit, oft thätliche, war der Dank, den sie erfuhr, und fast schien's, als dürste sie nach ihm, als gebühre sich's zu leiden um die Gunst, die Wunden an den Füßen des Mannes verbinden, die blinden Augen des Weibes pflegen zu dürfen.

Vroni sah das Alles mit an in großer Liebe und Bewunderung. Das Beispiel wirkte, sie wollte es befolgen. Eine Klosterfrau werden, eine junge, schöne wie Schwester Cornelia, galt ihr bald als der Inbegriff des Erstrebenswerthen.

Ihrer Mutter hatte sie von ihrem Zukunftstraume erzählt, und die Mutter hatte dazu gelächelt, sie geküßt, ihr die Wangen gestreichelt und die blonden, die langen, dichten Zöpfe des Töchterleins durch die Finger gleiten lassen.

Eines Tages, als Vroni froh und glücklich aus der Schule heimgekehrt war, hatte sie den Vater allein in der Stube getroffen. Er saß am Fenster, die Pfeife im Munde, dampfte gewaltig und seufzte zwischen jedem Zuge tief und schmerzlich auf. Das Kind wußte sofort, daß er sich in der weichen Stimmung befand, die ihn manchmal nach einem besonders heftigen Zornesanfall ergriff. Er streckte ihr die Hand entgegen; sie glaubte Thränen in seinen Augen zu sehen. Da ging ihr Kinderherz über, und sie vertraute dem Vater den stillen Wunsch, der es erfüllte. Nicht eine Silbe sprach er, ließ sie ganz ausreden, erhob sich, nahm seinen Hut, schlug ihr damit ins Gesicht, daß sie taumelte, und ging mit dröhnenden Schritten aus dem Hause, geraden Weges dem Kloster zu.

Von Stunde an durfte Vroni seine Schwelle nicht mehr betreten.

Diese Erinnerungen flogen ihr durch den Kopf, als sie niederknieend, um die zu Boden gefallenen Sachen aufzuheben, das alte Buchzeichen in die Hand bekam. Es war zerknittert; sie legte es sammt der Bibel und der Brille auf den Sessel neben dem Rollstuhle Kogler's und suchte es glatt zu streichen. Dabei beugte

sie sich immer tiefer, während die Stimme ihres Vaters über ihrem Haupte wie ein Gewitter grollte.

Jedes seiner Worte traf, sie glaubte ihm Alles, sie hatte ihn Roheiten genug gegen Schwächere als er war ausüben gesehen, um ihn der ärgsten fähig zu halten.

„Aufg'schaut!" brach er los: „Mir in die Augen g'schaut ... Ja so, traust Dich nicht, hast ein schlecht's G'wissen?"

Sein ewig kochender, ewig Nahrung suchender Groll hatte plötzlich neue und sehr ausgiebige gefunden: Die hält's mit dem Seppl! blitzte es in ihm auf. Deshalb kriecht sie vor Schrecken in sich zusammen, da sie hört, was ihm bevorsteht. Ja, er meinte es schon gemerkt zu haben, daß der Knecht um sie herumschlich wie die Katz ums Vogelnest. Sie natürlich saß ihm auf, dem Taugenichts mit dem leeren Säckel, wie sie einst den Nonnen aufgesessen war, denen auch gelüstet hatte nach dem Erbe der Koglertochter ... Zum Glück lebt er noch, der Bauer, Allen zur Strafe, die ihn begraben haben in Gedanken schon hundert Mal.

Broni war aufgestanden, blickte mit Grauen in sein aufgedunsenes Gesicht und wurde leichenblaß, als er sie beim Arm packte und anschrie: „Beicht, mir sollst beichten, nicht den Pfaffen. Was hast mit der Canalli?"

„Mit wem?" stotterte sie; er aber wiederholte:

„Beicht! ... Was habt's miteinander ausg'macht hinter mein'm Rucken?"

Sie verstand ihn anfangs nicht, sie las es erst allmälig aus seinen wild abgebrochenen Reden zusammen, was er meinte. In ihr bäumte eine Entrüstung sich auf, um so qualvoller, als sie ohnmächtig war.

Nicht abgestumpft, nein, nein! aufs Höchste gereizt und empfindlich gemacht hatten sie die Mißhandlungen, die sie erduldete, seitdem sie lebte. Wenn sie Worte gefunden hätte für den dumpfen Vorwurf gegen den Vater, der ihr athembeklemmend auf dem Herzen lag, hätte sie gesagt: Ich, verliebt? — nur die Lebenden lieben, und ich lebe ja nicht — neben Dir lebt man nicht, man leidet und bangt nur. Besinnt sich je einmal die bedrückte Seele, daß sie jung ist, und treibt ein Keimlein, Du zertrittst und zerstampfst es gleich. Ach, wäre ich stark und hätte eine fröhliche Natur wie der liebe Bursche, der uns gestorben ist, aus dem Hause nur braucht ich zu springen, und Alles wäre gut. Du hast auch ihn gequält, Du kannst nicht anders. Aber ihn verfolgten die Furcht, der Abscheu nicht. Er ließ sie und den Gedanken an sie zurück im trostlosen Daheim. Draußen, erlöst vom Fluche Deiner Nähe, bei den fremden Menschen, die Du schmähst und verachtest, jubelten seine Jugend, seine Kraft sich aus ... Ich bin anders — ich fühle Deine Gegenwart immer; die Angst vor Dir weckt mich aus dem Schlafe, vergällt mir Essen und Trinken, erstickt jedes Fünkchen Freudigkeit in mir ... Weißt Du das nicht? Hältst mich einer andern Empfindung noch fähig? Bist so blind, daß Du Dein eigenes Werk nicht siehst, Du Thor, der eine lebendige Quelle zerstört hat, und sich einbildet, sie sprudle.

„Der Vater meint, ich hab' den Seppl gern" — sie würgte Anfangs die Worte mühsam hervor, dann — ganz von selbst — drängten sie sich auf ihre Lippen, brachen hervor ohne ihren Willen, gegen ihren Willen, daß sie, der

Feigling, über diese Aeußerung einer ihr fremden Macht in ihrem Inneren erbebte: „Ich hab' Niemanden mehr gern, nicht einmal einen Hund, seit der Vater meinen alten Scholi todtgeschlagen hat."

Der Bauer starrte sie an. Wie — ein Vorwurf? . . . Er fordert Rechenschaft von ihr, und sie antwortet mit einem Vorwurf? . . . Steht die Welt auf dem Kopfe? Hat das Verhältniß zwischen Vater und Kind einen Purzelbaum gemacht? . . . Na, freu' Dich, wart, er bringt's wieder zurecht.

Allerlei Rachepläne durchkreuzten sein Hirn, doch war er unfähig, ihnen Ausdruck zu leihen; er stieß nur Beschimpfungen aus und preßte den schmächtigen Arm seiner Tochter zusammen, daß sie sich wand in lautlosem Schmerze.

Zwei Mägde, die Rechen auf den Schultern, kamen links von der Wiese her, die das Gehöft bis an den Saum des Waldes halbkreisförmig umringte. Mitleidig blinzelten sie dem gefolterten Kinde zu und schlüpften ins Haus. Fast unmittelbar darauf erschien unter der Thür eine schlanke, hohe Frauengestalt in einfacher, dunkler Kleidung. Ein im Nacken geknüpftes, schwarzseidenes Tuch umschloß ihren würdevoll getragenen Kopf und verbarg die reichen Haare, deren Scheitel wie ein Marderfell schimmerte.

„Ambros," sprach sie mit tiefer, ruhiger Stimme, und er ließ ein undeutliches Brummen vernehmen und zog die Hand vom Arme des Kindes zurück. Sein Weib schritt die drei Stufen, die zum Eingang des Hauses führten, langsam herab.

Ein freudiger Schein war über das Gesicht Vroni's geflogen beim Anblick der Mutter. Da kam Hülfe und Rettung. Mit sehnsüchtiger Begeisterung schaute sie zu der Nahenden hinauf. Wer in der ganzen Welt ist so schön und herrlich wie meine Mutter? fragte sie sich — und allzu sehr schmeichelte ihre Liebe nicht. Manche Jüngere konnte die Bäuerin beneiden, und that es redlich um den Glanz ihrer feurigen Augen, um die blanken Zähne. Die Stirn war nieder und gerade, die Nase kräftig, leicht gebogen . . . Wenn nur um den Mund mit den rothen, vollen Lippen der bittere Zug nicht läge, der selbst beim Lächeln nicht verschwindet und dem Herzen ihres Kindes so weh thut.

Sie befahl Vroni, ins Haus zu gehen und Anordnungen zu treffen zum Empfang eines Gastes. Ein kleiner Tisch sollte hereingetragen, Wein und Brot gebracht werden.

Das junge Mädchen gehorchte, und Ambros rief: „Kommt er?"

„Er kommt."

„Wer hat's gesagt?"

„Die Resl hat ihn von Weitem g'seh'n."

„Wo?"

„Unten auf der Brucken."

„Beim Nußbaum?"

Die Frau nickte.

„Da kommt er richtig wieder," sprach der Bauer, sehr erfreut über die Mittheilung, aber durchaus nicht gesonnen, es merken zu lassen.

„No ja — seine Schuldigkeit is, die Kranken besuchen. Nur in Acht soll er sich nehmen, daß er mir kein Verdruß macht, nur ärgern soll er mi nit."

„Er — Dich?“ versetzte die Frau gedehnt, und Ambros fuhr fort:

„Die Bibel her! Aus der Bibel will ich ihm's beweisen, daß Alles falsch is, was er neulich geschwätzt hat . . . Die Bibel!“ wiederholte er gebieterisch.

Aber seine Frau hatte das Buch vom Sessel genommen, hielt es gepreßt an ihre Brust und sprach, ein paar Schritte zurücktretend: „Ich bitt' Dich, Ambros, gieb Fried' mit der Bibel.“

„Hoho,“ lachte er grimmig auf, und sie fuhr sanft zuredend fort:

„Der Herr Cooperator sagt, auf die Auslegung kommt's an, und was verstehen wir von der Auslegung.“

„Wir? wir?“ wiederholte er höhnisch. „Du und ich, ein Weibsbild und ein Mann? wir sein gleich, wir Zwei — was?“

„Ich hab' nur nit sagen wollen Du, daß Du nit bös' wirst. Ich möcht' Dich gut haben, eh' der geistliche Herr kommt, Du hast ihn am Samstag völlig gekränkt.“

„Kann sein, kann auch sein, daß ihm's heut' grad so geht.“

„Das thät mir leid.“

„Glaub's, so eine heilige Lichtputzen, die alle sechs Wochen beichten thut, die sieht's nit gern, daß ein Stellvertreter Gottes auf Erden,“ dabei faltete Kogler die Hände und blickte, eine heuchlerische Miene annehmend, zum Himmel, „dasitzt beim dummen Bauern und nit weiß, was er ihm antworten soll.“

„Hat er Dir nit wie oft schon gesagt, ein Kind fragt mehr in einer halben Stund', als ein Erwachsener antworten kann im ganzen Jahr.“

„Muß ein Esel sein, der Erwachsene. Das sag' ich, ich weiß nit, was das heißt, die Antwort schuldig bleiben, und gar ein'm Kind!“

„Ja, Du,“ sagte Frau Anna, und es lag in dieser kleinen Silbe ein niedergehaltener Haß, eine Geringschätzung, die alle Sprachen der Welt nicht auszudrücken vermöchten.

Aus seinem Tone wieder sprach gemeiner, triumphirender Hohn, ein widerlich blödes Selbstbewußtsein: „Jo, ich!“

In dem kurzen Gespräche zwischen Mann und Weib thürmte sich's wie Berge von Anklagen hinter jedem Worte. Wie oft schon mußten ähnliche zwischen ihnen gewechselt worden sein, um zu reizen und zu empören, wie es offenbar geschah. Dieselben Nerven, in der immer gleichen Weise gezerrt, zuckten krankhaft beim geringsten Anlaß, die wunden Stellen im Gemüthe öffneten sich jedesmal rascher und bluteten jedesmal länger nach, und nie und nie ward ihnen Zeit gegönnt zu heilen. Seitdem der Bauer, durch Krankheit zur Unthätigkeit verurtheilt, seiner Frau die Herrschaft über das Haus hatte abtreten müssen, machte er um so brutaler sein angeborenes Vorrecht geltend, der Höherstehende, der Gescheidtere, der Maßgebende zu sein.

Sie hingegen, die in Wirklichkeit war, wofür er sich hielt, der leitende Verstand, die Seele des ganzen großen Anwesens, sie glaubte schon das Außerordentliche gethan zu haben, wenn sie zu seinen groben und hochmüthigen Reden schwieg. Und er täuschte sich meistens über die Ursache ihres Schweigens, legte sie zu Gunsten der Triftigkeit seiner Behauptungen aus und triumphirte. Worüber er sich aber nie täuschen konnte, das war über die Bedeutung ihres selten und

immer erst nach schwerem Kampfe mit sich selbst ausgesprochenen: „Ich bitte Dich, Ambros.“ — Es klang, wie wenn zwei Eisschollen aneinander geprallt wären, und durchfröstelte ihn und reizte ihn zu der Wuth, in welcher er dann die niedrigsten Schmähungen seines Weibes, und der Weiber überhaupt, hervorsprudelte.

Die habe ich lieb gehabt — Den habe ich lieb gehabt, einzig, heiß, Jahre lang, sagten sich dann diese beiden Menschen, und waren so arm geworden und an die Armuth so gewöhnt, daß sie an die Tage des Reichthums mit Beschämung, mit verständnißlosem Grauen dachten.

Bei dem Manne, dem trotz seiner Roheit gutmüthigeren, verrauchte diese Empfindung mit dem Zorn, der sie erweckt hatte; an der Frau nagte sie unablässig, machte sie hart und mitleidslos und unfähig zu verzeihen.

Die Magd hatte einen Tisch herbeigetragen, Frau Anna half ihn sauber decken. Broni kam mit einer Flasche Mailberger und einem Laib Brot, hielt sich nicht lange auf und hastete eilends ins Haus zurück. Vor den Bauer wurde eine mächtige Schüssel mit kaltem Kalbsbraten und ein tiefer, bis zum Rande mit gestockter Milch gefüllter Teller hingestellt. Er war den Vorbereitungen zum Abendmahle mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt. Die Bibel mußte vor ihn auf den Tisch hingelegt werden, das verlangte er mit solchem Ungestüm, daß die Frau, die sich in Gegenwart der Magd nicht beschimpfen lassen wollte, nachgab. Nun zog er die Fleischschüssel an sich: „Der Cooperator nimmt eh' nie nix,“ meinte er, und begann gierig und heißhungrig zu essen. Die vorangegangenen Gemüthsbewegungen hatten seinen Appetit geschärft.

Wenige Minuten später hieß die Bäuerin den Erwarteten willkommen.

Der Geistliche war ein Mann von dreißig Jahren, ungewöhnlich groß, mit schmalen Schultern und ein wenig eingesunkener Brust. Er hatte statt der bequemen, langsam aufsteigenden Straße den steilen Fußweg, der zum Koglerhofe führte, gewählt und ihn rasch zurückgelegt. Nun lüftete er den breitrandigen Hut, dem Ehepaare ein freundliches „Guten Abend, Bauer und Bäuerin!“ zurufend.

Er zog ein Taschentuch aus der langen Soutane und wischte sich den Schweiß von seinem Angesicht und von den kurzgeschnittenen, lichtblonden Haaren, die an der Stirn und an den Schläfen wie Silber schimmerten. Noch blasser als gewöhnlich sah er aus nach seinem anstrengenden Marsche und athmete hörbar und stoßweise. Frau Anna erlaubte sich in halb mütterlichem, halb ehrfürchtigem Tone die Bemerkung: Roth müsse Eins aussehen, dem ein scharfer Gang gut angeschlagen habe. „Der Hochwürden ist viel zu geschwind gegangen, da verschlagt sich das Blut in die Brust, der Hochwürden erlernt das richtige Bergsteigen nicht.“

„Recht haben Sie, Frau Kogler,“ sagte Pater Leo, „der Marchfelder steckt mir nach drei Jahren noch immer in allen Gliedern. Ich laufe da herauf in demselben Tempo, in dem ich von Floridsdorf nach Bockvließ gelaufen bin, aber etwas Schöneres als dort sieht man bei Euch am Ende des Spaziergangs.“

Mit seliger Bewunderung ließ er den Blick über das Thal zu seinen Füßen, über die röthlich schimmernden Spitzen der Berge gleiten, die den See um

schlossen: „Wo es so viel Schönes gibt, da sollte es nur lauter Gutes geben," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Kogler hatte seinen Eifer im Verschlingen der für ihn aufgetragenen Speisen etwas gemäßigt seit dem Erscheinen des Geistlichen, und lud ihn nun ein, Platz zu nehmen und ein Glas Wein zu trinken.

Der Geistliche setzte sich an seine Seite und sprach, auf die Bibel deutend: „Ihr habt meinen Rath nicht befolgt, habt Euch wieder mit dem Auslegen der heiligen Schrift zu thun gemacht."

„Richtig errathen! hab' auch was g'funden, was Neues," versicherte Kogler voll Ungeduld, den „Auffitzer", den er in Bereitschaft hatte, anzubringen. „Hab' heut' den ganzen Tag darüber nachdenkt, umasunst."

Er konnte ordentlich Deutsch reden, hatte in seiner Jugend fünf Classen der Volksschule mit gutem Erfolge absolvirt. Hie und da nur, wenn ihm daran lag, recht nachdrücklich zu werden, brachte er ein Wort oder einen Satz im Dialekt.

„Umasunst," wiederholte er, „jetzt aber sind Sie da, geistlicher Herr, und werden mir eine Aufklärung geben. Im dritten Capitel des Buches Mose steht, daß Gott zu der Schlange, von der die Eva verleitet worden ist, gesprochen hat: Auf deinem Bauch sollst du gehen und Erde fressen dein Leben lang. Und jetzt möcht' ich halt wissen, wie hat sie sich denn bewegt, bevor der Fluch Gottes sie getroffen hat? Hat sie Flügel gehabt oder Füße? sagen Sie mir," sprach Ambros, und blickte den Priester dabei dummdreist, mit spöttischer Herausforderung an.

„Ein siebenjähriger Knabe hat mir jüngst dieselbe Frage gestellt, er freilich ganz unbefangen und arglos, Ihr braucht nicht stolz auf sie sein," sagte Leo.

„Wenn schon Einer gefragt hat, müssen Sie also die Antwort fix und fertig in der Taschen haben," versetzte Kogler, sehr verletzt darüber, daß er mit einem siebenjährigen Knaben in eine Reihe gestellt wurde.

„Errathen! Ich brauche mich auch nicht lange zu besinnen, die Antwort lautet: Ich weiß es nicht."

Der Bauer meinte, auf die Art sei er nicht abzuspeisen; was ihn Wunder nehme, sei nur, daß der Hochwürden, der ihn doch kenne, es versuche.

„Und ich wundere mich, lieber Freund," erwiderte Leo, „wie Ihr Freude daran haben könnt, Euch und mir immer von Neuem zu beweisen, daß die Bibel für uns manchmal ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. Es hat Zeiten gegeben, da Gelehrte und Weise über Fragen, nicht viel wichtiger als die Eure, Jahre lang studirt haben, und in welchen es dann zwischen den Anhängern der verschiedenen Auslegungen zu blutigen Kriegen gekommen ist. Heute halten wir es anders, sollen es anders halten und uns sagen: Was ich in Dingen der Religion zu wissen brauche, lehren mich die heiligen Schriften. Die Kenntniß dessen, worüber sie mich in Zweifel lassen, kann ich entbehren."

„Schlaf, Verstand, schlaf," murmelte Kogler, und der Priester rief:

„Im Gegentheil! wache auf, Verstand, und suche die göttliche Weisheit zu ermessen, die in diesem Buche enthalten ist. Von dem Maß deiner Kraft, deiner Schärfe hängt die Größe des Antheils ab, den du von dem Schatze heben wirst."

Leo hatte die Hand auf die Bibel gelegt und mehr zu sich selbst als zu seinem Wirthe gesprochen, und so fuhr er fort: „Ob dieser Wunderquell Erbauung, Trost und Wahrheit bietet, ob er Irrthum und Zweifelsqualen erweckt, das hängt von dem Schöpfenden ab."

Kogler machte eine verdrießliche Gebärde. Er bemerkte wohl, daß der Cooperator seinen eigenen Gedanken nachhing und nahm das übel. Wer ihn besuchte, hatte sich ausschließend und jeden Augenblick ganz allein mit ihm zu beschäftigen: „Is mir zu hoch das Alles," sprach er gereizt, „der Hochwürden bleibt nit bei der Sach', wir sind weit weg kommen von der Schlangen im Paradies."

„Verzeiht, Kogler," entschuldigte sich der Geistliche und erröthete wie ein bei einem Unrecht ertapptes Kind. Ueberhaupt war, trotz des Ernstes in seinem Gesichte, trotz der frühen Falten auf seiner Stirn, etwas Kindliches in seinem Ausdruck; es lag um den Mund mit der schön geschweiften Oberlippe, sprach aus den dunkelblauen, milden Augen, deren Blick eine Seele verrieth, rein bis auf den tiefsten Grund.

Er suchte das Gespräch von Kogler's Lieblingsthema abzulenken, es gelang ihm aber nicht.

„Ich hab' noch was," hieß es immer wieder, und immer neue Bedenken brachte der Bauer vor und vergaß Essen und Trinken über dem Vergnügen, zwei Menschen auf einmal zu „sekkiren", den Geistlichen und Frau Anna, deren Wangen glühten vor Entrüstung über die albern frevelhaften Reden ihres Mannes. — Kogler hatte seine besten Trümpfe bis zuletzt aufgespart. Der Doctor aus dem nächsten Städtchen, der ihn öfters besuchte, habe ihm mitgetheilt, erzählte er, daß die Sterne lauter solche „Erden" sind wie die uns'rige, und daß unsere Erde ein Stern is, aber ein kleiner im Vergleich zu vielen, vielen anderen: „Jetzt sagen Sie mir, Herr Cooperator, ist das so?"

Der Priester bejahte es.

„Und da soll der liebe Herrgott," fiel Ambros mit listiger Miene ein, „sechs Tage g'schaffen haben an unserm kleinen Stern, und die Millionen große sind an einem fertig gewesen, an dem er noch dazu die Sonn und den Mond ans Firmament gesetzt hat? — Das kann nit so gewesen sein, das war anders . . . Wie war's? Heraus mit der Sprach'. Man hört immer, daß der Hochwürden ein so gelehrter Herr is, möcht auch was davon spüren."

Die Bäuerin hatte die Weingläser voll geschenkt, und Ambros, für den der Geistliche eine ausweichende Antwort gehabt hatte, begann wieder:

„Stärken Sie sich, der da gibt Kraft." Mit der Rechten führte er eines der Gläser zum Munde, mit der Linken schob er das andere dem Gaste zu. Es geschah jedoch in so schwerfälliger Weise, daß sich das Tischtuch zusammenknüllte und ein Hinderniß für das Glas bildete, über das es hinfiel, seinen Inhalt auf den Tisch ergießend.

Der Bauer fuhr auf. Sein Gesicht wurde blauroth bis auf die Wurzeln der buschigen Haare: „Da hab' ich's," schrie er, „jetzt kommt mir der Tod schon herauf bis an die Pratzen. Am Freitag in der vorigen Wochen hab' ich's zum ersten Mal gemerkt." Er betrachtete den Rücken seiner breiten Faust und schlug

ihn heftig gegen die Lehne des Rollstuhls: „Pamstig wie ein schlechter Rettig ... Grad so hat's angefangen bei die Füß ... Warum, sagen Sie mir, Hochwürden, warum muß grad ich so elend zu Grund gehen? Todt sein bei lebendigem Leib, das is das Aergste, und mein Weib ..." er hielt inne, er sah zu ihr, die stumm und düster neben ihm stand, empor und: „Gschicht ihm recht!" meinte er in ihren strengen Zügen zu lesen.

Ein wuthvolles Wimmern entstieg seiner Brust, mit bebender Stimme rief er den Priester an, klagte und tobte gegen die „Seinige", die von der Gerechtigkeit Gottes zu ihm sprach, noch mehr — von der Liebe und Barmherzigkeit des Vaters im Himmel ... „Ein sauberer Vater!" knirschte er.

„Ambros!" drängte sich's mit angstvollem Stöhnen über die Lippen seiner Frau: „Verbieten Sie ihm das Lästern, Hochwürden," flehte sie, „er lästert sich um sein Seelenheil. Jesus Maria! Der verlangt Rechenschaft vom lieben Herrgott ... Der — der! ... Weiß nimmer, daß er sie ablegen muß vorm ewigen Richter. Wie wird er bestehen, wenn ihn der Allmächtige fragt: Einen saubern Vater hast mich genannt, was warst denn Du für ein Vater für Deine Kinder?"

Kogler starrte sie mit weit aufgerissenen, drohenden Augen an. In Jahren hatte die Frau in seiner Gegenwart nicht so viele Worte aneinander gereiht. Die Schweigsame, der er oft in seinem geschwätzigen Zorne zugerufen: „Hast die Sprach' verloren?" öffnete plötzlich den Mund zu langer Rede, in der sie ihn behandelte wie einen Abgeschiedenen, ihn, der vom Tode nur faseln, aber an ihn bei Leibe nicht ernstlich denken wollte. Sie stellte sich ihren Ehemann schon vor — gestorben, begraben, verdammt ...

Auch in den Zügen Leo's malte sich eine qualvolle Betroffenheit, nur die der Bäuerin blieben unbeweglich; muthig und gelassen erwartete sie das Losbrechen des Sturmes, den sie heraufbeschworen hatte und dessen Nahen der immer kürzer werdende Athem verkündete, der sich pfeifend aus der Kehle des Bauern drängte.

Da — im Augenblick der peinlichsten Spannung, öffnete sich die Thür des Hauses, und Vroni kam herausgeschritten. Sie trug auf einer Platte einen silbernen Trinkbecher, ihren größten Reichthum und Stolz, ihr Pathengeschenk. In einem Glasschränkchen bewahrte sie ihn auf, neben ihrem Gebetbuch und ihren Heiligenbildern. Weder sie noch irgend Jemand hatte je daraus getrunken. Das Alles war dem Geistlichen durch sie selbst berichtet worden, und als er gefragt: „Wird auch nie Jemand aus dem Becher trinken?" hatte sie mit einem blassen Lächeln auf ihrem jungen, leidensmüden Gesichtchen geantwortet: „Der Hochwürden wird schon sehen."

Und nun kam sie und kredenzte ihm in dem mit winzigen Tröpfchen angereiften Becher sein Lieblingsgetränk, frisches, klares Quellwasser vom Koglerhof-Brunnen, das beste weit und breit.

„Dank Ihr, Vroni," sprach er freudig gerührt, „Dank Ihr, Sie Kleine, ja, die Vroni, die weiß, was mir schmeckt. Die Vroni lebe hoch! — Auf die Gesundheit Ihrer Seele!"

Leo hob den Becher, leerte und stellte ihn auf die Platte zurück, die ihm das Mädchen mit ausgestreckten Armen entgegenhielt. Plötzlich fuhr er zusammen. Er hatte auf einem dieser zarten, dünnen Arme vier blutunterlaufene Striemen erblickt. — Ein rascher fragender Blick auf die Bäuerin, ein Augenwink, und er wußte, was geschehen war, und murmelte vor sich hin: „Wieder und wieder, immer und immer."

„Ihr seid schrecklich, Ihr seid unverbesserlich," setzte er laut hinzu, als Broni sich ins Haus zurück begeben hatte. „Ein Mann wie ein Bär, heute noch, Kogler, und vergreift Euch an einem schwachen Kinde."

„Cooperator," erwiderte Ambros grob, „mischen Sie sich in das, was Sie angeht. Hier ist mein Haus, und hier bin ich Herr."

Leo kreuzte die Arme über seiner heftig arbeitenden Brust; er beugte sich vor und sah Ambros ins Gesicht: „Kogler," sprach er eindringlich und streng, „wißt Ihr, was ich Euch am meisten wünsche? . . . Ich wünsche Euch, daß Ihr Euer Kind nicht überlebt. Die Todten sind oft mächtiger als die Lebendigen . . . Wenn dieses Kind, dem Ihr die volle Last Eures Mißtrauens, Eurer Selbstsucht, Eurer Härte und Grausamkeit aufbürdet, eines Tages unter ihr zusammenbräche . . . Kogler, ich schlage meinen Werth nicht hoch an. ich bin ein armer und sündiger Mensch, und denke mir oft beim Anblick des einfachsten und geringsten meiner Brüder — wäre ich wie Du . . . dann aber, dann, das glaubt mir — möchte ich nicht an Eurer Stelle sein!"

Der Bauer hatte ihn anfangs einige Male zu unterbrechen gesucht, war aber bald still geworden und hatte sich nach der Seite gewendet, um den fest auf ihn gerichteten Augen Leo's auszuweichen: Die Todten sind oft mächtiger als die Lebendigen . . . Ja, da hatte der Priester recht, gestand sich Ambros, und rieselnde Schauer durchliefen ihn vom Wirbel bis zur Sohle.

Sein Bub! sein Bub! das erste Kind, das ihm seine Frau geboren, das gesündeste, kräftigste, das einzige von vier Söhnen, den sie heraufgebracht hatte. Drei jüngere waren gestorben, noch in der Wiege. Jahr für Jahr wanderte ein kleiner Sarg aus dem Koglerhof nach dem Gottesacker. Und dem Einzigen, der blieb, hatte sein Vater die Kindheit und Jugend vergällt, so viel er konnte. Die unausrottbare Fröhlichkeit des Buben war ihm zuwider. Was hatte der Bub zu lachen und zu singen, wenn Trauer im Hause herrschte, oder wenn den Vater die Leber drückte und ihm die Galle stieg? So hatte er ihn mißhandelt, wie er jetzt den „Krietsch", die Broni, mißhandelte, weil sie in seinen Augen eine Kopfhängerin und — das geht immer zusammen — falsch und heimtückisch war.

Trotz alledem liebte Kogler seine Kinder, und liebte auch seine Frau, und hatte, wie manche gewaltsame und tyrannische Natur, einen starken Familiensinn. Nur natürlich, alle Rechte für ihn, die Pflichten für die Anderen. Er sah das Verhältniß zwischen sich und ihnen ungefähr so an wie das des Jägers zu seinen Hunden. Dieser sagt, für den Hund, der nicht Prügel verträgt, gehört die Kugel; aber für den, der sich prügeln läßt, hat er Schmeicheleien — eine Mutter findet keine süßeren für ihr Kind, das sich an sie schmiegt.

Solche Regungen hinschmelzender Zärtlichkeit kannte auch Kogler gar gut; sie hatten ihn mehr als einmal ergriffen dem Sohne gegenüber, als der noch

lebte und wie oft nach dessen Tode ... „Mein lieber Bub!“ sagte er dann mit einem schmerzvollen Aufschluchzen leise vor sich hin.

Eine lange Pause entstand. Ambros senkte den Kopf. Erst gestern hatte der Arzt ihm versichert, er könne Achtzig werden, stecke mit sammt seinen Gebresten in einer besseren Haut als viele Junge, und dabei, jetzt erst kam es ihm mit peinlicher Klarheit zum Bewußtsein, Broni, die eben aus dem Zimmer trat, ernsthaft, ja traurig nachgesehen. Wie? soll die Letzte auch noch vor dem Vater gehen? Soll er wieder zuschauen, wie ein Sarg aus dem Hause getragen wird, dieses Mal einer, dem er das Geleite nicht mehr geben, hinter dem er nicht mehr schreiten kann, die Mütze in den gefalteten Händen, anstandshalber Gebete auf den Lippen, Groll im Herzen ... An seinem Rollstuhl vorüber würde der Zug sich bewegen, die Fahrstraße erreichen, ihre Windungen verfolgen den Berg hinab bis zur letzten, die man vom Koglerhof deutlich übersehen kann, und die um das alte Gemäuer des Kirchhofs bog.

Ambros hatte das ganze Bild vor Augen, und ein grenzenloses Mitleid mit sich selbst erfaßte ihn; aber auch Mitleid mit dem Kinde. Wenn er geahnt hätte, daß sie so früh sterben müsse, er wäre anders gegen sie gewesen ... Bitter leid that sie ihm jetzt. Alle seine Härte schmolz. Eine der plötzlichen Wandlungen vom verbissensten Zorne zu schwachmüthigster Empfindelei ging in ihm vor. Er ließ den Kopf noch tiefer sinken, schlug sich auf die Brust, Thränen traten ihm in die Augen, und er seufzte: „Arme Broni!“

Seine Frau betrachtete ihn mit verächtlichem Lächeln; sie wußte, daß nun kommen würde, was ihr den heftigsten Widerwillen einflößte: seine Selbstanklagen, sein Jammern über sich, seine Ausbrüche unfruchtbarer Reue, und — das Aergste, sein Verlangen nach Liebkosungen, die ihn trösten, ihm beweisen sollten, daß sie ihm verziehen habe, daß sie wieder gut sei.

Leo hatte den Bauern gleichfalls beobachtet und nahm nun von Neuem das Wort: „Ihr sagt: Arme Broni! Mit Unrecht, Kogler. Euer Kind ist reich und beneidenswerth. Sie hat ihre Unschuld, ihre Güte, ihren frommen Glauben, sie hat die ungetrübte Reinheit ihrer Seele. Scheidet sie von uns, dann sind *wir* zu bedauern, nicht sie.“

„Ja, ja —“ bestätigte Ambros.

„Ja — sagt er heute, weil sie dasteh'n, geistlicher Herr,“ sprach die Frau, und zog die Brauen finster zusammen, „und morgen wird er was anderes sagen.“

Der Priester warf ihr einen inständig bittenden Blick zu, vor dem der ihre sich beschämt zu Boden schlug. „Er wird *nicht*. Was er heute sagt, wird er auch morgen sagen und immer, von nun an immer. Ich verspreche es, ich verbürge mich für ihn. Kogler, Ihr werdet mein Vertrauen nicht täuschen.“

Er hatte den Bauer nie anders gesehen als streitsüchtig, hochmüthig, boshaft, ein Joch und eine Geißel für alle, die ihn umgaben. Der zerknirschte Riese flößte ihm jenes namenlose Erbarmen ein, an dem die Liebe den größten Antheil hat.

„Drei Worte,“ rief er, „Ihr braucht nur drei Worte zu sagen. Ich verlange, um Euch zu glauben, keine Betheuerung, keinen Schwur — nur die drei Worte: Ich verspreche es.“

„Ich verspreche es," sprach Ambros, völlig überwältigt durch dieses Vertrauen, und legte aufschluchzend seine derbe Rechte in die Hände, die ihm der Priester über den Tisch reichte.

„Seht ihn, hört ihn," wandte Jener sich zur Bäuerin, „schenkt auch Ihr ihm Glauben."

Ein fast unmerkliches Achselzucken war die Antwort der jahrelang immer von Neuem getäuschten Frau.

Leo verstand sie wohl und versetzte eifrig und warm: „Ich sage nicht, Ihr seid ihm Glauben schuldig, ich sage, das heißt, ich flehe: Schenkt ihm Glauben."

„Nur noch einmal," winselte Kogler.

„Wir verlangen viel," fuhr der Geistliche im früheren Tone fort, „ja, das Höchste, was ein Mensch dem andern schenken kann. Deshalb heischen wir auch nicht, wir bitten, wir rufen Ihre Großmuth an, Frau Koglerin."

Er, er hatte das, warum er bat, im überreichen Maße — den Menschenglauben, und der war seine Stärke und seine Schwäche, der Quell der Begeisterung, mit der er lehrte, und der Verzweiflung, die ihn nach allzu herben Erfahrungen ergriff. In diesem Augenblicke war er von ihm durchdrungen. Es gibt keine Unversöhnlichkeit, weil es keine ganz bösen Herzen gibt . . . Die beiden sind es gewiß nicht, — ein Funke der alten Liebe muß in ihnen zu erwecken sein.

Leo richtete seine überzeugten Worte an das Weib, rief alles Gute in ihr an, machte jede milde Regung in ihrem Gemüthe zu seiner Verbündeten. Lange vergeblich — der Bauer gerieth in Trostlosigkeit.

„Hilft Alles nix! die ist nit weich zu kriegen — ich vergiß ihr Alles — sie vergißt mir nix."

„Das ist wahr," erwiderte die Frau, „er vergißt. Heute hat er ein Kind braun und blau geschlagen, morgen weiß er nix mehr davon. Aber das Kind hat Schmerzen, so oft sich's rührt, die kommen von die Schläg', die's vom Vater kriegt hat. Das ist der Unterschied."

Sie war äußerlich wieder ruhig und gelassen, wollte dem Manne nicht Vorwürfe machen, nur berichten, erklären, wie es gekommen, daß ihr eheliches Verhältniß ein so schlechtes geworden war.

Ambros, kleinlaut und gebrochen, machte hie und da einen von plumper Sentimentalität nicht freien Einwurf. Bald aber schloß er die Augen und ließ Gericht über sich halten. Daß sein Weib nur einmal ihr eiskaltes Schweigen brach, daß er sie sprechen hörte, frei und aufrichtig, empfand er als eine Wohlthat.

Und der Priester, unter dessen mildem Einfluß ihr verschlossenes Herz sich geöffnet hatte, ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren, stimmte ihr bei und bestätigte durchdrungen:

„Ja, Bäuerin, ja, Ihr habt viel zu verzeihen."

„Verzeihen?" Sie hatte wieder ihr bitteres Lächeln: „Um das steht er nicht, Hochwürden. Er erbarmt Ihnen jetzt, Sie haben ihn noch nie so klein gesehn, ich aber gar oft, und so gewiß er morgen die Augen aufmacht, so g'wiß is er wieder der Alte, hat sich selber die Absolution ertheilt und braucht meine Verzeihung nicht."

„Ich aber brauche sie," rief Leo. „Wißt Ihr nicht, daß Euer Unrecht mein Unrecht ist, daß ich verantwortlich bin für Euch alle . . . Die Schuld dieses Mannes, die Eure fällt auf mein Gewissen. Gibt es eine größere, als nicht verzeihen können?" Sein Blick verfinsterte sich. „Deshalb bitte ich Euch, wie nur ein Sohn seine Mutter bitten kann. Verzeiht."

Befremdet sah die Bäuerin ihn an. „Das ist ja viel zu viel," sprach sie. „Was soll ich thun? Daß ich lüg', möchten Sie selbst nicht, Hochwürden. Nur weil Sie so drauf warten und wie unser lieber Heiland die Sünden der Welt auf sich nehmen, sag' ich in Gottesnamen: Verzeihen — ja, vergessen — nein."

Da brauste er auf im Zorne. „Nicht vergessen ist nicht verziehen . . . Bäuerin, Ihr bringt mich um einen schönen Glauben, den an Euch. Verzeihen, nicht vergessen, die Lieblosigkeit hat diesen Ausspruch erfunden, die Gedankenlosigkeit plappert ihn nach. Verzeihen ist vergessen. Bäuerin — vergeßt!"

Er war aufgesprungen, sein weißes Angesicht schien zu leuchten in der hereinbrechenden Dämmerung, ein Apostel des Lichtes stand er vor dem erschütterten Weibe — sie meinte in seiner hocherhobenen Rechten ein flammendes Schwert blitzen zu sehen. Sie erzitterte, sie beugte sich: „Alles," sprach sie, „Alles, Hochwürden — nur das Eine nicht — ich kann's nicht — soll ich lügen? . . ." Frau Anna holte tief Athem und begann wieder mit ihrer alten, immer schwerer erkämpften Gelassenheit: „Mein Bub' is an der Lungenentzündung g'storben. Der Tod hat ihn weggemäht wie mit der Sensen. Und wie er dagelegen is im Sarg, hat er noch eine Schramme g'habt auf der Wangen, von einem Schlag, den ihm vor drei Tag der Vater geben hat für nix und wieder nix. Hochwürden, die Schrammen auf dem armen, wachsbleichen G'sicht, die seh' ich noch immer. Der Tod hat sie nicht weggewischt von seiner Wangen, mir wischt Niemand die Erinnerung d'ran weg aus mein'm Gedächtniß . . . Die steht immer da, die macht mich hart und bös, die nimmt mir das Mitleiden, das ich mit dem Mann haben möcht' in seinen Schmerzen, die macht, daß ich mir denk', wenn ich ihn so schwer leiden seh, Gott mög' mir's nicht anrechnen in meiner letzten Stund', mir denk' . . ."

„Gschicht ihm recht!" unterbrach sie Ambros mit einem Schrei der Verzweiflung. Er hatte sich aufgerichtet, er starrte sie an wie ein Verurtheilter den Richter: „Sag's heraus — ich denk' mir's ja auch — ich seh' ihn ja auch, mein'n Buben — ich weiß ja auch, ich hab' was ich verdien' . . ."

Diese Worte waren noch nie über seine Lippen gekommen, nicht in seinen schwersten Stunden.

„Gott im Himmel — Ambros . . ." stammelte die Bäuerin, „das sagst Du?" Sie faßte sich an die Schläfen, sie glaubte zu träumen.

Aber der Priester nahm ihre Hand und legte sie in die bebende Rechte des Mannes, der sie an seine Brust preßte, und zu seinem Weibe emporblickte wie erlöst.

II.

Das Pfarrhaus in Schlan steht etwas abseits von der Kirche und von der Dorfstraße, am Eingang einer breiten, grünen Schlucht. Auf dem Schindelpanzer, der seine Mauern verkleidet, wuchern Moose, ranken allerlei Schlingpflanzen empor, und bestens wird für ihr Gedeihen durch die ringsum herrschende Feuchtigkeit gesorgt. Auch die Obstbäume empfinden ihre über und über nährende Kraft, spreizen sich, lassen sich's wohl sein und vergessen vor lauter lustigem Blättertreiben beinahe völlig Früchte zu zeitigen. Das Haus verschwindet fast hinter den von ihnen gebildeten üppigen Laubdächern und -Wänden. Trotzdem fällt es dem Herrn Pfarrer Thalberg nicht ein, lichten zu lassen mit Axt und Beil.

„Denn," sagt er, „ich bin kein Freund von scharfen Maßregeln."

Der Winter thut ja ohnehin das Seine im Entlauben der Bäume, auch würde an sonnigen Tagen, in den weißgetünchten Zimmern des Geistlichen, das Licht zu grell für seine alten Augen. Das Grelle jedoch scheut er; in jeder Art und Form ist es ihm widerwärtig, er möchte immer dämpfen, das grelle Licht, die grellen Farben und Töne und ganz besonders — die grellen Empfindungen.

Auf diese Schwäche seines treuen Dieners nahm der liebe Herrgott offenbar gnädige Rücksicht, da er ihm Pater Leo zum Cooperator bestellte. Von dem geht aus, was dem Pfarrer als das Höchste, und als der Anfang und das Ende aller Weisheit gilt — der Frieden. Er quillt ihm aus dem lauteren Bronnen seiner Seele, aus der Uebereinstimmung seiner Fähigkeiten und Neigungen, mit dem schon in der Kindheit, als dem einzig seinen, erkannten Beruf. Redlich erfüllt er ihn, wandelt still und eifrig seinen Weg so gewiß dem rechten Ziele zu, als ein Gott ist, der dem vielgetreuen Knecht eine Heimstätte bereitet hat in seinem Himmel. Sein Umgang ist Glück und Erbauung. Wie oft schon hat der junge, gelehrte Priester den alten, ungelehrten hinaufgetragen in ganz unerhörte Höhen des Denkens, so sanft und gelinde, daß dem Greise dabei nicht einmal schwindelte, und er behaglich wieder herunter kam, ins liebe alltägliche Leben. Da ist man doch wieder daheim und — überall gut, zu Haus am besten.

Freilich, gestehen muß man's, sie haben kühne Gedanken, die Menschen. Es gibt kein noch so unergründlich scheinendes Gebiet im Bereiche der Natur oder der reinen Speculation, wo sie nicht herumschnüffeln und Manches, und sogar erstaunlich Vieles, das unwiderleglich ist, herausbringen.

Nur zu! und Ruhm und Heil ihnen, den fleißigen, scharfsinigen Forschern. Aber sie machen doch eine gar weite Reise, um endlich da zu stehen, wohin schon ein paar Schritte sie geführt hätten, vor demselben verschlossenen Thor, vor dem der Pfarrer steht. Viel Plag', ihr Herren, um geringen Ertrag. Selbstverständlich *relativ* gering. Eure Unwissenheit in Ehren! Sie ist von curios anderer Sorte als die meine, bekennt in freudiger Demuth der Geistliche; die Beiden verhalten sich zu einander, wie die seltene, kunstvoll und weise gezogene Pflanze zum Unkraut, das am Wege wuchert.

Solchen Betrachtungen überließ sich der alte Pfarrer, während er, den Spaten in der Hand, damit beschäftigt war, eine schöne, kreisrunde „Scheibe" um den Stamm eines Birnbaums herzustellen. Auf einmal hielt er in seiner Arbeit inne, horchte einem, noch aus weiter Ferne von der Straße herüber tönendem Gerassel, lehnte den Spaten an den Baum und schritt quer durch das Gärtchen, der Straße zu. Sie stieg jäh auf neben der Schlucht, und die Höhe herab kam im schärfsten Trabe zweier kräftiger, aber sehr abgejagter Rothschimmel, ein Leiterwagen gepoltert, in dem einige leere Fässer hin- und herkollerten.

„Halt!" rief der Pfarrer dem Knechte zu, der im Wagen stehend sein Gespann mit geschwungener Peitsche antrieb: „Halt! sag' ich, bleib' steh'n."

Der Knecht gehorchte, wenn auch widerwillig, er rückte sogar die Mütze, und der Geistliche trat vor die Pferde hin, untersuchte ihre Zäumung und lockerte ihnen die Kinnketten.

„Kinnketten, wozu? Bist der Einzige im ganzen Ort, der Kinnketten anlegt, und schau nur, schau, jetzt hast auch schon wieder die schweren Stangen!" setzte er ganz traurig und vorwurfsvoll hinzu.

„Sein die leichten," brummte Hiesl.

„Die schweren sind's. Schäm' Dich der Lüge, Hiesl! schäm' Dich auch, so nach Haus zu jucken. Die armen Viecher, wie sie schwitzen! Und so kommen's in Stall. Von Abreiben ist bei Dir keine Red'. Jetzt aber fahrst im Schritt, und wenn ich Dich noch einmal erwisch' wie heut' wieder, verklag' ich Dich bei'm Wirth, und Du verlierst den Dienst."

Hiesl gab keine Antwort, machte ein bitterböses Gesicht, und fuhr wie ihm befohlen war, langsam weiter.

Der Pfarrer sah ihm lange mit mißtrauischer Aufmerksamkeit nach, ohne zu ahnen, daß er selbst, und zwar sehr scharf und streng beobachtet wurde.

Seine Wirthschafterin, Frau Sperber, war aus dem Haus getreten, und unter den Baumzweigen durchguckend beobachtete sie sein Thun mit Mißbilligung: „Was ihn die Pferd' nur wieder angeh'n!" brummte sie vor sich hin. „Wenn's noch seine eigenen wären. Hat aber selber nicht einen Huf und eine Klau' im Stall. Ja, Stall! haben müßt' man ihn. Ein Bisserl was haben sollt' man außer den Sorgen um fremdes Hab' und Gut."

Sie kreuzte ihre langen, magern Arme und lehnte sich mit ihrem ansehnlichen Buckel an die Wand. Der Pfarrer gerieth ein wenig in Verlegenheit, als er zum Hause zurückkehrend, sie dastehen sah, gallig und dräuend, mit der Miene einer Richterin.

„Guten Abend, Hochwürden," sprach sie ihn nachlässigen Tones an, „'s ist Acht. Ich hab' einen Brief hinaufgetragen. Mich gewundert, daß Hochwürden noch draußen sind. Zwölf Grad und recht feucht. Haben sich aber noch ärgern müssen mit dem Hiesl. Gesund ist das freilich nicht. Die innere Hitz' vom Aergern und die Kälte von draußen, da wird die Verkühlung schon da sein."

„Und wenn ich mich verkühle," erwiderte der alte Herr, „ich habe noch nicht bemerkt, daß Sie den Schnupfen davon bekommen hätten."

„Schnupfen kaum, Verweis vom Herrn Doctor gewiß. Erinnern sich vielleicht, wem der Herr Doctor aufgetragen haben, auf den Herrn Pfarrer Acht zu geben?"

„Geben Sie Acht auf Ihre Casserollen, Frau Wittwe Sperber, und mich lassen Sie unbeaufsichtigt. Ich bin schon vor vierzig Jahren majorenn geworden, barbe bleue!" sagte der Geistliche sehr ernsthaft und sehr sanft.

Frau Sperber war trotzdem wie niedergedonnert. „Jetzt fangen gar an zu fluchen. Nun ja, können halt den Husarenlieutenant nicht vergessen."

Der Pfarrer steckte beide Hände in die Taschen seines langen Ueberrocks. Sein großer, charakteristischer Mund mit den braunrothen Lippen verzog sich zu einem wehmüthigen Lächeln, seine tiefliegenden Augen hatten einen eigenthümlich schmerzlichen Blick. „So gern ich möchte," seufzte er.

„Und warum möchten denn? Ist ja in der Art eine schöne Zeit gewesen."

„Lassen Sie das gut sein, Frau Wittwe Sperber," versetzte der Greis erregt. „In der schönen Zeit gibt's Manches — wenn ich daran denke, muß ich, oder müßt' ich mich eigentlich geniren."

„Haben doch immer so lustig nach Haus geschrieben vom Kriegsschauplatz. Der Herr Graf Papa haben sich nicht genug freuen können, und wie erst die Comtessen Schwestern! Aber die Frau Gräfin haben oft gesagt: Das ist ein Rausch, das vergeht, unser Georg wird doch nichts anderes als ein Priester; wozu der Herr Graf meinten: Wie Gott will. Waren beide so gescheidt."

„Und gut."

„Und gut."

„Ja, meine Eltern!" Der Pfarrer nahm den Strohhut ab und entblößte seinen kahlen Scheitel, den ein Kranz von kurz gehaltenen, schimmernd weißen Haaren umgab. Ueber der lichten Stirn, die sehr abstach von dem rostfarbigen Gesicht mit der mächtigen, breitrückigen Nase, stand ein kleines Haarbüschel empor, und nahm sich aus wie ein bereiftes Sträuchlein in der Oede.

„Alle wie die Engel," nahm Frau Sperber wieder das Wort, „die gräflichen Eltern und die gräflichen Kinder. Mein' Abschied vom Haus, erinnern sich noch? Wird heutzutag' eine Tochter ausgeheirathet, wie ich ausgeheirathet worden bin, die Kammerjungfer? Wissen noch? Wissen auch, wie ich dagestanden bin in Thränen und im Brautstaat, und wie Hochwürden — waren freilich damals noch kein Hochwürden — zu mir gesagt haben . . . Amalie, schön sind Sie nicht, aber interessant, und zu meinem guten Sperber: Beneidenswerther! Erinnern sich noch?"

Der Pfarrer erröthete. „Mit Beschämung, Frau Sperber. Ich erlaubte mir einen Spaß, und noch dazu einen schlechten, in einem solchen Augenblick, dem ernstesten und feierlichsten im ganzen Leben. Nein, wirklich — man glaubt sich's oft selbst nicht, wessen man fähig war."

Die Haushälterin machte eine ausgleichende Bewegung mit der Hand. „Nehmen es nicht so hoch. Meinem Seligen hat's geschmeichelt, wir haben d'rüber gelacht, er und ich, und noch am selben Tag haben wir zusammen geweint um die Herrschaften. Waren gar so gut! Niemandem 'was zu Leid gethan, Jedem 'was zu Lieb'. Und grad' sie so arg heimgesucht vom Unglück.

Armuth, Krankheit, Tod, eins nach dem andern ist's über sie gekommen. Schlag auf Schlag . . . Warum grad' über die?" rief sie heftig aus. „Wo ist da eine Gerechtigkeit? Warum den Allerbesten das Allerschlechteste?"

„Warum?" wiederholte der Pfarrer mit leisem Vorwurf. „Diese Frage gehört zu denen, die wir nicht stellen dürfen."

„Sehr commod freilich, kenn' das schon! Wenn keine Antwort wissen oder wissen wollen, kommt gleich die Ermahnung: Fragen ist verboten. Gelt, Hochwürden?"

Sie hatte ihre Worte bedächtig und gleichsam zielend, wie vergiftete Pfeile gegen ihn abgeschossen, aber nicht vermocht, seine Langmuth im Geringsten zu erschüttern.

„Schön," sagte er, „oder eigentlich nein, nicht schön, sondern einmal wieder einer Ihrer Anfälle von rebellischem Geist. Ich bedaure Sie, Frau Sperber; es muß unangenehm sein, solche Anfälle zu haben. Jetzt aber ist's wirklich kühl geworden," setzte er hinzu, von einem leisen Frösteln durchrieselt, und trat in das Haus.

Er stieg langsam die steile hölzerne Treppe hinauf, die unter seiner geringen Last in ein verdrießliches Gestöhne ausbrach, und als er die Wohnungsthür öffnete, miaute die alte Hauskatze wie ein böser, aus dem Schlaf aufgeschreckter Kater. Das Zimmer, in das der alte Herr trat, war niedrig und ganz symmetrisch eingerichtet. Dem Eingang gegenüber zwei Fenster, in jeder der Längswände eine Thür, von denen die eine in des Pfarrers, die andere in des Cooperators Schlafzimmer führte, neben jeder Thür ein Glasschrank zwischen zwei hölzernen Sesseln, in jeder Ecke ein schmales Glasschränklein. Ueber diesen schwebte Frau Sperber's Geist, waltete ihre ordnende Hand. Sie enthielten ein wenig Silberzeug und Glas und Porzellan, theils zum Gebrauchen, theils zum Bewundern. In dem einen der großen Schränke befand sich die Bibliothek des Pfarrers, eine durchaus nicht reiche Sammlung, die nur die Werke zweier großer Dichter vollständig umfaßte, die der Heiligen Franciscus von Sales und von Assissi. Der zweite barg eine höchst harmlose Hausapotheke, einige Mineralien, ein Herbarium und allerlei etikettirte Säcklein mit Gemüse- und Blumensamen.

In der Vertiefung der Fenster, mit ihrem vom Alter Van-Dykbraun gefärbtem Holzgetäfel, war ein Bauer zu sehen, in dem aufgeblasene Gimpel und andere Singvögel-Familien unter der sorgsamen Pflege des alten Pfarrers sich des Lebens freuten. Den Vögeln galt sein erster Blick beim Betreten des Zimmers, dem zweiten bot sich eine liebliche Ueberraschung. Auf dem, zum Abendessen schon gedeckten Tisch, prangte eine mit Almenrausch umkränzte Schüssel voll Walderdbeeren. Sein Lieblingsobst, seine Lieblingsspeise überhaupt, und in dieser Schönheit, mit diesem Duft nur an der einen Lehne der Sängerwand zu finden, die ein Kind nicht leicht erklimmt. Der Geistliche zog die Hand, die er schon nach einer der köstlichen Früchte ausgestreckt hatte, wieder zurück. Er begab sich in den Vorraum und rief:

„Frau Sperber, darf ich bitten?"

„Ja," erwiderte sie, vor der Küchenthür erscheinend, noch böse, sonst hätte sie gesagt: „Befehlen?"

„Wer hat die Erdbeeren gebracht, die schönen Erdbeeren, die auf dem Tische stehen?"

Seine Stimme hatte einen weichen Flötenton angenommen, der deutlich bat: Seien Sie doch wieder gut, Frau Sperber. Trotzdem lautete die Antwort so kurz abfertigend als möglich.

„Die Broni."

„Welche denn? Doch nicht die Kogler-Broni?"

„Grad' die." Sie machte Miene, in ihre Küche zurückzukehren, aber der Priester rief:

„Geduld, Frau Sperber. Der Kogler schickt ins Pfarrhaus nichts als höchstens, Gott verzeih' ihm, wie ich ihm verzeihe, einen Fluch. Wenn die Kleine etwas bringt, thut sie's hinter dem Rücken des Vaters. Das dürfen wir nicht dulden, wir dürfen uns nicht zu ihren Mitschuldigen machen. Mir ist, als hätt' ich das schon so ein paar Dutzend Male gesagt, wenn mir recht ist, Frau Sperber."

Sie machte ihr hoffärtiges Gesicht, sah nicht einmal mehr gerade aus zum Geistlichen hinauf, sondern ganz schief über ihre höhere Achsel und ließ die Worte ganz nachlässig von den Lippen fallen: „Was das für Geschichten sind wegen ein paar Erdbeeren."

„Ein paar?" wiederholte er mit schmerzlichem Vorwurfe. „Wenn es aber auch nur ein Erdbeerenstengel wäre, gute Frau Sperber . . ."

„Und Hochwürden haben Erdbeeren so gern, und solche kriegt man nicht wieder, und sind so gesund die Erdbeeren für die Lungen, und richten den Magen ein."

Das Letztere sprach sie nur, weil sie schon im Zuge war, nicht, weil ihr Gebieter sie anhörte. Er war ins Zimmer zurückgegangen, hatte Broni's lockende Darbringung vom Tische genommen, und reichte sie nun, auf der obersten Treppenstufe stehend, der Haushälterin, die nolens volens heraufsteigen und ihm die Schüssel aus der Hand und die Ermahnung zur Kenntniß nehmen mußte:

„Sagen Sie bei Gelegenheit der kleinen Broni, daß und warum ich ihre Erdbeeren nicht gegessen habe. Sagen Sie es aber sanft und liebreich. Sie verdient's, sie hat es ja gut gemeint, die arme Kleine!"

Frau Sperber ließ diese Zurechtweisung über sich ergehen mit der Miene eines Professors, der gezwungen wird, eine Schülervorlesung anzuhören, und schoß sodann, immer nur eine Profilansicht ihrer strengen Physiognomie darbietend, in die Küche zurück.

Der Pfarrer begab sich wieder in sein Zimmer und blieb dort eine Weile vor dem Tische stehen. Mit Mißbehagen betrachtete er einen da liegenden großen Brief, schien in Zweifel, ob er ihn öffnen solle oder nicht, ließ es nach einiger Ueberlegung bei dem letzteren bewenden und ging zu seinen Vögeln, um ihre Käfige mit Tüchern zu verhängen.

Bei den Gimpeln hielt er sich nur kurze Zeit auf, mit den kleineren Sängern hatte er lange zu thun. Er schlichtete einen Streit, der zwischen einigen noch flaumflügeligen Finkenjünglingen entbrannt war, lobte ein Meisenschwesternpaar, das blutjung und kugelrund auf dem höchsten Stäbchen unter der Kuppel

des Bauers aneinander geduckt hockte, und aus halbgeschlossenen Aeuglein duselig-verdutzt d'reinschaute. Eine Canariengroßmutter, die, gesträubten Gefieders, mit ihrem alten harten Schnabel wild um sich hackend, dem Herrn entgegenstob und ihm die gehässigsten Dinge, die man nur denken kann, zukreischte, ihre ganze Nachkommenschaft verlästerte und all' ihre Nebenvögel, erhielt einen scharfen Verweis.

„Weiß schon, weiß schon, Madame! Die übrigen sind alle zusammen nichts werth, und nur Sie ein Urbild und eine complete Musterkarte der verschiedenartigsten Vollkommenheiten. Weil Sie alt sind, soll man Sie ehren, sagen Sie? Sie haben Unrecht. Vom Alter allein wird man nicht ehrwürdig. Nehmen Sie sich zusammen, Madame, sonst werden Sie als warnendes Beispiel aufgestellt; ich will Ihnen sagen wem. Einer gewissen Frau Sperber . . . O" — unterbrach er sich, und trällerte recht erschrocken und mit wenig Glück den Zerstreuten spielend: „Sper — brrr — brrr" den Vögeln vor.

Die eben Genannte war plötzlich eingetreten, brachte die Lampe, zündete sie an, stellte sie auf den Tisch und verrieth nicht durch eine Miene, daß sie den letzten Satz, den der Pfarrer gesprochen, sehr wohl verstanden hatte, und sich jetzt innerlichst an seiner Bestürzung freute.

„Nun," wandte sich der Pfarrer in möglichst unbefangenem Ton an seine Dienerin, „was ist's mit unserem Cooperator, kommt der heute gar nicht nach Haus?"

„Schon da," lautete die Antwort, „und voller Sorgen, mir scheint."

„Sorgen? bilden Sie sich nichts ein. Was soll der für Sorgen haben?"

„Keine soll er haben, der gute, liebe Herr, hat aber, und ihrer genug."

„Davon müßt' ich doch auch wissen, davon spräche er doch zu allererst mit mir."

„Mit Hochwürden zu allerletzt, um Hochwürden nicht zu alteriren."

Der Pfarrer hatte eine kleine Regung der Ungeduld: „Liebe Frau Sperber, seien Sie nicht gar zu gescheit," sagte er, war aber sehr beunruhigt und blickte Leo forschend und bekümmert an, als dieser nun auf ihn zukam, den Hut in der Hand, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen, und um Verzeihung bat wegen seines langen Ausbleibens.

„Nun, nun, Er ist da," erwiderte der Pfarrer, ihm freundlich auf den Arm klopfend. „Grüß' Ihn Gott. Wie geht's, wie steht's? Er sieht ja gut aus und ganz heiter. Nichts ist Ihm, nur hungrig wird er sein. Frau Sperber, geben Sie uns etwas zu essen."

III.

Munter plaudernd saß der Greis bei Tische, ließ sich den Pfannkuchen schmecken, den die Haushälterin aufgetragen hatte, trank ein Glas frischen Wassers dazu und behauptete, die Pfarrhofquelle mache der Koglerquelle den Rang streitig. Er stellte Betrachtungen darüber an, wie viel wohl eine Flasche dieses edlen Getränks kosten würde, wenn es so schwer zu haben wäre, wie feiner Champagner. „Was meint Er, Cooperator? Sag Er auch einmal was," ermunterte er seinen Gast. „Warum so schweigsam? Hat unser Raubvogel (die Sperber) am End'

recht, ist Er verdrießlich? Nicht wahr, nein? nur müd', Er hat gewiß einen schweren Tag gehabt, sich der leidenden Menschheit gewidmet, das nimmt einen her. Gönn' Er sich jetzt Ruhe, geh' Er schlafen. Gute Nacht, mein Sohn."

Der Cooperator erhob die gesenkten Augen nicht, seine Mundwinkel zuckten, er versuchte zu sprechen, brachte aber nur eine undeutlich gemurmelte Bitte um Verzeihung hervor.

„Schon wieder," sprach der Greis halb im Ernst, halb im Scherze. „Was Er nur heute hat mit seiner Umverzeihung-Bitterei. Ich kann Dir nichts verzeihen, lieber Sohn, ich wüßte nicht was, Deine Entschuldigungen bringen mich in die größte Verlegenheit."

„Nicht so gut! Seien Sie nicht so gut gegen mich, Hochwürden," bat Leo, „sonst kann ich wieder nicht reden, und einmal muß ich Ihnen alles sagen. Es drückt mir das Herz ab, verfolgt mich Tag und Nacht. Es ist ein großes Unrecht, eine große Sünde — ein unerträglicher Schmerz."

Der Greis schüttelte den Kopf: „Du und eine große Sünde. Was das für Ausdrücke sind, für Uebertreibungen, wie sie Dir nicht ähnlich sehen, Cooperator. Du bist mir ja, ich glaube wirklich, ausgetauscht worden."

„Hochwürden!" schrie Leo auf, „wenn Sie wüßten, wie es in mir aussieht!"

Pfarrer Thalberg hatte ein sanftes und ernstes Lächeln: „Ich weiß es vielleicht. Anwandlungen, mein lieber Sohn; sie vergehen. Man glaubt's freilich nicht; einen solchen Kampf hat noch keiner gekämpft, meint ein jeder. Es ist nicht wahr. Hunderte, Tausende haben ihn durchmachen müssen, und Viele haben bestanden. Zu diesen wirst auch Du gehören."

Leo wollte ihn unterbrechen, er ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Zweifelst Du an meinem Cooperator? Ich nicht. So; und jetzt gute Nacht, und morgen, wenn Du Dich ausgeschlafen hast und gestärkt erwacht bist, dann reden wir weiter. Oder," verbesserte er sich, „lieber von etwas Anderem. Ja, nicht nein, nicht protestiren! Weiß einmal Einer, das Uebel, das an mir nagt, liegt in der Natur der Dinge, ist unabwendbar, weiß es, und hat Eisen im Blut, und Mark in den Knochen, dann schweigt er."

Der Pfarrer richtete sich energisch auf, eine große Willenskraft sprach aus seinem alten Rassegesicht, funkelte aus seinen blauen, tiefliegenden Augen: „Ich habe nie davon geredet! — das steht wie eine Mauer, gibt Einem einen Halt während des Sturmes, und später ein gutes Gefühl. Schweigend leiden, was Du leiden mußt, ist männlich, ist priesterlich; sich immerfort ausdrücken ist schwammig. Verstehst Du?" fragte er voll Freude an diesem guten Bilde.

„Ja, Hochwürden, ja," versetzte Leo dumpf. „Wenn es sich aber um mehr handelt als um ein Ringen gegen gemeine Versuchung. Was die! Wir sind hier von einer solchen Bestialität umgeben, daß schon der Ekel vor ihr genügt, um die Bestie im eigenen Innern zu überwinden. Mich hat oft gehungert nach solchem Hunger und gedürstet nach solchem Durst. Sie sind Kinderspiel im Vergleich zu dem Zwiespalt, der bis an die Wurzeln meiner Ueberzeugung gedrungen ist, mir meinen Glauben erschüttert und mir die Liebe geraubt hat zu meinem Beruf."

„Leo!“ rief der Pfarrer voll Entsetzen, und der fuhr mit erzwungener Ruhe fort:

„Schrecklich, nicht wahr? Als ob einem der Boden unter den Füßen schwände. Meine Pflicht ist, der Inbegriff meines Dichtens und Trachtens soll sein, dem Guten zum Sieg über das Böse zu verhelfen.

Gut und Bös im Sinne meines Berufs. Nun, lieber Vater. Das wahrhaftige reine Gute und das Gute im Sinne meines Berufes — widersprechen einander.“

Der Greis hielt sich den Kopf: „Wann denn? wo denn? Ueber den Grübler! So hab' ich Dich noch gar nicht gekannt!“

„Wie oft schon wollte ich Ihnen mein Bekenntniß ablegen, Hochwürden! Immer hielt die Scheu, Ihren Frieden zu stören, mich davon ab, und auch die Selbsttäuschung: du *wirst* allein mit dir fertig werden, du *mußt*!“

Der alte Geistliche versuchte noch immer auszuweichen: „Schau, schau, da hast Du ja das Rechte schon getroffen gehabt. Warum denn abgehen vom Rechten? Bleib dabei. Bleib dabei,“ wiederholte er, da Leo die Brauen finster zusammenzog und das Haupt schüttelte. „Oder prüfe Dich wenigstens noch einmal ernstlich, ob es nicht Hirngespinste sind, mit denen Du Dich herumschlägst. Es gährt schon lang in Dir, sagst Du, und Du hättest nicht davon gesprochen? Warum sprachst Du erst heute und warum just heute?“

„Weil ich heute eine Stunde durchlebte, die an allen Pfeilern meiner Kraft gerüttelt hat. Eine furchtbare Stunde. Aeußerlich kaum von tausend andern unterschieden, die spurlos an mir vorübergeglitten sind, und doch ein Wendepunkt in meinem Dasein.

Mir war, als ob das dämmernde Licht, in dem ich dahinschritt, sich plötzlich zu einem Blitzstrahl vereinigt hätte, der vor mir niederzuckte und einen Augenblick Alles um mich her blendend erhellte. Dann sanken Erde und Himmel in Dunkel, und eine Stimme, eine milde, tiefe, herzbewegende Stimme rief mir zu: Wo du mich suchst, du Thor, da bin ich nicht!“

Er hielt inne; sein unstät flackernder Blick senkte sich wieder: „Ich wandelte weiter im tiefen Waldesschatten. In meinem Innern aber war es hell. Da glühte wie Sonnenbrand ein Widerschein der Flamme, die ich gesehen und die Stimme, die ich gehört hatte, tönte nach. — Hochwürden!“ unterbrach er sich, er holte tief Athem und Schweißtropfen standen auf seiner bleichen Stirn: „Ich zweifle nicht mehr, ich *weiß*, und die Erkenntniß ist etwas Entsetzliches, und die Stunde, in der sie uns überkommt, abschließend wie der Tod. Sie reißt Alles nieder, vernichtet die Früchte des heißen Strebens einer ganzen Vergangenheit. Gibt's einen Ringenden, dem sie erspart geblieben ist? Auch Ihnen nicht, Hochwürden . . . Auch Ihnen nicht!“

Der Greis zuckte nachdenklich die Achseln: „Durchaus erspart, Cooperator, und ich müßt' lügen, wenn ich sagen sollt, daß ich Dich ganz verstehe. Was Du mir da erzählst, kommt mir vor wie ein Wunder.“

„Wunder ist Alles, und das größte, daß ich zu Ihnen zurückgekehrt bin, Hochwürden,“ versetzte Leo hastig. „Hierher, wo mich Alles so seltsam halbvergessen und fremd anmuthet, als wäre ein Leben voll reicher Erfahrungen ver-

gangen, seitdem ich den alt vertrauten Raum zum letzten Mal betreten habe. Ihr ehrwürdiges Angesicht, mein Vater, seh ich, wie von einem Schleier verhüllt. Sie sind mir in weite Ferne entrückt. Ich wage nicht, meine Hand nach der Ihren auszustrecken. Mir schaudert davor, die Gewißheit zu erlangen, daß sie mir unerreichbar wäre."

Thalberg streckte ihm die Rechte entgegen: „Da ist sie, mein armer Sohn, ergreife sie, 's ist nur die Hand eines geringen alten Mannes, aber einen Halt kann sie Dir vielleicht doch bieten."

Leo zögerte: „Erst hören Sie mich an, Hochwürden. Ich darf Ihre Nachsicht nicht erbetteln. Sie müssen erwogen haben, ob ich Ihrer noch würdig bin."

„So sprich," sagte Thalberg, stützte den Ellbogen auf den Tisch und legte die Fingerspitzen an die Stirn, das Gesicht von Leo abwendend.

Der begann, erwähnte flüchtig seines Besuches im Koglerhof, ausführlicher eines Gespräches mit der kleinen Broni. Sie war quer über die Wiese gelaufen, hatte ihm den Weg abgeschnitten, ihn an der Straße erwartet und ihm ihr Leid geklagt. Der Vater ist so schwer krank, wenn er plötzlich stürbe — was geschähe mit ihm? In den Himmel könnte er nicht kommen, und wie furchtbar die Qualen im Fegefeuer oder gar in der Hölle sind, das hat sie schon als kleines Kind gehört. Sie weiß aber auch, daß es fromme Frauen gibt, die sich's zur Lebensaufgabe gemacht haben, arme Seelen von den ewigen Strafen loszubeten.

„Sie heißen Karmeliterinnen und sind heilig," sagte die Kleine, wurde über und über roth und wußte nicht, wie sie die Frage herausbringen und demüthig genug stellen konnte, was man zu thun habe, um der Aufnahme gewürdigt zu werden in diesen Orden, dem Herrlichsten von allen; durch welche Bußübungen, welche Opfer sie zu erringen sei.

„Hochwürden," sprach Leo, „sie ging neben mir her, schmal und blaß und zart wie ein Hauch, das Gegentheil von dem, was man sich unter einem Dorfkind vorstellt, auch in ihrer Art und Weise. Ein Unrecht des Kogler, sein Hochmuth, ist ihr zum Segen geworden, sie hat nicht umgehen dürfen mit Altersgenossen und -Genossinnen. Unter schwerem Drucke ist sie aufgewachsen zwischen dem rohen Vater und der schweigsamen Mutter — es gibt nichts Einsameres, aber auch nichts Reineres als dieses Kind, nichts Schöneres als der freudige Muth, mit dem sie Alles, was sie hat und ist, hingeben will, um Einem, dessen Pflicht gewesen wäre, ihr Gutes zu thun, und der ihr nur Böses gethan hat, die ewige Seligkeit zu erkaufen. Was würden die besten Eltern oft geben, um eine ähnliche Regung, wenn auch nur vorübergehend, in den Herzen ihrer Kinder zu wecken! Hier wächst es wild und verborgen, und geschieht das einmal, dann geschieht es hundert und hunderttausendmal. Es gibt keinen Einzelfall in der reichen Natur. Das Gute lebt im Menschen. Der Trieb zum Guten ist oft stärker in ihm als der Trieb zum Schlechten. Du darfst dran glauben! Der Gedanke erfüllte mich mit Entzücken, mir war, als wüchsen mir Flügel. Zu dem Kinde aber sprach ich von Gottes unermeßlicher Barmherzigkeit. Bös sein, heißt leiden, für Jeden, der nicht ganz verderbt ist. Dein Vater ist nicht verderbt, wie schwer hat er unter seiner Bösheit gelitten, längst schon, da er noch ganz gesund war. Soll der Allbarmherzige einen verdammen, der schon hier auf Erden seine

Schuld mit solchen Qualen bezahlt hat? soll er ihn zeitliche Schuld ewig büßen lassen?"

„Cooperator, im Grund hättest Du das nicht sagen dürfen," fiel der Pfarrer ein, und Leo versetzte:

„Hochwürden, einen Augenblick vergessen Sie Ihres Amtes, sprechen Sie zu mir wie ein Mensch zum andern. Thalberg, Verehrter! glauben Sie an ewige Verdammniß?"

„Ich bin ein Diener der Kirche, lieber Sohn, und glaube, was die Kirche mir zu glauben vorschreibt. Das sollst auch Du. Die kleine Vroni hat nicht mit Leo Klinger, sondern mit dem Diener der Kirche geredet."

„Dem war dabei seltsam zu Muthe," rief Leo aus, „der kam sich recht klein vor neben diesem Kinde, das nicht wußte, wie es sich tief genug vor ihm demüthigen sollte. Ihre Bestimmung ist nicht Klosterfrau zu werden, sprach er zu ihr, werden Sie eine rechtschaffene Bauersfrau, und wenn Sie einst das Erbe Ihrer Eltern antreten, verwalten Sie's zum Besten der Armen, der Unwissenden, der Irrenden. Erziehen Sie brave Kinder, denen Sie Pflichtgefühl und Nächstenliebe ins Herz pflanzen und die Ihre guten Werke fortsetzen sollen. Diese Werke, Kind, werden für Ihren Vater beten. — Sie erhob die Augen mit einem gar rührenden Ausdruck von freudig hoffendem Vertrauen, das nur noch ein leichter Schatten, die schüchterne Frage, trübte: Darf ich das glauben? etwas so Schönes glauben?

Sie wollte sprechen, hielt aber plötzlich inne. Der Sepp vom Koglerhof war uns nachgekommen mit ellenlangen Schritten. Er sah wild drein, grüßte kurz und sagte im Vorübergehen zu Vroni: „Die Bäuerin hat schon zweimal nach Ihr gefragt." Die Kleine blieb sogleich stehen, verabschiedete sich und eilte heimwärts.

Mir aber war das Herz leicht. Ich ging den Reitberger Weg herab. Sie kennen das Bild, das man da vor sich hat, den herrlichen Ausblick auf den See und auf die rings um ihn steil aufsteigenden Berge. Nie so märchenhaft, scheint mir, wie kurz nach Sonnenuntergang. Da gibt's kein grelles Licht mehr und noch nicht tiefe Schatten, in den weichen Conturen, den verschwimmenden Farbentönen weben Zauber, die unbeschreiblich sind. Das oft geschaute Bild erschien mir erhebender denn je, und wunderbar der Einklang zwischen seiner Schönheit und der Schönheit der Kinderseele, die sich mir eben erschlossen hatte. Eine freudige Zuversicht erfüllte mich. Vielleicht war diese kleine Vroni berufen, durch die Macht ihres Beispiels mehr Gutes zu wirken, als wir jemals zu wirken vermögen. Sie steht ihren Mitbürgern näher, sie gehört zu ihnen, kennt sie besser, als wir je im Stand sein werden, sie zu kennen."

„Wer weiß?" sprach der Pfarrer, „und was die Macht des Beispiels betrifft, das so ein kleines Weiberl einmal geben soll, das ist ein Traum, hervorgerufen durch Deinen viel, viel zu starken Menschenglauben. Eine gar gefährliche Sache dieser Glauben, mein lieber Sohn, weil er zu Enttäuschungen führen muß, und weil ihre natürliche Folge Menschenverachtung heißt."

„Sagen Sie, Verzweiflung an den Menschen und an unserer Fähigkeit, sie herauszureißen aus dem Pfuhl, in dem sie mit thierischem Behagen unter-

gehen . . . Welch' ein Erwachen war mir beschieden, zu gräßlich, Hochwürden; es machte mich Blinden sehend, und nie, nie wieder kann ich zurückkehren in den milden Dämmerschein frommen Glaubens, kindlicher Hoffnungen und Vertröstungen, der mich arme Schattenpflanze bisher umfing wie ein heiliger Mutterschoß. Das heißt," unterbrach er sich, „auch der Schutz hatte manchmal schon versagt, und der Zweifel mich schon manchmal angekränkelt. Immer kämpft' ich ihn nieder — heute bin ich unterlegen."

Der Priester ließ die Hand sinken und sah dem Freund ins Gesicht: „Nun denn, was ist geschehen? Thatsachen, ich bitte Dich."

„Ich bring' es nicht über die Lippen, ich kann nur andeuten, Sie müssen halbe Worte verstehen," sprach Leo. „Als ich in die Nähe der Thalmühle kam, schallte mir ein Geschrei entgegen, so laut, daß es den Lärm der Säge übertönte. Ein Mann und eine Frau stritten mit einander, und dazu heulte ein Kind. Sehen konnte ich sie nicht, denn sie waren durch die am Wegrain aufgeschichteten Bretterwände verdeckt. Der Lärm wurde immer wüster, ich eilte hinzu und stand plötzlich vor den Streitenden. Es war der Müller, die Schober und ihr Franzl, mein besonderer Schützling. Hochwürden wissen, wie viel ich auf den Jungen gehalten, wie viel ich mich mit ihm beschäftigt habe . . . er that mir so leid — eine Mutter haben, wie die seine, und arm sein, kränklich und von abschreckender Häßlichkeit . . . Hätt' er mir doch nicht leid gethan, hätt' ich ihn seinem Schicksal überlassen, es wäre besser gewesen. — Hochwürden, die Drei erschraken und verstummten, als sie mich so ganz unerwartet erblickten. Der Müller riß den Hut herab und machte einen förmlichen Weiberbückling. Die Schober wurde noch fahler, als sie gewöhnlich ist, Franzl sprang zur Seite und stellte sich vor einen Gegenstand, der am Boden lag und den er vor mir zu verbergen suchte.

„Was habt Ihr denn? was gibt's," fragte ich, und wie aus einem Munde antworteten die Drei: Nichts, gar nichts! Ich aber sah, daß die Schober ihrem Buben verstohlen Zeichen machte, und daß er rückwärts gehend, mit den Ferfen etwas ziemlich Schweres immer näher gegen den Zaun schob. Da ging ich hin, faßte ihn an den Schultern und zwang ihn, stehen zu bleiben. Er brüllte, wie wenn er gefoltert würde, die Mutter stürzte sich auf ihn, spielte sich auf die Löwin, die ihr Junges vertheidigt, der Müller schnitt ein bedenkliches Gesicht und ersuchte mich unter Kratzfüßen, dem Rangen nichts zu Leid zu thun, ich könnte mir am Ende noch Unannehmlichkeiten zuziehen. Diese ganze Comödie wurde nur aufgeführt, um meine Aufmerksamkeit von dem Ding abzulenken, das ich nun deutlich sah, da ich den Buben zur Seite geschoben hatte.

Es war eine entsetzlich verstümmelte Henne. Die Augen waren ihr ausgeschnitten und — — nun sie war gräßlich gemartert und dann lebendig begraben worden. Der Müller, dem sie gehörte, hatte den Franzl bei der Missethat erwischt und die Henne ausgegraben, sie zuckte und flatterte noch . . . . Diese Grausamkeit war aber lange nicht die ärgste, die der Bub' an Thieren schon begangen hatte, und die Leute würden ihn längst angezeigt haben, wenn . . . Je nun, sie trauen sich halt nicht. Und warum nicht? — weil sie wissen, daß der Bub' dem Cooperator sein Liebling und „seine Erziehung" ist. Der Cooperator, sagt die Schober, laßt sich nix dreinreden, nicht einmal von ihr. Wer

den Buben verklagt, verklagt eigentlich den Cooperator, und mit der Geistlichkeit will sich Niemand verfeinden. Wenn der Müller jedoch drauf rechnen dürfte, daß ich ihm keine Schwulitäten mache, ging er lieber heut' als morgen zum Bezirksrichter.

Das Weib kreischte wild auf. Angst und Wuth verzerrten ihr häßliches Gesicht. Gut denn, er möge gehen, er möge reden. Sie geht mit und wird sich auch kein Blatt vor den Mund nehmen; sie wird sagen, was sie und was das ganze Dorf vom Müller weiß, nur die Obrigkeit und nur wir nicht, Hochwürden. Und nun, in Gegenwart des Kindes, das jedes Wort gierig einsog und verstand, und genoß mit grauenhafter Schadenfreude, warf sie ihm Dinge vor . . . Frevel von so fürchterlicher Art . . ."

Der alte Priester hatte den Kopf sinken lassen, preßte das Kinn an die Brust und lauschte schaudernd den entsetzlichen Enthüllungen, die Leo zögernd und mühsam vorbrachte.

„Der Müller," schloß der, „leugnete, klagte Andere an. Was hatte Dieser gethan und Jener! Er nannte die Namen von angesehenen Männern in der Gemeinde, und was er sagte, trug den Stempel der Wahrheit, erklärte mir so Manches, was mir bisher räthselhaft war . . . Hochwürden! und mit diesen Seelentödtern gehen wir um, drücken ihnen die Hand, verkünden ihnen das Wort Gottes, rufen Seinen Segen auf sie herab!"

Tiefaufseufzend lehnte sich Thalberg in seinen Sessel zurück und fragte: „Was hast Du gethan?"

„Ich habe nicht einmal etwas gesagt. Eh' ich ein Wort fand, hatte das Weib *mir* Rath ertheilt. Klug wär's von mir, den Müller abzuhalten, zu Gericht zu gehen und ihren Franzl zu verklagen. Alle Leute wissen, wie viel ich mich abgebe mit dem Kind. Schaut's, was dabei herauskommt wird's heißen. Die Geistlichen können nicht einmal so einem Fratzen seine Fehler abgewöhnen. Ich krieg noch zu hören: Sie sein die Mutter, warum lassen Sie sich die Einmischung gefallen?"

„Bekannt, wohlbekannt!" unterbrach ihn Thalberg. „Das ist ihre Art, uns die Waffen aus der Hand zu winden. Sei's! kommen wir ihnen nie ungerufen. Verkehren wir mit ihnen von der Kanzel aus, im Beichtstuhl, beim Religionsunterricht, am Sterbebett, im Uebrigen halten wir uns fern."

„Das heißt," rief Leo, „verkehren wir mit ihnen nie anders als in Amt und Würden, treten wir ihnen nie menschlich nahe, nehmen wir keinen Antheil an ihrer Arbeit, ihren Schicksalen, es heißt, salviren wir uns und geben wir sie auf."

„Oho, was sagst Du da?"

„Ich sage, Hochwürden, wir sind diesen Menschen Lehrer, — Herrgott, was wissen wir selbst? — Erklärer des Unerklärlichen, Richter, so lang ihr Aberglauben uns übernatürliche Kräfte zuschreibt. Tröster in sehr seltenen Fällen. Wir können den Besseren unter ihnen eine mit Mitleid gemischte Ehrfurcht einflößen, — aber das Beste, das ein Mensch dem andern geben kann — nie!"

„Und das wäre?"

„Das *ist* Vertrauen."

„Ja Vertrauen," wiederholte der Pfarrer, „damit sparen sie, aus Armuth noch mehr als aus Geiz."

„Verwirrend kam mir das Alles in jenem Augenblick zum Bewußtsein. Ich hatte mich nie so ohnmächtig gefühlt der Schlechtigkeit gegenüber. Ich ging, und sie kicherten hinter mir her, sie werden sich wohl versöhnt haben. Jedes Wort, das dieses Weib gesprochen hatte, war mir wie ein Tropfen heißen Bleies aufs Herz gefallen. Sie hat Recht im Grunde, ich bin kein Erzieher, weil ich kein Menschenkenner bin. Ich durchschaue nicht einmal ein Kind. Es war ja manchmal ein Verdacht in mir aufgestiegen, ich schämte mich seiner, ich fürchtete mich ihn auszusprechen, um meinen Zögling nicht auf unrechte Gedanken zu bringen. Und wenn die Erfahrung, die ich eben gemacht hatte, die erste in ihrer Art gewesen wäre! . . . Sie war es nicht, frühere Erfahrungen, die mich hätten belehren können, sind nutzlos an mir vorübergegangen."

„Weißt Du warum?" rief der Pfarrer eifrig; „weil Deine Gelehrsamkeit Dich vom Nächstliegenden abgezogen, Deinem eigentlichen Wirkungskreis entfremdet hat. Die Stimme, von der Du gemahnt worden bist, das war die Stimme Deines Gewissens, das Dich auf den rechten Weg zurückrief."

Leo blickte lange schweigend vor sich hin. „Erlauben Sie mir, Ihnen mit einem Gleichniß zu antworten," sagte er endlich:

„Es lebte einst ein Mann, dessen heimathliches Dorf zu Füßen einer hohen Bergkette lag.

Einmal wandelte die Lust ihn an, ihre Schluchten und Wälder kennen zu lernen. Er unternahm weite Wanderungen ins Gebirge, kehrte aber immer wieder zu den Seinen zurück und war bei ihnen zufrieden und glücklich.

Bald jedoch genügten diese Ausflüge ihm nicht mehr; der heiße Wunsch erwachte, den höchsten Grat des höchsten Berges zu erklimmen, um von dort einen Ausblick zu gewinnen hinüber ins Jenseits der Berge, und im himmlischen Lichte der Sonnennähe das All' zu überschauen.

Unwiderstehlich zog es ihn empor. Dorngestrüpp und Felskanten zerrissen seine Kleider und seinen Leib, seine Sohlen bluteten — er fühlte keinen Schmerz, nur eine große Enttäuschung, denn je höher er stieg, je höher schien die Bergesspitze zu ragen und hüllte sich zuletzt in dichten Nebel. — Ich werde dich nie erreichen, ich werde dein Geheimniß nie durchdringen, begriff der Wanderer endlich. — Aber schon das Streben nach unerreichbaren Zielen ist herrlich, herrlich ist die wachsende Erkenntniß des Geistes, der zu uns spricht aus den kreisenden Sternen, dem tosenden Wasserfall, herrlich ist das Licht, das den aufwärts Schreitenden umfluthet. Ich will zurückkehren und den Meinen von den Wundern, die sich mir geoffenbart haben, erzählen.

Und er wandte sich um — sein Blick schweifte in weite Fernen und suchte sein heimathliches Dörfchen und fand mühsam den armen kleinen Punkt in der Dunkelheit des ihn umschließenden Thales.

„Wie," rief er aus, „in dieser licht- und luftlosen Enge habe ich gelebt? Ich fass' es nicht, Welten rollen zwischen dem Damals und dem Heute. Sie sind nicht wegzutilgen, und nie, nie mehr finde ich den Weg, der heimwärts führt, nie wieder kann mein Haupt sich beugen unter das niedere Dach meiner elterlichen Hütte!"

„Das ist ein furchtbares Gleichniß," sprach Thalberg. „Ich meine aber, wenn Du der Wanderer wärst und wüßtest, in einer dieser dunkeln Hütten wohnen Menschen, die Deiner bedürfen, Du hättest Dir, den aufgethürmten Welten zum Trotz, einen Weg gebahnt und wärst zurückgekommen zu den Deinen."

„Wer sind die Meinen?" fragte Leo herb. „Diese Menschen nicht. Es ist meine schwere Schuld, daß ich so spät erkenne: Ich bin ihnen nichts und kann ihnen nichts sein. Der Unterricht, den ich ihnen gebe, die Lehren, die ich ihnen ertheile, sind wie das auf den Felsengrund in die Dornen gefallene, vom Wind verwehte Samenkörnlein des Evangeliums. Wenn ich erziehe, erziehe ich den Einen oder den Andern zur Heuchelei — und so ist, was ich leiste, weniger als nichts!"

Pfarrer Thalberg schüttelte den Kopf: „Aus Dir spricht die Entmuthigung. Und die, siehst Du, die kenn' ich auch. Man muß sie überwinden."

„Nicht Jedem gelingt's," versetzte Leo. „Bessere als ich, höher Stehende als ich, Priester wie ich, sind in demselben Kampf unterlegen. Auch diese, ich bin es gewiß, haben sich gefragt: Wo sind die Früchte meines Wirkens, und sich geantwortet: ich weiß keine. Auch sie haben nach der Erkenntniß des Guten gerungen, und was sie errangen, nicht in Einklang bringen können mit den Forderungen, die ihr Amt an sie stellte. Es gibt zwei Unvergessene — der Eine suchte Erlösung von dem qualvollen Zwiespalt zwischen seiner Pflicht und seiner Ueberzeugung in den Wellen der Donau . . ."

„Erbarme Dich seiner, Allbarmherziger!" stieß Thalberg hervor.

„Der Andere fand jenseits des Oceans eine Heimath und wurde ein großer Schriftsteller . . ."

„So sagt man, ich kann das nicht beurtheilen, ich bin ein unwissender Mensch. Aber eine Heimath hat er drüben nicht gefunden. Hat wieder und wieder zurückkommen wollen, in die seine, und sich doch nicht getraut, ihre Grenze zu überschreiten, hat wahrscheinlich bei allem seinen großen Ruhm und Reichthum den Vagabunden und den Bettler beneidet, der den Fuß unbehindert auf seine mütterliche Erde setzen darf. 's ist zu traurig, lieber Sohn, sprechen wir nicht von den Fahnenflüchtigen, beten wir für sie."

Leo starrte ihn an und erhob plötzlich die gefalteten Hände mit inbrünstig flehender Gebärde: „Wenn Sie für Fahnenflüchtige beten, werden Sie auch für mich beten, Hochwürden."

„Du Thor, Du Thor!" der Greis griff sich an den Kopf — „Was? ein Fahnenflüchtiger willst Du mir werden? Du Thor, Du Thor! . . . Was sind die Kämpfe, denen Du Dich entziehen willst, gegen den Sturm, der Dich draußen erwartet! Er will hinaus in die Welt, dieser Mensch in diese Welt, in der der Haß Aller gegen Alle rast und tobt — in der sie einander nichts mehr verzeihen, in der der Parteigenosse das Schlechteste, der Gegner nicht das Beste ungestraft thun darf, in der eine Nation gegen die andere, ein Stand gegen den andern, und sogar ein Geschlecht gegen das andere in Waffen steht. Was für Waffen, Herr mein Gott! Nicht die des ehrlichen Krieges, in dem der Soldat noch im Feinde den Nebenmenschen, und dadurch sich selbst achtet — einen Cannibalen-Krieg — ich kann ihn nicht anders nennen, meiner Seel'! denn die Pfeile,

die da fliegen und treffen, sind ins Viperngift der Verleumdung getaucht . . . Wir sehen die Wissenschaft mißbraucht im Dienste des Mordes, wir sehen unsere göttliche Religion der Liebe, der höchsten Duldung, der tiefsten Demuth zum Werkzeug des Ehrgeizes, des Strebens nach Macht entheiligt . . . Genug —" Der Greis hielt erschöpft inne. Erst nach längerer Zeit gewann er die Kraft fortzusetzen: „Was willst Du, Du — mit Deinem friedfertigen Herzen, in dieser Welt des Hasses? —

Bleib' treu, bleib' bei mir . . . Stell' Dir so recht vor, was das für mich wäre, wenn ich eines Morgens erwachen und meinen Cooperator nicht auf seinem Posten finden würde. — Ich bitte Dich, schau' den Brief an, den die Sperber dort hingelegt hat ans äußerste End' vom Tisch. Ich brauche ihn nicht zu öffnen, um zu wissen, was drin steht. Es wird wieder geklagt werden über mich. Ich bin oben nicht gar gut angeschrieben, sie finden mich nicht scharf genug. Wenn es jetzt noch hieße: Sein Cooperator ist entflohen. Sie waren sehr gut miteinander, er wird wohl davon gewußt haben . . . Leo!" brach der Greis plötzlich aus: „Das wirst Du mir nicht anthun! Du gehst nicht fort von mir."

„Hochwürden," erwiderte Leo erregt: „Die Wahrheit über Alles. Soll ich lehren, was ich nicht für wahr halte? Soll ich mit der Hölle drohen? Soll ich den Aberglauben, das einzige, was diese Menschen bezwingt, nähren?"

„Was — Aberglauben!" Thalberg rang die Hände: „Großer Sünder!" rief er heftig aus. „Um den Glauben handelt sich's, um den Glauben, den Du verloren hast. Sag' nicht: ohne Deine Schuld, Du bist schuldig, der Selbstüberhebung, des Hochmuths. Du bist ein großer Sünder. Ein Priester — und glaubenslos!"

Seine Entrüstung hielt nicht an, eh' er sich dessen versah, hatte sie sich in Wehmuth verwandelt, und so fuhr er sanften Tones fort: „Aber weil Du ein Sünder bist, habe ich Erbarmen mit Dir, oder mit anderen Worten: liebe ich Dich, ich armer Sünder, Dich den armen Sünder."

Leo wollte etwas erwidern, der Pfarrer bat: „Geh', geh' zur Ruh! Vielleicht öffnet Gott, während Deine Augen geschlossen sind, Dein Herz der Erkenntniß."

(Fortsetzung folgt.)

Ballade.

Von

Philipp Spitta.

IV.

Um 1820 besaß man in Deutschland componirte Balladen, aber keine Balladencomposition. Ein halbes Jahrhundert schon hatte die neue Gattung unsere Dichter beschäftigt, jüngst war nun auch Uhland hervorgetreten. Jetzt mußte es sich zeigen, ob die Musik im Stande war, eine mehr als zufällige Verbindung mit der Ballade einzugehen, sich mit ihr gegenseitig so zu durchdringen, daß ein neuer Stil, eine neue Kunstform entstand.

Loewe's erste drei Balladen erschienen 1824, waren aber zum größeren Theile schon 1818 componirt, da der Zweiundzwanzigjährige als Student der Theologie in Halle weilte. Noch in demselben Jahre folgte eine zweite Sammlung, dann vergeht bis 1828 keines, in dem nicht ein Heft oder mehrere an die Oeffentlichkeit kommen. Bis 1832 tritt darauf eine Pause ein. Aber jene vier Jahre erster Balladenproduction hatten schon genügt, die neue Gattung festzustellen und ihr die Anerkennung der Welt zu gewinnen. Loewe hat sich seine Balladenform nicht nach und nach erarbeitet, wie etwa Haydn die Form des Streichquartetts. Sie ist gleich in den ersten Werken da; sie war ihm wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen.

Solche Erscheinungen sind überall selten; wo sie beobachtet werden, darf man von vornherein annehmen, daß sie nur als Fortsetzungen schon entwickelter Formen gleichen Wesens auftreten. Dies trifft aber bei Loewe nicht zu. Wenn Loewe auch Zumsteeg's Balladen hochschätzte, er ist kein Nachfolger desselben geworden. Zumsteeg's Versuchen fehlte die Entwicklungsfähigkeit, ihre Fortsetzungen entarteten zu Ungeheuerlichkeiten oder verliefen im Sande der Mittelmäßigkeit. Loewe rühmt eigentlich an Zumsteeg auch nur die geistreichen Gedanken und daß er dem Gedicht mit vollkommener Treue folge; schätzbare Eigenschaften, die aber noch nicht zu genügen brauchen, einen neuen Stil zu schaffen. Der jüngere Künstler ist von dem älteren nicht nur individuell und gradweise, sondern generell und grundsätzlich verschieden; unter seinen fast anderthalbhundert Balladen hat

nur eine einzige, „Wallhaide“ von Körner, einen an Zumsteeg äußerlich erinnernden Zug, und sie stammt aus dem Jahre 1819, da er schon den „Edward“ und den „Erlkönig“ componirt hatte.

Das Geheimniß der Balladenform Loewe's beruht in einer neuen Verwendung der Strophe. Das Verfahren scheint so einfach zu sein und so zum Greifen nahe zu liegen, daß man verwundert fragen möchte, warum es nicht längst vor ihm gefunden werden konnte. Aber es gehörte dazu ein viel tieferes Durchdrungensein vom Wesen der Volkspoesie und der Ballade im Besondern, als in Zumsteeg und selbst Schubert vorhanden war. Loewe, der Mitteldeutsche, war von Jugend auf dem Zuge der neuen national-poetischen Geistesbildung ausgesetzt gewesen. Er hatte inmitten des deutschen Studentenlebens gestanden und sich durch wissenschaftliche Bestrebungen einen weiten Gesichtskreis geöffnet. Er nahm außerhalb der Musikerkaste Platz, wie sein Lehrer Weber, dessen begeisterndem Einflusse er das Verständniß für den Charakter deutschen, volksmäßigen Gesanges verdankte.

Der Volksgesang beruht auf der strophischen Form. Das wußten auch die André, Reichardt, Zelter wohl und suchten danach zu handeln. Aber sie blieben entweder bei einer Melodie für alle Strophen, oder sie machten, wie André in der „Lenore“, fast zu jeder Strophe eine neue Melodie; thaten einerseits zu wenig, andererseits zu viel, während die besten süddeutschen Kräfte halb im Welschthum der Oper stecken blieben. Die eine Ballade gliedernde Strophenform ist es zunächst, die ihr die künstlerische Einheit gibt, sie darf also schon deshalb nicht vom Componisten verlassen werden. Sie zügelt ferner die subjectiven Ausschreitungen, zwingt den Vortragenden, sich zu fassen und seine Erregungen einem strengen und engen rhythmischen Gesetze unterzuordnen. Von Recitativ, das die Strophenform aufhebt, ist bei Loewe keine Rede mehr; die verschwindend wenigen Fälle, wo kurze recitirende Phrasen vorübergehend einmal aufzutauchen scheinen, könnten als Ausnahmen nur für die Regel beweisen. In diesem Punkte kehrt er sich aufs Entschiedenste von seinen süddeutschen Vorgängern ab. Durchaus erfindet er nur strophische Melodien, solche nämlich, die sich nicht nur mit der jedesmaligen Länge einer Strophe decken, sondern auch in ihrer Gliederung den inneren Bau derselben und die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Zeilen widerspiegeln. Den Melodien gebührt bei Loewe aber diese Bezeichnung besonders auch deshalb, weil sie dem Vortrag mehrerer Strophen dienen sollen, und der hauptsächliche Empfindungsgehalt derselben in ihnen zusammengedrängt erscheinen muß. Bei kürzeren Balladen — und einige seiner schönsten gehören hierher — reicht der melodische Stoff nur einer Strophe für alle aus. Bei längeren zerlegt sich der Componist das Gedicht gleichsam in Acte, indem er die Hauptgruppen der erzählten Begebenheit von einander absondert und möglichst für jede Strophengruppe eine eigene Melodie bildet. Hiermit allein wäre er nun freilich noch nicht weit über die alten norddeutschen Vorgänger hinausgekommen. Das ganz Neue ist der flüssige Zustand, in dem er die Strophenmelodie fortdauernd erhält. Dieser ermöglicht es ihm, sie dem wechselnden Inhalt des Gedichtes anzupassen, ohne ihr Grundwesen zu zerstören. Oft bedarf es nur geringer Umbiegungen, um der Melodie jene besondere Schattirung zu gewähren, die eine neue Strophe

im Gegensatz zu der vorhergehenden erheischt; es kann sogar genügen, sie vorübergehend der Begleitung als ein Element ein- und unterzuordnen. In anderen Fällen werden stärkere Umbildungen für nöthig befunden. Sie beziehen sich häufig nur auf eine oder einige Zeilen, während die übrigen unverändert bleiben. Je nach Bedürfniß kann aber auch die ganze Melodie eine andere Haltung annehmen. Sie kann von Dur ins Moll der gleichen Tonstufe versetzt auftreten und hier wieder größere oder geringere Abweichungen in ihrer Zeichnung aufzuweisen haben; sie kann auch bei gleichbleibender Tonlage und Führung gleichsam einer anderen Tonart zugehörig erscheinen und dadurch einen neuen Charakter erhalten. In Rückert's Legende „Der Weichdorn" herrscht durch alle acht Strophen nur eine Grundmelodie, aber sie macht wie unter unseren Augen immer neue Metamorphosen durch. Nachdem sie durch zwei Strophen sich gleichgeblieben, erhält sie, als das Weichdörnlein die Jungfrau Maria um die Gabe bittet, die es duften machen soll, ein anderes Gesicht dadurch, daß sie zwar in derselben Tonhöhe bleibt, aber wie eine Moll-Melodie begleitet wird. Als es die Gabe empfangen hat, tritt zu der Melodie eine neue helle Tonart, aber nicht die anfängliche, ein; sie selbst in ihrem ganzen Laufe bleibt auch jetzt noch dieselbe; doch allmälig machen sich allerhand kleine Veränderungen bemerklich, die sie mit immer lieblicherem Reize schmücken, je mehr der Schönheiten und Kräfte gepriesen werden, die dem Strauch nunmehr zu Theil geworden. Ein anderes Verfahren besteht darin, die Zeilen der Strophe zu versetzen, wieder ein anderes, einige Zeilen ganz neu zu machen, die anderen zu lassen, wie sie sind, aber, je nach Erforderniß, von ihren anfänglichen Plätzen zu verschieben. Immer aber geht der Componist mit sicherem Instincte gerade nur so weit in Umsetzungen, Ein- und Ausschaltungen einzelner Glieder vor, als er darf, um die Erinnerung an die Urgestalt nicht aufzuheben. Allbekannt ist die Ballade vom Prinzen Eugen. Während die Urgestalt sonst am Anfang steht, erscheint sie hier erst am Schluß, ist aber vom ersten Tacte an potentiell vorhanden, manchmal nur im Rhythmus, hin und wieder in einzelnen Melodiegliedern, durch die wechselnden Harmonien der Begleitung unsicher beleuchtet. Aber Niemand zweifelt, daß sie es ist, und Alles begrüßt freudig den alten Bekannten, wenn er endlich die Vermummung abwirft und ins volle Licht hinaustritt.

Die Erfindung dieser Compositionsweise ist Loewe's alleiniges Eigenthum. Das sechzehnte Jahrhundert hatte eine gewisse Art, ein Tonstück in ein anderes umzusetzen, die entfernt verwandt genannt werden dürfte, die aber mit ihm unterging. Es ist ausgeschlossen, daß Loewe je davon beeinflußt worden wäre. Die Form der Variation kann man auch nicht vergleichen: bei dieser kommt es darauf an, jedesmal der Melodie als Ganzem ein neues Gewand und einen neuen Charakter zu geben, sie sowohl in ihren allgemeinen Umrissen, als auch in den gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Bestandtheile streng zu respectiren, was Alles bei Loewe nicht der Fall ist. Es kann ihm einmal gut dünken, die Variationenform anzuwenden; in Goethe's „Hochzeitslied" ist es geschehen, aber dieses Stück bildet eine Ausnahme. Variationen sind auf dem Felde der Instrumentalmusik gewachsen, und dahin gehören sie; Loewe's Balladenmethode paßt nur für den Gesang. Bezeichnend ist daher auch, daß, um dem wechselnden Inhalt der Strophen bei wesentlich gleichbleibender Melodie Genüge zu thun, doch die

instrumentale Begleitung nur im beschränktesten Maße herangezogen wird. Kein Mittel schiene näher zu liegen, und von Beethoven an haben unsere Lieder-Sänger sich seiner bedient, das An- und Abschwellen des lyrischen Affects zu unterstützen. Bei Loewe hat die Begleitung eine sehr wichtige Aufgabe, und der Componist scheut sich nicht, ihr Vieles aufzupacken; aber sie dient andern Zwecken. Man könnte noch fragen, ob nicht Dasjenige mit Loewe's Methode Verwandtschaft habe, was man motivische Entwicklung nennt. Es lassen sich aus einem Tongedanken dadurch, daß man ihn in seine Theile zerlegt, diese selbständig weiter führt, oder in neuer Art unter sich oder auch mit andern combinirt, Mengen überraschender Gebilde hervorlocken, deren Reiz zum Theil auch darin beruht, daß sie uns den Stamm, aus dem sie gewachsen sind, immer in vergleichende Erinnerung bringen. Hier fände sich zu dem, was Loewe will, eine Art Analogie. Aber ein andrer und vornehmster Reiz solcher Entwicklungen ist der, daß sie rhythmisch und metrisch schrankenlos frei sind, während der Balladencomponist in dem engen Gehäuse des strophischen Baus sitzt, und auch durch das Metrum der Zeilen beschränkt ist. Wohl können Anklänge an motivische Entwicklungen hier und da bei ihm vorkommen, aber nie können sie zu einer Grundlage seines Stils werden. Wenn Loewe selbst einmal seinen Gegensatz zu Zumsteeg dahin feststellt, daß er die Balladen „unter breiter ausgearbeiteten Motiven gestaltet" habe, so versteht er unter Motiven etwas Anderes: seine strophischen Gebilde nämlich, die er in steter Umbildung ganzen Strecken des Gedichts zu Grunde legte.

Es versteht sich, daß in längeren Balladen, die in mehrere Gruppen zerfallen, auch Zwischenglieder Platz finden dürfen. Die Musik braucht nicht stramm von einer Gruppe zur andern fort zu marschiren. Selbst Rückwendungen können eintreten: namentlich am Schluß wird wohl auf den Anfang zurückgegriffen und, wie in „Elvershöh", der „Gruft der Liebenden", dem „Harald", der „verfallenen Mühle" das Ganze ringartig geschlossen. Immerhin bleibt doch die Form hierin von der Dichtung viel abhängiger, als beim lyrischen Lied, wo der Componist sich für seine musikalischen Bedürfnisse allenfalls durch Textwiederholungen helfen kann. Die Gestaltungskunst hat sich darin zu zeigen, daß die Gruppen im Charakter richtig von einander abgetönt, in gute musikalische Verhältnisse zu einander gebracht und einer Grundstimmung untergeordnet werden. Alles in Allem genommen liegt in der Loewe'schen Ballade eine neue Kunstform vor, die ohne ausländischen Unterbau direct aus dem deutschen Liede herausgewachsen ist. Von keiner größeren Form seiner Zeit läßt sich dies sonst sagen. Auch in Schubert's ausgeführten Gesängen spielt die italienische Dreigliederung eine bedeutende Rolle, die ihm wohl mehr durch die Formen der großen deutschen Instrumentalmeister, als auf directem Wege zugeflossen war. Wir müssen schon auf Sebastian Bach zurückgehen, um dergleichen rein nationale Bildungen anzutreffen. Bach's Orgelchoräle und die aus dieser Form hervorgewachsenen Choralcantaten sind solche ausschließlich deutsche Kunstformen. In den Choralcantaten — ich meine die im engeren Sinne so genannten, denn eine wichtige Rolle spielt ja der Choral in allen — geht ideell das betreffende kirchliche Volkslied durch das ganze Werk, mag dieses noch so lang und vielgestaltig sein. Es kann der

Wahrnehmung auf Augenblicke zu entschwinden scheinen; unter der, allerdings nothwendigen Voraussetzung, daß dem Hörer die Urgestalt des Chorals schon bekannt war, wird er am Schlusse der Cantate immer das Gefühl haben, als habe er ihn niemals gehört. Bei Loewe ist es insofern das Gleiche, als die Idee des strophischen Rhythmus die ganze Ballade, und wäre sie so lang wie der „große Christoph", mit gleicher Stärke durchdringt. Der Hörer kann sich des Reichthums der Gebilde, der ihm entgegenquillt, völlig bewußt werden; er mag sich überfluthen lassen von ihm, jenes Grundgefühl wird ihn dennoch nie loslassen. In dieser Zusammenstellung Loewe's mit Bach, die selbstverständlich keinen Vergleich der beiderseitigen Talentkraft beabsichtigt, verdient es doch auch Beachtung, daß sowohl jene Bach'schen Formen als auch die Ballade Loewe's das alleinige Eigenthum der Deutschen geblieben sind. Sie wurzelten zu tief in besondern nationalen Vorbedingungen, um auch andern Völkern, die Skandinavier vielleicht ausgenommen, anheimelnd zu erscheinen.

Hier und da kommt es ja vor, daß ein Balladengebilde in der dreitheiligen, sogenannten Sonatensatzform verläuft. Die Legende „Johanniswürmchen" gibt ein Beispiel, ein anderes Goethe's „Fischer". Es wäre merkwürdig, wenn Loewe in diese herrschenden Formen nicht zuweilen hineingeglitten wäre, zumal er doch auch selbst Sonaten componirte. Aber wie grundverschieden davon er seine Balladen doch empfunden haben muß, läßt sich nirgends deutlicher als an seinen Schlüssen erkennen. Wenn der Componist ein reiches Tonleben auf- und niederfluthend uns vorübergeführt hat, so empfinden wir ein allmäliges Verströmen desselben wohlthätig und beruhigend. Keiner verfährt gewissenhafter nach diesem Grundsatz als Beethoven: je höher er in irgend einem Sinfoniesatze die Wogen steigen ließ, desto majestätischer und langgezogener läßt er sie endlich zu Strande rollen. Mißt man aber in vielen Loewe'schen Balladen die Strecke von dem Höhepunkte der Handlung und der inneren Erregung bis zum Schlusse des Ganzen, so fällt sie nach dieser Theorie zu kurz aus. Besonders wenn gegen Ende noch eine neue Melodie auftritt; man ist dann geneigt, zu erwarten, daß sie schon ihrer Neuheit wegen ausgiebiger verwendet werde. Ueber diesen Stein des Anstoßes wird man hinweggetragen durch die Gewöhnung, dem Pulsschlag des strophischen Rhythmus zu lauschen. Für den Vortragenden bedingt er freilich auch, daß in Aeußerung der Leidenschaften niemals weiter gegangen werde, als bis zu einem Punkte, von dem aus man sie in kürzester Frist wieder in ihr Bette zurückebben lassen kann.

Wenn Loewe sich mit der Methode seiner Balladencomposition auf den Grund des Volksthümlichen stellt, so thut er es nicht weniger mit der Art seiner Melodiebildung. Der enge Zusammenhang mit Weber wird durch sie am hellsten bezeugt. Und wie man von diesem sagen kann, daß wir, was im modernen Sinne wahrhafter Volkston ist, erst durch ihn ganz erfahren haben, so auch auf seinem Gebiete von Loewe. Den jauchzenden Ton, den beflügelnden Schwung der Weber'schen Musik finden wir bei ihm nicht, weil ihm das dramatische Pathos fehlt. Aber Frische, Treuherzigkeit, Zartheit der Empfindung spendet er uns aus erster Quelle. Wenn Weber der Schiller der Musik, so ist Loewe ihr Uhland. „Der Wirthin Töchterlein", „das Burschen-Comitat", „Harald", „Heinrich der Vogler", das „Hoch-

zeitslied", „Jungfräulein Annika" — ich greife wahllos einige Beispiele heraus — wer hat in unserem Jahrhundert Melodien erfunden, die mit genialerem Treffer den innersten Nerv der Volksempfindung anrühren?

Wie die Weber'sche, so trägt auch Loewe's Musik den romantisch-religiösen Zug, durch welchen im Beginn einer neuen Zeit das unbestimmte, ahnungsvolle Weben der Volksseele nach Aeußerung suchte. André und Kunzen hatten in ihren „Lenore"-Compositionen Choralmelodien benutzt, mit richtigem Verständniß für das Volksliedhafte, was gerade diesen Melodien damals noch zu eigen war. Auch bei Loewe finden wir dergleichen, aber die Art der Benutzung ist um so viel anders als seit einem halben Jahrhundert sich die Volksstimmung geändert hatte. In der Legende „Jungfrau Lorenz", verirrt sich das Mägdlein, das Sonntags früh Blumen suchen geht für einen Kranz um die Stirn des Christusbildes, im tiefen Walde. Der Abend dämmert, die Nacht kommt und das Grauen.

Da vergeht ihr der Athem, da wanket ihr Knie,
Da sinket ohnmächtig zu Boden sie.
„Und muß es hier geschieden sein,
Herr Jesu Christ, erbarm dich mein!"

Schon in den Weisen, zu denen diese Strophe gesungen wird, klingt es, als nahe wie von ferne eine Trostgestalt, und wie nun weiter erzählt wird, es sei der Verlassenen im nächtigen Walde kein Leid geschehen, wohl möge ein Engel über ihr gewacht haben, zieht eine fromme, einfältige Melodie in rührender Schlichtheit vorüber. Was ist das? Es gibt einen Choral, „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr", in dessen letzter Strophe von den Engeln gesungen wird, welche die Seele „in Abraham's Schoß tragen". Er ist es, den Loewe hier benutzt, zunächst in seiner geistreichen Art nur andeutend, hernach läßt er ihn heller hervortreten. Aber auch so ist es nicht der Choral als ganzes Gebild, nur die ersten beiden Zeilen sind genau citirt, die folgenden zwei im gleichen Charakter frei erfunden. Für seinen Zweck genügt dies. Auch Bach webt tiefsinnig Choralmelodien ein, aber immer bleiben sie ihm Symbole von kirchlicher Bedeutung. Diese ist hier nicht vorhanden, nur ein leiser frommer Schauer soll durch die weite schweigende Natur ziehen. Wird die Kenntniß der Melodie und ihres Textes bei Loewe wie bei Bach zum Verständniß der künstlerischen Absicht vorausgesetzt, so doch bei Loewe in viel allgemeinerer Art; um die religiöse Stimmung handelt es sich ihm, nicht um den begrifflichen kirchlichen Inhalt. Es braucht ihn daher auch nicht zu kümmern, daß dieser — in Sterbegedanken bestehend — zu der Situation nicht völlig paßt. Es ist einzig der romantische Anklang, der geweckt werden sollte. Dergleichen Erscheinungen finden sich bei ihm mehrfach. Wenn Papst Gregor die büßende Mutter absolvirt (im fünften Abschnitt der Legende „Gregor auf dem Stein"), erklingt in der Begleitung, wie von einem unsichtbaren Chor aus der Höhe des Domes, ein altkirchlicher Gesang: „Gott sei uns gnädig und barmherzig und gebe uns seinen göttlichen Segen." Die Ballade von Kaiser Otto dem Großen, welcher 941 während der Weihnachtsfeier seinem rebellischen Bruder Heinrich verzieh, hat eine von Stücken eines uralten Adventschorals durchzogene Begleitung, und am Schlusse tritt dieser in seiner vollen Gestalt majestätisch hervor. Unter Byron's „Hebräischen Gesängen", die, theils

rein lyrisch, theils balladenhaft, von Loewe zwischen 1823 und 1826 componirt worden sind, ist ein Klagelied der durch Nebukadnezar in die Verbannung geführten Juden. Loewe läßt es sich nicht entgehen, den Choral „An Wasserflüssen Babylon" anklingen zu lassen. Der zur Mystik des Mittelalters gewendete religiöse Sinn der Zeit ist es auch gewesen, der Loewe's Aufmerksamkeit der Wiederbelebung der Kirchentonarten zuwendet. Er hat ihr Wesen nicht immer richtig verstanden, doch kommt hierauf wenig an, da er nur archaisirende Anklänge erstrebte, die er auf diesem Wege denn auch in vollem Maße gefunden hat.

Das Einführen von poetischen Nebenbeziehungen, die den Horizont ins Dämmernde, Unendliche erweitern, gehört überhaupt zu den Charakterzeichen der Zeit. Man weiß, mit welchem Erfolge Schumann sich dieses Mittels bedient. Loewe ging ihm hierin voran, und mit kaum weniger Geist. Auch auf nicht geistlichem Gebiete hat er Proben davon geliefert. Es gibt eine Ballade „Walpurgisnacht", gedichtet von Willibald Alexis. Ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter, am Tage nach der Nacht zum ersten Mai. Die Mutter hat auf dem Blocksberg geschwärmt. Arglos anfänglich fragt die Tochter nach dem Tumult der vorigen Nacht und dem Treiben der Hexen. Von der Erinnerung an die dort genossene Lust gepackt, antwortet die Mutter immer wilder und frecher, bis sie endlich wie in satanischer Besessenheit ihr Geheimniß herausstößt. Hier auf dem höchsten Punkte der Steigerung läßt Loewe mit aller Kraft die Musik des Hexentanzes aus der Blocksbergscene des Spohr'schen „Faust" einfallen. Heute, da die Oper nur wenig noch gekannt ist, versteht man die Absicht nicht mehr; damals war sie neu, und das Citat wird seine Wirkung nicht verfehlt haben. Sehr merkwürdig ist in der zweiten der drei Balladen vom „Mohrenfürsten" ein Citat aus dem schaurigen Mittelsatze des Beethoven'schen D-dur-Trios. Die Mohrenfürstin harrt des zum Kampfe ausgezogenen Geliebten in der Einsamkeit und unter den nächtigen Schrecken der Tropenwildniß. Hier klingt es herein, erst undeutlich, dann immer unverkennbarer. Die Stelle ist um so phantastischer, als die Melodie schon eine Rückbeziehung auf die erste Ballade einschließt: dort ertönte sie zu Worten des scheidenden Kriegers, die der Harrenden jetzt in der Seele widerklingen. Zu einem vielfach schillernden Gewebe kreuzen sich so die Fäden der Empfindungen. Eine so freie Benutzung fremden Materiales, die natürlich nicht im Mangel eigner Schöpferkraft ihren Grund hatte, sondern in der Lust am Anknüpfen geistreicher Beziehungen, findet sich übrigens in Loewe's Zeit bei Niemandem sonst, auch nicht unter der nächstfolgenden Generation. Gefallen an solchem Spiel zeigt Brahms.

Der Clavierbegleitung in der Loewe'schen Ballade fällt eine umfassendere Aufgabe zu, als beim rein lyrischen Gesange. Sie hat nicht nur die Melodie zu kräftigen und ihr Fortschreiten verständlich zu machen, nicht nur den ausgedrückten Affecten eine tiefere Resonanz zu geben und Andeutungen derselben mit ihren Mitteln auszuführen, es liegt ihr auch die Verbildlichung des erzählten Inhalts ob. Und auf diese ihre Verwendung richtet der Componist die größte Aufmerksamkeit. Es ist dabei nicht an äußerliche Tonspielereien zu denken. Sichtbare bewegte Vorgänge ist die Musik fähig, zu „malen", wenn man es einmal so nennen will, denn eigentlich ist das, was sie verrichtet, etwas ganz anderes, als ein Uebergriff in die bildende Kunst. Nicht die bewegten Dinge an sich will

sie vorführen, sondern die Gefühlsbewegungen, mit denen wir sie sympathetisch begleiten. Ueber diese Grenzen hinaus reicht ihr Vermögen nicht, innerhalb derselben ist es von eindringendster Stärke. Von gewissen Partien der Balladendichtung kann die Musik nur durch dieses Mittel Besitz ergreifen. Soll also eine völlige Wiedergeburt jener in dieser stattfinden, so ist tonbildliche Behandlung unerläßlich. Je nach dem Standpunkt nun, den der Componist dem Dichtungs-Object gegenüber einnimmt, wird ihre Art verschieden sein. In der eigentlichen Lyrik soll die Empfindung alles Gegenständliche möglichst in ihren Erguß verflößen; Bildlichkeiten haben hier nur so weit Statt, als sie dem lyrischen Strom neue Quellen zuführen. Der Balladensänger umschließt zwar auch mit einer Grundempfindung das Ganze, läßt sich aber williger auf das Wesen der Objecte selbst ein. Noch weiter treibt die Entäußerung vom eigenen Ich der Dramatiker; er sucht im Wesen der dargestellten Personen und Zustände vollständig aufzugehen. Keiner von beiden kann der bildnerischen Kraft der Musik entrathen, aber in der Ballade ist sie durch eine lyrische Grundempfindung bedingt und gebunden, welche in der dramatischen Musik wegfällt.

In diesem Sinne hat auch Loewe seine Schildereien angebracht. Sie sind nicht dramatisch geschaut, ebenso wenig, wie dies bei Rede und Gegenrede in den Balladen der Fall ist. Bei lebendigem Vortrage derselben läßt man sich hierüber leicht täuschen. Aber Loewe war kein Dramatiker. Aus seinen Opern hat neuerdings Max Runze eine Anzahl von Arien herausgegeben; ein dankenswerthes Unternehmen, welches aber für Loewe's Begabung, bühnenmäßige Charakterbilder zu zeichnen, doch noch nichts beweist. Hätte er dies besessen, so wäre er wohl kein Balladencomponist geworden, wie umgekehrt Weber die Ballade, wenigstens die durchcomponirte, ganz bei Seite ließ, weil er nur dramatisch fühlte. Weber's Situationsmalerei zeigt viel keckere Striche und leuchtendere Farben, vor Allem auch viel schärfere Gegensätze, als Loewe anwendet. Man merkt, daß sie frei und sichtbar sich vor uns bewegenden Menschen und Vorgängen zur Folie dienen soll. Auch von Weber's Liedern mit Clavier gilt dies; sie haben in der Mehrzahl einen dramatischen Charakter im engsten Wortverstande, und die Musik schließt sich den Vorgängen an, als ob man Personen auf einer Scene agiren sähe. Mancherlei konnte Loewe für seine Zwecke von Zumsteeg lernen. Ich glaube aber doch, daß Weber's Vorbild wichtiger für ihn geworden ist; abgesehen von der allgemeinen inneren Verwandtschaft beider, läßt es sich aus der schlagenden Deutlichkeit der Bilder schließen, die sich bei Loewe findet wie bei Weber, nur daß der Balladencomponist sie dem Charakter seines Stiles angepaßt hat.

Kaum gibt es etwas Genußreicheres, als die langen Galerien Loewe'scher Balladen grade einmal zu diesem Zwecke betrachtend zu durchwandern. Vor dem Reichthum der Schilderungen kann man nur mit höchster Bewunderung stehen, besonders wenn man wahrnimmt, wie ungesucht, gleichsam selbstverständlich in ihnen Alles sich einstellt. Welch ein unheimliches Rascheln und Raunen durchzieht den „Erlkönig"; wie steht das lockende Gespenst vor Augen, undeutlich, wie eine Nebelsäule, fast ohne Regung verharrend, nur einige Male den Arm wie zum Wink erhebend; wie klingt sein Flüstern leidenschaftslos und doch bethörend!

Ein ganz anderer Ton, in dem die zitternde Seele des gestorbenen Kindes vor der Hütte der einsamen Mutter klagt, zärtlich, hülfesuchend — ob je vorher ein Ausdruck gefunden war, wie hier zu den Worten: „Draußen weht es so kalt, draußen weht es so graus?" — und doch nur Schatten von Empfindungen eines einst menschlichen, jetzt körperlosen Etwas, das der Wind über die nächtliche Haide weht („Der späte Gast"). Wiederum anders singt und tanzt im „Herrn Oluf" Erlkönigs Tochter; was hier den Charakter der Musik bestimmt, ist der weibliche Zauber, der den starken Mann umstrickt. Glanz und Behagen vornehmer Tafelgäste malt der Eingang des Goethe'schen Hochzeitliedes. Herolde unter Trompetengeschmetter sehen wir ausreiten, um der Königin Willen dem Volk zu verkünden, rauschende Festmusik, gleichsam ein stolzer Marsch mit melodischem Trio, schildert ihre Vermählungsfeier („Gregor auf dem Stein"). Wie feierlich durchklingt die Erzählung vom Tode Heinrich's IV. der Puls der alten Kaiserglocke zu Speyer; wie wimmert das Armensünderglöcklein beim Sterben seines Sohnes. Unter exotisch gellendem Kriegslärm zieht der Mohrenfürst zur Schlacht; von fern tönt der zurückgebliebenen Geliebten das Kriegshorn; die Nacht sinkt nieder mit ihrem Thau, es fliegt der Glühwurm, die wilden Wüstenthiere regen sich in der Kühle. Schwül drückt die Luft im blumengefüllten Gemach der Jungfrau, die Gestalten ihrer Träume scheinen aus ihr herauszutreten: schlanke Frauen, schwermüthige Jünglinge, Ritter, kaiserliche Würdenträger, stolze mohammedanische Krieger drängen sich im bunt verworrenen Zuge dahin. Am Tajo das alte zerfallene Königsschloß der Westgothen; wir vermeinen dem Künstler nachzufolgen durch den halb verschütteten Gang, welcher zur „Gruft der Liebenden" führt; oben im palmenumrauschten Gemäuer rastet der Wanderer, die wilden Tauben flattern über ihm durch die Fensterbogen, die Blüthen des Citronenbaums wehen herab. Unter schauerlich widernatürlichen Bewegungen sieht der Thürmer die Todten Mitternachts über den Gräbern tanzen; mit athemversetzender Deutlichkeit wird uns vorgeführt, wie das Gerippe am Thurm emporklettert, bis es bei dem erlösenden Glockenschlage klappernd in die Tiefe stürzt. Ergötzlichst schwerfällig kommt die Glocke dem kirchenflüchtigen Kinde nachgewackelt; pfeifend wie die Windsbraut jagt das bierdurstige wilde Heer hinter den ängstlichen Kindern her, die der „getreue Eckart" beruhigt. Lustiges Lagerleben im Heere Prinz Eugen's mit Marketenderscherz und Soldatensang, Kriegsbilder aus Friedrich's des Großen Zeit, und der alte Dessauer an der Leiche seiner Tochter, der nicht so hart verfahren wäre, wie der „alte", gegen sein Gebet taube „Feldherr droben". Napoleon's geisterhafte Heere ziehen in „nächtlicher Heerschau" mit dumpfem Trommelschall unter den Augen des todten Weltbezwingers vorüber. Durch die Hexe von Endor beschworen, steigt vor Saul, dem Israeliterkönige, der Geist Samuel's empor; Finsterniß umrieselt ihn, und wie Wind in Höhlenschlünden heult seine Rede. Im belagerten Babylon schwelgt der Wüstling Belsazar, eine gespenstische Hand erscheint und schreibt an die Wand sein Schicksal, und das Grauen kriecht heran und spinnt um König und Gelaggenossen seine unzerreißbaren Fäden.

Eine neue Welt ist hier aus der Phantasie eines Künstlers geboren, der sich ausschwelgen möchte in Bildern. Es ist zu verstehen, daß er auch in Gedichten, die nicht Balladen sind, mit Vorliebe das Malerische hervorhebt, und daß er

nach Gedichten sucht, die ihm dieses ungezwungen gestatten. Wie Schubert neben dem rein lyrischen Gesang die lyrische Monodie, so hat Loewe neben der Ballade das musikalische Gemälde gepflegt. Die oft componirten „Bilder des Orients" von Stieglitz gehören hierher. Vergleicht man sie mit Marschner's Compositionen, so wird der Unterschied zwischen lyrischer und dramatischer Malerei recht greifbar. Unübertrefflich ist in den „Feuersgedanken" die heimlich schwelende Gluth, das Lecken, das gierige Züngeln, der Drang sich aus den Banden der Menschheit zu befreien und ihr Werk zu vernichten, vor die Phantasie gebracht. Ein ander Mal ist es das Schaffen der Heinzelmännchen, das Treiben der Liliemädchen vom Mummelsee. Irgend ein niedlicher Elfe beschreibt sich seinen „kleinen Haushalt". Die heimgekehrten Schwalben erzählen dem nordischen Lenz von den wundersamen Dingen des Südens. Die „Elfenkönigin" ordnet in der Sommermondnacht ihre Gespielen zum Tanz. Der Geist eines Liebenden schwebt nächtens zur Geliebten über Höhen und Klüfte, und der erste Hahnenschrei ruft ihn ins Grab.

Da die Aufgabe der Schilderung zumeist der Clavierbegleitung zufällt, so wäre die Befürchtung nicht unbegründet, daß der instrumentale Theil bei Loewe den gesanglichen überwuchern und ersticken möchte. Das ist aber nicht der Fall. Loewe sang selbst, zwar nicht mit großer Stimme, aber mit Schulung und Geschmack. Er hatte sich nach Righini's Methode zu bilden gesucht; ein kleiner italianisirender Zug mag daher stammen, der sich auch zuweilen in melodischen Fioriturен und Schnörkeln äußert, die zu dem volksthümlich deutschen Grundcharakter seiner Melodik nicht passen wollen. Niemals wird dem Sänger sein gutes Recht verkürzt. Das Unterscheidende von Loewe's Claviersatz läßt sich vielleicht so am deutlichsten machen. Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann waren sämmtlich auch große Claviercomponisten, Loewe dagegen nicht. Das Clavier redet ihm nicht in dem Grade eine eigene Sprache, wie Jenen. Es war der Dolmetscher seiner poetischen Phantasien; empfing es von diesen das Zeichen, so bewies es, was es konnte, und das war viel; aber aus sich selbst heraus redet es nicht gern. Was man bei Beethoven's, Schubert's, Schumann's Gesängen symphonischen, bei manchen Weber'schen Opernorchesterstil nennen kann, gibt es bei Loewe nicht. In diesem Sinne ist die Verbindung seiner Begleitung mit dem Gesange trotz ihres großen Reichthums eine äußerlichere. Aber dies bedeutet keinen Tadel; der strophische Charakter der Balladen wäre rettungslos zerstört worden, hätte er bei der ungeheuren Fülle seiner malerischen Bewegungen diesen eine selbständigere Entwicklung neben dem Gesange erlaubt.

Reich mit jener Einschränkung, neu an Figuren, Klangfülle und Klangreiz sind auch die Begleitungen seiner Lieder. Wenn man mustert, was er an solchen schon in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts geschaffen hat, wird klar, daß er darin seiner Zeit weit voraus gewesen ist. Unter den Liedern sind viele von außerordentlicher Schönheit. Daß die Erfindungskraft sich am stärksten äußert, wenn das Lied, ohne schon Ballade zu werden, doch etwas mehr gegenständlichen Gehalt hat, als gewöhnlich, erklärt sich aus Loewe's ganzer Eigenthümlichkeit. Es ist nicht zu sagen, wie das „Ständchen" von Uhland und Kugler's

Scene eines Todtentanzes geistreicher und schöner hätten componirt werden können. Trat er dennoch als Lyriker niemals recht auf den ersten Plan, so sind daran zunächst seine eigenen Balladen schuld, zuzweit eine gewisse engere Begrenztheit des Empfindungsausdrucks. Die volksthümliche Melodie stand ihm in ihrer ganzen Herzigkeit zu Gebote, über ihr Gebiet hinaus steigert und verfeinert er den Ausdruck mit Glück in das Gebiet des Zarten, Rührenden, Träumerischen. In die Tiefe der Leidenschaften hinabzusteigen gelingt ihm schwer. Auf dem Balladengebiet ist das anders; wer sehen will, wie er da erschüttern kann, betrachte den dritten Theil des „Gregor auf dem Stein". Hier ist er in dem Reich, das er beherrscht; seine Lyrik mußte neben der Schumann'schen verblassen; aber was vollgewogen an ihr ist, wird schon wieder zu Ehren kommen.

Loewe hat Balladen componirt sein ganzes Leben hindurch; die letzten sind ein Jahr vor seinem Tode erschienen. Indessen gewisse Perioden lassen sich doch unterscheiden. Eine erste längere Pause tritt 1827 ein, und was von 1818 bis hier geschaffen wurde, trägt einen vorwiegend nordischen Zug. Ich übersehe nicht, daß in diese Zeit auch die „Hebräischen Gesänge" fallen; aber es ist Byron's Poesie, und wäre es nicht, so würden doch die drei in ihnen enthaltenen Balladen die Wagschale zu Ungunsten der nordischen nicht beschweren. Die Form hat er endgültig festgestellt, und auch die Kraft der Erfindung ist später wohl kaum höher gewachsen. Für die Romantik der nordischen Elementargeisterwelt und Sagen hat er Klänge und Weisen gefunden, die den Charakter derartiger Schöpfungen in Deutschland dauernd mitbestimmt haben. Eine zweite Periode beginnt 1830 und erstreckt sich bis gegen 1840. In die Zwischenzeit fallen größere Instrumentalwerke und das erste Oratorium „Die Zerstörung von Jerusalem". Die Beschäftigung mit ihnen mag dem Componisten jene gelassenere Ruhe des Meisters gegeben haben, die man den Balladen der zweiten Periode wohl anfühlt. Vierzehn Goethe'sche Balladen gehören ihr an, während die erste Periode von Goethe nur den „Erlkönig" aufweist. Außerdem aber wendet sich Loewe in dieser Periode der Legende zu, die er als eine besondere Art der Ballade liebevoll pflegte. Nicht weniger als deren zwölf entstanden im Jahre 1834, dazu kamen bis 1840 noch weitere acht. Niemand, der Loewe's ganzes Wesen begreifen will, dürfte versäumen, sich die Legenden innerlichst anzueignen. Sind sonst bei den anderen Romantikern immerhin verwandte Stimmungen anzutreffen, wenn schon ihre Ausprägung durch Loewe eigen genug ist — etwas, das sich den Legenden von fern vergleichen ließe, gibt es in der deutschen Musik überhaupt nicht. Die einfältig fromme Weise und rührende Kindlichkeit dergestalt mit Phantastik mischen zu können, dazu bedurfte es eben grade einer Natur, wie die seinige war. Empfindungen wie unter dem Weihnachtsbaum beschleichen die Seele des Hörers. Da ist die Jungfrau, die im Walde sich verirrt, unter dem Schutze der Engel schläft und von einem Hirschlein heimgeleitet wird. Da ist das frierende verwaiste Kind, das am Christabend die Gassen durcheilt, auf die der Glanz der Lichterbäume hinausstrahlt, und das von Engeln sacht emporgehoben wird in die ewige Heimath, um dort sein schöneres Weihnachtsfest zu feiern. Ein frommer Landmann ladet sich den Herrn Christus als Sonntagsgast; ein armer Greis tritt bei ihm ein, und er erkennt, daß in diesem

der Heiland seine Bitte erfüllt. Ein häßliches Mägdlein trifft Maria und das Christuskind auf der Flucht; es labt sie mit Milch und herzt den Knaben; zu Hause angekommen, tritt sie zum Brunnen, und ein in Schönheit verwandeltes Gesicht strahlt ihr entgegen. Der heilige Johannes findet ein Würmlein am Wege, er rettet und segnet es; da fängt es an zu leuchten und zieht wie ein Stern durch die Nacht. Aber auch Ernst und Tragik haben in den Legenden Platz: der ewige Jude findet im Gebet vor dem Kreuze den endlichen Frieden, Nepomuk, von den Henkern König Wenzel's in die Moldau gestürzt, wird von den Wellen sanft dahingetragen, unter Gesang löst sich sein Geist vom Körper und schwebt aufwärts. Das mächtigste Werk ist unstreitig „Gregor auf dem Stein", aber auch die Legende in Goethe's „Paria" ist an reizenden und erschütternden Momenten reich, und im „großen Christoph" sind Frömmigkeit und Humor zu einem unvergleichlichen Meisterstück verbunden.

In diese zweite Periode fällt auch eine Reihe von polnischen Balladen des Adam Mizkiewitsch, die Loewe in Blankensee's Uebersetzung componirt hat und die theilweise zu seinen schönsten gehören. Einmal in die polnische Sphäre hineingerathen, ließ er ihnen den von Ludwig Giesebrecht gedichteten Balladenkreis „Esther" noch in demselben Jahre (1835) folgen. Daß Balladen ganz dialogisch verlaufen können, ist bekannt; es braucht nur an Uhland's „Schloß am Meer" erinnert zu werden. Etwas Anderes ist es noch, wenn man den Verlauf der Begebenheiten durchaus, oder fast durchaus, durch den Mund der miterlebenden Hauptperson erfährt. Hier muß die Musik einen subjectiveren Charakter annehmen, der leicht über die Grenzen des Balladenmäßigen hinausgreift. Loewe hat mehrere solcher Gedichte componirt. Schon Platen's „Pilgrim vor St. Just" kann dahin gerechnet werden, doch ist hier der Balladenton mit meisterlicher Sicherheit festgehalten, und wer dessen eigenes Wesen sich recht einleuchtend machen will, vergleiche dieses Stück mit Schubert's Monodie „Die junge Nonne". In „Esther" hat ihn jene Sicherheit bisweilen verlassen, zum Theil sind es Arien, die die Geliebte König Kasimir's von Polen singt. Ein anderes, nur um ein Jahr älteres Werk, „Der Bergmann. Ein Liederkreis in Balladenform" ist stileinheitlicher, was allerdings durch die Dichtung erleichtert wurde. Ich berühre diese Dinge, weil sie ein ästhetisches Problem einschließen, das seine ganze Bedeutung erst dann hervorkehrt, wenn die Form der Ballade auf ein anderes Gebiet übertragen wird, als des Gesanges einer Stimme mit Clavier.

Will man die Periodisirung noch weiter fortsetzen, so würde ein dritter Abschnitt von den Jahren 1843 und 1847 eingeschlossen werden, und der vierte und letzte erstreckte sich von 1850 bis zum Ende. Immer kehrt nach ziemlich gleich langen Ruhepausen der Meister zu seiner Lieblingsgattung zurück. In manchen Balladen der vierziger Jahre: im „Prinz Eugen", dem „Mohrenfürsten", „Tod und Tödin", „Hueska", der „verfallenen Mühle", fließt die Erfindung so reich, wie je in den besten Stücken früherer Zeit. Aber die Gaben, mit denen er sich einstellt, werden seltener. Von den Werken des Alters hat der „Archibald Douglas" noch einen großen und nachhaltigen Eindruck gemacht; ich glaube, daß man diese, mehr effect- als gehaltvolle Ballade überschätzt, jedenfalls beweist sie aber mit mehreren anderen, daß Loewe sich auch jetzt noch lange nicht ver-

ausgabt hatte. Wenn man seine äußeren Lebensverhältnisse in Betracht zieht, erscheint dies merkwürdig genug. Von 1820 an saß er in Stettin, einer vom Kunstverkehr abgelegenen Stadt, als Musikdirector, Organist und Gymnasialmusiklehrer. Eine bescheidene Position, und die Organe, durch die er wirken konnte, das Publicum, das ihn verstehen sollte, mußte er sich erst erziehen. Die Kunstreisen, auf denen er seine Balladen vortrug, genügten nicht, um ihn mit der Musikwelt draußen in dauerndem anregenden Verkehr zu erhalten. Eine Kraft, die unter solchen Verhältnissen bis ans siebenzigste Lebensjahr hin nicht versiegt, mag man wohl eine seltene heißen.

V.

Wenn in der Kunstgeschichte etwas Neues hervorgetreten ist, so fragt man nicht nur, woher es kam, sondern auch wohin es geht. Was ist aus Loewe's Ballade geworden unter den Händen späterer Künstler, oder haben sie die Hände überhaupt davon gelassen? Eingangs wurde festgestellt, daß die Theilnahme für sie in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts rasch erkaltet sei. Daran müssen die Künstler, welche gegenwärtig das Ohr des Publicums haben, selbst mit schuld sein; „sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben", gilt in etwas verändertem Sinne auch von diesem Fall.

Indessen so ganz summarisch läßt sich doch vom Niedergang der Ballade nicht sprechen. Es verzweigen sich in ihre Schicksale sogar allerhand Fragen, die einmal für die Zukunft der deutschen Tonkunst von hoher Bedeutung werden könnten.

Unter den Führern der jüngeren Romantik — schwächere Geister, wie Reißiger und Andere, seien hier bei Seite gelassen — steht Mendelssohn der Ballade am fernsten. Merkwürdig ist das, da Loewe grade mit Berlin noch die lebhafteste Fühlung besaß, wie denn auch seine Musik von König Friedrich Wilhelm IV. besonders geliebt wurde, und da gewisse Eigenschaften seiner phantastischen Bilderwelt verwandte Neigungen bei Mendelssohn wecken mußten. Aber die Thatsache steht fest, daß Mendelssohn kein Werk in der Loewe'schen Form der Ballade für eine Singstimme und Clavier geschaffen hat.

Anders verhält es sich mit Schumann. Wir wissen, mit welcher Sympathie er dem großen Talente des älteren Meisters entgegengekommen ist. Er hat auch selbst Balladen componirt, ein Dutzend etwa. Aber nur einige davon zeigen Loewe's Stil: die „Löwenbraut", die „beiden Grenadiere", die „Frühlingsfahrt", „Blondel's Lied", die letzten beiden wohl am reinsten. Auch die „feindlichen Brüder" könnte man noch einbeziehen; daß die Gedichte von ihren Verfassern zum Theil Romanzen genannt werden, darauf kommt gegenüber den scharf ausgeprägten Merkmalen der musikalischen Ballade nichts an. Die übrigen aber haben andere Formen. Im „Waldesgespräch" und „Schatzgräber" herrscht das Renaissance-Princip von Satz, Gegensatz und Wiederholung, in dem gewaltigen „Belsatzar" die Form einer nach Zwischensätzen stets wiederkehrenden Hauptpartie. Im „Handschuh" ist jede Strophe neu componirt; man würde sagen können, daß die Methode von Zumsteeg's „Lenore" hier befolgt sei, böte Schumann wirklich Melodien und nicht nur arioſe Phrasen. Seine declamirten

Balladen mit melodramatischer Begleitung, „Schön Hedwig", „Haideknabe", „Flüchtlinge" weisen sogar auf Kunzen zurück. Im Ganzen ist der Eindruck dieser, daß bei Schumann die Ballade sich im Auflösungsproceß befindet.

Brahms endlich, um bis auf die jüngste Gegenwart herabzugehen, hat nach der Ballade nur wie im Vorüberstreifen die Hand ausgestreckt. Seinen durchdringenden Blick für Formeigenthümlichkeiten hat er auch hier bewährt: der „Edward" und die „Walpurgisnacht", beide dem älteren Meister wie absichtlich nachcomponirt, wahren streng seine Form. Der pittoreske Zug fehlt ihnen, wie auch Schumann diesen vermissen läßt. Eichendorff's „Nonne und Ritter", eine Ballade, die Loewe sicherlich als solche, das heißt für eine Stimme componirt haben würde, ist von Brahms als Duett behandelt. Auch in den Vortrag der andern beiden Balladen theilen sich zwei Stimmen, was gegen Loewe's Grundsatz gewesen wäre. Dessen Forderung ging sogar dahin, daß der Balladensänger sich auch selbst am Clavier begleite, was für den Vortrag durchaus nicht unwesentlich ist. Der Sänger wird dadurch in einen Zustand der Gebundenheit gesetzt, der ihn zwingt, im Ausdruck Maß zu halten, und namentlich den Affect redend eingeführter Personen nicht zu übertreiben. Charakteristik sollte da sein, selbst mimische Mittel hat Loewe, wie mir sein Schüler Kurth in Bremen seiner Zeit erzählte, beim Vortrage nicht verschmäht. Aber alles Das sollte auf Andeutungen beschränkt bleiben. Steht der Sänger selbständig neben dem Spieler, so ist die Gefahr vorhanden, daß er für seinen Theil zu viel thut, und sind es gar zwei, so ist es fast unvermeidlich, daß sie in den Stil der dramatischen Scene verfallen.

Es kann vorkommen, daß Formen der Gesangsmusik auf instrumentale einwirken. Für das Umgekehrte hat unser Jahrhundert Belege genug erbracht; Beispiele für jenen andern Proceß bietet das vorige Jahrhundert. Ist etwa solches auch bei der Loewe'schen Ballade geschehen? Nur soweit es sich um die Uebertragung gewisser Stimmungen handelt. Instrumentalballaden und -Legenden für Clavier, für Violine, Viola, auch für Orchester gibt es. Aber ihr Stammbaum führt den Forscher endlich auf die Instrumentalromanze zurück, die von Mozart ihren Ausgang nahm.

Soweit hat die Ueberschau wenig Positives ans Licht gefördert. Aber von Loewe's Ballade geht noch ein anderer Weg aus, und diesen hat er selbst gewiesen. Bekanntlich hatte Goethe eine „Erste Walpurgisnacht" gedichtet und sich dazu der Cantatenform bedient. Loewe hat sie 1833 als „Ballade" componirt, aber, nachdem er sich anfänglich nur auf Clavierbegleitung beschränkt hatte, hernach großes Orchester an ihre Stelle gesetzt, welches den Sologesängen und Chören erst festen Grund, den Tonmalereien die rechte Eindringlichkeit verleiht. In eine neue Gattung wollte er damit nicht übergetreten sein; deutlich kann man sehen, wie er sich bemüht, seine Balladenmethode auch hier anzuwenden, obwohl die Fügung des Gedichts ihr widerstrebt. Aber die Brücke zum Oratorium war geschlagen, und auf sie ist er alsbald getreten.

In der Oratoriencomposition war Loewe damals kein Neuling mehr. Er hatte 1829 eine „Zerstörung von Jerusalem" in die Oeffentlichkeit gebracht und war schon seit 1824 mit einem Werk beschäftigt, das die wichtigsten Ereignisse

aus der Geschichte Christi und seiner Jünger im Anschluß an die Feste des Kirchenjahres oratorienmäßig behandelte. Seine amtliche Stellung sowohl, wie sein religiöser Sinn mußten ihn zum Oratorium locken; die Anschauungen jener Zeit machten zwischen religiöser und kirchlicher Musik keinen Unterschied, was entschuldbar scheint, da ein evangelisch-kirchlicher Musikstil überhaupt nicht mehr bestand. Geistliche Oratorien hat er später noch mehrere geschrieben, doch die „Zerstörung" wollte ich zu diesen nicht eigentlich gerechnet haben. In einzelnen Zügen das große Talent und den geistreichen Kopf seines Schöpfers verrathend, ist dieses Oratorium als Ganzes doch eine stilistische Unmöglichkeit, in dem Opernmelodien und Theatereffecte mit den Formen kunstvoll und streng gearbeiteter Chormusik zu einer gezwungenen Verbindung sich haben bequemen müssen. Dieser Weg führte in die Wildniß, aber nicht zur Höhe des Ideals. Besser sollte es ihm von der Ballade oder Legende aus glücken. Die Dichtung Giesebrecht's von den „Sieben Schläfern" ist eine solche. Zur Zeit der Christenverfolgungen unter Decius flüchten sieben Söhne eines vornehmen Ephesers, die dem neuen Glauben anhangen, in eine Gebirgshöhle, werden dort entdeckt, eingemauert und von den Christen als Märtyrer verehrt. Nach 190 Jahren, da inzwischen das Christenthum herrschende Religion geworden, wird die Höhle geöffnet, und man findet die sieben Brüder lebend und in dem Wahn, nur eine Nacht durchschlafen zu haben. Loewe componirte das Oratorium 1833 in demselben Jahre, wie Goethe's „Walpurgisnacht", und ein Jahr bevor er sich mit ganzer Kraft auf die legendenhafte Ballade warf. Wie diese Dinge zusammenhängen, sieht Jeder. Auch das Oratorium „Johann Huß", das, um den schwächlichen „Gutenberg" zu übergehen, neun Jahre nach den „Sieben Schläfern" erschien, darf nur als erweiterte Ballade aufgefaßt werden. Die Merkmale derselben sind leicht zu finden. Sie liegen in dem Genrehaften der Empfindungen, der Kleinheit der Formen, und der lyrischen Stimmung, welche farbig um die Ereignisse spielt, anstatt sie durch ihre eigene Contouren wirken zu lassen. Das technische Rüstzeug für ein Oratorium im großen Stile Händel's oder Haydn's fehlte Loewe wohl nicht; er war aus Türk's solider Schule hervorgegangen und hat augenscheinlich mit großem Fleiße seine Geschicklichkeit als Componist nach den verschiedensten Seiten entwickelt, auch nach solchen, welche die damalige Zeit noch wenig würdigte. Aber den Blick für größere musikalische Verhältnisse hatte er, mit der strophischen Balladencomposition lebenslang vorwiegend beschäftigt, nicht genügend ausgebildet. Die Mittel des Sologesangs, Chors und Orchesters wußte er nicht in entsprechender Breite zu verwenden.

Loewe's balladische Oratorien haben sich nicht halten können, trotz der Menge musikalischer Schönheiten, geistreicher Einfälle und einzelner Würfe von packender Neuheit. Aber sein Verdienst als Pfadfinder wird dadurch nicht geschmälert. Der Erste, den wir auf seinen Bahnen finden, ist verwunderlicherweise Mendelssohn. Seine allbekannte Composition der Goethe'schen „Walpurgisnacht" ist zwar im ersten Entwurf älter als die Loewe'sche, aber ihre endgültige Gestaltung fand erst neun Jahre nach dieser statt, und daß er in seinem Bannkreis sich bewegte, zeigt deutlicher als alles Andere der Umstand, daß er sein Werk, Goethe's Vorschrift entgegen, nicht Cantate, sondern Ballade nannte. Schumann folgte 1843

nach mit „Paradies und Peri", Gade 1846 mit der „Comala". Beide haben dann die Arbeit in dieser Richtung mit Eifer fortgesetzt: der Däne mit „Erlkönigs Tochter", den „Kreuzfahrern" und andern Werken gleichen oder ähnlichen Stils, der Deutsche mit der „Rose Pilgerfahrt", den Balladen „Königssohn", „des Sängers Fluch", „Page und Königstochter", „das Glück von Edenhall". Componisten geringerer Kraft haben sich ihnen angeschlossen.

Daß das Oratorium als Kunstgattung sich mit der Ballade nahe berührt, ist leicht zu sehen. Bei beiden handelt es sich um bedeutende oder doch interessante Begebenheiten, deren lyrischer Gehalt durch die Musik entbunden werden soll. Welchen Lebenskreisen diese Begebenheiten entnommen werden, ob der heiligen oder profanen Geschichte, ob der Sage oder dem Naturleben, ist dieser Forderung gegenüber gleichgültig. Dem Oratorium war von seiner Entstehungsgeschichte ein gewisser erbaulicher Zug anhaften geblieben; sonst haben die Italiener, haben nach ihnen Händel und Haydn von ihrer wohlverbrieften Freiheit immer Gebrauch gemacht, sich die Stoffe zu holen, von welchen Gebieten sie wollten. Auch der erbauliche Charakter ist für die Gattung, wenn man die Sache rein ästhetisch betrachtet, unwesentlich. Nur eine gewisse Wichtigkeit und Größe des Gegenstandes erscheint nothwendig, wenn man zu seiner musikalischen Behandlung die gesammten Mächte der Tonkunst: Solo, Chorgesang und Orchester, aufbietet: das Dargestellte muß zu den darstellenden Mitteln im Verhältniß stehen. Naturgemäß werden die geeigneten Stoffe leichter im Gebiete der heiligen Geschichte oder Legende gefunden werden, da diese ungezwungen zu dem Göttlichen in Beziehung gesetzt und so ins Erhabene gesteigert werden können. Aber wer den richtigen Blick hat, findet sie auch anderswo: die Besiegung der Römer durch Arminius, die Romfahrt eines deutschen Heerführers, die Entdeckung der neuen Welt, auch Sagen des classischen Alterthums wie „Amor und Psyche", Thaten und Erlebnisse antiker Helden, wie Odysseus und Achilleus sind sicherlich für das Oratorium oder die Ballade im größten Stil würdige Objecte, und Goethe hat in der „ersten Walpurgisnacht" gezeigt, wie auch die Welt heidnischen Götterglaubens zu diesem Zwecke fruchtbar gemacht werden kann. Ist doch auch nur zu wünschen, daß die Tonkunst nicht außerhalb unseres, gegen früher so mächtig erweiterten Anschauungskreises stehen bleibe; die Folge würde sonst sein, daß sie die Fühlung mit dem Leben und damit ihre eigene Wirkungskraft einbüßte.

Die Schwierigkeiten, welche zu überwinden sind, um zu einer feststehenden Form des balladischen Oratoriums zu gelangen, scheinen hauptsächlich in zwei Dingen gelegen zu sein: in der Gestaltung der Dichtung und in der Verwendung des Sologesanges. Es ist ausgeschlossen, daß der Musiker die fertige Ballade des Dichters hernimmt und componirt, wie es bei Einzelgesang mit Clavier geschieht. Ausnahmsweise kann das Unternehmen einmal gelingen, wie es bei Bruch's „Schön Ellen" gelungen ist. Aber im Allgemeinen sind die musikalischen Mittel, welche in Bewegung gesetzt werden sollen, viel zu schwer und wuchtig, bedürfen daher von Seiten des Componisten einer viel zu großen Umsicht in der Abwechslung und Abtönung ihres Gebrauchs, als daß der Dichter ihm nicht nach dieser Richtung hin vorarbeiten müßte. Wie zwischen Erzählung und persönlicher Rede oder Dialog abzuwechseln ist, wann die Erzählung einem Einzelsänger

oder dem Chor zufällt, ob überhaupt nicht die Erzählung als solche auszumerzen und der thatsächliche Stoff in den Dialog einzuarbeiten sei, sind Fragen von Wichtigkeit, deren Lösung wohl nur durch lange Praxis herbeizuführen wäre. Es ist der unermeßliche Vortheil, in dem sich das alte italienisch-deutsche Oratorium dem neuen Balladen-Oratorium gegenüber befindet, daß jenes sich auf eine mehrhundertjährige bewährte Tradition stützen kann, während für dieses die poetische Technik erst geschaffen werden muß. Bei solchen Anfangsversuchen geht es ohne Mißgriffe niemals ab. Das reichste und genialste Werk der neuen Gattung, Schumann's „Paradies und Peri", weiß davon zu sagen. Es kann keine schönere Musik geben als diese, aber ihre Gesammtwirkung ist stumpf, weil die Disposition der Begebenheiten und der Darstellungsmittel nicht völlig gelungen ist. Auch der Einrichtung der von Schumann componirten Balladen Uhland's und Geibel's fühlt sich der Zwang an, der dadurch entstehen mußte, daß man sich mit abgeschlossenen Dichtungen wohl oder übel abzufinden hatte. Vollständig gelungen ist die Formung eines Balladenstoffes zu einem oratorienhaften Text bis jetzt eigentlich nur einmal, in Goethe's „Walpurgisnacht", und mit Mendelssohn's Musik, die derjenigen Loewe's an Reichthum und breit entwickelten Formen weit voransteht, darf sie vorläufig als das Musterwerk der Gattung gelten. Goethe's „Rinaldo", schön von Brahms componirt, und Gade's „Comala" kommen dem Ideale wenigstens nahe, das wir uns von der Gattung zu machen geschichtlich und ästhetisch berechtigt sind.

Das alte Oratorium ist von der dramatischen Musik ausgegangen. Es hat sich mehr und mehr ins Charakteristisch-Lyrische hineingebildet, und Händel hat diesen seinen Stil endgültig festgestellt. Aber der äußere, drama-ähnliche Zuschnitt ist in den meisten Fällen stehen geblieben. Nicht erzählte, sondern gleichsam erlebte Begebenheiten werden uns vorgeführt; Einzelsänger und Chöre wirken unter der Maske bestimmter Persönlichkeiten. Diese Scheindramatik hat einen tiefen musikalischen Grund. Sie ist das einzige Mittel, den menschlichen Gesang für künstlerische Zwecke voll zur Ausnutzung zu bringen. Unwillkürlich steht der Sänger einem nur referirenden Texte mit einer gewissen Kühle der Nichtbetheiligung gegenüber. Erst wenn ihm die Fiction gestattet ist, sich mit einer bestimmten Persönlichkeit eins zu wissen, entfaltet er die volle Lebhaftigkeit und Durchgeistigung des Ausdrucks, deren das menschliche Organ fähig ist und durch die es seine Ueberlegenheit über die instrumentalen Organe größtentheils zu behaupten hat. Dies hat niemals Jemand besser gewußt als der Italiener; er würde verlegen sein, was er zu erzählend lyrischem Gesange, wie er in „Paradies und Peri" sich lang hinstreckt, für eine Miene aufsetzen soll, da er doch selbstverständlich etwas darstellen will.

Beim balladischen Oratorium liegt die Sache umgekehrt. Nicht das Drama war zuerst da, sondern die epische Erzählung; sie muß, wenigstens in einigen Theilen, zur Scheindramatik erhoben werden, soll anders die volle musikalische Wirkung sich einstellen. Gelingt dies dem Dichter, so steht der Musiker vor der neuen Aufgabe, wie dergleichen Partien zu componiren sind. Ins Opernmäßige darf er nicht verfallen; Loewe ist in dieser Beziehung ein warnendes Beispiel; er fühlte sich nicht sicher auf der Grenze, die hier zwischen den entgegengesetzten

Gattungen hinläuft, er schädigt durch theatralische Arien den Eindruck seiner Balladen-Oratorien, wie er denn selbst in einstimmigen Balladen wie „Esther" in den Opernstil hineingeräth. Die alten Sologesangsformen sind heutzutage fast untergegangen, die Arie sowohl wie das Recitativ. Man kann das tief beklagen, ändert aber dadurch an der Thatsache nichts. Ich glaube indessen, daß die Arie, die den stärksten individuellen Vortrag verlangt, für den Einzelgesang in der Ballade auch nicht die richtige Form wäre; nach der ganzen Entwicklung unserer Musik und nach der Entstehung der neuen Gattung selbst könnte es wohl nur das Lied sein. Auf diesen Ausgangspunkt blickend, schiene uns auch das Recitativ entbehrlich, insofern es im alten Oratorium den Faden der Thatsachen spann, an dem sich die Tonbilder aufreihen. Der Ballade ist ein sprunghaftes Wesen eigen; sie liebt es, die Hauptereignisse hinzustellen und überläßt deren Verbindung der Phantasie der Hörer. So können auch Tonwerke einheitlich und befriedigend wirken, die nur eine Reihe von Bildern vorüberführen, zwischen denen ein loser Zusammenhang besteht. Bruch's „Scenen aus der Frithjofssage" erhärten diese Möglichkeit nachdrücklichst; ihre Verbindung ist so locker wie nur denkbar, der Rhythmus des Contrastes, in dem sie sich abspielen, ist ihr vornehmstes einigendes Band; dieser ist stark genug, um zusammen mit dem inneren Gewicht der einzelnen Tonbilder dem Werke nun schon dreißig Jahre lang einen Ehrenplatz zu gewährleisten unter den Compositionen gleicher Gattung.

Aber freilich, daß wir deshalb nun verzichten wollten auf die Kunstformen einer großen Vergangenheit, möchte ich damit nicht gesagt haben. Etwas Neues ist im Werden, aber es kann werden, ohne daß mit dem gebrochen würde, was früher bestand. Als Johann Adam Hiller seine ersten Liederspiele schrieb, wäre wohl Niemand kühn genug gewesen, zu prophezeien, daß nur dreißig Jahre später auf demselben Boden eine „Zauberflöte" und nach abermals zehn Jahren ein „Fidelio" erwachsen würde. Das konnte geschehen, weil das strebkräftige Neue mit dem bewährten Alten eine Mischung einging, die beide stärkte. Vielleicht ist es dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehalten, auf anderem Gebiete Aehnliches zu erleben.

Doch das sind Zukunftsgedanken, und die Gestaltung unserer musikalischen Zukunft ruht bei den Künstlern.

Die vier Schleswiger Runensteine.

Von

R. von Liliencron.

Schon wiederholt haben vier Runensteine, welche, in nächster Nähe der Stadt Schleswig, südlich vor dem Danevirke gefunden sind, die Runen- und Geschichtsforscher beschäftigt und das öffentliche Interesse auf sich gezogen. Zwei davon wurden gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in der Gegend des heute sogenannten Königshügels gefunden, der eine, leider in der Mitte zerklüftet, am Ufer des Selker Noors, wo er als Fußgängerbrücke gedient hatte, der andere vor dem Hof von Wedelspang im Sande, an einem kleinen, heute kaum mehr erkennbaren Hügel. Landgraf Karl von Hessen, ein großer Freund von Alterthümern, der damals als Statthalter der Herzogthümer auf Schloß Gottorf wohnte, erwarb diese Steine und stellte sie im Park seines Sommersitzes Luisenlund innerhalb einer Steinsetzung auf, wo sie sich noch heute befinden. Der dritte ward im Jahre 1857 auf der Höhe von Bustorf verschüttet neben einem Hügel gefunden, von dem er herabgeglitten war, wie seine Lage bekundete. Von da zur Stadt gebracht, war er schon zum Zerklopfen verurtheilt; glücklicherweise errieth der Steinmetz den Werth der wunderlichen Zeichen auf dem Steine. Die Regierung kaufte nun Hügel und Stein und ließ ihn wieder an seinen ehemaligen Platz bringen. Ganz kürzlich ist auf Anordnung des Ministeriums unter meiner und des Baurath Hotzen's Leitung der Stein auf den Scheitel des Grabhügels gebracht, wo er offenbar ursprünglich gestanden hatte. Hier wurde er aus seiner bisherigen falschen Lage richtig auf den Fuß gestellt, und zugleich sind einer auch für das Alterthum bezeugten Uebung gemäß die Runenzeichen durch rothe Farbe kräftig hervorgehoben. So steht er jetzt weithin sichtbar da, als wäre der alte Held, dem er gilt, erst unter den jüngsten Kämpfen am Danevirke in den Hügel eingefahren, statt in den ältesten, von denen Kunde auf uns gekommen ist. Der vierte der Steine wurde erst im Jahre 1887 beim Abtragen der Wälle des Schlosses Gottorf in den Fundamenten gefunden. Seine Inschrift ergibt, daß er einst an gleichem Orte gestanden haben wird, wie der kleinere der Luisenlunder Steine. Aus der Gegend des Königshügels also muß

er in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wohl mit anderen Steinen zum Bau der Gottorfi'schen Wälle zur Stadt gebracht worden sein. Er ist, wie wir sehen werden, so zu sagen ein Zwilling jenes einen Luisenlunder Steins und befindet sich gegenwärtig im Kieler Museum für vaterländische Alterthümer.

Das Ergebniß der älteren Untersuchungen über die früher gefundenen Steine ist berichtigt und ergänzt, aber immer noch ungenügend in Thorsen's Schrift „De Danske Runemindesmærker" dargelegt. Erst die Entdeckung des jüngsten Gottorfer Steines ließ ein helleres Licht in die ganze Sache fallen. In der kleinen Schrift „Der Runenstein von Gottorf" (Kiel 1888) habe ich in Verbindung mit dem inzwischen verstorbenen Professor Handelmann in Kiel nachgewiesen, daß dieser und der zu ihm gehörende Luisenlunder Stein Namen enthält, welche sich bei altdänischen wie altdeutschen Geschichtsschreibern wiederfinden und aus denen sich ein höchst merkwürdiger geschichtlicher Hintergrund des Ganzen ergibt. Zuletzt aber hat dann der durch seine ausgezeichneten Runenforschungen berühmte dänische Gelehrte L. F. A. Wimmer in einer Festschrift zur goldenen Hochzeit des dänischen Königspaares „Sonderjüllands historiske Runemindesmaerker" (Kjöbenhavn 1892) alle vier Steine noch einmal im Zusammenhang behandelt. Er hat dabei einige von meinen und Handelmann's Aufstellungen theils durch sprachliche Beobachtungen, theils durch scharfsinnige Conjecturen berichtigt; Berichtigungen, denen wohl der verstorbene Handelmann sich so willig anschließen würde, wie ich es thue. Vor Allem aber hat er durch Heranziehung zweier von uns nicht beachteter Stellen in Adam's von Bremen Hamburgischer Bischofsgeschichte den historischen Horizont der Sache noch in bedeutsamer Weise erweitert. Damit möchte wohl vorläufig, bis etwa neue Funde desselben Umkreises auftauchen sollten, die Untersuchung im Wesentlichen abgeschlossen sein. Von ihren Ergebnissen Kenntniß zu nehmen, wird auch für weitere Kreise anziehend sein. Ehe ich hier darüber berichte, will ich aber einige allgemeine Bemerkungen über die Runen voraufschicken, da über ihr Wesen oft recht unklare Vorstellungen zu walten pflegen.

I.

Es ist im Anfang unserer Zeitrechnung geschehen, jedenfalls nicht später als im zweiten Jahrhundert, daß einer unserer Altvordern auf die Bedeutung der von den Römern gebrauchten Buchstabenzeichen aufmerksam wurde, mag dies nun an der Grenze des römischen Reichs bei den Galliern etwa oder in Italien selbst geschehen sein. Das Eine ist ja so leicht möglich wie das Andere; denn zwischen der alten Römerwelt und den nach Westen vordrängenden germanischen Stämmen fanden damals längst die mannigfachsten Berührungen statt. Diese Germanen von damals waren nichts weniger als wilde bildungsfeindliche Horden, wie etwa die Hunnen oder Avaren der späteren Jahrhunderte. Das zeigt uns schon das Bild, welches Tacitus in seiner Germania von ihnen entwirft. Mag auch immerhin dieses Bild zu Nutz und Frommen der römischen Leser des großen Historikers mit idealisirender Hand gezeichnet sein, so bestätigen doch zahlreiche Ueberlieferungen auf den verschiedensten Gebieten des Culturlebens seine Richtigkeit und Zuverlässigkeit in den Hauptzügen. Sie zeigen uns eine in Staat und Familie,

in edlen Sitten und an Tiefe des Geistes hoch stehende Völkergruppe. Die hohe und geheimnißvolle Kunst des Schreibens war ihnen aber trotzdem noch verborgen geblieben. Wenn uns Tacitus berichtet, daß die germanischen Jünglinge und Jungfrauen nicht wie die römischen der Kunst mächtig seien, sich in heimlichen Liebesbriefen zu verständigen, so sagt er, genau betrachtet, doch damit zugleich, daß auch den Weisen im Volke das Schreiben noch ein verborgenes Räthsel blieb. Denn wenn erst die Weisen es verstanden hätten, würde auch die Weisheit der Verliebten es bald genug gelernt haben.

Es ist durchaus nicht etwa ein Spott, wenn ich das Schreiben eine hohe und geheimnißvolle Kunst nannte. Heute freilich, wo schon die Unmündigen es lernen, mag uns die Sache kindlich einfach erscheinen. Denken wir uns aber in eine Urzeit zurück: ist es denn nicht eine überaus wundersame Erkenntniß, die dabei zu Grunde liegt, daß der ganze bunte und flüchtige Reichthum der Laute und Töne, in denen wir sprechend den gesammten Inhalt unseres Geistes und Gemüthes offenbaren, sich in eine eng begrenzte Reihe von Lauten zerlegen und sich aus etwa vierundzwanzig nach Lippe, Zähnen und Gaumen deutlich gesonderten Zeichen zusammensetzen und äußerlich sichtbar aufbauen läßt? Bei der Betrachtung des fünfzehnten Jahrhunderts, in dem die Cultur der Menschheit so staunenswerthe Fortschritte machte, blicken wir mit vollberechtigter Bewunderung auf die Buchdruckerkunst, die eine bis dahin unmöglich rasche und an Zahl unbeschränkte Vervielfältigung und Verbreitung der menschlichen Gedanken ermöglichte. Noch unendlich viel merkwürdiger und folgenreicher war aber jene uralte Entdeckung der vierundzwanzig Zeichen, mit denen sich der Gedanke des Menschen überhaupt in eine äußere Form bannen und zur Uebertragung in andere Geister mittheilen läßt. Für alle Völker unserer europäischen Culturwelt ist diese Entdeckung nur einmal gemacht, und von einem Punkte aus hat sie sich über sie alle verbreitet. Denn alle unsere Alphabete, so verschieden von einander sie auch im Laufe der Zeit geworden sind, stammen dennoch von ein und demselben Ur-Alphabet ab, welches in unerkennbarer Vorzeit bei altasiatisch-semitischen Stämmen erdacht war. Dem Abendland, zuerst den Griechen, ist dies Alphabet ohne Zweifel durch die Phönicier zugeführt worden. Schon der Name des Alphabeths gibt dafür ein Zeugniß; denn er ist zusammengesetzt aus den beiden ersten Buchstaben einer semitischen Reihe, die z. B. im Hebräischen aleph, beth lauten und semitische Worte sind, danach dann bei den Griechen, die doch diese Worte selbst nicht verstanden, Alpha-beta.

Diese Zeichen also, in späterer römischer Form, waren es, deren Anwendung und Bedeutung, wie gesagt, ein alter Germane, jedenfalls ein Mann von sehr scharfsinnigem Geiste, beobachtete. Um sie auf die eigene Sprache zu übertragen, nahm er die Zeichen in seine Wälder mit sich zurück, indem er sie sich in Holzstäbe oder auf Holztafeln einschnitt, nach einem technischen Verfahren, welches in anderer Anwendung bei seinem Volke längst bekannt war. Wahrscheinlich hatte er dabei römische Steininschriften vor Augen, denn seine Zeichen lehnten sich an die Uncialschrift an. Er veränderte aber ihre Gestalt vielfach, eben weil er sie in Holz schnitt. Um z. B. zu vermeiden, daß der Schnitt mit den Holzfasern parallel lief, setzte er seine Zeichen aus Strichen zusammen, die die Fasern immer

entweder senkrecht oder im Winkel durchschnitten, und änderte die Bogenlinien in gebrochene um. Mit kluger Berechnung paßte er diese Zeichen den zum Theil abweichenden Lauten der eigenen Sprache an.

Er verfuhr aber dabei, man möchte sagen: nicht auf grammatisch gelehrte Weise, sondern rein praktisch, indem er sich, zur Benennung der einzelnen Zeichen, eine entsprechende Anzahl von Wörtern seiner Sprache aussuchte, die je mit einem dieser Buchstaben anlauteten. Das zeigt sich an einem bemerkenswerthen Umstand. Bei allen anderen Uebertragungen nämlich des alten Alphabets von einem Volk auf das andere, und zwar ausnahmslos bei allen, ist die überlieferte Reihenfolge der Buchstaben und meistens auch ihre Benennung wie ein unantastbares Heiligthum festgehalten worden. Allein von allen hat unser alter Vorfahre, wahrscheinlich nur, weil er nicht bei einem römischen Grammatiker in die Schule ging, sondern einzig dem eigenen grübelnden Geiste folgte, den Zeichen eine ganz andere Reihenfolge und andere, den Worten seiner eigenen Sprache entlehnte Namen gegeben. Die ganze germanische Welt hat dann aber diese Reihenfolge und diese Namen ebenso fest beibehalten, wie die anderen Völker die des alten Alphabets. Man nennt deshalb diese Runenreihe, anstatt sie als Alphabet zu bezeichnen, nach ihren ersten sechs Lauten ein Futhark. Es waren ursprünglich im Ganzen vierundzwanzig Lautzeichen. Die vier ersten mögen als Beweis dienen, wie sinnig der alte Germane die Namen wählte. Es sind die Buchstaben F, U, Th (ein dem heutigen englischen th ähnlicher Laut) und A. Der erste heißt (ich gebe die altnordischen Formen) fé, d. h. das Vieh der Herde, der zweite úr, d. i. der Auerochse des Waldes; die beiden Quellen des Reichthums der alten Völker, Viehzucht und Jagd. Der dritte heißt Thurs, d. h. Riese, der Repräsentant der rohen Naturkräfte, der vierte Ans, der Name für die hohen Götter — also die rohe Kraft und die weltordnende Macht neben einander gestellt.

Indem nun unser alter germanischer Prometheus das heilige Feuer dieser Kunst auf seinen Holztäfelchen vom Strande der Donau, des Rheins oder der Tiber in seine Wälder hineintrug, hat er natürlich den Gedanken damit verbunden, mit seinen Zauberzeichen Worte in einen sichtbaren Leib zu bannen, wie er es bei den Römern lernte. Nicht ebenso bestimmt läßt sich sagen, ob er auch gleich an eigentliches nüchternes Schreiben gedacht hat, obwohl es ja wahrscheinlich ist. Fragt man, was er denn sonst damit hätte wollen, so gibt uns ein Blick in das Leben der alten Völker Aufschluß darüber. Für den alten Germanen, der, ob ansässig oder mit seinem Stamme wandernd, noch ein einfaches Leben im engsten Zusammenhang mit der ihn umgebenden Natur führte, war die ganze Welt noch voller Geheimnisse und Zauberwesens, durch das eine unsichtbar übersinnliche Götter- und Dämonenwelt in das Menschenleben eingriff, bald fördernd, bald hemmend, bald segnend, bald verderbend. Der Eingeweihte aber glaubte durch Zeichen und Sprüche die helfende Hand des Gottes fassen oder der unheildrohenden Macht in den Arm fallen zu können, und wenn er vor dunkler Zukunft zweifelnd stand, vermeinte er durch Looswerfen mit göttlicher Hülfe den Schleier zu lüften. Dies letztere schildert uns Tacitus z. B. so: „Den Zweig eines Fruchtbaumes zerlegen sie in Stäbchen, schneiden in diese gewisse

Zeichen hinein und streuen sie dann aufs Gerathewohl über ein weißes Tuch aus. Darauf hebt bei öffentlicher Befragung der Priester, bei privater der Familienvater die Stäbchen einzeln dreimal auf und deutet sie nach den darauf eingeritzten Zeichen." Dem im Wesentlichen der Sache entsprechend ist es, wenn man eben dergleichen Zeichen auf das Schwert oder die Speerspitze ritzte, um sie durch die Macht des Gottes, der damit beschworen war, dem Feinde tödtlich zu machen, oder umgekehrt auf den Schild, damit die feindliche Waffe stumpf daran abgleite. Das todte Zeichen allein aber vermag solche Wirkung nicht zu üben, sondern es gehört zum Zeichen noch der Spruch, dessen äußerlich haftendes Symbol das Zeichen nur ist. Erst dieser Zauberspruch, heimlich zu dem Zeichen gesprochen, erweckt eben in ihm die gebundene übermenschliche Kraft zu lebendiger Wirksamkeit. So singt in dem alten Runenliede der Edda Odin, der Großmeister der Runenkunst:

Weißt du zu ritzen?
Weißt du zu rathen?
Weißt du zu malen?
Weißt du zu fragen?
. . . . . .

Lieder kenn' ich, die kann
Die Königin nicht
Und keines Menschen Kind.
Hülfe verheißt mir eins,
Denn helfen mag es
In Streiten und Zwisten
Und in allen Sorgen.

Ein andres weiß ich,
Des Alle bedürfen,
Die heilkundig heißen.

Ein drittes weiß ich,
Des ich bedarf,
Meine Feinde zu fesseln.
Die Spitze stumpf' ich
Dem Widersacher;
Mich verwunden nicht Waffen noch Listen.

Ein viertes weiß ich,
Wenn der Feind mir schlägt
In Bande die Bogen der Glieder,
Sobald ich es singe
So bin ich ledig,
Von den Füßen fällt mir die Fessel,
Der Haft von den Händen.

Ein fünftes kann ich:
Fliegt ein Pfeil gefährdend
Ueders Heer daher,
Wie hurtig er fliege,
Ich mag ihn hemmen,
Erschau ich ihn nur mit der Sehe.

Ein sechstes kann ich,
So Wer mich versehrt
Mit harter Wurzel des Holzes:
Den Andern allein,
Der es mir anthut,
Verzehrt der Zauber. Ich bleibe frei.

Ein siebentes weiß ich,
Wenn hoch der Saal steht
Ueber den Leuten in Lohe,
Wie breit sie schon brenne,
Ich berge sie noch:
Die Zauber weiß ich zu zaubern.

Ein achtes weiß ich,
Das Allen wäre
Nützlich und nöthig:
Wo unter Helden
Hader entbrennt,
Da mag ich schnell ihn schlichten.

Ein neuntes weiß ich,
Wenn Noth mir ist.
Vor der Fluth das Fahrzeug zu bergen,
Von den Wogen ab
Und stille rings die See.

Ein zehntes kann ich,
Zieh'n in den Lüften
Reiter auf schnellen Rossen,
So wirk' ich so,
Daß sie wirre zerstäuben
Und als Gespenster schwinden.

Ein elftes kann ich,
Soll ich zum Angriff
Die treuen Freunde führen,
In den Schild sing' ich's,
So zieh'n sie siegreich
Heil in den Kampf,
Heil aus dem Kampf,
Bleiben heil, wohin sie zieh'n.

Ja selbst die ihm noch fremde Kunst der Liebesbriefe weiß sich der alte Gott mit seinem Runenzauber zu ersetzen:

Ein sechzehntes kann ich:
Will ich schöner Maid
In Lieb' und Lust mich freuen,
Den Willen wandl' ich
Der Weißarmigen,
Daß ganz ihr Sinn sich mir gesellt. —

Ganz ohne Zweifel ist nun diese Geheimkunst des Zauberns und Loosens in unserem Volke viel älter als die Kenntniß der Runen. Gewiß aber ist, daß nun die Runen an die Stelle älterer unbehülflicherer Zeichen traten. Sie boten ja den großen Vorzug, daß sie zu Anfangslauten der in ihnen verborgenen Namen

und Worte dienen konnten. Aus dieser ihrer Verwendung zu mystischen Zeichen stammt auch eben der Name, den ihnen der älteste Meister gab und der ihnen bis heute verblieben ist. Denn Rune bedeutet Geheimniß, Mysterium. In der That sind uns einige Gegenstände erhalten, namentlich einige Steinchen die für Amulette gelten dürfen, auf denen dergleichen einzelne Runenzeichen sich finden. Mehrmals wiederholen sich dabei die drei Runen A. U. L., die freilich, wie alle dergleichen einzelne Zeichen, auch für uns ein runisch-mystisches Geheimniß bleiben, weil wir den Zauberspruch nicht kennen, der allein sie für den Gott zwingend und für uns Sterbliche begreiflich machen würde.

Wirklich hat sich denn aber auch sehr bald der Gebrauch thatsächlichen Schreibens, d. h. des Einschneidens oder Einritzens von ganzen Namen, Worten und Sätzen in Runen auf Holz, Horn, Knochen und Metall damit verbunden; später erst und soweit wir bis jetzt wissen, nur im Norden, auch das Einmeißeln von Inschriften in Stein. Als der Gothenbischof Ulphilas um 350 seine gothische Bibelübersetzung für sein Volk niederschreiben wollte, bildete er sich dafür ein Alphabet aus den griechischen Buchstaben, nahm aber darin noch zwei Runenzeichen zur sicheren Bezeichnung zweier Laute des Gothischen auf. Beweist dies einerseits unzweifelhaft, daß die Runen damals den Gothen bekannt waren, so scheint es mir doch andererseits auch zu beweisen, daß es nicht allgemein üblich gewesen ist, mit ihnen zu schreiben. Denn warum hätte Ulphilas seinen Gothen die Mühe gemacht, seine gothische Bibel in griechischen Zeichen zu lesen, wenn sie ihre Sprache in Runenzeichen zu lesen schon gewohnt gewesen wären? Doch findet sich wirklich schon aus gleicher Zeit ein Anfang dazu auf einer Speerspitze und auf einem Ring mit kurzer gothischer Inschrift. Es sind dies überhaupt die ältesten uns erhaltenen Runeninschriften. Ihnen folgen dann allerlei mit Runen bezeichnete Gegenstände aus verschiedenen Theilen Deutschlands, und es wird uns die Bekanntschaft der Runen wie bei den Gothen, so bei den Burgunden, den Franken, bei Stämmen, die in Norddeutschland wanderten, bei den Angeln und Sachsen; bei den nordischen Stämmen, kurz in der ganzen Germanenwelt bezeugt. Es sind Waffenstücke, Schmucksachen, Hausgeräthe, fast immer nur mit einzelnen Wörtern bezeichnet, offenbar die Namen der Eigenthümer oder Verfertiger. Das Kieler Museum besitzt z. B. zwei im Taschenberger Moor bei Süderbrarup im Schleswig'schen gefundene Gegenstände, von denen der eine, das Ortband einer Schwertscheide, in der Inschrift „Wolthuthewar Niwangs Ruhm," wohl den Namen des Besitzers aufzeigt, der zweite dagegen, ein Schildbuckel, nur mystische Runen zu enthalten scheint. Das prächtigste Stück dieser Reihe ist das im Jahre 1734 zu Gallehuus bei Tondern gefundene goldene Trinkhorn, dem sechsten Jahrhundert angehörend, dessen Inschrift schon einen ganzen stabreimenden Satz bildet: „Ich Hlewagast der Holting machte das Horn." Nur eine einzige Steininschrift schließt sich durch ihre Zeichen dieser älteren Runenreihe noch an; auch sie dürfte dem sechsten Jahrhundert angehören. Es ist ein zu Tuna in Norwegen gefundener Stein mit der Inschrift: „Ich Wiwar nach Woburide dem Kriegsgenossen machte . . . (sc. die Runen)."

Dann aber verschwindet diese ursprüngliche Reihe der 24 ältesten Runen, und es treten zwei jüngere Runenalphabete an ihre Stelle. Die Angelsachsen

nämlich erweiterten die Reihe um mindestens acht Zeichen, um dem Lautreichthum ihrer Sprache nachzukommen. Zugleich traten dabei noch sonstige Aenderungen in Form und Geltung einzelner Zeichen ein. Bei den nordischen Stämmen dagegen, d. h. bei den Dänen, Schweden und Norwegern, verengerte sich umgekehrt die Reihe. Die Lautzeichen schmolzen sonderbarer und unerklärter Weise auf sechzehn zusammen. Man hatte z. B. für t und d, für k und g, für b und p, für i und e, für u und y nur je ein Zeichen. Erst später wurden diese Laute wieder durch einen an der Rune angebrachten Punkt von einander geschieden. Das älteste Beispiel solcher sogenannten punktirten Runen findet sich gerade auf dem einen unserer schleswig'schen Runensteine, dem Bustorfer. Die Steine, in deren Inschriften wir nur bei den Normannen diese jüngere Reihe der sechzehn Zeichen finden, gehen kaum über das Jahr 800 zurück. Die ältesten fanden sich in Schweden und Norwegen; auch auf Seeland und Fünen wie in Jütland kommen sie seit dem neunten Jahrhundert vor. Hier in Jütland, in Jellinge, nordwestlich von Veile, fanden sich zwei aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts herrührende hochberühmte Runensteine, welche uns nun in die Zeit unserer Schleswiger Steine herabführen. Den älteren setzte um das Jahr 930 König Gorm der Alte seiner in Sage und Lied gefeierten Gemahlin Thyra Danebod. Es ist jener berühmte alte König Gorm, welcher die Vereinigung der bis dahin in kleinen Stammesherrschaften getrennten Lande dänischer Zunge zu einem Einheitsstaat begann und damit den Grund des dänischen Staates legte. Seiner Gemahlin legte er den Beinamen, der ihr für alle Zeiten geblieben ist, schon auf diesem Steine bei. Die einfache Inschrift lautet: „König Gorm machte dies Grabdenkmal für Thyra seine Gattin Dänemarks Heil." Zu Jellinge, wo der Stein sich gefunden hat, hielt der alte König Hof.

Den zweiten Stein setzte sein Sohn und Nachfolger König Harald Blauzahn den Eltern, und es ist hochinteressant zu lesen, wie er auf diesem Steine sich selbst der Vollendung der von seinem Vater begonnenen Staatenbildung rühmt. Die Inschrift heißt „König Harald ließ dies Grabdenkmal für Gorm seinen Vater und Thyra seine Mutter machen, der Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen unterwarf und die Dänen zu Christen machte."

Mit eben diesen Steinen sind wir aber nun endlich in den Kreis eben derjenigen geschichtlichen Zustände und Begebenheiten eingetreten, an die das älteste Paar unserer schleswiger Runensteine sich unmittelbar anschließt. Indem ich mich diesen nun zuwende, will ich zum Abschluß der gegebenen kurzen Geschichte der Runen nur noch bemerken, daß sich in der folgenden Zeit, bis zum fünfzehnten Jahrhundert hin, die Zahl der Runensteine in den drei nordischen Reichen von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr steigert. Namentlich in Schweden werden sie überaus zahlreich. Der bei Weitem größte Theil davon enthält nur Grab- und Denkinschriften, die uns, was den Inhalt betrifft, um so weniger Belehrung bieten, als sie meistens gänzlich unbekannten Personen gelten. Um so glänzender tritt aus der Menge die kleine Zahl der Steine hervor, welche als gleichzeitige Steinurkunden Nachrichten von geschichtlichen Dingen bringen, und zu diesen wenigen gehören unsere Schleswiger.

II.

Es geschah zu den Zeiten Gorm's des Alten — das klingt, als ob ich einen historischen Roman anfinge, und was hier erzählt werden soll, ist in der That bisher in keinem Geschichtsbuch zu finden gewesen. Trotzdem handelt es sich um sicher bekundete geschichtliche Thatsachen. Nicht als ob unsere Runensteine chronologische Aufzeichnungen enthielten; aber durch die Verbindung ihrer, jedem Zweifel enthobenen Namen und Nachrichten mit mehreren, bisher wegen ihrer Dunkelheit fast ganz bei Seite geschobenen Berichte der alten Geschichtschreiber fällt plötzlich ein helles Licht auf einige, zumal für die älteste Geschichte Schleswigs höchst merkwürdige Vorgänge. Die angedeuteten Berichte finden sich auf dänischer Seite in der alten Olaf-Tryggvasons-Saga, auf deutscher Seite bei dem altsächsischen Geschichtschreiber Widukind und dem Geschichtschreiber des altham-burgischen Bisthums Adam von Bremen.

Also zu Zeiten Gorm's des Alten, und zwar in der früheren Zeit seiner Herrschaft, ehe noch ein festes Band seine dänische Monarchie umschlang, geschah es, daß ein schwedischer Eroberer, Namens Olaf, in der Schlei landete, sich Schleswigs oder — um es mit seinem altnordischen Namen zu nennen — Heidaby's bemächtigte und hier ein kleines Reich gründete, welches bis in die dritte Generation dieses Königsstammes gedauert hat. In dieser Thatsache, so verwunderlich sie uns heute klingen mag, liegt für jene Zeit gar nichts Ueberraschendes oder Unglaubliches. Seit acht Jahrhunderten hatte sich die Völkerwanderung in einer allgemeinen, unwiderstehlich von Osten nach Westen und Süden drängenden Verschiebung der germanischen Stämme vollzogen und der europäischen Welt eine neue Gestalt gegeben. Aus dem westlichen Rußland hervorfluthend, ergoß der Strom der Völker sich über Rhein, Donau, Alpen, Pyrenäen und übers Meer hinüber, um erst an der afrikanischen Küste zum Stehen zu kommen. Noch zuletzt, im fünften und sechsten Jahrhundert, erfolgte aus unseren nördlichen Gegenden jener große Nachschub dieser Wanderung, zu dem sich die Angeln und Sachsen verschmolzen, indem sie sich, ohne Zweifel wieder unter dem Nachdrängen nordisch-germanischer und slawischer Stämme, Englands bemächtigten. Im Norden aber, d. h. innerhalb der nun dänisch-schwedisch-norwegischen Reiche, wirkte jener unbändige Eroberungs- und Ausbreitungstrieb, jener merkwürdige Zug zu den lockenden Ländern und Schätzen des Westens und Südens noch bis in die Zeit nach, von der wir hier sprechen. Die Küsten der Ost- und Nordsee, ja durch das mittelländische Meer bis zu Konstantinopel hin waren umschwärmt von den Langschiffen der kühnen normännischen Seefahrer und Eroberer und zitterten vor ihren Landungen. An der französischen Küste hatten die Normannen eine eigene Herrschaft begründet, von wo aus sie weiter schwärmten bis an die Südküste Italiens hinab, um sich später erobernd westwärts nach England zurückzuwenden. Seit dem neunten Jahrhundert zog es inzwischen die Dänen nach England hinüber, und sobald durch Gorm eine größere Herrschaft gefestet war, begannen unter seinen Nachfolgern, vor Allem unter seinem Enkel, Sven Gabelbart, jene dänisch-englischen Kriege, welche in der That mit einer Eroberung Englands endeten. Es ist mithin vollkommen begreiflich, wenn von ähnlichem Triebe der Ausbreitung nach Westen

hin gelockt, die hinter den Dänen sitzenden Schweden sich ihrerseits über die ihnen nächst liegenden Küsten der Ostsee ergossen, und ebenso erklärlich ist es, daß ein schwedischer Eroberer sich gerade Schleswig zum Angriffspunkt erkor, um hier für weitere, gegen die nordisch-dänischen Lande gerichtete Eroberungen einen sicheren Stützpunkt zu gewinnen. Die Schlei bot den Schiffen jener Zeit, sei es den Kriegs- oder Handelsschiffen, den denkbar günstigsten und sichersten Hafen. Die junge Stadt an der Schlei war daher in kurzer Zeit zu der wichtigsten Empore an dieser ganzen Küste erblüht. Die Nähe der von Westen einschneidenden Wasserarme der Nordsee kam hinzu. Schleswig war eben aus diesen Gründen in jener Zeit häufigen Plagen und Nöthen durch beutelustige Eindringlinge ausgesetzt.

Dem schwedischen Heer- und Seekönig Olaf gelang es in der That, sich von hier aus festzusetzen. Zwei seiner Söhne folgten ihm in der Herrschaft, Knuba und Gurd. Von letzterem wissen wir nichts weiter als diesen seinen Namen. Von Knuba hören wir aber mehr. Zur Stärkung seiner Herrschaft in diesen Landen diente es offenbar, daß er sich mit Asfred, der Tochter eines anderen, ebenfalls als Königlich bezeichneten eingeborenen Geschlechtes verband. „Tochter Odinkar's" nennt sich Asfred auf dem Gottorfer Runensteine: an diesem Namen erkennen sich Stamm und Geschlecht; denn etwas später begegnen uns zwei als Bischöfe hervorragende Odinkar's, Oheim und Neffe, die als königlichen Stammes bezeichnet werden und ihre Besitzungen an der schleswig-jütischen Westküste, in der Gegend von Ripen, hatten. Da also wird auch der ältere Odinkar geherrscht haben, dessen Tochter die Königin Asfred sich rühmt. Es scheint nun, daß König Knuba sich in seinem jungen schleswigschen Reiche schon stark genug fühlte, um an den in der Westsee umherschwärmenden Plünderungszügen seiner normännischen Nachbarn Theil zu nehmen, Belästigungen und Bedrohungen der friesischen Küsten, welche im Jahre 934 König Heinrich I. von Deutschland zum Schutz seines Reiches zu einem kräftigen Gegenstreich bewogen. Auf seinem berühmten Kriegszug über die Eider traf er zunächst auf das kleine Reich König Knuba's. Er warf ihn nieder, machte ihn tributpflichtig und zwang ihn, die Taufe anzunehmen. Wie fest der alte Heide dadurch dem Himmel gewonnen ist, das muß freilich dahingestellt bleiben. Seine stolze Gemahlin Asfred zog jedenfalls, wie wir gleich sehen werden, die lustige Aussicht auf die Einherjarkämpfe und die Gelage von Walhall den Engelsgesängen des christlichen Himmels vor. Ihr und ihrem Gatten standen aber noch schwerere Schläge bevor. Es mag gerade der Einbruch des deutschen Heeres gewesen sein, welcher den alten König Gorm bewog, die südliche Grenze der damaligen Dänenwelt sich aufs Neue zu sichern, indem er gleich nach dem Abzug König Heinrich's, wohl etwa noch im Jahre 935 (denn auf 936 setzt man schon seinen eigenen Tod), nun seinerseits einen energischen Vorstoß bis an die Grenze des deutschen Reichs machte. Das erste Opfer auch dieses Kriegszuges war wieder König Knuba: in einer verlorenen Schlacht büßte er zugleich das Leben ein. Wenn die Olaf-Tryggvasons-Saga hinzufügt, daß damit auch sein kleines Reich zusammengestürzt sei, so ist das nicht ganz richtig. Schon durch Adam von Bremen erfahren wir, daß ein Sohn des Gefallenen ihm noch in der Herrschaft folgte

und sich gegen Gorm's Nachfolger eine Weile behauptete, bis auch er in den fortdauernden Kämpfen das Leben verlor. Wenn Adam von Bremen ihn Sigerich nennt, so ist dabei ein kleiner Hör- und Schreibfehler im Spiele; unsere Runensteine belehren uns, daß er Sigtrygg hieß.

Königin Asfred, der es also beschieden war, wie den Gemahl so den Sohn zu überleben, hatte seiner Zeit dem Gemahl ein nach heidnischem Brauche geweihtes Grab bereitet. Daß es heidnisch geweiht ward, ergibt sich aus dem Namen, mit dem sie dies Grab auf dem einen unserer Runensteine, dem Luisenlunder, bezeichnet, indem sie es als Vi Knuba, das Weihegrab Knuba's, bezeichnet. Offenbar gebraucht sie diesen unzweideutigen Ausdruck als einen offenen und stolzen Einspruch wider die dem Gemahl aufgedrungene Taufe. Alle Umstände lassen schließen, daß dieses königliche Weihegrab sich auf der Höhe des Königshügels befand, ebenda, wo jetzt das Denkmal für die im December 1863 bei Selk gefallenen Oesterreicher steht. Es möchte kaum einem Zweifel unterliegen, daß diesem Grabmal einst auch der Runenstein nicht gefehlt hat; vielleicht gibt auch diesen der Schoß der Erde noch einmal zurück. Dem gefallenen Sohn aber bereitete sie die Ruhestätte innerhalb des väterlichen Weihegrabes, und hier setzte sie ihm die beiden Runensteine mit fast gleichlautender Inschrift: Den Luisenlunder und den zuletzt gefundenen Gottorfer.

Wimmer hat scharfsinnig nachgewiesen, daß die Inschrift des wahrscheinlich zuerst errichteten Luisenlunder rein dänisch ist, die des Gottorfer dagegen kleine dialektische Abweichungen zeigt, an denen man die dem Dänischen damals allerdings noch fast ganz gleiche Sprache der Schweden erkennt. Sie setzte also den einen im Namen ihrer dänischen, den anderen im Namen ihrer schwedischen Mannen. Die Inschrift des dänischen Steins lautet:

Asfred machte dies Grabmal dem Sigtrygg ihrem Sohn auf dem Weihegrab Knuba's.

An der Spitze der schwedisch gefärbten Inschrift nennt sie sich merkwürdigerweise mit einem kleinen Zusatz, statt Asfred: Vi-Asfred, also „die Asfred des Weihegrabes", als ob schon damals das Volk die ihr Geschlecht Ueberlebende, deren Königreich nur noch ein Grabhügel war, so bezeichnet hätte. Die Inschrift lautet:

Vi-Asfred, Tochter Odinkar's, machte dies Grabmal Sigtrygg dem König, ihrem und Knuba's Sohn.

Wer hörte nicht in diesem Lapidarstil, der die Worte auf das knappste Maß beschränkt, in diesem Zeichen treuen Festhaltens an den alten Göttern, in der Hervorhebung des Königthums ihres Sohnes und der eigenen königlichen Abstammung die hochgehende Bewegung, die das Herz der trauernden Königin durchfluthete!

III.

So lag also mit der dritten Generation der leicht aufgeschossene Baum dieser schwedischen Herrschaft entwurzelt am Boden. Es sollte aber noch ein Nachspiel dazu kommen. Ich wies schon darauf hin, daß unter König Gorm's des Alten Enkel, Sven Gabelbart, gegen Ende des zehnten Jahrhunderts die Heereszüge nach England einen für die Herrschaft der Angelsachsen immer bedrohlicheren Charakter annahmen. Im Anfang der neunziger Jahre traf König Sven drüben im

Westen mit dem norwegischen König Olaf Tryggvason zusammen. Beide kriegten dort gemeinschaftlich und eroberten im Jahre 994 London. Dann schloß Olaf Frieden und zog ab, Sven aber setzte den Krieg noch weiter fort. Diese seine lange Abwesenheit aus dem eigenen Reiche benutzte nun König Erich der Siegreiche von Schweden, um eine alte Unbill an Sven zu rächen. Er fiel über Dänemark her und unterwarf es sich in raschem Siegeslauf. Daß er dabei auch Heidaby-Schleswig eroberte, das erfahren wir aus zwei Quellen. Der damalige schleswigsche Bischof Ekkehart, den wir im Jahre 1000 auf einer Bischofssynode in Gandersheim treffen, trug dort vor, er habe seine Bischofsstadt verlassen müssen, weil sie mit barbarischer Wildheit zerstört worden sei; freilich nennt er den Namen der Schweden dabei nicht. Daß aber König Sven Heidaby wieder erobern mußte — es war mithin im Besitz des Feindes, zu dessen Bekämpfung er aus England zurückeilte — das melden uns eben unsere Runensteine, die zwei nämlich, der größere Luisenlunder und der, welcher noch heute an seinem alten Platze vor dem Danevirke bei Bustorf steht. Beide sind Kämpfern aus des Königs Heere gesetzt, die hier fielen, jedenfalls hervorragende Helden, denn sie gehörten zu des Königs Tafelrunde. Den Luisenlunder setzte ein Kampfgenosse dem gefallenen Freunde. Die Inschrift lautet:

Thorulf ritzte diesen Stein, der Tafelgenosse Sven's, dem Erich seinem Kameraden,
der fand den Tod, als die Helden Heidaby belagerten;
er aber war Schiffsführer ein gar guter Held.

Den anderen Stein setzte der König selbst seinem Getreuen, dessen Gebeine in dem Hügel darunter bestattet wurden, wohl wahrscheinlich an eben der Stelle, wo er im siegreichen Ansturm auf die Höhen gefallen war. Die Inschrift lautet:

König Sven setzte den Stein dem Skardi, seinem Tafelgenossen, der war auf der Fahrt
nach Westen, fand aber jetzt den Tod vor Hedaby.

Mit der Fahrt nach Westen ist natürlich der soeben beendete siegreiche Heereszug nach England gemeint, und der gefallene Skardi dürfte kein Anderer sein als der Skardi, der wenige Jahre früher unter den für ihren wilden Kampfesmuth berühmten und gefürchteten Jomsvikingern erscheint.

Welch' lebendiges und farbenreiches Bild steigt auf solche Art vor unserer Phantasie empor, wenn wir auf dem kleinen Hügel vor Bustorf stehen, an Skardi's Denkmal. Südwärts am Selker Noor sehen wir den Platz, wo seinem Genossen Erich das Denkmal gesetzt ward, und darüber ragt die Höhe des Hügels, des höchsten Punktes der ganzen Umgegend, auf dem Königin Asfred dem Gemahl und dem Sohn das Grab weihte und die Runensteine setzte. Unser Blick schweift über das Feld, auf dem die blutigen Kämpfe jener Tage getobt haben, und wohl von dem Punkte aus, an dem wir stehen, ist über Skardi's Leichnam hinweg der siegreiche König in Heidaby eingedrungen. Die schwedischen Eroberer mußten vor ihm das Land räumen so schnell, wie sie es genommen hatten.

Das sind die längst verklungenen Geschichten, von denen die vier Schleswiger Steine Kunde geben. Wem fiele hier nicht das Wort des Dichters ein:

Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

Zweites Buch.

Das vormärzliche Wien und das Jahr 48.

I.

Im Herbst 1846 übersiedelte ich nach Wien, um an der dortigen Universität das vierte und letzte Jahr Jus zu absolviren und das juridische Doctorat zu erlangen. Diese Uebersiedlung machte den bedeutungsvollsten Einschnitt in mein Leben, da ich in Wien meine zweite Heimath gefunden und es, kurze Unterbrechungen abgerechnet, nicht wieder verlassen habe. Es ist für mich eine werthvolle Erinnerung, noch die Abendröthe des vormärzlichen Wien miterlebt und mitgenossen zu haben; diese letzten Jahre des engen, vergnügten, gemüthlichen Wien, das nach dem Revolutionsjahr eine so ganz andere Physiognomie annehmen sollte. Eine flüchtige Bekanntschaft mit Wien, eine Art Recognoscirung des Terrains hatte ich einige Monate früher gemacht, indem ich die — mit einiger Liberalität ausgedehnten — Osterferien zu einem ersten Besuch in Wien benützte.

Mir lebte dort eine Tante, die jüngere Schwester meiner Mutter, als Frau des Hofsecretärs im Hofkriegsrath Jaburek. Diese „Tante Rosi", mir von Kindheit auf besonders zugethan — sie hat mich mit dem ersten Paar Stiefel beglückt! — war eine lebhafte, gescheidte Frau von feinem Takt und liebenswürdigsten Umgangsformen. Mit welcher Freude folgte ich ihrer Einladung, mit welchen überschwänglichen Erwartungen! Letztere fand ich von dem damaligen Wien mit seinen engen Gassen, düsteren Thoren und festungsartigen Basteien keineswegs erfüllt. Schon meine Einfahrt vom Nordbahnhof, nach der damals sehr langen Fahrt über Olmütz, durch das finstere kasemattenfeuchte „Rothenthurmthor", enttäuschte mich. In Gänserndorf mußte der Eisenbahnzug lange Halt machen, weil die Polizei die Pässe der Reisenden genau visitirte und in Beschlag nahm; wir hatten dieselben zwei Tage später bei der Polizeidirection in Wien selbst abzuholen. Für die Fahrt von Prag nach Wien, also im

Bereich der Monarchie, bedurfte es eines Passes oder Passierscheins. Welche Zustände! Das berühmte Centrum der Stadt, „Graben und Kohlmarkt", imponirte mir gar nicht. Der Roßmarkt und der Graben in Prag sind doch ganz andere Plätze! Die hölzerne Ferdinandsbrücke über den Donaucanal war wirklich miserabel, auch wenn man gar nicht an die Prager Brücke dachte. Aber das Leben in Wien, seine künstlerischen und persönlichen Anregungen versetzten mich in einen Freudenrausch. Täglich, gleich nach dem Frühstück, eilte ich die Treppen hinab an die Straßenecke, um die Theaterzettel zu lesen. Fünf Theaterzettel! Ihr bloßer Anblick erfüllte mich mit Entzücken. Die Vormittage benützte ich theils zur Besichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten, theils zu Besuchen bei Musikern, an die ich Empfehlungen besaß.

Mein erster Besuch galt Liszt, an den mir Berlioz ein freundliches Empfehlungsschreiben mitgegeben. Ich traf den Gefeierten, welcher damals in vollster Frische und männlich jugendlicher Anmuth prangte, in seinem Hôtel zur „Stadt London". Er saß, mit einer schwarzsammtenen Blouse und weiten türkischen Hosen bekleidet, am Clavier; nicht spielend, sondern schreibend. Er hatte ein Notenblatt auf dem Knie und schrieb da schief, à la Humboldt, seine langgestreckten, dünnen Noten. Während des Schreibens sprach er mit mir und zeitweilig auch mit einem Kreis von vier oder fünf jungen Leuten, die rauchend und plaudernd, wie in einem Kaffeehaus, sich rings auf den Divans räckelten. Unter diesen jungen Liszt-Enthusiasten waren Heinrich Ehrlich und Rudolf Schachner; die Namen der Uebrigen habe ich vergessen. Liszt fragte mich über die Orchesterconcerte und einige Opernaufführungen in Prag aus; mein lobender Bericht fand aber wenig Gnade vor diesem Kreise. Man wisse ja, hieß es, daß die Prager, eitel und prahlerisch, ihre Musik für die beste halten. Die jungen Herren hatten aber damals wirklich keine Ursache, auf Prag vornehm herabzublicken. In ernstem künstlerischen Streben und Vollbringen war damals Prag, trotz seiner bescheideneren Mittel, der Residenzstadt entschieden voraus; erst viel später hat sich das Verhältniß umgekehrt. Liszt war so liebenswürdig, mir beim Fortgehen ein Billet zu seinem Abendconcert anzubieten. Es war ein Sperrsitz auf der Galerie, damals der theuerste, jetzt der geringste Platz. Das Concert fand im alten Saal der Gesellschaft der Musikfreunde „Unter den Tuchlauben" statt und begann um halb zehn Uhr Abends. Es war das erste Nachtconcert, das ich erlebte und zugleich eines der letzten, die überhaupt noch stattfanden. In Wien bestand nämlich die recht kleinstädtische Verordnung, daß Concerte nie zur Theaterzeit gegeben werden durften, damit die Theater durch keine Concurrenz geschädigt würden. Die Concerte fanden denn auch in der Regel um die Mittagsstunde statt; nur Künstler von der ganz einzigen Berühmtheit und Anziehungskraft Liszt's konnten es wagen, das Publicum nach dem Theater zu einem Concert zu laden und bis Mitternacht mit Clavierspiel festzuhalten. Ueber Liszt's Spiel brauche ich mich hier nicht auszusprechen. Es machte mir, wie Allen, den Eindruck des Außerordentlichen. Nie wieder habe ich genialer, kühner, glänzender, unbegreiflicher spielen gehört. Nur Liszt selbst hat mich in späteren Jahren noch mehr entzückt, da er ruhiger, abgeklärter und in seinem Programm wählerischer geworden war. Damals (1846) schien

wirklich die Virtuosität sein höchster Zweck; auf die künstlerische Bedeutung der Compositionen legte er wenig Werth. Liszt spielte Rossini's Tell-Ouvertüre, einige Transscriptionen Schubert'scher Lieder, und zum Schluß seine Phantasie über spanische Nationaltänze. Wiederholt stürmisch gerufen, setzte er sich nochmals ans Piano und verarbeitete dieselben spanischen Themen in vollkommen freier Improvisation zu ganz neuen, glänzenden Gebilden. Liszt war sichtlich in guter, fast übermüthiger Laune, und so wirkte seine Improvisation ohne Vergleich hinreißender als das bekannte, uns im Druck vorliegende Stück. In Liszt's Concert konnte ich auch sehen, wie die bis dahin unbekannte, jetzt vornehmste Platzkategorie, der „Cercle", entstand. Der Saal und die Galerie erwiesen sich zu klein für den Andrang zu Liszt's Concerten. Man setzte Stühle auf das Podium, rings um das Clavier, und da insbesondere die Damen den Unvergleichlichen nicht nahe genug haben konnten, wurde dieser Anfangs als Nothbehelf erfundene Platz der gesuchteste und theuerste, ganz wie zu Voltaire's Zeiten die Sitze auf der Bühne des Théâtre français.

Ein zweites Empfehlungsschreiben hatte mir Berlioz für den Violinvirtuosen H. W. Ernst mitgegeben, den er als Künstler und Menschen besonders schätzte. Ich besuchte Ernst und empfing von seiner liebenswürdigen, milden Persönlichkeit wie von seinem Spiel den gewinnendsten Eindruck. Ich ahnte damals noch nicht, daß ich den trefflichen Mann einige Jahre später als gänzlich gebrochenen, unheilbar Kranken wiedersehen sollte.

An den alten, pensionirten Hofcapellmeister Adalbert Gyrowetz war ich von einer mit ihm verwandten, ausgezeichneten Familie in Prag empfohlen. Es freute mich, den würdigen Mann kennen zu lernen, der noch mit Mozart und Haydn befreundet gewesen und dessen Opern und Ballete durch Jahrzehnte in Deutschland wie in Italien florirt hatten. Seine populärsten Opern waren „Agnes Sorel" und „Der Augenarzt"; zu letzterem hatte der berühmteste katholische Prediger Wiens, Dr. Emanuel Veith, das Textbuch geschrieben. Gyrowetz wohnte im dritten Stock eines alten Hauses auf dem Franciskanerplatz, der Kirche gegenüber. Trotz seiner dreiundachtzig Jahre war der alte Herr rüstig, gesprächig und lebenslustig; kam selten vor Mitternacht nach Hause und fehlte nie bei den geselligen Samstagsabenden der „Concordia". Er componirte jeden Morgen ein Lied. Das eben frisch gelegte Ei schenkte er mir zum Andenken und lud mich für den nächsten Tag zu Tisch, punkt zwölf Uhr. Ich traf dort einen Studenten, dem Gyrowetz einen Freitisch gab. Er hatte eine kleine Pension als Hofcapellmeister und außerdem die Zinsen eines bescheidenen Capitals, das er in besseren Tagen zusammengespart. Zu jener Zeit konnte man, wie Gyrowetz, die Theater mit hundert Opern und Balleten versehen haben, ohne zu ansehnlichem Wohlstand zu gelangen. Als er das siebzigste Jahr überschritten hatte, calculirte er so: älter als achtzig Jahre werde ich doch nicht, warum soll ich, kinderloser Greis, mein eigenes Capital nicht angreifen? Er theilte es in zehn gleiche Theile und verbrauchte jährlich einen davon. Aber er hatte sich verrechnet; nicht achtzig, sondern siebenundachtzig Jahre schenkte ihm der Himmel! Da wären die letzten wahrlich die biblischen „mageren sieben Jahre" geworden, hätten nicht einige Freunde, insbesondere der immer wohlthätige Meyerbeer, dafür gesorgt, daß der alte Herr

nicht Mangel leide. — Es ist mir eine rührende Erinnerung, diese aus dem vorigen Jahrhundert herüberragende, liebenswürdige Persönlichkeit noch kennen gelernt zu haben. Mit welcher Andacht ergriff ich die runzelige Hand des Mannes, der mit Haydn und Mozart freundschaftlich verkehrt, mit Goethe die Umgebung Roms durchstreift hatte und während der französischen Revolution ein Liebling seines Tischnachbars, des „Capitän" Bonaparte, gewesen ist! Ja, ich freue mich, noch mit dem uralten Gyrowetz an einem Tisch gesessen zu haben, und vor einigen Tagen mit dem jüngsten Glückskinde Mascagni! Wie viel Musik und welche Musik liegt zwischen diesen beiden Mahlzeiten!

Noch ein zweites ehrwürdiges Haupt aus dem classischen Jahrhundert hatte ich als fünfzehnjähriger Knabe das Glück begrüßen zu dürfen: den Dichter der „Urania", Tiedge. Es war in Karlsbad, wo ich meine, dort zur Kur weilende Mutter besuchte. Im selben Hause mit ihr wohnte der alte Tiedge. Ich hatte seine „Urania" und die Gedichte gelesen — welchen „Classiker" hätte ich damals nicht verschlungen! — war also sehr glücklich, mit dem gefeierten Poeten unter einem Dach zu wohnen. Meine Mutter und ich nahmen Theil an einer Gesellschaft, welche den in einem Rollstuhl fahrenden alten Herrn zu einer Jause im „Posthof" begleitete. Tiedge wurde dort in einen Lehnstuhl gesetzt, die Uebrigen nahmen Sessel, ließen aber, wahrscheinlich aus Bescheidenheit, den Platz zur Rechten Tiedge's frei. Da ich als der Allerjüngste bis zuletzt stehen geblieben war, so fiel mir, zur allgemeinen Erheiterung, der Ehrenplatz von selbst zu. Ich freute mich weidlich dieses Glückfalls und der gütigen Mittheilsamkeit Tiedge's, der mir mancherlei über meinen Liebling Mathisson erzählte. Vor seiner Abreise schrieb er mir in mein Stammbuch die schönen Worte: „Das reine Wohlwollen für Andere streuet unverwelkliche Blumen in unser eigenes Leben." —

Nach dieser verspäteten Erwähnung Tiedge's, zu welcher mich die Bekanntschaft des greisen Gyrowetz veranlaßte, habe ich noch zweier musikalischer Besuche aus jener anregenden Wiener Osterwoche zu erwähnen: Josef Dessauer und Emil Titl, beide durch ihren Zusammenhang mit Prag mir näher stehend. Titl war noch kurz zuvor Regimentscapellmeister in Prag gewesen; ich wußte, es werde ihn freuen, wenn ein Prager ihn besucht und ihm erzählt, daß seine „Nächtliche Heerschau" (für Männerchor und Orchester) oft mit großem Beifall gesungen werde und seine Operette „Der Zauberschleier" volle Häuser mache. Letzteres Werk, das Titl als Capellmeister des Josefstädter Theaters componirte, hat dieser und zahllosen anderen Bühnen Tausende eingetragen, ihm selbst aber (es war noch nicht die Zeit der Tantièmen) ein armseliges Honorar. Als ich ihn besuchte, war er noch in voller Kraft, rüstig und fleißig. Später aber, als pensionirter Capellmeister, hatte er mit seiner Familie Noth zu leiden. Ich war so glücklich, ihm vom Unterrichtsminister eine bescheidene, jährliche Pension zu erwirken und kann den erschütternden Anblick nicht vergessen, wie der alte Mann, von dankbarer Rührung überwältigt, seine Frau und Kinder um mich versammelte und Alle weinend und schluchzend meine Hände faßten. Heute würde ein so anhaltender populärer Erfolg, wie der von Titl's „Zauberschleier", den Componisten zu einem reichen Manne machen — man denke an Lecoq's „Angot", an Neßler's „Trompeter", vollends an die „Cavalleria rusticana"! Emil Titl theilte

aber das Loos seines ungleich bedeutenderen Collegen Lortzing, im Alter darben zu müssen. Ich ziehe einen Schleier darüber — aber keinen Zauberschleier.

Von feinerem Geschmack und gründlicherer Bildung hat Josef Dessauer mit allen seinen Opern doch niemals einen Bühnenerfolg errungen, wie Titl mit dem einen, anspruchslosen Zauberschleier. In der Musikwelt erfreute sich Dessauer großer Achtung und in den Wiener Gesellschaftskreisen besonderer Beliebtheit. In meine Knabenzeit reicht die Erinnerung an eine eigenthümlich geschäftige Aufregung, welche sich eines Tages der Prager Gesellschaft bemächtigt hatte. Es galt der Ankunft eines berühmt gewordenen, weit gereisten Landsmannes, welcher nun eine selbstcomponirte Oper in seiner Vaterstadt zur Aufführung bringen sollte. Der vielumschwärmte Componist war Dessauer, seine Erstlingsoper hieß „Lidwinna" und war von Carl Egon Ebert für ihn gedichtet. Es sind mitunter klangvolle Namen des österreichischen Parnasses, welche die Dichtungen der Dessauer'schen Opern zieren: Ebert, Bauernfeld, Alexander Baumann. Meistens waren die Namen besser als die Leistung, z. B. gerade bei der „Lidwinna", deren von abgeschmacktem Zauberspuk strotzende Handlung man einem Dichter wie K. E. Ebert kaum zumuthen sollte. „Lidwinna" mit der jugendlichen Jenny Lutzer in der Titelrolle, fand in Prag (1836) eine günstige Aufnahme, erhielt sich aber nur kurze Zeit auf dem Repertoire. Anhaltenderen Erfolg hatte Dessauer's zweite Oper: „Ein Besuch in St. Cyr". Das feine, im französischen Conversationsstil gehaltene Libretto Bauernfeld's eignete sich vortrefflich für das Talent Dessauer's, das im Ausdruck des Graziösen und Eleganten, des leicht Sentimentalen und Schalkhaften vorzugsweise glücklich war. Schon vor seinen ersten Opernversuchen hatte Dessauer große Erfolge als Liedercomponist errungen; auch in Paris. Zur Zeit meines Wiener Aufenthalts genoß Dessauer unbestrittene Geltung in der österreichischen Musikwelt. Die Situation, in welcher ich ihn kennen lernte, war drollig genug. Dessauer, in Hemdärmeln, eine Küchenschürze vorgebunden, stand auf einem Stuhle und lackirte mit einem in Firniß getauchten Pinsel einen hohen, geschnitzten Wandschrank. „Alte Möbel," entschuldigte er sich lachend, „das ist meine neueste Liebe! Ueberall schaue ich nach alterthümlichen Schränken und Truhen aus und habe schon hübsche Stücke zusammengebracht." Auf meine Bemerkung, daß seine Musik mich denn doch mehr interessire, warf er Pinsel und Schürze fort und legte seinen eben erschienenen Liedercyklus „Slavische Melodien" (Texte von Siegfried Kapper) auf das Clavierpult. Er sang sie mir mit einer abschreckenden „Componistenstimme" und dennoch hätte ich seine musikalische Bekanntschaft kaum auf günstigere Art machen können. Wer Dessauer nicht bloß als gefälligen Melodiker, sondern als intensiv poetisches Talent kennen lernen will, der singe sich diese „Slavischen Melodien". Ich werde später noch Gelegenheit haben, von Dessauer zu erzählen. —

Außer dem Liszt'schen Nachtconcert waren mir bei meinem ersten Besuch in Wien noch zwei denkwürdige Musikproductionen beschieden: ein großes Philharmonisches Concert und die Eröffnungsvorstellung der italienischen Oper. Das Philharmonische Concert fand um die Mittagsstunde im großen Redoutensaal statt, unter der Leitung Otto Nicolai's. Es war das erste und letzte Mal, daß ich den zierlichen kleinen Mann am Dirigentenpulte sah. Er diri-

girte die neunte Symphonie mit sorgfältiger, mehr feiner als großartiger Auffassung und so leidenschaftlich nervöser Hingabe, daß er nach dem Schlußaccord fast ohnmächtig zusammenbrach. Der Tenorist Josef Erl sang Beethoven's „An die entfernte Geliebte", ein Liederkranz, der entzückend und rührend durch die einfache Innigkeit, insbesondere der langsamen Sätze, mich doch jedesmal durch den opernhaften Schluß etwas verstimmt. Der herkulische Erl, ein ausgiebiger Heldentenor von großem Werth für die Bühne, besaß keine Spur von Poesie und tappte ganz äußerlich an der Beethoven'schen Lyrik herum. Die Clavierbegleitung spielte kein Geringerer als Liszt, auf den sich auch die ganze Aufmerksamkeit des Publicums zu concentriren schien. Es war dies ein ganz exceptionelles Concert, neben welchem der allgemeine klägliche Zustand des Wiener Concertwesens jener Zeit nur um so dunkler erschien. —

Der Ostermontag bedeutete stets ein besonderes Fest für Wien; eigentlich zwei Feste. Nachmittags die Praterfahrt, welche damals noch an ihren glänzenden Traditionen festhielt: eine Art großartigen Debüts funkelneuer Equipagen, prächtiger Pferde und elegantester Frühlingstoiletten. Abends fand regelmäßig die erste Vorstellung der dreimonatlichen italienischen Opernsaison statt und lockte die feine Welt ins Kärntnerthor-Theater. Ich hatte niemals italienische Sänger gehört, und auch die Eröffnungsoper „Ernani" von Verdi war mir gänzlich unbekannt. Mit welcher Erwartung betrat ich das Parterre; wie glücklich fühlte ich mich, noch vor meiner Rückkehr in den Prager Schulstaub das erleben zu können! Aber was ich wirklich erlebte, war eine völlige Enttäuschung. Nur mit dem Aufgebot aller Geduld und Willenskraft hielt ich die Oper bis zum Ende aus, so sehr langweilte sie mich. Italienische Opernmusik war meinem, nur an deutscher Musik herangebildetem Geschmack etwas Fremdartiges, Unsympathisches. Für Gesangsvirtuosität hatte ich keinen Sinn, und die Verdi'sche Oper klang mir über die Maßen langweilig, undramatisch und roh. Beim Herausgehen stieß ich auf einen Prager Bekannten, den als trefflichen Sänger und Gesangsprofessor hochgeschätzten Giovanni Gordigiani. Er, dem natürlich italienische Musik das Höchste war, äußerte sich ganz entzückt über die Oper. Ich konnte seine Begeisterung, er meine Langweile nicht begreifen. „Aber das Duett im zweiten Akt müssen Sie doch schön finden?" fragte er in freundlich bekehrendem Ton. — „Das Duett im zweiten Akt? Ich erinnere mich wirklich nicht daran". — „Und das Andante des Königs im dritten Akt, ist es nicht herrlich?" — „Ja, von dem weiß ich auch nichts mehr." — „Jedoch diese Stelle und jene im vierten Akt?" Gordigiani bezeichnete sie alle nach Tempo und Tonart. Ich war beschämt, mußte aber gestehen, daß mir eine Nummer wie die andre vorgekommen war, daß aus dem ermüdenden Einerlei dieser Musik mir keine Einzelheiten im Gedächtniß hafteten. Ich hatte diese „Herrlichkeiten" ebensowenig begriffen, wie die frenetischen Beifallsausbrüche des Publicums. Mir ist die erste italienische Oper und mein Gespräch mit Gordigiani stets denkwürdig geblieben. Ich habe später sehr gut einsehen gelernt, daß man auch die italienische Musik näher kennen muß, um ihre Vorzüge, ihre Schönheiten zu verstehen. Mit dem hochmüthigen „das ist nur oberflächliche Musik, die braucht man nicht zweimal zu hören, höchstens ein halbmal", — ist es nicht gethan, so oft

man das auch von Deutschen hört. Unnöthig zu sagen, daß ich in späteren Jahren das Schöne der italienischen Musik, auch in Verdi, verstehen und würdigen gelernt habe, ja, daß ich gerade dieses Schöne heute höher schätze und lebhafter empfinde, seit in unserer dramatischen Musik das „Dramatische" die „Musik" zu vernichten beginnt und das Orchester den Gesang. Nur so lange man noch sehr wenige italienische Opern kennt, sie von ungenügenden Sängern und überdies mit übler Voreingenommenheit gehört hat, kommt uns die eine wie die andere vor. Italienern geht es ebenso mit deutscher Musik. Mein italienischer Freund Victor Pozzi, der nur in der welschen Musik Empfindung und dramatischen Ausdruck fand, ließ sich in Wien von mir in einige deutsche Opern führen. Fidelio, Zauberflöte, Hans Heiling, — „nun, wie gefällt Dir das?" „Für mich ist das Kirchenmusik," antwortete er stets. — „Aber dieses Duett, jenes Terzett und gar das Finale?" drängte ich weiter. — „Es hat mir Alles ziemlich gleich geklungen; ich wüßte Einzelnes kaum hervorzuholen aus meinem Gedächtniß." Also genau dieselben Antworten, wie ich sie Gordigiani gegeben nach der Verdi'schen Oper. Solche Erfahrungen machen vorsichtig und sollen uns in der Jugend mißtrauisch stimmen gegen uns selbst. Ich muß dabei immer an die Geschichte von dem Neger denken, welcher von einem englischen Matrosen, dessen Namen er nicht wußte, bestohlen worden war. Der Kapitän des englischen Schiffes ließ sämmtliche Matrosen in Reih' und Glied vor ihm aufmarschiren; der Kläger sollte jeden Einzelnen genau ansehen und bezeichnen, welcher der Thäter gewesen. Der Neger war aber nicht im Stande, die Matrosen von einander zu unterscheiden; er behauptete, die Europäer hätten alle dasselbe Gesicht. Ebenso geht es uns Europäern mit den Negern. Ein längerer Verkehr, eine genauere Beobachtung, — und man wird sich beiderseitig überzeugen, daß weder alle Weißen noch alle Schwarzen dasselbe Gesicht haben.

II.

Mein Osterausflug nach Wien war nur dem Vergnügen gewidmet; ich konnte, jeder Sorge und Arbeit ledig, mich ganz dem Rausch der neuen Eindrücke hingeben. Als ich wenige Monate später nach Wien übersiedelte, um dort meine Universitätsstudien zu beenden, hatte die Sache schon ein ernsthafteres Gesicht. Indeß — das letzte Jahr des Studentenlebens ist noch immer heiterer und poetischer als das erste im Staatsdienst und alle folgenden. Das Studium, obwohl nicht vernachlässigt, ließ mir doch freie Zeit genug für Anderes, was mich mehr interessirte als die österreichische Gerichtsordnung und die Verwaltungsgesetze. Ich hatte in der Vorstadt Landstraße, dem damaligen Studentenviertel, ein kleines möblirtes Zimmer gemiethet, das monatlich vier Gulden kostete. Das ist ein Beispiel von der Billigkeit im vormärzlichen Wien. Ein ganz anständiges, mäßiges Mittagsmahl war mit zwanzig Kreutzern C. M. zu bestreiten. Gleich beim Erwachen freute ich mich auf ein angenehmes halbes Stündchen: das Frühstück in einem Kaffeehause in der Wollzeil, ganz nahe der Universität. Es war mir, der ich, sehr häuslich erzogen, in Prag niemals ein Kaffeehaus besucht hatte, eine Wonne, mich zu einer Portion guten Kaffees mit köstlichem Wiener Gebäck auf den rothsammetnen Divans des eleganten

Kaffeehauses niederzulassen und die Wiener Zeitschriften durchzublättern: Frankl's „Sonntagsblätter", Saphir's „Humorist", Bäuerle's-Theater-Zeitung, den „Wanderer", den „Sammler" und was sonst damals an gemüthlich unpolitischen Journalen in Wien blühte. Da geschah es freilich an manchem kalten, dunkeln Wintermorgen, daß ich mich etwas verspätete und der Glockenschlag Acht mich noch im Kaffeehaus überraschte. Es war zu spät, rechtzeitig zur ersten Vorlesung einzutreffen. Ich machte mir keinen besonderen Kummer darüber, war doch die Achtuhrstunde dem einschläferndsten Professor des allerlangweiligsten Gegenstandes gewidmet. Punkt neun Uhr war ich und viele Andere an der Thüre des Hörsaales. „Hat er Namen verlesen?" war unsere Frage. Nein! Nun, da war ja Alles gut. Nur die „Absenz" hätte uns verdrossen, und auch diese war am Ende kein so großes Unglück. Die zweite Stunde habe ich niemals versäumt; der Gegenstand, Nationalökonomie, war mir interessant, und der Professor Eduard Tomaschek fesselte mich durch seinen klaren, von einem wohllautenden, weichen Organ unterstützten Vortrag. Er war ein noch junger Mann, begabt und von moderner Bildung, der später als Hofrath im Unterrichtsministerium mein liebenswürdiger Vorgesetzter und mir Zeitlebens freundschaftlich zugethan blieb. Einen anderen anregenden Professor als ihn, wüßte ich aus meiner eigenen Wiener Erfahrung nicht zu nennen. Gerne hätten wir literarisch strebsamen jungen Leute ein oder das andere außerordentliche Collegium gehört, aber die dafür angestellten Professoren wirkten abschreckend, und Privatdocenten gab es nicht. Ein eigentliches „Studentenleben" habe ich nie gekannt. Es gab keine Burschenschaften, keine Verbindungen, keine Commerse. Jeder von uns lebte und studirte für sich, was jedenfalls nicht schlechter ging, als in Verbindung mit Trinkgelagen und Schlägereien. Nach dem Muster deutscher Universitätsstädte begann ein Studentenleben in diesem Sinne bei uns erst im Jahre 1848, also nachdem ich die Universität verlassen hatte. Es feierte in Wien seine Neu-Existenz mit zwei in ganz Deutschland allbekannten Liedern, die ein wunderlich gütiges Schicksal nur für Wien gleichsam aufgespart hatte. Reichhardt's „Was ist des Deutschen Vaterland" und das Fuchslied „Was kommt dort von der Höh". Und was im Revolutionsjahr die Wiener Studenten sangen, das sang das ganze Volk.

Im Hause meiner Verwandten fand ich manche Anregung, manches Vergnügen, und viele für meine Zukunft wichtige Anknüpfungen, die in Prag nicht möglich waren. Onkel Jaburek, ein angenehmer, freundlicher Mann, hatte in Wien zwei Vettern, mit deren Familie wir einen lebhaften Verkehr unterhielten: den Hofrath im Oberstthofmeisteramt, Baron Forstern und den General-Auditor von Dratschmiedt. Das Haus des Letzteren ist mir Jahre lang ein unschätzbares Asyl intimen und künstlerischen Verkehrs gewesen. Baron Forstern verfügte in seiner dienstlichen Stellung über Freikarten ins Burgtheater und in die Oper, die uns sehr oft zu Gebote standen und mir um so werthvollere Genüsse verschafften, als die Börse des Studenten doch nicht allzu reichlich gefüllt war. Als ein besonderes Glück empfand ich die immer gute Laune meines Onkels und meiner Tante. Man kann oft die Wahrnehmung machen, daß kinderlose, in ungestörter Harmonie lebende Ehegatten sich eine heitrere Weltanschauung, ihren Freunden

und Bekannten eine freundlichere Laune bewahren, als Eltern, die, von der Sorge für ihre Kinder bedrückt, für jedes Glücksgefühl leicht absterben. Es ist eine Art Ersatz für den Kindersegen, daß solche Elternpaare mehr von den Freuden der Außenwelt genießen, sich ein behaglicheres Leben bereiten können, was dann auch erwärmend auf ihre Umgebung ausstrahlt. Wie jedoch auch eine sehr zahlreiche Familie bürgerlichen Mittelstandes sich eine ewig heitere Laune und Lebenslust bewahren könne, das war nirgends schöner zu sehen, als in dem Hause meines Onkels Dratschmiedt. Heiter und liebenswürdig wie die beiden Eltern, zeigten auch ihre Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter im Alter von fünfzehn bis einundzwanzig Jahren, die reizendste Verschmelzung von humaner Bildung und echt wienerischem, sanguinischem Temperament. Viele meiner Wiener Leser dürften sich noch der stattlichen, würdevollen Erscheinung des General-Auditors Friedrich Dratschmiedt von Mährentheim erinnern, dessen blaue Augen und rosig angehauchtes Gesicht unter dem dichten, schneeweißen Haar uns doppelt sympathisch anblickten. Nie hat ein milderer Mann den Säbel getragen, nie ein humanerer Geist das Militärstrafgesetz gehandhabt. Der Bureaudienst hatte seine Liebe für Kunst und Wissenschaft, insbesondere für Musik und Poesie nicht im mindesten abgeschwächt. Er war ein guter Vorleser und sang noch als alter Herr mit tiefer Empfindung Schubert'sche Lieder. Sein Lieblingslied „An die Musik" haben wir scherzhaft die „Dratschmiedt'sche Volkshymne" genannt. Mehrere Jahre bekleidete dieser General mit Eifer und Erfolg das Ehrenamt eines Präsidenten der „Gesellschaft der Musikfreunde". An den intimen Abenden bei Dratschmiedt wechselte Musik mit schöner Literatur ab. Einmal las uns Bauernfeld sein neuestes Drama „Franz von Sickingen" aus dem Manuscript vor; ein andermal übernahm Onkel Dratschmiedt die Lecture des eben erschienenen Schauspiels von Hendrik Herz „König René's Tochter"; Josef Lewinsky, das jüngste Mitglied des Burgtheaters, erfreute uns mit dem Vortrag der schönsten Grillparzer'schen Gedichte, und Clara Schumann, die mit ihrer Tochter wiederholt bei Dratschmiedt wohnte, folgte mit ihrem herrlichen Clavierspiel. Auf meine Bitte spielte sie dort auch manche mir besonders theueren Stücke von Schumann, die sie damals öffentlich vorzutragen noch für gewagt hielt; wie die Humoreske op. 20, die Symphonischen Etüden u. A.

Eine so anmuthige, fast ununterbrochene Geselligkeit konnte von einer nicht reichen Familie freilich nur zu einer Zeit gepflegt werden, da man weit genügsamer und anspruchsloser lebte als heutzutage. Man konnte viel häufiger Freunde bei sich sehen, weil diese kein großes Souper erwarteten; man gab anstatt eines kostspieligen, großen Balles, drei oder vier bescheidene Hausbälle, bei denen es ungezwungen herging und Alles sich köstlich unterhielt. Einige junge Herren waren immer da, welche am Clavier abwechselnd zum Tanze spielten. Dieses Talent und diese Bereitwilligkeit findet man heute viel seltener unter der männlichen Jugend. Mit großartigem Humor pflegte Josef Hellmesberger, der vortreffliche Violinist und Conservatoriums-Director, in seiner Wohnung Hausbälle als Muster wohlfeilster Unterhaltung unter dem Titel „Würstelbälle" zu geben. Es wurde dabei nichts anderes servirt als „Würstel mit Kren", Semmeln und Bier, — Alles vortrefflich und in Hülle und Fülle. Niemand durfte in

Frack oder Balltoilette erscheinen, man tanzte in bequemem Sommeranzug. Ein ausgezeichneter Walzerspieler arbeitete unermüdlich auf den Tasten, ebenso unermüdlich tanzten die Gäste, größtentheils heiteres Künstlervölkchen, bis zum Morgengrauen. Nirgend war man so lustig, nirgend so ungezwungen, als auf so einem Hellmesberger'schen Würstel-Hausball. Der Hausherr heimste mehr Dank dafür ein als für das glänzendste Ballfest — und hatte doch so wenig ausgegeben!

In allen Dingen herrschte eine heitere Anspruchslosigkeit in den Familien unserer höher gestellten Beamten. Ausflüge in die Umgebung wurden immer im Omnibus gemacht oder in der dritten Eisenbahnklasse. Man konnte sich eben mit so bescheidenem Sinn viel mehr Vergnügen gönnen. Sperrsitze oder Logen waren ein seltener Luxus; meine Verwandten gingen mit ihren Familien ins zweite Parterre. Da existirte eine jetzt aufgehobene, wunderliche Praxis. Weil man sich gute Plätze sichern und doch nicht ein bis zwei Stunden früher schon dort sitzen wollte, schickte man seine Dienstboten hinein; diese zahlten an der Kassa ihre Eintrittskarten und verharrten auf den Plätzen, bis ihre Herrschaft kam, dann machten sie dieser Platz und ließen sich an der Kassa ihr Geld zurückgeben, wozu sie das Recht hatten, so lange die Vorstellung noch nicht begonnen. Es war ein überaus komischer Anblick, in den Hoftheatern von sechs bis gegen sieben Uhr lauter Köchinnen und Dienstmädchen in Hauben und Kopftüchern im Parterre sitzen zu sehen. Mit der Zeit wurde dieses regelmäßige Geldzurückgeben an die „Platzaufheber" den Kassirern doch zu toll, und diese patriarchalische Stellvertretung ward untersagt. Wer einmal auf seinem Sitze saß, mußte sitzen bleiben. So angenehm durch heitere Zwiesprach gewürzte Theaterabende wie im zweiten Parterre habe ich kaum wieder genossen auf den bequemen Parkett- und Logenplätzen meiner späteren Zeit. Und so lustige Sylvesterabende auch nicht. Onkel und Tante Jaburek sind im rüstigsten Alter rasch weggestorben; von der Familie Dratschmiedt lebt nur die jüngste Tochter noch, die immer lustige Sophie, als Frau des Malers Alois Schönn. —

III.

Das juridische Studium in Wien beschränkte nicht allzu grausam meine musikalischen Passionen. Zuerst drängte es mich, den starken Eindruck, welchen mir Wagner's „Tannhäuser" in Dresden gemacht, in meinem Gedächtniß aufzufrischen und eine Analyse dieser Oper zu schreiben. Wagner war damals in Wien, ich glaube in ganz Oesterreich, völlig unbekannt. Ich konnte freilich nicht hoffen, daß meine junge Stimme durchdringen würde mit der Anpreisung des „Tannhäuser" (— er wurde erst dreizehn Jahre später, im Herbst 1859, im Hofoperntheater aufgeführt —) aber wenigstens wollte ich dem engeren Kreis der Musiker eine Schilderung dieses hochinteressanten Werkes geben. Mit Erlaubniß Liszt's durfte ich die ihm gehörige Partitur des „Tannhäuser", die er bei Mechetti deponirt hatte, bei der Abfassung eines langen, mit vielen Notenbeispielen gespickten Aufsatzes benützen, der sich durch elf Nummern der „Wiener Musikzeitung" fortschleppte. Dieser Artikel trug mir den geistvollen

und inhaltreichen Brief R. Wagner's vom 1. Januar 1847 ein, welchen ich in meinen „Musikalischen Stationen" mitgetheilt habe[1]).

Der Redacteur der „Wiener Musikzeitung" hieß Dr. August Schmidt. Er war Beamter — natürlich, möchte man hinzusetzen. Im vormärzlichen Oesterreich war Jedermann Beamter, den die Liebe zu künstlerischem Schaffen verzehrte, während er selbst nichts zu verzehren gehabt hätte ohne ein nebenbei betriebenes, gemüthliches Staatsamt. Unsere Dichter: Collin, Grillparzer, Friedrich Halm, Mosenthal, J. N. Vogl, Tschabuschnigg, Franz von Braunau, Otto Prechtler ꝛc., Alle waren Beamte, die Musikschriftsteller Kiesewetter, Mosel, Anton Schmid (der Biograph Gluck's), Ambros — Beamte. Dr. August Schmidt arbeitete den ganzen Vormittag angestrengt in der Staatsschuldenkasse; am Nachmittag und Abend redigirte er seine Musikzeitung, schrieb für dieselbe zahlreiche Artikel, corrigirte bis in die späte Nacht. Außer der Begründung und tüchtigen Führung dieses Blattes hat er das Verdienst, den ersten Männergesangverein in Wien ins Leben gerufen zu haben, unter unsäglichen Schwierigkeiten und Vexationen von Seiten der argwöhnischen Behörden. A. Schmidt war ein bescheidener und liebenswürdiger Mann, der aus echter Kunst- und Vaterlandsliebe für die musikalische Förderung Wiens nach seinen Kräften wirkte. Von einem nennenswerthen Ertrag seines Unternehmens konnte ohnehin nicht die Rede sein. Die größten Musikverleger Frankreichs und Italiens haben es mir bestätigt, daß eine Musikzeitung nur mittelbar sich rentiren könne, indem sie als Eigenthum einer großen Firma eine fortlaufende Reclame für deren Verlagsartikel bildet. Diese Voraussetzung fehlte in Wien. — Als stillschweigende Bedingung galt bei Schmidt's Musikzeitung der Verzicht auf Honorar, genau wie bei dem früher erwähnten Prager Blatt „Ost und West". Gern hätte ich trotzdem die größeren Concerte oder Opernnovitäten besprochen, schon des freien Eintritts wegen; aber dieses Ressort war in festen Händen, ich will nicht sagen in den besten. Nur hin und wieder ersuchte mich Schmidt um eine Notiz über irgend ein kleineres Privat- oder Wohlthätigkeitsconcert, und ich Esel freute mich noch damit, in entlegener Vorstadt einige Lieder und Clavierstücke gratis hören und kritisiren zu dürfen. Wie haben die Zeiten sich verändert!

Weit größeren Reiz und Werth hatte es für mich, hin und wieder einen Aufsatz in Frankl's „Sonntagsblätter" zu schreiben. Dieses Blatt war unter den vormärzlichen Journalen Wiens weitaus das literarisch gediegenste und geschmackvollste. Dem oberflächlichen Neuigkeitskram und Theaterklatsch der übrigen Blätter stand es durch seine Bevorzugung der Poesie und bildenden Künste, durch seine ernste Haltung und gewählte Sprache vornehm gegenüber. Ludwig August Frankl, dessen poetisches und journalistisches Talent durch die ruhige Anmuth seines Verkehrs noch an Reiz und Einfluß gewann, bildete in Wien eine Art literarischer Gesandtschaft, bei welcher kein schreibender oder schreiblustiger Ankömmling sich vorzustellen unterließ. Er kannte meine Prager Versuche und forderte mich auf, über besonders wichtige musikalische Vorkommnisse ausnahmsweise neben seinem stabilen Musikreferenten das Wort zu ergreifen. Da war es mir

[1]) Neue Folge der „Modernen Oper". Berlin 1880. S. 268.

gleich eine Herzensangelegenheit, in den „Sonntagsblättern" die Ankunft Robert Schumann's zu feiern, welchen das Wiener Publicum fast nur dem Namen nach und zwar als „Mann der Clara Wieck" kannte. Prag war, wie schon früher erwähnt, der Residenz in diesem und andern musikalischen Punkten bedeutend voraus. In Wien dürfte ich der Erste gewesen sein, welcher die hohe Bedeutung Robert Schumann's dem Publicum zu erklären versuchte, wie ich auch der Erste war, der hier für Richard Wagner und seinen Tannhäuser eintrat. Andere Aufsätze von mir behandelten die erste Aufführung von Meyerbeer's „Vielka" im Wiedener Theater, Mendelssohn's Oratorium „Elias", ein großes Concert des Componisten Dr. Alfred Becher, den Tod Mendelssohn's u. s. w. Meinen Artikel über Schumann mußte ich Frankl im Manuscript vorlesen; er fand eine Stelle darin unklar; ich suchte sie zu erklären und zu vertheidigen, traf es aber nicht zu seiner Zufriedenheit. Nach einer Weile sagte Frankl: „Wenn zwei gebildete Menschen eine volle Viertelstunde über einen Satz, einen Ausdruck disputiren und sich nicht verständigen können, so muß von Seite des Autors ein Fehler vorliegen." Er hatte Recht. Ich nahm das Blatt wieder nach Hause, überlegte und änderte. Es ist seither ein halbes Jahrhundert verflossen, aber den Ausspruch Frankl's habe ich nie vergessen; er stellt sich mir augenblicklich ein, so oft ein unklarer mißverständlicher Satz meiner Feder entschlüpfen will.

Ich hatte eine Reihe längerer Aufsätze in den Jahren 46 und 47 für die „Sonntagsblätter" geschrieben, ohne an ein Honorar zu denken, so erwünscht es mir gekommen wäre. In diesem Punkt war ich gut erzogen. Da macht mich einmal ein Mitarbeiter Frankl's aufmerksam, daß dieser sich nicht weigere, ein Honorar zu zahlen, wenn man ihn ausdrücklich darum angehe. Ich fasse Muth und trage Frankl meinen Wunsch bescheiden vor. „Setzen Sie sich ein wenig; ich will gleich Ihr Guthaben zusammenrechnen. — Und nun zählt er die Zeilen und berechnet und addirt und überreicht mir endlich die Rechnung, die für meine sämmtlichen Artikel zusammen etwas über — acht Gulden ausmachte. „Erlaube mir jedoch," schrieb er unter die Summe, „Ihnen zwei kaiserliche Dukaten zu offeriren". Er überreicht mir aus einem Pillenschächtelchen zwei Dukaten, und ich Neuling — glaubte Wunder was zu haben! Es war mein erstes Schriftstellerhonorar, und ich bedankte mich mit Ueberschwänglichkeit. Zum Geschäftsmann war ich offenbar nicht geboren. Indessen verdankte ich den „Sonntagsblättern" mehr und Werthvolleres, als diese zwei Goldstücke. Ich war durch Frankl's Blatt bekannt geworden und empfing davon auch bald einen reellen Beweis. Mit dem ersten Januar 1848 erhielt die kaiserliche „Wiener Zeitung", welche bisher nur durch ihre amtlichen Publicationen wichtig, sonst aber kläglich bestellt war, eine größere Form und eine neue vielversprechende Leitung. Drei Professoren der Rechte, anerkannt tüchtige Männer von moderner Bildung, wurden gemeinschaftlich mit der Redaction betraut: Eduard Tomaschek, Moritz Heyßler und M. von Stubenrauch. Man schien in den höheren Regionen doch etwas zu wittern von dem herannahenden frischeren Luftzug, der sich bald zu dem Gewitter der Märzrevolution steigern sollte und fand die lächerlich philiströse Rolle, in welcher die „Wiener Zeitung" förmlich versteinert war, nicht mehr zeitgemäß. Durch die genannten

drei Männer erhielt das officielle Blatt auch in seinem literarischen Theil Werth und Bedeutung. Professor Tomaschek, selbst ein großer Musikfreund, hatte an meinen Aufsätzen in den „Sonntagsblättern" Gefallen gefunden und trug mir das Musikreferat in der „Wiener Zeitung" an. Mit Freuden schlug ich ein und hatte die Empfindung eines reich dotirten Mannes, als mir ein Monatsgehalt von 25 fl. zugestanden wurde. Dafür hatte ich Concerte und Opernvorstellungen regelmäßig zu besprechen. Das ging bis zur Märzrevolution und darüber hinaus ganz gut; als aber der politische Sturm Opern und Concerte für Monate hinwegfegte, wollten die Eigenthümer des Blattes, die Ghelen'schen Erben, meinen Posten ohne Weiteres streichen. Sie hatten sehr viel eingebüßt an dem, bis zum März bestandenen, sonderbaren Monopol der „Wiener Zeitung", Inserate aufzunehmen. Eine Fluth neuer Zeitungen entstand nach der Märzrevolution, und sie alle kehrten sich nicht an das Privilegium der „Kaiserlichen Wiener Zeitung", sondern nahmen Inserate auf, so viel sie nur bekamen. Durch eine stürmische Intervention Dr. Heyßler's wurde ich trotzdem in meinen mir zugesicherten Ansprüchen geschützt.

IV.

Zwei denkwürdige musikalische Besuche bezeichneten den Ausgang des Jahres 1846. Robert Schumann und Meyerbeer kamen nach Wien. Schumann wohnte mit seiner Frau bei dem Professor des Conservatoriums Josef Fischhof, den er von seinem ersten Wiener Aufenthalt her (1838) kannte. Fischhof war eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten des Wiener Musiklebens. Er gehörte zu den damals noch seltenen Musikern, die über eine allgemeine Bildung, über Sprachkenntnisse und gesellige Talente verfügen. Mit Sicherheit und Eleganz im Salon auftretend, verstand er es, über musikalische Dinge anregend zu sprechen. Gegen fremde Künstler war er von entgegenkommender Liebenswürdigkeit und unterhielt ausgebreitete, schätzbare Beziehungen zu den musikalischen Notabilitäten des Auslandes. In Wien hat er viel für den Cultus Mendelssohn's gethan, auch für jene Zeit nicht Unbeträchtliches für die Kenntniß Bach's. Seine ansehnliche Bibliothek von Büchern und Musikalien machte er jungen Tonkünstlern gerne zugänglich. Wie glücklich war ich, als eines Morgens Robert Schumann, sein Töchterlein an der Hand führend, mich in meinem bescheidenen Heim überraschte und zu einer musikalischen Matinée bei Fischhof einlud. Das ganze musikalische Wien drängte sich da zusammen in Schumann's Zimmer, vier Treppen hoch im alten (jetzt demolirten) „Gundelhof". Inmitten der einheimischen Halb- und Viertelcelebritäten auch ein erlauchter Fremder: der Dichter Josef von Eichendorff! Ein unvergleichlicher Genuß ward uns zu Theil. Zum ersten Male hörte ich das Clavierquintett in Es-dur und die Variationen für zwei Claviere, von Clara Schumann und Rubinstein aus dem Manuscript gespielt.

Bald sollte noch Schöneres, Größeres folgen. Clara gab drei Concerte im Musikvereinssaal; Robert Schumann dirigirte in dem dritten (am 1. Januar 1847) seine B-dur-Symphonie und das von Clara gespielte A-moll-Concert. Es wurde nur eine Orchesterprobe gemacht, und diese erregte nicht die besten

Erwartungen. Nicht alle großen Tondichter sind auch gute Dirigenten. Beethoven war es nicht und auch Schumann nicht. Er taktirte bei der Probe mit leisen, unbestimmten Schlägen, das Auge fest auf die Partitur geheftet. Nur zweimal, da das Orchester außer Rand und Band gerieth, klopfte er ab und ließ, ohne weitere Erklärungen, die Stelle wiederholen. Kleinere Ungenauigkeiten schien er nicht zu bemerken; offenbar hörte er die Musik mehr, wie sie in der Partitur und in seinem Innern klang, als wie das Orchester sie wirklich ausführte. Mit freudiger Erregung, zugleich mit etwas ängstlichem Herzklopfen betrat ich am Concertabend den Saal. Der Besuch war sehr mäßig, der Applaus kühl und augenscheinlich nur für Clara gespendet. Das Clavierconcert und die Symphonie, zwei der herrlichsten Tonschöpfungen, die wir besitzen, und beide neu für Wien, fanden wenig Anklang. Nach dem Concert begleitete ich das Ehepaar Schumann aus dem Concertsaal nach Hause, zwei brave, verständnißvolle Schumannverehrer, Nottebohm und Jüllig, gingen mit. Die ersten Minuten verflossen in einem unbehaglichen Stillschweigen, da jeder von uns gedrückt war von der lauen Aufnahme dieses so herrlichen Musikabends. Clara brach zuerst das Schweigen, indem sie über die Kälte und Undankbarkeit des Publicums bitter klagte. Was wir Andern auch Besänftigendes zu sagen versuchten, es steigerte nur ihren lauten Mißmuth. Da sprach Schumann die uns unvergeßlichen Worte: „Beruhige Dich, liebe Clara; in zehn Jahren ist das Alles anders!" Und er hat Recht behalten. Zehn Jahre später gab es kaum mehr einen Claviervirtuosen, der nicht Schumann auf seinem Programm hatte, und kein Concertinstitut, das nicht Schumann's Orchesterstücke spielte.

Clara gab noch ein viertes und letztes Concert, und dieses war überfüllt — weil Jenny Lind zwei Lieder darin sang. Ein Beweis, daß man zehn Jahre früher doch eigentlich nur der jugendlichen Virtuosin zu Füßen gelegen war. Für die geistigere Kunst, die uns Clara jetzt bot, besaß Wien noch kein Verständniß. Man hatte noch viel weniger Verständniß für das Genie ihres Gatten, der sie begleitete. „Sind Sie auch musikalisch?" fragte ihn der König von Holland, als Schumann ihm in einem Hofconcert vorgestellt wurde. Ich habe im Laufe der folgenden dreißig Jahre noch oft das Glück gehabt, Clara zu hören und zu sprechen. Schumann selbst, der mir seit seinem Wiener Besuch immer mehr ans Herz gewachsen war, als Mensch wie als Künstler, — ihn sollte ich nie wiedersehen.

V.

Gleichzeitig mit Schumann war auch Meyerbeer in Wien. Der gesellige Schriftsteller- und Künstlerverein „Concordia", damals in seiner Blüthe, lud die beiden Componisten zu einem „gemüthlichen" Abend. Es wäre besser gewesen, sie nicht zusammenzubitten. Wahrscheinlich war dem Comité das gespannte Verhältniß zwischen den beiden Meistern, — durch Schumann's unbarmherzigen Artikel gegen die „Hugenotten" hervorgerufen, — nicht gegenwärtig. Zum Glück saßen sie ziemlich entfernt von einander; so recht behaglich schien sich aber doch keiner von beiden zu fühlen. Unter den Musikproductionen dieses Abends befand sich auch ein von mir componirtes Lied, das ein Wiener Tenorist, dem es

gut in der Stimme lag, sich ausgewählt hatte. Daß Meyerbeer mein Lied gelobt hat, wäre nicht der Erwähnung werth, da er ja Alles lobte — aber eine allgemeine Bemerkung, die er daran knüpfte, möchte ich nicht der Vergessenheit überantworten. „Junge Componisten," meinte er, „sollten nie mit der Herausgabe von Liedern beginnen. In der Fluth der jährlich erscheinenden Lieder verschwinden selbst die bessern, wenn sie von einem noch unbekannten Autor herrühren. Componisten sollten vor die Oeffentlichkeit zuerst immer mit etwas Größerem treten: mit Sonaten, Quartetten, Ouvertüren, vollends mit Opern. Wird man durch diese einmal bekannt, dann kann man auch für Liederhefte auf die Theilnahme des Publicums hoffen. Aber nur ein außerordentliches Talent vermag heutzutage durch Lieder sich eine Carrière zu eröffnen."

Meyerbeer wurde nach der Aufführung der „Vielka", welche für ihn und Jenny Lind einen großen Triumph bedeutete, noch in einem eigenen Festabend der „Concordia" (— ohne Schumann —) gefeiert. Beim Souper hatte man Meyerbeer zwischen Grillparzer und den alten Gyrowetz placirt; an diese reihten sich die Dichter und Schriftsteller: Friedrich Halm, L. A. Frankl, Castelli, Bauernfeld, Josef Rank, Alexander Baumann. Von bekannten Musikern sah man Flotow, Lortzing, Dessauer, Proch, Hoven (Vesque von Püttlingen), Charles Mayer, Berwald (aus Stockholm), Fischhof, Dr. Becher ꝛc. Vor dem bekränzten Porträt Meyerbeer's declamirte Anschütz einen Prolog von Friedrich Kaiser, mit melodramatischer Begleitung von Proch. Scherzhafte Gedichte von Frankl und Castelli zu Ehren Meyerbeer's wurden vorgetragen, Draxler sang dessen „Mönch", Charles Mayer spielte Clavier u. s. w. Nach Mitternacht gab Alles sich ungezwungener Unterhaltung und wachsender Fröhlichkeit hin.

Da bestürmten Bauernfeld und andere Freunde Alexander Baumann, er möchte zu Ehren Meyerbeer's eine ungarische Rede halten. Das war eines der köstlichsten Kunststücke dieses liebenswürdigen Virtuosen der Geselligkeit. Er konnte kein Wort Ungarisch, wußte aber den Klang und die eigenthümlichen Accente dieser Sprache in fließender Improvisation so täuschend nachzuahmen, daß Jedermann darauf schwören mochte, es sei Ungarisch. Mit dem enthusiastischen Wurf und den gewaltigen Gesten ungarischer Redner, sich immer mehr ins Feuer treibend, donnerte Baumann seine Rede, in welcher man nur hin und wieder etwas wie „Hugenottoknak", „Robertus Diabolus", „Meyerbeerházy" u. dgl. verstand. Meyerbeer wollte vor Lachen gar nicht zur Ruhe kommen. Da mußte Baumann noch seine englische Rede halten. Auch von dieser Sprache verstand er kein Wort, aber die Täuschung gelang vollkommen. Das Kunststück war dasselbe, jedoch in ganz anderer Art geistvoll ausgeführt. Während er das angeblich Ungarische mit allen charakteristischen Behelfen magyarischer Mimik und Action hervorgesprudelt hatte, versinnlichte nun seine englische Rede vollkommen den Typus des steifen, förmlichen Insulaners.

Ich habe nie wieder einen Menschen von so hinreißend natürlichem geselligen Talent kennen gelernt. Was Baumann an Dichtungen veröffentlicht hat, ist nicht entfernt so originell und köstlich, als es seine Improvisationen im Freundeskreise waren. Die liebenswürdigsten Einfälle seines Witzes und Gemüths gab

er im geselligen Verkehr aus; er gehörte zu den Menschen, die ihr Bestes nicht niedergeschrieben, sondern gesprochen haben. Das „Versprechen hinterm Herd" wird aber Baumann's Andenken gewiß noch späteren Generationen lebendig erhalten, welchen die Erinnerung an seine sprudelnde Persönlichkeit nicht mehr zu Statten kommt. Dieses Singspiel ist bei all' seiner bescheidenen Einfachheit ein kleines Meisterstück. Der Gegensatz zwischen dem naturwüchsigen Steierer und dem gezierten Berliner Touristen, der in die Alpen reist, um Gletscher und Wildschützjagden als Delicatessen zu naschen, ist mit der Ueberzeugungskraft einer ewigen Wahrheit getroffen. So plastisch die Figuren im „Versprechen", so lieblich sind die Gesänge. Welch' köstliche Melodien hat Baumann, der nicht eine Note kannte, erfunden! Er pflegte sie dem Componisten Randhartinger vorzusingen, der sie zu Papier brachte. Die reizende Mathilde Wildauer, die berühmte Darstellerin der „Nandl", war auch bei der Hand, die Lieder gleich zu probiren. Viele von diesen Liedern, die Baumann zu einer Sammlung „Gebirgsblümeln" zusammengestellt hat, werden jetzt für echt national gehalten, weil sie es geworden sind. Das Volk hat sich schnell assimilirt, was so ganz in seinem Geist gedichtet und componirt war. Wie es ein Merkmal des wahren Volksliedes ist, daß man seinen Autor nicht kennt, so kennt auch das österreichische Gebirgsvolk den Namen des Mannes nicht, dem es so viele poetische Verklärung dankt. Baumann's Bild wird nie in einer der vielen Sennhütten hängen, aus denen seine Lieder uns so munter entgegenschallen. In Baumann personificirt sich uns sehr anschaulich der Proceß, wie das Volkslied entsteht. In einem talentvollen Menschen concentrirt sich die Anschauungs- und Gefühlsweise seines Volks zu schöpferischer Kraft; er singt heraus — nicht so unbewußt, als man gerne glaubt, aber naiv im Vergleich zum Künstler — was die Nation im engen Kreise ländlichen Lebens freudvoll und leidvoll bewegt. Poesie und Musik werden hier nur nebenbei als das Verdienst des individuellen Autors, eigentlich und hauptsächlich aber wie ein Gewinn gemeinsamen Capitals angesehen, das sich auch sogleich wieder durch den Zuschuß solcher Procente vermehrt. Selten erhält sich der Name der Erfinder, dieser bevorzugten Missionäre der „allgemeinen Phantasie". Die vollkommenste Verkörperung österreichischen Temperaments und Talents, war Baumann auch äußerlich ein sehr hübscher Bursch mit treuherzigen, lebhaften braunen Augen, dunklem Haar und Schnurrbärtchen. Er ist früh gestorben.

Von den musikalischen Notabilitäten, deren Bekanntschaft ich an diesem Concordia-Abend gemacht, sei hier nur als eine der interessantesten, der Staatsrath (später Sectionschef) im Ministerium des Auswärtigen Johann Vesque von Püttlingen genannt, der unter dem Pseudonym J. Hoven mehrere Opern und zahlreiche Lieder componirt hat. Das Eigenthümlichste und Beste seines Wesens erschöpfte aber weder der eine noch der andere Name, sondern erst der harmonische Einklang beider. Der Künstler und der Diplomat, der Poet und der Weltmann flossen in Vesque zu einer der interessantesten und anmuthigsten Persönlichkeiten zusammen. Von jedem der beiden Pole seiner Thätigkeit fiel ein vergoldender Schimmer auf den anderen. Der Opern- und Liedercomponist erschien der Wiener Gesellschaft verherrlicht durch seine hohe

bureaukratische Stellung: der Staatsmann durch seinen künstlerischen Nimbus erhoben über das prosaische Niveau seiner Amtsbrüder. Heute bedarf es freilich eines fast angestrengten Erinnerns, um uns in die politischen und geselligen Zustände des vormärzlichen Wien und damit in die eigenartige Stellung Vesque's zu versetzen. Es war unerhört, daß unter Metternich's Augen ein beliebter Componist eines der wichtigsten Staatsämter nicht nur bekleidete, sondern durch seine eminente Fähigkeit und Arbeitskraft zierte; ebenso unerhört, daß ein Hof- und Staatsrath Opern von seiner Composition am Kärtnerthor-Theater aufführen ließ und mit allen Künstlern Wiens den regsten kameradschaftlichen Verkehr unterhielt. Letzteres obendrein in der als liberal übel angeschriebenen „Concordia", zu deren rührigsten Mitgliedern Vesque gehörte. In dem Metternich'schen Oesterreich hatte Vesque's offenes Auftreten als Künstler geradezu eine revolutionäre Bedeutung. Entbehren konnte man ihn nicht im Staatsrathe, für dessen juristisches Orakel er galt, und um das Nasenrümpfen in hohen und höchsten Kreisen scherte er sich wenig. Die Liebe zu seiner Kunst arbeitete stärker in ihm, als die Sorge um sein Avancement, die er Anderen überließ. Vesque, damals im kräftigsten Mannesalter, war ein auffallend hübscher Charakterkopf mit krausgelocktem dunklen Haare, kohlschwarzen blitzenden Augen, immer voll Beweglichkeit, dabei doch von ungezwungen vornehmer Haltung. Es lag in seinem Aussehen und seinem Gebahren etwas Südländisches, als rege sich in dem Wiener Kinde noch die wallonische Abkunft. Seine Unterhaltung überströmte von heiterer Anmuth, von Witz und treffenden Aperçus. Er fühle sich, meinte Vesque, von meiner Doppelstellung als Jurist und Musiker verwandtschaftlich berührt, und säumte nicht, mich in sein Haus einzuladen. Dort, in dem Vesque'schen Familienhause in der Jacobergasse, zur Sommerzeit in seiner Penzinger Villa habe ich durch eine Reihe von Jahren die genußreichsten Abende verlebt, Stunden geistiger und gemüthlicher Anregung und fröhlichsten Musicirens.

VI.

Das Künstlerpersonal des Burgtheaters und der Hofoper stand zur Zeit, da ich nach Wien kam, im höchsten Ansehen und genoß beim Publicum und bei der Kritik unbedingte, mitunter grenzenlose Verehrung. Ich schämte mich, es mir selbst zu gestehen, geschweige denn Anderen, daß mir manche dieser Größen durchaus nicht die gehoffte Bewunderung einflößen wollten. Hier machte sich die wunderbare Stärke der Jugendeindrücke geltend. Die Schauspieler unserer ersten Jugendzeit, die ersten Theatererlebnisse halten unsere Phantasie lange Zeit in magischen Banden. Es ist dies ein Vorrecht derjenigen Künstler, von denen wir zum ersten Mal die Hauptrollen der klassischen Stücke und Opern gesehen haben. Zugestanden, die besten Sänger und Schauspieler der Prager Bühne seien den Wiener Künstlern nicht ebenbürtig gewesen; — jene waren mit meinen ersten und darum mächtigsten Theatereindrücken so fest verwachsen, sie hatten mein jugendliches Gemüth so vollständig erfüllt, daß mir anfangs das Burgtheater und die Hofoper dahinter zurückblieben. Entzückt war ich von der Haizinger, von La Roche und Fichtner; hingegen wollte der schon bejahrte Anschütz mit seiner kurzen, gedrungenen Figur und seinen kleinen, müden

Augen meiner Idee von Wallenstein oder Wilhelm Tell keineswegs entsprechen. Gegen Bayer in Prag schien mir Anschütz zu sehr Declamator, wenn auch Declamator von hoher Vollendung. Aehnlich erging es mir mit andern Berühmtheiten des Burgtheaters und der Oper. Der gefeierte Schauspieler Korn war damals alt und nur schwer zu verstehen; Loewe konnte zwar in Rollen, wie Holofernes, noch durch sein stürmisches Feuer hinreißen, für seine jugendlichen Heldenrollen war er bereits zu alt. In Wien deckte die schöne Pietät des Publicums alle diese Mängel. Aber der täuschende Glanz der Jugenderinnerungen war es doch nicht allein und nicht überall, was mich gegen die angebliche Unübertrefflichkeit der Wiener Vorstellungen skeptisch machte. Als das Burgtheater einen Beckmann und Meixner erhielt, sahen die Wiener selbst erst ein, mit was für talentlosen Komikern sich das Festspiel früher beholfen hatte. Durch Sonnenthal und Josef Wagner wurde es dem Publicum klar, daß sein ehemaliger Liebling Lucas doch ein steifer, frostiger, eitler Liebhaber und Held gewesen. Das Hofoperntheater besaß einen großen Künstler in dem Bassisten Staudigl, der jedoch bald ans Wiedner Theater übertrat. Die erste dramatische Sängerin, Frau Hasselt-Barth, vermochte mich niemals recht zu erwärmen, trotz ihrer klassischen Gesangsbildung und Kehlenfertigkeit. Ihre kleine Figur und ihr sehr unhübsches Gesicht erschwerten obendrein jede dramatische Illusion. Der Heldentenor Josef Erl, ein tüchtiger, zuverlässiger Sänger mit ausgiebiger Stimme, war poesielos im Vortrag und hölzern im Spiel. Ich hörte die Beiden ohne innere Erregung in ihren bewunderten Rollen Raoul und Valentine. Poesie und edle Wärme ist in diese beiden Gestalten erst durch Ander und die Duftmann eingedrungen. Und als Beck's eherne Stimme erschallte, da mußten die ehemaligen Verehrer des Baritonisten Leithner doch zugestehen, daß sie früher recht genügsam gewesen. Der Bassist Hölzl, anfangs nur in seriösen Rollen, wie St. Bris u. dgl. beschäftigt, gelangte erst später als vortrefflicher Buffo in sein Fahrwasser und zu künstlerischer Bedeutung. So bin ich keineswegs ein laudator temporis acti, wenn ich von dem vormärzlichen Personal des Burgtheaters und der Hofoper spreche, sondern eher ein Lobredner der darauf folgenden Epoche.

Eine starke Concurrenz hatte die Hofoper geraume Zeit an dem Theater an der Wien. Hier wirkte zu der genannten Epoche neben Meister Staudigl manche sehr schätzbare Kraft; hier gastirten fremde Sänger allerersten Ranges, wie Jenny Lind und Josef Pischek. Ueberdies ging das Wiedner Theater der Hofoper voraus in Aufführung vieler interessanter Novitäten. Lortzing, Capellmeister am Wiedner Theater, führte da zum ersten Male (1846) seinen „Waffenschmied" auf, mit Staudigl in der Titelrolle, und im folgenden Jahre seine „Undine." Auch das winzig kleine Josefstädter-Theater war eine Zeit lang rühriger und glücklicher in der Aufführung neuer Opern als das Kärntnerthor-Theater. „Robert der Teufel" und „die Hugenotten" (von der Censur in „Ghibelinen" verwandelt) haben in Wien ihre erste Aufführung auf dieser Miniaturbühne erlebt. Der Stolz und Schwerpunkt des Hofoperntheaters war die italienische Stagione, welche alljährlich durch volle drei Monate ausschließlich die Bühne beherrschte und den musikalischen Leckerbissen der vornehmen Kreise

bildete. Das deutsche Repertoire war fast nur ein Nachklang des italienischen; nachdem man die Opern von Bellini, Donizetti und Verdi italienisch gehört hatte, gab man sie dann in deutscher Sprache. —

VII.

Die Märzerhebung in Wien ist wohl Jedem unvergeßlich, der sie als Jüngling miterlebte, und seine idealsten Träume hier verwirklicht wähnte. Ich habe die ganze Bewegung zwar nicht als activer Theilnehmer, doch als sehr erregter Mitempfinder und Beobachter durchlebt und die Stadt, trotz dringendsten Zuredens meiner nach Ischl geflüchteten Verwandten, keinen Augenblick verlassen. Himmelhoch jauchzend — im März, zu Tode betrübt — in den Octobertagen; immer jedoch mitten in den Ereignissen. Trotzdem werde ich über das denkwürdige Jahr mit wenigen Zeilen hinweggehen. Die Fehler Anderer sollen meinen Lesern zum Vortheil gedeihen. Es hat mich nämlich sehr gelangweilt, in mancher neueren Selbstbiographie, z. B. der von Bodenstedt, die politischen Ereignisse des Jahres 48, die ganze Entwicklung der Märzbewegung u. s. w. ausführlich geschildert zu finden, als wären das lauter neue Dinge und nicht in jedem modernen Geschichtswerke nachzulesen. Ein Autobiograph, glaube ich, sollte aus jenem, allen Zeitgenossen so geläufigen Jahr, lediglich erzählen, was er persönlich, und nur Er, an charakteristischen Einzelheiten erlebt hat. Ich habe, damals dreiundzwanzigjährig, keine Rolle in der Bewegung gespielt, besaß niemals politischen Ehrgeiz, und noch weniger eine militärische Ader. In die Juristencompagnie der Akademischen Legion eingereiht, ließ ich mich bald von den täglichen Exerzierübungen im Stadtgraben dispensiren; ich vermochte das Gewehr (— einen ehrwürdigen Prügel mit Feuersteinschloß —) nicht Stunden lang zu tragen, und die Vergeudung der Zeit ertrug ich noch schwerer.

Anfangs März machte ich mein erstes juridisches Rigorosum; nur dieses eine im ganzen Jahr, während ich im nächsten Jahr die übrigen drei Rigosoren, die öffentliche Disputation und die Promotion absolvirte. Das Jahr 48 war eben jedem anhaltenden Studium, jeder ernsten Sammlung feind; auf der Aula wurden ganz andere Dinge abgemacht als juridische Rigorosen, und wären selbst Studenten bereit gewesen, sich prüfen zu lassen, wo hätte man dazu die Professoren suchen müssen? Eine Art politischer Thätigkeit, wenn auch nur eine bescheiden literarische, war mir übrigens doch beschieden: als Correspondent der „Prager Zeitung." Sie ist nur aus dem Grunde erwähnenswerth, weil einer der hervorragendsten politischen Notabilitäten Oesterreichs damit in Verbindung stand, der nachmalige Unterrichtsminister und Ministerpräsident des sogenannten „Bürgerministeriums", Leopold von Hasner. Hasner, der kurz zuvor Chefredacteur der (officiellen) „Prager Zeitung" geworden, hatte im Sommer 1848 seinen ständigen Wiener Correspondenten eingebüßt, einen jüngeren Beamten der Hofkammerprocuratur, welcher in die Provinz versetzt wurde. Durch diesen ließ Hasner mir den verwaisten Posten, als Correspondent der „Prager Zeitung" antragen. Das war keine glückliche Wahl, denn ich bin niemals Politiker von Fach gewesen und kam als junger, mit den Rigorosen vollauf beschäftigter Jurist kaum in die Lage, wichtige politische Neuigkeiten zu erfahren. Ein lebhaftes — nur zu lebhaftes — Interesse

an den politischen Ereignissen, die ich, wie damals alle jungen Leute, mehr mit dem Herzen als mit dem Verstand beurtheilte, schien mir doch nicht ausreichend für eine solche Aufgabe. Meine rückhaltlos geäußerten Bedenken wurden mir mit schmeichelhaftem Drängen ausgeredet, und schließlich that der Wunsch, Hasner aus einer Verlegenheit zu befreien, das Uebrige. Ich wagte also den Versuch und nahm die Sache sehr gewissenhaft. Im juridisch-politischen Leseverein standen mir zum Glück alle Zeitungen nebst einer ansehnlichen Bibliothek zu Gebote und, was noch wichtiger, der Verkehr mit einigen ausgezeichneten, mir wohlgesinnten Männern, wie Hye und Tomaschek (damals meine Professoren), Heißler, Stubenrauch, J. N. Berger und Anderen, von deren täglichen politischen Debatten ich profitiren durfte. Im Anfang ging Alles gut. Hasner war mit meinen Briefen, die sich mehr schildernd als raisonnirend verhielten, zufrieden und lobte namentlich einige humoristisch gefärbte Mittheilungen über das jugendliche Treiben der Akademischen Legion, über Figuren wie Pater Füster u. dgl. „Machen Sie sich doch wieder über etwas lustig!" ermunterte er mich, als meine Briefe seltener wurden. Aber, ach, die Zeiten waren so gar nicht mehr lustig! Der Enthusiasmus der Märztage wandelte sich bald in zunehmende Enttäuschung und Ernüchterung. O, des unvergeßlich herrlichen Morgens vom 13. März im Hofe des landständischen Hauses, wo die muthigen jungen Redner, einer nach dem andern, auf den Brunnen stiegen und zu den Fenstern des Berathungssaales hinauf nach Constitution und Preßfreiheit riefen! „Es geht, es geht!" rief, mich umarmend, damals mein Herzensfreund Robert Zimmermann. Wenige Monate später mußten wir, das „Landhaus" passirend, uns mit Bitterkeit sagen: „Ja, es ist gegangen, ist Alles wieder gegangen!" Der Ton trüber Resignation klang nunmehr durch meine Berichte, die immer kürzer und seltener wurden. Das zuchtlose Demagogenthum im September und October war mir ein Greuel, das in politischem Wahnsinn phantasirende Wien entsetzte mich. Darin war ich gewiß mit Hasner eines Sinnes. Aber fast ebensosehr wie von den Greueln des Octoberaufstandes fühlte ich mich empört von der blutigen Reaction, die nach der Einnahme Wiens über uns herfiel. Dieses Aufspüren und Verfolgen jedes freien Wortes, dieses Einkerkern junger Studenten, bei denen man ein schwarz-roth-goldenes Band oder ein radicales Blättchen fand, dann die täglichen Hinrichtungen in der Brigittenau und vor dem Neuthor . . . Ein schwarzer Schleier drückte auf Wien, eine böse giftige Luft, in der jeder freisinnige Geist zu ersticken glaubte. Trostlos über das Scheitern aller unserer Hoffnungen, aller unserer Errungenschaften, gewahrte ich nicht den kleinsten Stern in dieser schauerlichen Nacht, wogegen Hasner, „vor der Zukunft nicht bange", als echter Philosoph „sich behaglich in den Zielen der Menschheit wiegte, während Andere in ihrer Strömung." Zu dieser objectiven Ruhe hatten wir jungen Leute vom März 1848 es allerdings noch nicht gebracht. Selbst wo ich rein Thatsächliches berichtete, gab es in meinen Briefen „Seitenblicke, Doppelblicke", welche Hasner mißfielen. Wenn ich in meinen Berichten mich auch zu äußerster Mäßigung zwang, für Hasners Zeitung, für Hasner's Anschauungen waren sie nicht mehr möglich. Und nun geschah das überraschend Rührende. Anstatt den unbotmäßigen jungen Correspondenten einfach abzudanken, wie es jeder andere

Redacteur gethan haben würde, setzte sich Hasner hin und suchte in ausführlichen Briefen meine Irrthümer zu widerlegen, mich zu belehren, zu bekehren. Mit diesem menschlich schönen Zusprechen und Abmahnen verband er stets die präciseste Darlegung seines eigenen Standpunktes und eine Beurtheilung der Ereignisse, wie sie mit solcher Unbefangenheit nur ein freundschaftlich brieflicher Verkehr gestattet.

Da ich sah, daß ich mich Hasner's Ansichten und Wünschen nicht anbequemen könne, bat ich ihn um meinen definitiven Abschied und habe niemals wieder über politische Dinge geschrieben. Als ich dreißig Jahre später mit dem Minister und Exminister gesellschaftlich zusammentraf — bei seinem Collegen Glaser und Professor Seegen — da erinnerte er mich selbst, nicht ohne Humor, an meinen kurzen Feldzug unter seiner Fahne. Ich konnte ihm nunmehr mit gereifter Einsicht nochmals danken für seine mir bewiesene Langmuth und Seelsorge. Geleistet habe ich ihm sehr wenig, aber viel von ihm gelernt. Freilich, gewisse politische Sympathien und Antipathien, die tief im Gefühle wurzeln, vermochte ich niemals abzuschütteln, aber das Beispiel Hasner's, die Wirren der Tagesgeschichte leidenschaftslos aus historischer Perspective zu betrachten und „sich in den Zielen der Menschheit, nicht in ihren Strömungen zu wiegen", verblieb mir als Leitstern fürs Leben.

VIII.

Außer dem unbeschreiblichen Glücksgefühl der drei Märztage bewahre ich aus dem Jahre 48 nur noch Eine schöne Erinnerung. Die Studenten Begrüßungen und Verbrüderungen standen in voller Blüthe; zu Pfingsten sollte die Wiener Akademische Legion die steierischen Studenten in Graz begrüßen. Ich war über Wien hinaus nie weiter als nach Schönbrunn und Baden gekommen und nahm mit Freuden Theil an der Fahrt. Natürlich wurden in jener politischen Faschingszeit Oesterreichs die Studenten gratis auf der Eisenbahn befördert. Der Zug kam Abends in Gloggnitz an, von wo man in schwerfälligen Stellwagen den Semmering befuhr, über welchen eine Eisenbahn damals noch für eine Unmöglichkeit galt. Es war eine herrliche milde Nacht und Vollmond. Einer machte den Vorschlag, zu Fuß über den Semmering zu wandern; ein Trupp von zehn bis zwölf Studenten machte sich vergnügt auf den Weg; ich vielleicht der glücklichste darunter. Berauscht von der Poesie dieser herrlichen Mondnacht und der abenteuerlichen Wanderung, sang ich im Gehen ein Lied vor mich hin (— mich erwartete in Graz ein liebes Mädchengesicht, das mir wichtiger war als die Universität —) und sang und marschirte, und knöpfte, warm geworden, die Uniform auf. Ich hatte vergessen, daß der zugeknöpfte Rock, der keine Brusttasche hatte, meine Brieftasche mit meiner ganzen Baarschaft festhielt und merkte den Verlust erst, als wir in Mürzzuschlag wieder den Eisenbahnzug bestiegen. Das verwünschte Liedchen war mir theuer zu stehen gekommen, genau auf zwanzig Gulden. Zum Glück hatte ich in Graz eine befreundete Wiener Familie, die mir aushalf. Nach zwei vergnügten Tagen, in welchen ich von den Grazer Studenten und ihren Festlichkeiten so gut wie nichts gesehen hatte, fuhren wir nach Wien zurück.

Im August 1848 kam Richard Wagner für einige Tage nach Wien; offenbar angelockt von der politischen Bewegung. Ich brachte einen Abend mit ihm und Professor Josef Fischhof zu, in einem bescheidenen Gasthausgärtchen an der Donau. Wagner war ganz Politik; er erwartete von dem Sieg der Revolution eine vollständige Wiedergeburt der Kunst, der Gesellschaft, der Religion, ein neues Theater, eine neue Musik! Er erkundigte sich nach den bekanntesten demokratischen Führern in Wien und ließ sich von Friedrich Uhl in eine demokratische Versammlung führen. Es stellte sich auch bald heraus, daß er den demokratischen Abgeordneten Dr. Adolf Fischhof im Sinne gehabt, als er den Clavierprofessor Fischhof besuchte, welcher nicht wenig erstaunt war, von Wagner nur politische Reden und kein Sterbenswörtchen über Musik zu hören.

In Wien wurde es allmälig immer schwüler, immer drohender das Wetterleuchten der politischen Atmosphäre. Nach dem kindischen Barrikadenbau vom 26. Mai mußte jeder Unbefangene einsehen, daß wir auf einer schiefen Ebene herabrollten. Und wir rollten immer schneller und schneller bis zu dem grausigen 6. October, dem Tage der Ermordung des Kriegsministers Latour durch einen wüthenden Pöbelhaufen. Auf dem Wege nach meiner Wohnung war ich unwillkürlich von einer fluthenden Menschenmenge mit fortgedrängt worden auf den „Hof." Da sah ich die Leiche Latour's, bloß mit einem Leintuch bekleidet, an einem Laternenpfahl aufgehängt, vor der Hauptwache des Kriegsministeriums, wo unbegreiflicher Weise der Offizier mit seiner Compagnie unthätig zusah. Der Pöbel hatte die Gasflamme über dem Haupte des Ermordeten angezündet und schrie und johlte um die Leiche herum, setzte sie auch zeitweilig durch einen Stoß in schaukelnde Bewegung. Ich drängte mich, im Innersten schauernd, aus der Menge heraus, welche den ganzen Platz anfüllte und rannte fast bewußtlos nach Hause. Da zündete ich meine Lampe an und schlug einen Band Goethe auf, um mich rein zu waschen von dem Gesehenen.

Am nächsten Morgen nahm ich in meinem gewöhnlichen Kaffeehause eine Zeitung zur Hand; darin war der Mord Latour's als eine Heldenthat des Volkes gepriesen. Ich konnte einen Ausruf des Abscheus nicht unterdrücken. Da fuhr mich eine Stimme vom Nebentische höhnisch an: „Na, ist vielleicht Schad' um ihn? Ist Ihnen vielleicht gar leid um ihn?" — „Ja," antwortete ich kurz und ging, um jeder weiteren Replik auszuweichen. Böse Worte folgten mir. Mich entsetzte diese moralische Verwilderung des sonst so gutmüthigen Wiener Volkes. Die sittliche Roheit, die sich in den Urtheilen der revolutionären Blätter und des aufgehetzten Volkes aussprach, schien mir nicht viel besser, als jene gräßliche Unthat selbst.

Ich suchte mich wieder in mein Studium zu vertiefen, aber es war kaum möglich, der zerstreuenden und aufregenden Gewalt des politischen Sturmwindes zu entgehen. Meine Verwandten und fast alle Bekannten hatten längst Wien verlassen. Ich pflegte Abends, im September und October, wo die Sehnsucht nach freundschaftlicher Aussprache, nach Kunst und Wissenschaft fast brennend geworden, in einer kleinen Weinstube in der Bäckerstraße mit den Componisten Nottebohm und Franz Jüllich, dem Musikschriftsteller Graf Laurencin und einem in skandinavischer Literatur thätigen Beamten Karl Oberleithner,

zusammenzukommen. Diese Weinstube, in welcher wir uns meist ganz ungestört befanden, hatte Nottebohm entdeckt, der Kenner und Schätzer eines „schönen Weines". Wir Anderen waren Laien in diesem Fach; insbesondere Laurencin und ich bewiesen es, von Nottebohm verspottet, indem wir nur ein Gläschen süßen Tokayer oder Ruszter tranken. Einige Schnitten Wurst dazu, das war das ganze Gelage.

Gustav Nottebohm, ein Westphale und Protestant, der als angehender Componist sich noch der Unterweisung und Aufmunterung Mendelssohn's zu erfreuen gehabt, war ein tüchtig geschulter Musiker. Sein feines, etwas anlehnendes Talent hat er in einigen Clavierstücken in gewinnendster Weise bewiesen, aber nicht lange cultivirt. Er wandte sich mit Vorliebe bald der theoretischen und geschichtlichen Seite seiner Kunst zu und genoß später als Lehrer der Composition, wie als musikalischer Forscher bekanntlich großes Ansehen. Seine Bücher „Beethoviana," „Mozartiana," seine thematischen Kataloge der Beethoven'schen und Schubert'schen Werke sind Muster einer gewissenhaften, reinlichen Arbeit. In unserem kleinen Kreise war er der Aelteste und übte eine gewisse Autorität. Er war ein spröder Hagestolz und Sonderling. Unter einer außerordentlich breiten, zurückfliegenden Stirne blitzten zwei giftig blaue Aeuglein hervor, welche neben der rothen Nase und dem röthlichen Bart noch greller schienen. Er hatte keine gesellschaftlichen Manieren, eckige Bewegungen, eine scharf abgehackte, in kurzen Sätzen springende Redeweise. Ein durchaus ehrenwerther, selbständiger, in seiner Lebensführung anspruchsloser Mann, war er doch keineswegs ein liebenswürdiger oder bequemer Gesellschafter. Aber ich hielt mich gern zu ihm, da mir der Verkehr mit einem tüchtigen, praktischen Musiker, der mehr Bildung besaß, als die meisten seiner Wiener Collegen, werthvoll war, und seine warme Verehrung für Mendelssohn und Schumann, sowie sein Widerwille gegen Liszt's Compositionen mich sympathisch berührten. In späteren Jahren haben Beschäftigung und Geselligkeit uns weiter von einander entfernt, wie dies leider in großen Städten zu gehen pflegt. Nottebohm ist nach kurzer Krankheit im Jahre 1882 gestorben; ein Verlust für seine Freunde und für die Musikwissenschaft.

IX.

Ein Original ganz anderer Art war Graf Ferdinand Laurencin. Im Gegensatz zu dem verstandesscharfen, kritischen Nottebohm war er der musikalische Enthusiast vom reinsten Wasser. Mir ist nie wieder ein Mensch begegnet, den Musik so vollkommen entzücken und beglücken konnte, der so ausschließlich in Musik webte, lebte und — starb. Er war der Sohn eines Kammerherrn des Cardinal-Erzbischofs Rudolf und hat seine erste Jugendzeit am Hofe dieses musikliebenden Fürsten in Olmütz verlebt. Er erinnerte sich noch des vortrefflichen Clavierspiels des Erzherzogs, dem bekanntlich Beethoven Unterricht ertheilt und seine Missa solennis gewidmet hat. Seine musikalischen Studien hatte Laurencin bei Tomaschek und bei dem Organisten Pietsch in Prag betrieben. Dann übersiedelte er nach Wien, wo er, mit einer bescheidenen Apanage von seiner Mutter ausgerüstet, hauptsächlich der Musik lebte. Wer kannte ihn nicht, den auffallend kleinen Mann mit dem sehr großen Kopf und den über die Brille hinaus-

schielenden, kurzsichtigen Augen? Wer hat ihn nicht an Sonntag Vormittagen mit einer dicken Partitur unter dem Arm durch die Straßen eilen sehen? Laurencin pflegte nämlich der Musik wegen zwei Messen nach einander zu hören, er rannte von der Minoritenkirche in die Hofburgcapelle und von da sofort in das Mittagsconcert der Philharmoniker oder der „Gesellschaft der Musikfreunde". Um halb fünf Uhr Nachmittag war er in der Quartettproduction Jansa's oder Helmesberger's (welche erst in späteren Jahren auf die Sieben-Uhrstunde verlegt wurde) und um sieben Uhr, wenn es eine classische Oper gab, auf der vierten Galerie des Hofoperntheaters. Er konnte unglaubliche Massen von Musik ertragen, mit der gleichen Empfänglichkeit. Selbst die allerbekanntesten Werke, wie Beethoven's Quartette op. 18, oder Mozart's G-moll-Sinfonie, verfolgte er in jeder Aufführung eifrig mitlesend in der Partitur. Dabei kritzelte er unaufhörlich mit seinem Bleistift Notizen, deren Inhalt ich niemals enträthseln oder erfahren konnte. Bei jeder schönen Stelle, und deren gab es für Laurencin sehr viele, nickte er vergnügt mit dem Kopf, that einen Ausruf des Entzückens, schmunzelte, lachte und setzte seinen Bleistift in wüthende Bewegung. Seine musikalische Empfänglichkeit und Begeisterung kannte keine Grenzlinie. Eine kanonische Stimmführung in irgend einer unbedeutenden Schulmeister-Messe, eine sentimentale Modulation von Spohr, der gewaltigste Bach'sche Choral und Beethoven's neunte Sinfonie, — Alles tauchte den beneidenswerthen Mann in die gleiche Fluth von Entzücken. Er hatte in diesem Gebahren ohne Frage etwas Komisches, aber auch etwas Liebenswürdiges, durch kindliche Naivetät Rührendes. Es versteht sich fast von selbst, daß einer solchen Gewalt fast elementarischen Musikempfindens nicht eine gleiche Stärke ästhetischen Urtheils zur Seite stand. Laurencin war auch sehr leicht aus seiner ursprünglichen Ansicht zu verdrängen. Wir gingen einmal zusammen zu einer Aufführung von Haydn's mir damals noch nicht bekannten „Sieben Worten". Auf dem Wege hin überströmte Laurencin von Bewunderung dieses Werkes und versprach mir Wunderdinge davon. „Nun, was habe ich Dir gesagt?" fragte er freudestrahlend beim Herausgehen. „Aufrichtig gesagt," erwiderte ich, — „habe ich mich schrecklich gelangweilt". Ich suchte dieses pietätlose Wort nach Möglichkeit zu rechtfertigen und empfing nach einer Weile Laurencin's zustimmendes Votum: „Ja, Du hast Recht, es ist doch eigentlich ein Zopf!"

Laurencin schrieb unter dem Namen Philokales in die „Wiener Musikzeitung" von August Schmidt und versah sie insbesondere mit Berichten über die Kirchenmusik-Aufführungen. Er hatte einen Artikel über Mendelssohn's „Elias" angekündigt, ein Werk, von dessen Schönheit er ganz erfüllt war. Der Gewalt seiner Empfindung entsprach aber leider auch ein in Superlativen überströmender, sich in den längsten Perioden fortwindender Stil. Laurencin hatte viel Hegel gelesen, was schwerlich zur Klärung seiner etwas confusen Darstellungsweise beitragen konnte. Da begann er nun mit einer langen philosophischen Untersuchung des Begriffes „Oratorium", welche mehrere Nummern der Zeitung füllte, dann folgte ein historischer Rückblick, abermals von ansehnlicher Länge, endlich war er bei der Ouvertüre angelangt und kam unter der bedrohlich anwachsenden Ungeduld der Leser und der Redaction nicht vom Fleck

mit seiner gründlichen Analyse. Der Aufsatz gelangte ungefähr bis zur Kritik der zweiten oder dritten Nummer des Oratoriums — da riß dem guten August Schmidt die Geduld: er strich das fürchterliche „Fortsetzung folgt" unbarmherzig von dem Manuskript und versetzte dem bestürzten Grafen den vernichtenden Bescheid: „Jetzt ist's aus." Es ist niemals eine Fortsetzung des großartigen Elias-Artikels erschienen.

Mit einem schüchternen Versuch, Laurencin als Musikreferenten vorzuschlagen, bin ich einmal schlecht angekommen. Es war bei Dr. Ignaz Kuranda, dem Herausgeber der „Ostdeutschen Post" und hochverdienten Begründer der „Grenzboten," die als verbotener, gierig verschmauster Leckerbissen eine so wichtige Rolle gespielt haben im vormärzlichen Oesterreich. Wir Wiener wissen, daß der geistvolle Kuranda mitunter recht komisch aussehen konnte. Die illustrirten Witzblätter lebten geraume Zeit von seiner mit drei Linien umrissenen sofort kenntlichen Carricatur. Wenn das kleine hagere Männchen in Eifer gerieth, — und das geschah sehr leicht —, dann schien seine berühmte Nase noch weiter vorzuspringen, seine Bewegungen überhasteten sich, und seine Stimme überschlug in einen wunderlichen, orientalisch modulirenden Discant. Kuranda ersuchte mich eines Tages, das Musikreferat in der „Ostdeutschen Post" zu übernehmen. Das konnte ich nicht, denn ich sollte eben nach Klagenfurt verbannt werden — nicht wie Görgey aus politischen, sondern aus büreaukratischen Gründen. „So schlagen Sie mir jemand Anderen vor!" Das war damals wirklich nicht leicht; doch äußerte ich nach einigem Nachdenken, Laurencin würde vermuthlich gern für die „Ostdeutsche Post" schreiben. „Ja, er wird schreiben, freilich er wird schreiben," sprudelte Kuranda, „aber" — und hier flog seine Stimme in die höchste Octave — „aber wer wird's lesen?" Das klang so schlagend und zugleich so komisch, daß ich vor Lachen nichts entgegnen konnte.

Eine durchaus innerliche musikalische Natur, hatte Laurencin unüberwindlichen Abscheu vor der „verfluchten Politik" und jeder dahin einschlägigen Discussion. In Momenten der größten politischen Aufregung und Bestürzung, während des Barrikadenkampfes und dem Anmarsch Jellačic's gegen Wien fand ich Laurencin in seiner hochgelegenen Stube emsig vertieft in Hegel's „Phänomenologie" oder in die H-moll-Messe von Bach. Er wußte gar nicht, was draußen vorging, wollte es auch nicht wissen. Eine Zeitlang praktizirte er beim Landesgericht und sollte die erste Richteramtsprüfung machen. Da hatte er denn anstatt Hegel und Bach das Strafgesetzbuch vor sich liegen. Aber bei seiner philosophischen Gründlichkeit und Umständlichkeit blieb er immer an dem § 7 haften, so daß man in jedem Sinne sagen darf, er ist in seiner richterlichen Laufbahn nicht über den „Versuch" hinausgekommen. Eine kleine Erbschaft von seiner Mutter machte es ihm später möglich, diesem Beruf, für den er schlechterdings nicht paßte, rasch Adieu zu sagen. Laurencin hatte sich mit einer nicht mehr ganz jungen, hochgebildeten Dame verlobt, welche als Gouvernante bei einer gräflichen Familie in Böhmen lebte. Ich ergötzte mich oft daran, ihn Abends im „Juridisch-politischen Leseverein," diesem wohlthätigen Asyl für uns studirende Junggesellen, emsig schreiben zu sehen, einen dicken Folianten vor sich. „Was schreibst Du denn da? —" „Oh," erwiderte er mit einem glückstrahlenden

Lächeln, „an meine göttlichste, liebenswürdigste Antoinette." — „Und so viele Blätter?" — „Ja, ich schreibe ihr täglich sechzehn bis vierundzwanzig Seiten, und ja kein Wort von der gottverdammten Politik — nur was mein Herz mir dictirt!" Seine Mutter, „die alte aristokratische Frau," wie er oft schmähte, wollte die Heirath nicht zugeben. Später erreichte er doch sein Ziel und ward einer der glücklichsten Ehemänner, die es gegeben hat. Der kleine Laurencin neben seiner ungewöhnlich großen Frau bot freilich einen komischen Anblick, aber seine Ehehälfte (— von Ambros „sein Ehe-Siebenachtel" genannt —) wußte ihm das Leben zu glätten und zu verschönern. Es war der härteste Schlag für ihn, als der Tod ihm seine Antoinette raubte, und nie hat er sich völlig von diesem Schlag erholt. Die Musik mußte ihm nun sein Alles sein und ward auch thatsächlich sein Alles. Im Jahre 1891 hatte ich noch die Freude, im engsten Freundeskreise, mit Brahms und Ehrbar den siebzigsten Geburtstag Laurencin's zu feiern. Wie erquickte uns seine kindliche Freude, sein dankerfülltes Gemüth. In einem scherzhaften Toast sagte ich, auf seine Hinneigung zur neu-deutschen Schule anspielend, Laurencin habe zwar den übermäßigen und den verminderten Dreiklang verherrlicht, aber seine Seele werde dereinst sicherlich in Gestalt eines reinen Dreiklangs zum Himmel aufsteigen. Wir ahnten nicht, daß dies so bald geschehen werde. Laurencin hat seinen siebzigsten Geburtstag nur um wenige Wochen überlebt. —

X.

Wenn wir in unserem stillen Weinstübchen uns des Abends von Musik unterhielten, so betraf das natürlich nur unsere musikalischen Studien und Erinnerungen. Von lebendiger Musik künstlerischen Gehalts war ja in dem ganzen Revolutionsjahr nichts zu vernehmen. Die Concertsäle waren geschlossen, die Oper, die sich mit dem allernöthigsten Personal und abgespielten Werken behalf, verödet. Dafür hörte man allenthalben das „Fuchslied", das zu einer Art harmloser Marseillaise der Studenten geworden war, und das lyrische Frag- und Antwortspiel „Was ist des Deutschen Vaterland". Ein sehr reactionärer hoher Militärbeamter, in dessen Familie ich viel verkehrte, ärgerte sich täglich einige Male darüber, daß eine Treppe über ihm das Fuchslied gespielt wurde; sofort setzte er sich ans Clavier und spielte mit aller Macht die österreichische Volkshymne. Man replicirte oben noch stärker mit „Was kommt dort von der Höh'?" worauf unten in wüthendem Fortissimo „Gott erhalte unsern Kaiser" gehämmert wurde. Dieses musikalische Duell zwischen zwei unsichtbaren Gegnern wiederholte sich mehrmals des Tages. Eine recht schöne Unterhaltung.

Das alte harmlose „Fuchslied" hatten die Wiener aus Benedix' Studenten-Lustspiel „Das bemooste Haupt" kennen gelernt, das allabendlich im Theater an der Wien gegeben wurde. In diesem Stück kommt auch eine solenne „Katzenmusik" vor, die von dem lernbegierigen Wien schnell aufgefaßt und begeistert acclamirt, bald unzählige Katzenmusiken ins Leben rief. Unvergeßlich bleibt mir eine davon, die mit Thalberg's Abschiedsconcert in komische Verbindung gerieth. Der berühmte Pianist, nach seiner letzten Nummer stürmisch hervorgerufen, setzte sich nochmals ans Clavier und begann mit der Volkshymne, welcher

ohne Zweifel brillante Variationen folgen sollten, aber schon während der ersten Tacte hörte man verdächtiges Pfeifen und Miauen von der Straße her, — Thalberg merkte Unheil und schloß resignirt mit dem Thema ohne Variationen. Und in der That gerieth man aus dem Concertsaal unmittelbar in ein anderes, sehr kräftiges Concert, welches in der Eigenschaft eines Ständchens der k. k. Polizeidirection gebracht wurde. Das Publicum war hier noch viel, viel zahlreicher als in Thalberg's Concert, schien aber nicht ebenso beifallslustig und anerkennend, — es pfiff aus Leibeskräften.

Wenige Tage, bevor in Wien das „Fuchslied" für immer verstummen sollte, an einem sonnigen Octobernachmittag, stieß ich nächst der Universität auf den Dr. Alfred Becher. Er hatte sich aus dem weltfremden Componisten und Musikkritiker in den radikalsten Journalisten der Revolutionspartei umgewandelt. Das Gewehr geschultert, mit rasselndem Schleppsäbel und zerknülltem Calabreser begrüßte er mich kurz: „Wohin? Kommen Sie mit mir auf die Rothenthurmbastei, wir brauchen noch junge Leute!" — „Fällt mir nicht ein," erwiderte ich. „Aber Sie, lieber Becher, sollten lieber mit mir kommen; ich wäre glücklich, sähe ich Sie wieder zu Ihrer Kunst, zur Musik, zurückkehren aus diesem aussichtslosen, verderblichen Treiben!" — „Wird auch geschehen, wird gewiß bald geschehen!" rief er mir begütigend zu und eilte weiter. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Er war kriegsrechtlich wegen Hochverraths verurtheilt und am 23. November 1848 erschossen worden. Obgleich ich nicht in intimerem freundschaftlichen Verkehr mit ihm gestanden habe, ging mir sein schreckliches Ende doch sehr nahe. Becher war ein unstäter, leidenschaftlicher, aber sehr begabter und im Grunde redlicher Mensch gewesen; überdies der beste Musikkritiker des vormärzlichen Wien, ja der einzige, der überhaupt ernst zu nehmen war. Von deutschen Eltern in Manchester geboren, hatte er in Leipzig Musik studirt und eine große Verehrung für Mendelssohn von dort mitgenommen. In Wien — ich weiß nicht, welcher Anlaß ihn hergeführt — gab er einige Musikstunden, componirte und schrieb zeitweilig für die „Sonntagsblätter" und Schmidt's „Musikzeitung". Er hielt viel größere Stücke auf seine Compositionen, als auf seine Kritiken; mir schien das Umgekehrte richtig. Er war ein grübelnder Componist, welcher geistreiche, oft abstruse Combination für musikalische Erfindung hielt. Ein Heft Clavierstücke, meines Wissens die einzige gedruckte Composition von ihm, gewährte, theilweise an Mendelssohn anlehnend, noch einiges Vergnügen; eine Symphonie und ein Streichquartett hingegen, beide auf den späteren Beethoven „fortbauend," machten den Eindruck des trostlos Erzwungenen. Grillparzer hat Becher's Quartett mit folgendem Epigramm von wahrhaft vernichtender Anschaulichkeit charakterisirt:

„Dein Quartett klang, als wenn Einer
Mit der Axt gewicht'gen Schlägen,
Und drei Weiber, welche sägen,
Eine Klafter Holz verkleiner'!"

Wie eine traurige Ironie des Schicksals erscheint es, daß Becher im letzten Spirituelconcert (Ende April) einen von ihm componirten Trauermarsch mit Chor: „Ueber den Gräbern der am 13. März Gefallenen" zur Aufführung brachte, in deren Schlußstrophe er die österreichische Volkshymne verwebte! Wenige Monate

nach dieser patriotischen Gelegenheitsmusik ward der Componist als Hochverräther hingerichtet. Becher frappirte durch seine auffallende Erscheinung; eine lange, hagere Gestalt mit einem Shakespearekopf, von dessen hoher, bereits etwas kahler Stirne lange, graublonde Haare bis auf die Schultern fielen. Er war sehr nachlässig gekleidet, nervös-unruhig in seinen Bewegungen und sah infolge seines unregelmäßigen Lebens früh gealtert aus. Becher mochte viel Aehnlichkeit mit dem genialen, unordentlichen und gleichfalls dem Weine ergebenen F. A. Kanne haben, dem besten Wiener Musikkritiker zu Beethoven's Zeit. Die Namen Kanne und Becher waren für beide sehr bezeichnend. Wie es geschehen konnte, daß dieser der Politik ganz fernstehende fünfundvierzigjährige Mann sich so weit in das wüste Treiben der extremsten Wiener Revolutionspartei verstricken ließ, ist mir nie ganz klar geworden. Er hat seine nachgiebige Schwäche und Verblendung schwer gebüßt. Dem politischen Fortschritt ist er von gar keinem Nutzen gewesen, für die musikalische Bildung Wiens hätte er gewiß noch sehr förderlich gewirkt.

XI.

Die Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen am 30. October 1848 nahm zwar einen Alp von den Gemüthern der Bevölkerung, legte aber einen anderen, recht andauernden auf dieselben: die Militärherrschaft und unverhüllte Reaction. Die zahlreichen Hinrichtungen, darunter Robert Blum's, Becher's, Dr. Jellineck's u. A., das unausgesetzte Aufspüren „Verdächtiger", das oft in Uebermuth ausbrechende Selbstbewußtsein des Militärs, das Alles lastete wie eine schwere, schwarze Decke auf unserem Haupte. Ich erinnere mich eines Balles im Fasching 1849 bei dem früher erwähnten höheren Militärbeamten und musikalischen Fuchsliedvertilger, wo ungefähr die Hälfte der Tänzer aus Officieren bestand. Kein Wort wurde zwischen uns Civilisten und den Officieren gewechselt, keiner von uns wollte in der Quadrille einem Officier vis à vis tanzen, oder dessen Soupernachbar sein. Ein Herzenstrost in diesem düsteren, schweren Jahre war mir der Umgang mit einigen lieben alten Freunden aus der Prager Zeit, dem Professor Karl Schiller, dem Historiker Adam Wolf, dem nachmaligen Hofrath und Professor Dr. Wilhelm Wahlberg, vor Allem mit Robert Zimmermann, damals Littrow's Assistenten auf der Sternwarte. Er schrieb nicht mehr Freiheitsgedichte wie in Prag, sondern eine Abhandlung über Leibniz' Monadenlehre. Wir hatten zusammen zwei nett möblirte Zimmer im vierten Stock eines Hauses in der Wollzeil gemiethet, für den Gesammtmonatszins von zehn Gulden! So billig lebte man auch noch damals. Wenn wir an freien Abenden es uns recht gemüthlich machen wollten, so ließen wir uns ein bescheidenes Nachtmahl aufs Zimmer bringen — in der Regel ein „Paar Frankfurter" und ein Glas Bier — und waren in trautem Gespräch über Politik, Literatur und Herzensangelegenheiten seelenvergnügt.

Von den „Errungenschaften" des Jahres 48 war mir die theuerste und jedenfalls die einzige, der man nichts anhaben konnte, das Freundschaftsbündniß mit Eduard Schön. Er war aus Engelsberg in Oesterreichisch-Schlesien gebürtig, dem Städtchen, das er sich zum Pseudonym auf seinen Compositionen gewählt hat. Im Vorzimmer von Professor Hye, bei dem wir uns wegen unseres bevor-

stehenden Rigorosums Raths erholten, traf ich zum erstenmal mit Schön zusammen, dessen jugendlich blühendes Gesicht mit den treuherzigen Augen schnell alle Sympathien eroberte. Mehr noch als unsere gemeinsamen juridischen Leiden, schloß uns die Liebe zur Musik an einander. Ich ließ ihm nicht Ruhe, bis er einige seiner reizenden Lieder und Männerchöre im „Akademischen Gesangverein" zur Aufführung gebracht und veröffentlicht hatte, wozu er in fast schüchterner Bescheidenheit nur pseudonym sich verstehen wollte. Wir sahen uns oft, und als ich später sein Büreaunachbar im Finanzministerium wurde, waren wir geradezu unzertrennlich. Ich werde später noch von ihm zu erzählen haben; hier drängt es mich nur, den Anfang eines Freundschaftsbündnisses zu notiren, das mich durch dreißig Jahre lang beglückt hat und in ungestörter Harmonie bis zu Schön's leider frühem Tode dauerte.

XII.

Ein ausgezeichneter Mann, mit dem ich im Jahre 48 und später noch häufig verkehren durfte, war Friedrich Hebbel. Im juridischen Leseverein lernte ich ihn auf seltsame Weise kennen. Ich war einen Augenblick von meinem Sessel aufgestanden und hatte auf dem Lesetisch einen Commentar des Strafgesetzbuches offen liegen lassen. Zurückkehrend fand ich Hebbel auf meinem Sitz installirt und vertieft in einen heiklen Paragraph des Criminalcodex. Ich sah ihm eine Weile zu und sprach ihn endlich an. Sein Interesse an Allem, was Verbrechen betrifft, verstand ich sehr wohl, und da ich in seinen Dramen genau Bescheid wußte, war bald ein langes Gespräch im Zuge. Eigentlich ein Monolog Hebbel's. Der geistvolle Mann war ein Virtuose des mündlichen Vortrags und schwelgte augenscheinlich im Selbstgenuß dieser Virtuosität. Ich habe kaum Jemanden, der stets Eigenthümliches, Tiefgedachtes zu sagen wußte, es so formvollendet, so druckreif vortragen hören. Nicht ein Wort hatte er zu corrigiren, nicht ein Interpunktionszeichen fehlte. Es war ein seltener Genuß, Hebbel zuzuhören. In diesem Genuß empfand ich nur eine Eigenthümlichkeit Hebbel's störend: er kam sprechend dem Angeredeten immer näher und näher, bis diesen der Hauch seines Mundes berührte. Ich wich meistens unmerklich immer mehr zurück, bis ich mit dem Rücken an der Wand lehnte und nicht weiter konnte. Dabei pflegte Hebbel den Kopf langsam, taktmäßig nach rechts und links zu wiegen und mit der rechten Hand zu agiren. Mit seinen wunderbar schönen, blauen Augen schien er dem Andern tief ins Innerste zu bohren. Hebbel's Gespräch hatte stets etwas Docirendes, fast Predigendes. Mit einer Zwischenfrage oder Gegenbemerkung durfte man ihn nicht unterbrechen, ohne dazu aufgefordert zu sein. Er wollte nur Zuhörer, nicht Mitsprecher. Nur die zustimmende Aufmerksamkeit seiner Hörer war ihm werthvoll, nicht deren eigene Meinungen. Ich hatte bei aller Verehrung für Hebbel doch stets die Empfindung, es seien ihm alle Menschen seiner Umgebung eigentlich gleichgültig in ihrem Wohl und Wehe, und nur existirend, als mehr oder minder würdige Gefäße für die Aufnahme seiner Gedanken. Die fascinirende Kraft seiner Rede, seiner Unterhaltung, ließ anfangs Jedermann sich gern mit der untergeordneten Rolle bescheiden, zu welcher Hebbel seinen Gast herabdrückte. Aber auf die Länge verträgt selbst

der aufrichtigste Verehrer nicht die völlige Annullirung der eigenen Persönlichkeit. Die meisten in Hebbel's Hause verkehrenden jüngeren Männer schränkten mit der Zeit ihre Besuche ein und benützten irgend einen, nicht zu vermeidenden Zusammenstoß mit Hebbel's tyrannischer Laune, um unmerklich auszubleiben. Hebbel strafte dies mit dem Ausspruch: „Wenn die Aepfel reif sind, fallen sie ab." In jenem ersten Jahrzehnt von Hebbel's Wiener Leben waren Robert Zimmermann und ich sehr gern bei Hebbel gesehen. Erst später kamen Emil Kuh, Debrois, Julius Glaser u. A. an die Reihe. Er lud uns beide häufig in seine Stadtwohnung, im Sommer auch nach Penzing ein, wenn er ein neues Werk aus dem Manuskript einem kleinen Kreise vorlas. So hörten wir ihn „Herodes und Mariamne", den „Rubin", den „Diamant", „Agnes Bernauer" vorlesen. Sehr stolz waren wir, als eines Morgens Hebbel uns in unserer Studentenwohnung, vier Treppen hoch, aufsuchte und uns einlud, der ersten Aufführung seines Trauerspiels „Herodes und Mariamne" im Burgtheater mit ihm beizuwohnen. Zimmermann und ich nahmen nicht ohne Selbstgefühl in Hebbel's Parterreloge Platz. Aber es sollte uns theuer zu stehen kommen. Nach dem ersten Act rührte sich keine Hand; im zweiten erregten einige Stellen ironische Heiterkeit. „Das Stück fällt durch," sagte Hebbel mit erzwungener Fassung. Wir suchten ihm zu widersprechen, aber wie es in solchen Fällen geht, klang unsere Einwendung so kleinlaut, daß man den eigenen Unglauben heraushören mußte. „Das Stück fällt durch!" wiederholte Hebbel mit stärkerer Betonung, und er behielt leider vollständig recht. Die erste Aufführung von „Herodes und Mariamne", am 19. April 1849, ist auch die letzte geblieben. Es war ein nicht zu beschönigendes Fiasco. Das Sichbedanken und Adieusagen nach einem solchen Mißerfolg gehört zu den gräßlichsten Empfindungen. Sie ist mir tief sitzen geblieben, und ich habe seither nie wieder eine Première an der Seite des Autors durchgemacht.

Von Hebbel's aufbrausender Empfindlichkeit machte ich gleich im Anfang unserer Bekanntschaft manche Erfahrung. Im juridischen Leseverein war mir das neueste Heft der „Tübinger Jahrbücher" zuerst in die Hände gefallen, worin ein großer kritischer Aufsatz von Fr. Vischer über Hebbel's „Judith" und „Maria Magdalena" stand. Der Aufsatz enthielt neben begründeten Einwürfen, doch auch volle Anerkennung von Hebbel's genialer dramatischer Kraft, und mußte, wie mir schien, als das Urtheil des bedeutendsten und berühmtesten Aesthetikers, für Hebbel von Wichtigkeit sein. In meiner Unschuld brachte ich Hebbel, der im Nebenzimmer saß, das Heft. Ich kannte noch nicht die ganze Reizbarkeit seines Selbstgefühls, das absolut keinen Tadel vertrug. Nachdem er den Aufsatz gelesen, kam er in zorniger Erregung dicht an mich herangeschritten: „Junger Mann," herrschte er mich an, „wenn Sie mir noch einmal eine Wespe ins Gesicht setzen wollen, so werde ich Ihnen dafür ein ganzes Wespennest bringen." Sprach's und ließ mich ganz niedergedonnert stehen. Ich hatte eine Kritik von Vischer doch für mehr angesehen, als einen Wespenstich und Hebbel's künstlerischen Ernst und Wahrheitsdrang für größer, als seine Eitelkeit.

Später schien er sein barsches Auftreten zu bereuen; er kam nach einer Stunde beruhigt wieder und erklärte mir, daß man einem schaffenden Poeten alles Störende, Verletzende fernhalten müsse. „Goethe," beschloß er, „hatte einen eigenen Beamten angestellt, der die Zeitschriften durchsehen und Alles beseitigen mußte, was ihm in üble Laune versetzen konnte. Und Goethe hatte Recht." Zu den Gegenständen seines besonderen Hasses gehörten Julian Schmidt und Gutzkow. Eines Tages betraf mich Hebbel auf der Lectüre einer sensationellen, neuen Flugschrift von Gutzkow, „Deutschland am Vorabend seiner Größe oder seines Falles". — „Junger Mann!" fuhr er wieder zornig los, „mit was für Zeug verderben Sie Ihre Zeit? Merken Sie: man muß nur zweierlei Schriften lesen; will ich mich über die Fabrikation von Stiefeln belehren, so lese ich das Werk eines Schusters, also eines Fachmanns. Alles Uebrige nur von den wahrhaft großen, führenden Geistern der Literatur. Gutzkow ist ein niederträchtiger Bursche!" Man konnte Hebbel manchmal mit der harmlosesten Bemerkung in Harnisch bringen. Nach einer Aufführung von „Judith" äußerte ich: „Wie schön war die Aufführung; wie großartig Ihre Frau im dritten Act!" — „Im dritten Act?" entgegnete Hebbel spitzig und gereizt; „im dritten Act? Ich glaube von einem Ende bis zum andern, von einem Ende bis zum andern!" Und damit ließ er mich stehen. Ein andermal war von Goethe die Rede; meine ungemessene Bewunderung für „Faust" veranlaßte Hebbel zu folgenden Worten: „Goethe ist unser größter Lyriker, bleibt unerreichbar als Lyriker. Als Dramatiker ist er ein Kind gegen mich."

Für Malerei und Plastik hatte Hebbel, wie seine Tagebücher aus Rom beweisen, eigentlich gar kein Interesse; nur eine Kunst war ihm noch gleichgültiger: die Musik. Als ein bekannter Musiker trotzdem eine Aeußerung über Beethoven aus ihm herauslocken wollte, erhielt er folgende lakonische Auskunft: „Ich suche Beethoven nicht auf, aber ich weiche ihm auch nicht aus." Daß Hebbel eine durchaus unmusikalische Natur war, konnte ein feines Gehör allenfalls schon aus seinen Gedichten vermuthen, in welchen so wenig Werth auf Wohlklang gelegt scheint. Trotzdem hatte Rubinstein die wunderliche Idee, sich einen Operntext bei Hebbel zu bestellen. Hebbel und ein Opernlibretto! Er selbst zauderte eine Weile; dann mochte ihn doch das ganz Neue, Abenteuerliche dieser Aufgabe reizen und nicht zuletzt das von Rubinstein angebotene sehr bedeutende Honorar. Also Hebbel schrieb den gewünschten Operntext; Rubinstein, ungeduldig, verschlang gierig das Manuscript, las es dann ruhig noch einmal und noch ruhiger ein drittes Mal und sperrte es schließlich als ganz unmöglich in seinen Schreibtisch ein. Auch die Schönheiten der Natur vermochten Hebbel, dessen Geist nur an psychologischen Problemen Nahrung fand, nicht nachhaltig zu fesseln. Als er ein kleines Landhaus in Gmunden angekauft hatte, war es mit der Freude an dem Besitz bald vorüber. „Ach, wie glücklich müssen Sie sich in dieser herrlichen Landschaft fühlen!" apostrophirte ihn ein Bekannter. „Lassen Sie mich mit dem ewigen Naturgenuß in Frieden," erwiderte Hebbel gereizt, „ich esse keine Maikäfer, ich esse Menschen."

Das Großartige, Geniale in Hebbel's Dramen, die Kühnheit der Probleme, der psychologische Scharfblick — das Alles erregte meine lebhafteste Bewunderung.

Sie konnte aber für die Dauer nicht ungeschmälert bleiben; der Mangel an Schönheitssinn, an naiver Schaffensfreudigkeit bei Hebbel, das Gequälte seiner auf krankhafte psychologische Probleme auslugenden Phantasie ernüchterte mich früher als ich gedacht hätte. Zu dieser innerlichen Opposition fühlte ich mich noch mehr gereizt durch Hebbel's Neigung, in jedem, auch dem mindest bedeutenden seiner Werke, den Gipfel seiner Kunst zu erblicken. Die kleine Erzählung „Die Kuh", die komische Geschichte „Schnock" und Aehnliches nannte Hebbel „Kunstwerke, in denen die höchsten Probleme des Sittlichen gelöst sind, alle Elemente des Tragischen und Komischen in der Form strengster Nothwendigkeit vereinigt erscheinen." Sein Gedicht, der „Brahmane", bezeichnete er als seine großartigste Schöpfung, ohne nur von fern zu empfinden, wie nahe an das Komische die Erhabenheit dieses Brahmanen streift, der sich von Ungeziefer auffressen läßt, weil er nicht das Recht habe, irgend ein lebendes Wesen zu tödten. — Man konnte auf Hebbel's Freunde den bekannten Ausspruch des sterbenden Hegel also variiren: „Von allen Freunden Hebbel's hat es nur Einer bis zu Ende bei ihm ausgehalten — und auch Dieser hat es nicht ausgehalten." Dieser Eine war Emil Kuh, ein geistreicher und liebenswürdiger Mensch, der mit schrankenloser Begeisterung an Hebbel hing und diesem in einer zweibändigen Biographie ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Eines Tages erzählte mir Emil Kuh, er habe sich mit Hebbel überworfen. „Nicht möglich!" rief ich ungläubig aus; „wie konnte das nur kommen?" Kuh war durch mehrere Jahre, jeden Abend zur bestimmten Stunde zu Hebbel gekommen, der sich an ihn gewöhnt hatte und alles Mögliche mit ihm besprach, oder richtiger ihm vorsprach. Er war Hebbel schließlich unentbehrlich geworden. Da geschah es, daß Emil Kuh sich verlobte und es ganz natürlich fand, hin und wieder auch einen Abend bei seiner Braut zuzubringen. Hebbel fand dies aber keineswegs natürlich. Er verlangte unbedingte und ausschließliche Hingebung. „Entweder Sie kommen täglich zu mir wie bisher oder gar nicht!" So schwer es dem guten Emil fallen mochte, er wählte schließlich das „gar nicht". Der auch in der Freundschaft autokratische Hebbel war denn doch zu weit gegangen. Erst auf dem Sterbebette ließ er Kuh zu sich kommen, um nicht unversöhnt mit diesem, seinem treuesten Anhänger aus dem Leben zu scheiden.

XIII.

Ich hatte im Jahre 1849 mit großem Fleiße nachgeholt, was durch den politischen Sturm des Jahres 48 zurückgedrängt worden war. Das Winterhalbjahr gehörte der Hofkammerprocuratur, deren jüngster Conceptspraktikant ich geworden, das Sommersemester der Kriminalpraxis im Landesgericht. Drei juridische Rigorosen und die Richteramtsprüfung waren „mit Auszeichnung" abgelegt. Ich war nun Doctor der Rechte und geprüfter Richter — welche Opfer an Zeit, Anstrengung und Geld hat es bedurft, um diese Würden zu erreichen, die für meinen späteren Beruf von gar keinem Nutzen waren! Sich in einer Wissenschaft und deren praktischer Anwendung heimisch gemacht, überhaupt ernsthafte Kenntnisse erworben zu haben, darf uns niemals reuen. Nur der Gedanke schmerzt mich, daß es mir nicht vergönnt gewesen, die Zeit und Mühe, die mich das

Studium der Rechte gekostet, auf mein Lieblingsfach, die Musik zu verwenden. Und dennoch — mittelbar, auf weitem Umweg, hat mich doch die Beamtencarrière zu dem ersehnten Ziel, der Musikprofessur, geführt. Denn nur als Beamter des Unterrichtsministeriums unter Leo Thun, der meine musikalischen Bestrebungen wohlwollend beurtheilte, vermochte ich mir allmälig den Weg zu bahnen zu meiner jetzigen Stellung. Die Mauer, die mich für immer von meinem Ziele abzusperren suchte, ward mir zur Brücke. Das konnte ich damals, im Jahre 49, freilich noch nicht hoffen. Ich war einmal in den Staatsdienst getreten und mußte trachten, darin vorwärts zu kommen, durfte nicht murren, wenn die ersten Consequenzen dieses Berufs mich schmerzlich drückten. Und das thaten sie in hohem Grade. Da viele der tüchtigsten Fiskalbeamten zu den neu errichteten Staatsanwaltschaften übertraten, entstand plötzlich bei den Fiskalämtern in der Provinz ein Mangel an Arbeitskräften. Es ergingen Nothrufe nach Wien, um rasche Aushülfe. Unter den Conceptspraktikanten der Hofkammerprocuratur, die als Aushülfsreferenten in die Provinz abgesandt wurden, war ich einer der jüngsten und unerfahrensten. Ich wurde dem Fiskalamt in Klagenfurt zugetheilt und bezog für die Dauer meiner dortigen Verwendung eine Remuneration (nicht „Gehalt") von 50 Gulden monatlich. Diese Summe schien mir zwar an sich recht ansehnlich; aber sie hätte, auch zehnmal größer, mich nicht mit meiner neuen Bestimmung zu versöhnen vermocht. In Wien ließ ich ja Alles zurück, was mir lieb war, mir das Leben verschönte: meine Verwandten, meine Freunde, musikalische Genüsse und wissenschaftliche Bildungsmittel, eine Atmosphäre edelster Geselligkeit! Obendrein hatte ich hier als Musikkritiker der „Wiener Zeitung" eine Nebenbeschäftigung, die mir lieber und wichtiger war, als mein officieller Beruf. Mein Name hatte eben begonnen, in den musikalischen Kreisen bekannt zu werden — und Alles sollte ich plötzlich verlassen, um als Beamter und *nur* als Beamter in einer entlegenen Provinzialstadt, Gott weiß wie lange, zu vegetiren! Im Februar 1850 nahm ich schmerzlich bewegt Abschied von den Freunden, von der Musik, Abschied von Wien, Abschied von einem geliebten Mädchen, dessen Hand ich durch ein baldiges Avancement zu erringen hoffte. Es ist Alles ganz anders gekommen.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

I. An Bord der Asia.

Zum dritten Male durchfurchten wir das tyrrhenische Meer, das wir nun in all' seinen Launen, freundlichen und schlimmen, in prangendem Sommerwetter, in stillen Mondnächten, in stürmischen Herbstschauern und Regengüssen kennen gelernt hatten. Auch mit jeder Art von Schiffen waren wir schon gefahren, mit solchen, die Truppen nach Massauah brachten und solchen, die von ätzendem Carbolgeruch getränkt, aus Afrika zurückkamen. Denn diese Gesellschaft Florio-Rubbatino beherrscht das Meer, so weit es italienisches Gebiet, Festland und Inseln berührt; hier ist seine Suprematie nicht bestritten, und man darf im Ganzen damit zufrieden sein, wiewohl man in einzelnen Fällen, und nicht selten eben, Grund zur Klage haben mag. Die Schiffe sind nicht gleichmäßig, weder in der Geschwindigkeit noch in der inneren Einrichtung, noch auch in den unerläßlichen Bedingungen der Reinlichkeit und Verpflegung, während die Preise doch in allen dieselben und keineswegs niedrige sind. Aber wer die Seefahrt liebt, kann sich kaum eine genußreichere denken als diese, rings um die Küsten der Halbinsel, mit genügendem Aufenthalt in allen größeren Häfen und der leichten Gelegenheit nach den benachbarten Stationen im Mittelmeer.

Zudem hatten wir diesmal Glück, sowohl mit dem Schiff wie mit dem Capitän, dem vortrefflichen Signor Commandante Ruffo, der den großen und stattlichen Dampfer „Asia" nun schon, ich weiß nicht wie lange, von Genua nach Malta, von Malta nach Genua führt. Genueſe von Geburt, hatte dieser Mann ganz den Ernst, der Zutrauen erweckt, und viel von jener Freundlichkeit, die sich nur langsam erschließt und niemals über einen gewissen Punkt hinausgeht. Untersetzt im Wuchs und zart gebaut, machte der Capitän doch den Eindruck unerschütterlicher Festigkeit, wenn er früh Morgens, im langen Ueberrock, die goldgeränderte Mütze tief im Nacken, auf der Commandobrücke stand, und war

ein liebenswürdiger Gesellschafter bei Tisch, wo wir die Plätze zu seiner Seite hatten. Höflich, von den besten Manieren, machte Signor Ruffo die Honneurs seines Schiffes, dessen Bemannung und Dienerschaft von demselben Geiste beseelt waren, ebenso wie der Salon und die Kojen einen durchaus annehmlichen Aufenthalt boten. Auf diesen Schiffen ist die Lebensweise so geordnet, daß man, so früh man will, nach italienischer Sitte nur ein Täßchen Kaffee mit höchstens etwas Zwieback nimmt; um zehn Uhr erscheint dann ein Frühstück, die collazione, die wohl ein ganzes, sehr reichliches Mittagsmahl genannt werden darf, und um sechs Uhr das Diner, das pranzo, das schon in seinem Wortklang etwas von außerordentlicher Fülle hat. Mit feiner Aufmerksamkeit, sobald wir uns erst näher bekannt geworden, war dafür gesorgt, daß bei keiner dieser Mahlzeiten eins oder das andere der nationalen Gerichte fehlte, die wir lieben. Freilich ist über den Geschmack nicht zu streiten, aber ich habe gefunden, daß man durch nichts das Herz des Italieners so sehr gewinnen kann, als wenn man sich in diesem Punkte zu seinem Glauben bekennt. —

Der letzte Tag in Genua! Der Apennin mit Schnee bedeckt; in jungem Grün prangten die Gärten und Terrassen der Acqua Sola, die Kastanien, der Flieder und der Goldregen blühten um die Piazza Vittorio Emmanuele, und im Mittagswind bewegten sich die Palmen am Fuße des Negreto, von dessen belaubter Höhe wir noch einmal hinabblickten auf die steinerne Pracht der lieben Stadt und das azurblaue Meer, das die ganze Küstenlinie mit Silberschaum umrändert.

Mit der Dämmerung dieses Tages gingen wir zu Schiff; es ward Abend, bevor der Anker aufgewunden, und Nacht, bis wir uns in Bewegung setzten. Wir kannten das Bild, das Genua zu dieser Stunde der Abfahrt bietet: die Hunderte seiner Straßen und Gäßchen lauter Lichterreihen, gleich Brillantenschnüren um den Berg geschlungen und hoch darüber am dunklen Firmament die Myriaden funkelnder Gestirne. Vom Lande her, leis verhallend, das Ave-Maria der Glocken, und aus dem Wasser, aus dem Gewirr der Masten und Schornsteine des Hafens, bald nah, bald fern in der Finsterniß, schrilles Pfeifen, Signale der großen Schiffe, die wie das unsere zur Reise fertig sind.

Sobald wir den Leuchtthurm passirt hatten, merkten wir wohl, daß das Meer bewegter, als man uns am Lande hatte sagen wollen. Dennoch verbrachten wir die Nacht nicht übler, als man auf Schiffen sie zu verbringen pflegt, und hatten einen herrlichen frühen Morgen, die See tiefgrün, mit nur hier und dort einem leichten Wogenschaum, der Himmel blau, die Sonne schon warm und der Wind von einer erquickenden Frische. Wir kamen so dicht an Elba vorüber, daß wir das Roth seines erzreichen Gebirges erkennen und unten am Strande Städtchen oder Dörfer unterscheiden konnten. Die Küste des Festlandes, von einem violetten Schein angehaucht, bleibt immer sichtbar. Größere Schiffe begegnen nicht viel, aber manch ein weißes Segel von Küstenfahrer oder Fischerboot schwankt auf der schillernden Fluth oder am sonnigen Horizonte dahin.

Angenehm, wie der Tag begonnen, ging er weiter; wir hatten oben unter dem ausgespannten Leinwanddach bequeme Sessel, in welchen wir uns den ganzen Morgen sonnten, lasen und Cigarren rauchten, unser dolce far niente hin und

wieder durch ein paar Schritte das Deck auf und ab unterbrechend. Außer uns waren auf dieser Strecke der Fahrt nur noch zwei junge Herren Gäste der ersten Cajüte: Einer aus Mailand, der Andere Genuese, Kaufmann und offenbar aus gutem Hause, der vortrefflich Deutsch sprach, nachdem er ein Jahr in Zürich auf der Handelsschule gewesen. Dieser wollte zu seiner Erholung die ganze Reise der „Asia" nach Malta mitmachen, zu welcher sie hin und her zehn Tage gebraucht. Im Stillen beneideten wir den jungen Mann. „Und was hindert Sie, das Gleiche zu thun?" fragte der Commandant, der mit Vergnügen bemerkte, wie wohl wir uns auf seinem Schiff und in seiner Gesellschaft zu fühlen anfingen. Und hatte der wackere Mann nicht Recht? War es nicht schon lange unser Wunsch gewesen, dieses Eiland kennen zu lernen, das von Dichtung und Sage wie von einem geheimnißvollen Schleier umgeben ist, dessen Geschichte selber etwas von einer mittelalterlichen Heldenromanze hat, und das einen Reiz mehr dadurch ausübt, daß verhältnißmäßig so Wenige nur es wirklich gesehen haben?...

Gegen Abend verloren wir das Land fast ganz aus den Augen. Nur als ein schmaler Strich blieb die römische Küste fern am östlichen Horizonte sichtbar. Das pranzo, dem der Sgr. Commandante wiederum präsidirte, verlief sehr gemüthlich und war von ausgesuchter Güte: mit bewunderungswürdigen Maccheroni (Mittags hatten wir Risotto gehabt), Antipasto (Sardellen von einer Art, die wir hier gar nicht kennen, Schinken, Oliven, Gurken ꝛc.), Frittura mista (kleine Fische, Milchfleisch, Carcioffi, zusammen in Oel gebacken), Rindfleisch mit frischen Erbsen, Kalbscotelette auf dem Rost gebraten, ausgezeichneten Salat, köstlich duftende Apfelsinen, dazu den dunkelrothen Wein, den die Compagnie aus den eigenen Besitzungen in Sicilien gewinnt, aber in Genua keltert, oder den weißlichgelben Polcevera, der bei Genua wächst, und zum Beschluß ein paar Gläschen Marsala, gleichfalls von der eigenen Marke Florio, der auch bei uns als der beste gilt. Diener in weißen Handschuhen warteten auf und sorgten dafür, daß der Wein in den Caraffen nicht ausging, beides, weder der rothe noch der weiße, löblicher Brauch des „vino compreso", der aber, wie so viel anderes Gute, leider immer mehr verschwindend, nur noch in den kleineren Städten Italiens und auf diesen Schiffen geübt wird. Man trinkt besagten Wein aus Wassergläsern — ungemischt, wenn man ein Barbar ist; der Commandant und seine Landsleute mischen ihn, wie denn der Italiener auch, hoch und niedrig, ein sehr mäßiger Esser ist — mit Ausnahme von Maccheroni, Reis und Salat. Diese Dinge mißt er mit anderen Maßen und nimmt Portionen davon zu sich, für welche dem übrigen Europa das Verständniß abgeht.

Mit dem schwarzen Kaffee, bei welchem ich die letzten meiner Havannas (von jetzt gab es nur noch Philippinen, wenn nicht Schlimmeres) gern zum Opfer brachte, kam die Rede wieder auf Malta. Wollten wir am anderen Tage wirklich das gute Schiff „Asia" verlassen, um von Neapel unsere Reise nach Palermo fortzusetzen? Nein, wir wollten nicht, wollten wirklich nicht — und als der Cognac herumgereicht ward, waren wir entschlossen. So spielt der freundliche Zufall mit uns, und so, man weiß nicht recht wie, kann man nach Malta kommen!

Gegen neun Uhr dieses Abends gingen wir in unsere Kojen und erfreuten uns, des Lagers schon gewohnt, eines guten Schlafes auf dem sanft schaukelnden Schiffe, bis es in der Morgendämmerung plötzlich still stand, und das Gerassel von Ketten und Tauen, das Hin und Her der Mannschaft begann. Es war zwischen drei und vier Uhr Morgens, und wir waren im Hafen von Neapel. Ich hörte die Glocken vom Lande herüber, und als ich um sechs auf Deck kam, lag die wundervolle Stadt vor mir, wie wir sie vor zwei Jahren verlassen hatten — damals in das herbstliche Gold eines Sonnenuntergangs getaucht, heut' bei Sonnenaufgang in sprießender Frühlingspracht. Wer sagt, wann Neapel am schönsten sei? Für uns kam der Zauber der Erinnerung hinzu. Fast heimathlich erschien uns jetzt die Stadt, die damals uns so fremd gewesen und so fremd geblieben. Ist es nicht, daß wir in Alles erst ein Stück von uns selbst legen müssen, um es zu lieben? — Mir war, als ob es gestern gewesen sei. Wir hätten jauchzen mögen vor Freude. Jedes Haus am Ufer erkannten wir, jeden Thurm, jede Kuppel, jeden Hügel, jede Straße. Hier, links, das Castell dell' Ovo, gegenüber unser Hôtel und die Chiatamone, hoch darüber das Castell Sant' Elmo, das Kloster San Martino, die Pinien des Posilipp dort, dicht vor uns Santa Lucia, der quadratische Thurm der Kathedralkirche von San Gennaro, ragend aus der Häusermasse; hinter uns im Hafen die Seekolosse, die großen Schiffe, dazwischen und rings um uns her die zahllosen Barken — Alles in einer gedämpften Frühlingsmorgen-Beleuchtung, unter einem leicht umflorten Himmel, der das Blau und den Sonnenschein eben noch durchschimmern läßt, und rechts, halb von diesem transparenten Dunst umhüllt, der Vesuv, dessen Rauchwolke, von dem Morgenwinde niedergedrückt, an seinem westlichen Abhange in einem flockigen Weiß, wie ein Nebelstreif, niederzukriechen scheint.

Wenn es ein Defect der menschlichen Natur ist, daß der Stärke des ersten Eindrucks kein zweiter gleichkommt, so gewährt sie dafür uns vielleicht die Entschädigung, daß das große Bild uns nunmehr auch seine kleineren Züge zeigt. Welch' ein Gaudium war es, den Alten mit dem Gaunergesichte zu beobachten, der in seinem Nachen unter unserem Schiffe hielt und ihn einen Labetrunk bereiten zu sehen, indem er aus einer Thonamphora von wahrhaft klassischer Form Wasser in die nicht eben blanken Gläser goß und mit den beiden Händen (die bis dahin das Ruder geführt) den Saft einer halben Citrone durch ein Sieb hineinquetschte. Aber die Limonade fand dennoch guten Absatz; gierig ward Becher nach Becher von einem Theile der Aussteigenden geleert, während das daneben stehende Becken sich mit Kupferstücken füllte. Später sogar, mitten in der Stadt, wo die Limonade gleichfalls an allen Straßenecken in derselben appetitlichen Weise zubereitet wird, bewunderte ich einen wohlgenährten Cleriker, der ein solches Glas mit unendlichem Behagen bis auf die Neige trank. Man ist eben nicht verwöhnt im Süden von Italien, und wir wissen wirklich nicht, ob wir seine Kinder, denen alle Schönheit der Welt in so viel reicherem Maße zugetheilt worden ist, darum beneiden oder bemitleiden sollen.

Wir hatten zwölf Stunden Aufenthalt in Neapel. Es ist nicht viel, wenn man es so betrachtet. Und dennoch, eine Stadt, die man kennt und liebt, auf so kurze Zeit wiederzusehen, alle Stätten, an denen man geweilt, noch einmal

zu betreten, sich immer und immer, bei jedem neuen Anblicke, ein „Weißt du noch?" zuzurufen — es hat einen eigenen, wundersamen Reiz und ist wie ein Traum.

Gegen Mittag waren wir in der Via Roma, „già Toledo". Wer beschreibt den alten Toledo, wer beschreibt ihn um die Mittagsstunde — den unabsehbaren Straßenzug, langsam ansteigend, die hohen Paläste, die tiefen Höfe, die Portale, die Balcone, die vorspringenden Giebel, die malerischen Quer- und Seitengäßchen, die einen steil, dunkel von Schatten, mit dem Grün des Berges von San Martino hinter sich, die anderen schräg hinunter, leuchtend von Sonne, mit dem Blick auf das blaue Meer, dazwischen der Lärm, das Geschrei, das Wagengerassel, sinnebetäubend, ohrenzerreißend — die breite Fahrstraße, wimmelnd von Einspännern, das schmale Trottoir gedrängt voll von Menschen, Kopf an Kopf, die luxuriösen Läden und davor haltenden Equipagen, die bunten Marquisen, die bunten Sonnenschirme, die bunten Kleider — das Heer der Verkäufer, jeder mit seinem besonderen Straßenruf: Bücher und Bilder, Zeitungen und Streichhölzchen, Lorgnetten und Metermaße („due soldi! vale una mezza lira!"), Petroleumlampen und kleine Hunde, Schildpattkämme, Bänder und Knöpfe, Rosen und Orangenblüthen, dies Alles kann man auf dem Toledo haben, und noch tausendmal mehr, angeboten von Tausenden im Herumziehen und mit Stimmen, deren furchtbare Gewalt, wenn sie Einem ins Ohr gellen, keine menschliche Sprache schildert. Von Allem aber, was billig ist, sind die Rosen am billigsten. Für ein prachtvolles Bouquet der schönsten rothen und gelben Arten gaben wir dem Jungen, der eine halbe Lira verlangt hatte, 20 Centesimi (15 Pfennig), und dieser Preis dünkte seinen Concurrenten so hoch, daß er mit einem gleich schönen Bouquet herzulief und nach dem Preise gefragt, erwiderte: „Che volete! Was Sie wollen!"

Für das Auge nicht minder ergötzlich und einschmeichelnd obendrein für den solideren Sinn, der sich eine gute Mahlzeit davon verspricht, sind an all' den ungezählten Ecken dieser Straße die mit Gemüsen und Früchten beladenen Tische — frische Erbsen und Bohnen, hoch aufgehäuft, Artischocken, goldgelbe, dicke Orangen und Citronen, mit den grünen Blättern noch daran, wie sie vom Baume gepflückt sind — aber auch der Knoblauch, dieser Leckerbissen der südlichen Völker, nicht eine mit Vorsicht zu gebrauchende Würze gewisser Speisen, sondern ein wichtiges, wenn auch nicht wohlduftendes Nahrungsmittel für die breitesten Schichten der unteren Classen. Alles dies, selbst in den engsten Gassen, ist zum Ueberfluß noch mit Blumen geschmückt, als könne die Mutter Natur sich hier gar nicht genug thun; und wo die Rosen fehlen, sieht man noch in unendlicher Menge die Mimosen. Gewiß, dieses Volk ist nüchtern, bedürfnißlos, genügsam, und muß es sein, weil es, trotz der umgebenden Fülle des Reichthums, arm ist. Aber wie weiß es dieses armselige Dasein sich auszuschmücken durch Humor, durch Frohsinn, durch Gesang, durch Poesie, durch Blumen, durch Zierrath jeder Art! Selbst die Pferdchen vor den Einspännern gehen nicht leer aus: dem Einen hat die Phantasie seines Kutschers einen Stirnschmuck von bunten Federn gegeben, dem andern einen neusilbernen Beschlag mit Glöckchen, dem dritten die Korallenhand mit dem ausgestreckten Finger gegen den

bösen Blick, dem vierten einen Blumenstrauß, und alle zusammen sind auf das Sauberste herausgeputzt. Die dunkle Folie für so viel Licht und Farben bilden die Geistlichen, die sich in ganzen Scharen, mit schwarzen Mänteln und Krämpenhut unter das Volk mischen, als dessen Lehrer und Freunde sie hier überall erscheinen.

Zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags kehrten wir auf unser Schiff zurück, welches sich mittlerweile zur Ueberfahrt nach Messina mit Passagieren beträchtlich gefüllt hatte. Vornehme Herrschaften waren unter diesen, Sportsmen aus Neapel mit Flinten und Hunden, der ehemalige Präfect von Rom, ein geborener Sicilianer und dort begütert, mit seiner Dame, mehrere Lieutenants des italienischen Heeres in ihren knapp anliegenden, schmucken Uniformen, ein Flottenofficier, eine deutsche Familie von distinguirtem Aussehen und, bei gelegentlichem Begegnen, den besten Manieren. Fast alle Kojen wurden besetzt, und die Tafel erstreckte sich durch die ganze Länge des Salons. Wir waren nicht mehr die „Einzigen" und traten dem hohen italienischen Würdenträger und seiner Gemahlin unsere Plätze zur Rechten und Linken des Commandanten ab; jedoch unser Freundschaftsverhältniß zu diesem erlitt dadurch keinerlei Einbuße, verwandelte sich vielmehr in ein solches stillschweigenden Einverständnisses.

Jetzt, von der sinkenden Sonne bestrahlt, stand der Vesuv ganz klar, mit der Rauchsäule darüber, und um den weiten Halbkreis des Golfes leuchteten in ununterbrochener Reihe die Häuser bis hinunter nach Castellamare. Die Höhe von Sant' Elmo war schon beschattet; aber in lichten Contouren wundersam fein zeichneten sich Mauern und Zacken und Pinien auf dem blauen Himmel ab. Purpurn in der Abendsonne schimmerte das Meer, und traumhaft über seiner Fluth erhob sich, wie ein Duftgebilde, das Felseiland Capri, dessen edlen Linien vom Monte Solaro bis Punta Tragara und Villa „Timberiana" wir noch einmal mit stillem Heimweh folgten.

Zuletzt kam Musik: zwei Frauenzimmer mit rothen Kopftüchern und weißen Kleidern — der traditionellen Tracht von Santa Lucia, die man in der Wirklichkeit kaum noch sieht; unter unserem Schiff in schwankender Barke haltend, spielten sie die Guitarre, sangen dazu und wurden von einem Mann auf der Flöte begleitet. Ich kann nicht sagen, daß diese costümirten Sängerinnen und Musikanten mir besonders sympathisch wären; sie haben Etwas vom „Novellen-Italiener", jenem Typus, dem man in den Novellen unserer mittelmäßigen Schriftsteller, und sonst nirgends, begegnet: unecht, wie diese Figuranten, die wohl auch ihre Modelle gewesen sind. — Und dennoch, wenn man sie nach langer Zeit wiedersieht, diese schlauen Menschenkinder, die sich für uns so hübsch herausstaffirt haben, wenn man sie zum erstenmale wiederhört, ihre Lieder und Guitarren — wer könnte dann ungerührt bleiben, wem stiegen nicht Erinnerungen auf, in denen die Mondscheinnächte Venedigs sich zu mischen scheinen mit der hehren Schönheit eines Sonnenuntergangs im Golf von Neapel, und wer opferte nicht gern seinen Obolus, welchen diese Künstlerschar noch obendrein mit unfehlbarer Sicherheit vom Grunde des Meeres heraufzufischen weiß? . . . Lange noch, immer weiter und weiter, über die Wogen, klang er uns nach der weh-

müthige Gesang: „Addio Napoli“, mit dessen letzten, fernen Tönen die Stadt selber uns im violetten Abendduft entschwand.

In einer dieser Nächte war es, daß ich die „Odyssee“ zu lesen begann, einsam, unter der hin- und herschwankenden Lampe der Kajüte, während Alles ringsum in tiefem Schlafe lag und nichts vernehmbar war, als das Rauschen des Wassers und des Windes. Ein Größerer hat es gesagt, was es heißt, dies Gedicht „in Neapel und Sicilien“ zu lesen, „in welchem Glanz es dann erscheint.“ „Ich verstehe,“ schreibt Goethe an Schiller (14. Februar 1796), „daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu sein, es schien die Natur selbst.“ Von der Schule her haben wir ihn geliebt, den guten Vater, in dessen Reich es so herrlich herging mit Speise, Trank, erquickenden Bädern, auch in den fürchterlichsten Nöthen, mit festlichem Gesang, Harfenspiel, Liebe, Heldenthum, Errettung aus Abenteuern und ehrfurchtsvollem Umgang mit Göttern. Später, als der Glanz des goldenen Zeitalters der vergangenen eigenen Jugend einen verklärenden Schimmer zu leihen schien, blieb es uns ein Werk nicht nur edelster Dichtung, sondern auch höchster Weisheit und feinster Sitte voll, an welchem das Herz des Alters sich erquickte. Doch wie ganz anders noch, wenn man die „Odyssee“ liest auf dem Element, dem nämlichen Meer, dessen Küsten und Eilande ringsum gleichsam heute noch widerhallen von dem Gesange Homer's! Zu keiner Zeit, weder als Knabe noch als Mann, hab' ich ihn so verstanden, wie jetzt, wenn ich von dem Buch aus der Kajüte heraustrat in die Frühlingsnacht, und durch Masten und Raaen des ächzenden Schiffes, durch Stangen und Stricke die tausend Sterne des südlichen Himmels strahlen sah, die schon mit all' ihrem Feuer dem „göttlichen Dulder“ geleuchtet; oder am frühen Morgen, wenn ich „in des Meeres aufwogenden Abgrund“ blickte, „als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg“, und unermeßlich um mich und vor mir und hinter mir die dunkle, die purpurne Woge der „heiligen Salzfluth“ rollte. Wie wenn ich einen Begriff erhalten sollte von dem, was ewig ist in der Poesie, weil es ewig ist in der Natur der Menschen und der Dinge, redeten der Wind, das Wasser, das Schiff und das Schiffsgeräth zu mir in homerischen Versen; das Ungesehene ward sichtbar und das Sichtbare von jenem Zauber umwoben, in jenen Duft entrückt, der die Wirklichkeit zur Täuschung macht und das Märchen zum lebendigen Ereigniß. Und je weiter ich kam, nicht nur in diesen sternhellen, sondern auch in mancher finsteren Nacht und an manchem bösen Tag, desto mehr wuchs das Gefühl der Uebereinstimmung. Denn nie zuvor und nie nachher ist das Meer in seinen unaufhörlich wechselnden Farben von Licht und Dunkel, in seinen unendlich verschiedenen Beleuchtungen und Erscheinungen, in seiner unergründlichen Tiefe bei Sturm und Windstille, niemals das Schiff und die Schiffahrt so dargestellt worden, daß man, wie bei Homer, eine Vorstellung der Unermeßlichkeit und zugleich die Sinnesempfindung jedes geringsten Umstandes und jeder Einzelnheit empfinge, bis auf den Theergeruch des Kiels, das Klatschen der Segel und den Flug der Möve,

„Die um furchtbare Busen der weit einöden Gewässer
Fische sich fängt, und häufig die Fittiche taucht in die Salzfluth.“ (V, 52. 53.)

Unser erster Anblick am folgenden Morgen früh, bald nach Sechs, war Stromboli, das sich einsam und majestätisch in einer prachtvollen Pyramide, die Spitze von leichtem Dampf umwallt, aus blauem Meer erhob. Es ist die einzige der liparischen Inseln, die man auf der Fahrt nach Messina passirt, die Ortschaft am Strande lag in der vollen Morgensonne. Die liparischen, auch hephästischen Inseln heißen italienisch allgemein „le isole Eolie", äolische Inseln, wie schon Homer sie gekannt und genannt hat, der allerdings nur von einer „äolischen Insel" spricht, „welche bewohnte Aeolos, Hippotes' Sohn, ein Freund der unsterblichen Götter", von Kronion „zum Schaffner der Winde geordnet" (X, 1—2; 20). Erst in einer viel späteren Zeit ward die Werkstätte des Hephästos nach „Lipari's Esse" (Theokrit) verlegt, und die des Vulcanus auf die südlichste der Inseln, l'isola di Vulcano, welche dem auf dieser Seite Vorüberfahrenden durch den Anblick von Stromboli verdeckt wird. Unbebaut und unbewohnt, außer von den Arbeitern der Schwefelsiederei, ist der Vulcan dieser Insel, die nach dem Gotte genannt wird — „Haus des Vulcan, sein Nam' und Vulcania heißet das Eiland" — immer noch thätig, und durch einen seiner Krater ließ Virgil ihn zu seinen unterirdischen Feuern hinabsteigen, als er, auf Bitten der Venus, sich entschlossen hatte, die Waffen für Aeneas zu schmieden (Aeneis, VIII, 416 ff.).

Jetzt auch, ganz fein in den Horizont gezeichnet, erschien die Küstenlinie von Sicilien, und das Erste, was wir deutlicher unterschieden, war das Schneehaupt des Aetna, rosig in der Morgensonne, von derselben pyramidalen Form, wie all' diese vulkanischen Küsten- und Inselbildungen. Wie sehr wurde das Herz ergriffen, indem es hier des Odysseus gedachte, der auf schwankender Fahrt denselben Zielen zustrebte

„Steuernd auf dunkeler Fluth zu anders redenden Männern." (I, 184.)

Schon trat von rechts die calabrische Küste heran, mit den Häusern der Ortschaft Scilla, weithin verbreitet im Schatten einer mächtigen Felswand; von links war der Punto del Faro sichtbar, der Leuchtthurm auf der äußersten Spitze der vorspringenden Landzunge, dahinter, im Halbkreis um die Bucht, das Oertchen San Giorgio, seine Wohnstätten von fast orientalischem Aussehen in ihrer quadratischen Form und der monotonen gelblich-weißen Farbe, blendend in der Morgensonne; dazwischen die gekräuselte Fluth der Charybdis, ein leichter Strudel, wie das Binger Loch, der mit seiner von den beiden Felsufern eingezwängten Meeresfläche, rings geschlossen, an eine Rheinlandschaft erinnert. Ohne mehr, als in seinen festen Rippen ein wenig zu zittern, ging unser gutes Schiff „Asia" durch die Brandung, deren schmaler Schaumstreif noch immer den Eingang in die Straße von Messina bezeichnet und einst der Schrecken der Schiffer war. Wir in unseren eisengepanzerten, kupferbeschlagenen Dampfern mögen der Gefahren spotten, die solch' eine Durchfahrt bietet. Aber man bedenke, was sie für Schiffer gewesen sein mag, die, durch Leuchtthürme nicht gewarnt, und ohne Compaß, nur gewohnt waren, von Küste zu Küste zu fahren, und denen Sicilien, noch ein Fabelland, als das äußerste Ziel der Abenteuer galt. Wenn es uns Heutigen schwer wird, die wir, mit dem Bädeker in der Hand, uns hier orientiren wollen, den Schauder noch einmal zu fühlen, mit welchem die trefflichen Phäaken zu-

hörten und den wir, auf den Schulbänken, ihnen nachempfanden, wo der „untadlige" Held Odysseus von der Skylla, dem „fürchterlich bellenden Scheusal," und der dreimal täglich „das dunkle Gewässer" hervorstrudelnden und dreimal einschlürfenden Charybdis erzählt; wenn es uns schwer wird, in dem anmuthigen Bilde, welches die Umgebung von Scilla gewährt, den Felsen wiederzuerkennen, der „an den Himmel ragt, spitz erhebend das Haupt", und in den Saatfeldern und Fruchtgärten der Küste gegenüber den anderen, niedrigeren, unter dem das Menschen und Schiffe verschlingende Ungeheuer gedroht: so dürfen wir darum nicht an der Wahrheit unseres Homer zweifeln. Denn es ist eine Thatsache, die der Commandant mir mittheilte, daß, auch bei sonst ganz ruhiger See, das Wasser sogar im Hafen von Messina stets ein wenig bewegt ist wegen der Strudel in der Nähe von Scilla, der „vortici", wie sie heute noch bei den Schiffern heißen. Die Griechen selbst hatten, zur Zeit der „Odyssee," noch gar keinen directen Verkehr mit Sicilien. Was sie von der Insel wußten, war ihnen in den Erzählungen der Phöniker zugekommen, der ersten und lange der einzigen seefahrenden und handeltreibenden Nation des frühen Alterthums, welche Stationen, Factoreien und Ansiedelungen an allen Gestaden des Mittelmeeres, vornehmlich auch an der sicilianischen Küste besaßen. Möglich, daß sie, schlaue Leute, die mit diesen Reisen verbundenen Gefahren noch übertrieben, um andere Völker von den gleichen Versuchen abzuschrecken; aber dennoch müssen ihre Berichte, wie sie sich in der Dichtung Homer's widerspiegeln, auf einer so treuen Beobachtung der Natur beruht haben, daß deren Schauplätze, wenngleich in märchenhafter Umhüllung, den großen und allgemeinen Zügen der heute noch bestehenden Wirklichkeit entsprechen. Auch das trifft zu, was von den beiden Küsten gesagt wird, „daß leicht dir hinüberschnellte der Bogen" (XII, 102), wenn man sich nämlich das Geschoß des Odysseus denkt, welches außer ihm kein Sterblicher zu spannen vermochte.

Sobald die Straße sich öffnet, haben wir den Blick auf Messina, dessen Hafen eine halbe Stunde später erreicht ist. Vor uns erstreckt sich die Palastreihe der Marine, die, wie eine Coulisse, die Stadt dahinter noch verdeckt, und malerisch steigen die Berge darüber empor. Hier, um zehneinhalb Uhr Morgens, geht unser Schiff vor Anker, und wir haben einen freien Tag.

O, welch' ein Tag! Das blaue Meer mit weißen Segeln bedeckt, das Schiff unser Haus und die Lande ringsum einladend zu freundlichem Besuch! In köstlichem Sonnenschein, bei frischer Brise, lehnen wir über das Schiffsgeländer und sehen dem Treiben im Hafen zu; die Stadt liegt vor uns, die großen Schiffe geankert zu ihren Füßen und grünes Hügelland hinter ihr. Das Wasser ist von einer tief azurnen Farbe, wie mit Goldflittern bestreut; die Berge der calabrischen Küste sind mit Schnee bedeckt. Eine Möve fliegt vorüber. Und alles dies gehört uns. Es ist das Ideal einer Seefahrt.

In der Mittagsstunde lädt der Commandant uns ein, mit ihm hinüberzufahren nach Calabrien, nach Reggio. Das Städtchen, das längs des Meeres an steiler Höhe liegt, macht einen stillen, aber keineswegs unvortheilhaften Eindruck. Die Häuser, sämmtlich neu, mögen vom Ende des vorigen Jahrhunderts sein, einige darunter von vornehmem, aber verwahrlostem Aussehen, die meisten mit Altanen. Die Hauptstraße, der Corso Garibaldi, durchschneidet in gerader Linie,

so daß man vom einen Ende derselben bis zum anderen sehen kann, und parallel mit dem Meere, die ganze Länge der Stadt, breit und luftig, aber wenig belebt, mit Läden und Cafés, welche die Lässigkeit, fast das Schläfrige der Kleinstadt haben, mit regelmäßigen Seitenstraßen, links zu den Gärten und Hügeln hinan, rechts zum Meere hinabsteigend, über welchem jenseits das sicilianische Küstengebirge die Perspective schließt. Ein altes Castell blickt vom Hügel auf die Stadt herab, und nicht weit vom Ende des Corso steht der Dom, mit dieser Inschrift über dem Portale: „Circumlegentes devenimus Rhegium. Act. XXVIII." — „Und da wir umschifften, kamen wir gen Region." — Es ist ein Vers der Apostelgeschichte, die von Pauli Seefahrt nach Rom erzählt. In solche Fernen verliert sich hier der Blick, auf diesem uralt classischen Boden, auf welchem die letzten Visionen der homerischen Welt mit den frühesten Strahlen des aufgehenden Christenthums einander begegnen.

Alsbald stießen wir auf einen Trupp Rekruten, der den Berg herunterkam, junge Calabresen in der malerischen Tracht ihres Landes, braunen Sammetjacken, kurzen Hosen, Gamaschen, runden Mützen ohne Schirm, mit Bändern und Tüchern; schöne Menschen, gedrungene, kräftige Gestalten, mit sonnverbrannten, höchst ausdrucksvollen Gesichtern und pechschwarzen Haaren. Die wenigen Wagen, die sich auf der Straße blicken ließen, waren von altmodischer Beschaffenheit; hier und dort zeigten sich Reiter auf Eseln, und vor einem Karren sahen wir ein Paar jener prachtvollen weißen Zugstiere mit breiten, gewundenen Hörnern, wie wir sie vormals oft auf den Gemälden von Leopold Robert bewundert haben.

Gegen drei waren wir von unserem Ausfluge ins calabrische Land zurück und hatten nur noch die späteren Nachmittagsstunden für Messina, bis zum Abend. Eine Stadt, die sogleich freundlich anmuthet und nach dem Besuche von Reggio, durch die Bewegung am Hafen und in den Straßen, die Fülle des Lebens und seine Mannigfaltigkeit doppelt erfreulich. Wir hatten mit dem Schiffsvolke dort drüben keine guten Erfahrungen gemacht: sie sind zudringlich, scheinen verwildert und gewaltthätig; ohne Schutz wäre man ihrer Willkür völlig ausgeliefert. Hier, beim ersten Schritte auf sicilischen Boden, hatte man das Gefühl, unter einer gesitteteren und besser gearteten Bevölkerung zu sein, und diese Wahrnehmung ist durch alle nachfolgenden bestätigt worden. Im Sicilianer, wie wir ihn nachmals genauer kennen gelernt haben, hat sich unter dem Drucke von Jahrtausenden ein Rest angeborener Höflichkeit und guten Betragens erhalten, der ihn sehr vortheilhaft vom Süditaliener unterscheidet. Er ist ernster, sinniger, stolzer und, so scheint es, in seinem allgemeinen Verhalten gesetzlicher, der Disciplin mehr zugänglich, und wie viel man auch, früher noch mehr als jetzt, von Ausschreitungen gehört hat: es sind immer eher Thaten des augenblicklichen Impulses, des politischen Hasses, der persönlichen Rache gewesen, als der Berechnung und der Habgier. Der überwiegenden Mehrzahl der Verbrechen lag, wenn auch sehr entstellt oder fast unkenntlich geworden, von jeher ein Motiv zu Grunde, welches unedel nicht genannt werden kann. Dem, der beide gesehen hat, springt sogleich, in diesem Betracht wie in manchem anderen, eine ganz auffallende Aehnlichkeit zwischen den eingeborenen Bewohnern Irlands und denen Siciliens ins Auge: wie sehr hier und dort die agrarischen Verhältnisse daran Schuld sind, braucht nur angedeutet zu werden. —

Alles in Allem aber scheint das sicilianische Volk sein unleugbares Elend mit größerem Anstande zu tragen, nicht nur als das irische, sondern auch als das des italienischen Südens, und mehr bestrebt, sein Uebel zu verbergen, als zur Schau zu stellen. Wenn die Hauptstraßen von Messina durchaus den Eindruck blühender Prosperität machen, so kann man auch in den ärmlichsten noch manch' ein verhältnißmäßig reinliches Hausinnere sehen und recht ordentlich gekleidete Frauen, die mit ihrer Handarbeit vor den Thüren sitzen. Freilich mag es dem Fremden, zumal im Anfang und bei nicht mehr als oberflächlicher Betrachtung, hier wie in all' den anderen berühmten Städten Süditaliens und Siciliens ergehen: daß ihm nämlich vor der immer gleichen Schönheit der Natur, der überwältigenden Macht der Werke der Kunst und der historischen Erinnerungen der Anblick der Gegenwart fast entschwindet. Der Dom, der Domplatz mit den prächtigsten Palmen, die wir bisher gesehen, die uralte Annunziata di Catalani, die hoch auf dem Felsen gelegene Kirche San Gregorio, die Terrasse davor mit der wunderbaren Aussicht auf das von der Abendsonne beglänzte Meer und die schneebedeckten Gipfel des calabrischen Gebirges — wer malt ihn, den Zauber dieser Abendstunde, der sich mit einer Fülle vorübergerauschter Bilder und unaufhörlich zuströmender Gedanken an ferne Vergangenheiten verband — an die Hohenstaufen, an Konrad IV., dessen rothen sammtenen Sarg wir eben im Dome gesehen; an Goethe, der auch einmal hier oben gestanden hat und an dieser Stelle das Mignonlied gedichtet haben soll. Ob es wahr ist, wer weiß es und was thut es auch? Scenen italienischen Lebens umgeben uns. Ein Hirt treibt vom Berge hinter der Kirche herab seine Ziegenherde, die possirlichen Thiere mit den altklugen Gesichtern lagern sich auf den Treppen und schnuppern um die Terrasse herum. Ein Betteljunge schließt sich uns an, schmutzig über jede Beschreibung, als ob er in seinem Leben nicht gewaschen worden sei, zerlumpt, in einem Habit, das nur aus Löchern besteht und aus Flicken, die mit Bindfaden an einander gebunden sind. Wie, fragen wir uns, ist der Junge in dieses Gewand hineingekommen, und wie kommt er wieder heraus? Er trabt, als wir den Wagen wieder bestiegen haben, unermüdlich neben uns her, immer gleichen Schritt haltend mit dem trabenden Pferdchen, und zuweilen ihm noch vorauf; aus purem Vergnügen, muß angenommen werden, denn Kupferstücke gab es nicht mehr; mit vollen Backen aus einem Cigarrenendchen paffend, das er vom Straßenpflaster aufgelesen hatte. So ging die Fahrt durch die Stadt, vorüber an dem Denkmal von Erz, welches die dankbaren Bürger dieser Stadt einst, vor dreihundert Jahren, dem Sieger von Lepanto, dem Sohne Carl's V., Don Juan d'Austria, gesetzt haben — an Kirchen und Klöstern und Palästen vorüber, das Grau von Jahrhunderten mitten im Treiben des Tages, im Schmucke einer reichen Vegetation und unaufhörlich die lange Häusercolonne hinab, hier durch einen mittelalterlichen Thorbogen, dort durch eine schmale Straßenöffnung, leuchtende Durchblicke auf den Hafen und das Meer.

Auch auf dem Schiffe war es jetzt Frühling geworden, oder nach unseren norddeutschen Begriffen Sommer: zwei prachtvolle Bouquets aus gelben, weißen und rothen Rosen, welche die Cajüte mit ihrem Duft erfüllten, prangten auf den Tischen, und unter den Früchten nach dem Diner erschien eine gehäuft volle

Schüssel frischer Walderdbeeren, welche noch fünf bis sechs Wochen später bei uns zu Hause eine fürstliche Verschwendung gewesen wäre. Der Präfect von Rom und seine Gemahlin hatten uns verlassen; dafür kam jetzt der italienische Generalconsul, Signor Cavaliere Augusto Bazzoni, und nicht lange nach ihm Se. Excellenz, der General Sir A. H. Smyth, Gouverneur von Malta, an Bord der „Asia". Malta, welches bisher nur auf unserem fernsten Horizonte gleich einem Nebelbilde geschwankt hatte, wie wenn die Fahrt dahin niemals enden sollte, fing auf einmal an, eine Wirklichkeit für uns zu werden. Der britische Gouverneur nebst Gemahlin und Gefolge war in Palermo gewesen, um die dortige Ausstellung zu besichtigen. Der italienische Generalconsul war schweigsamer Natur. Wir hätten gern Einiges über die Verhältnisse Malta's, namentlich in commercieller Beziehung, erfahren. Der Signor Commandante sagte, der Handel beschränke sich wesentlich auf den Import fast aller Lebensmittel und Bedürfnisse der Insel, ausgeführt würden eigentlich nur Kartoffeln. Wir haben nachmals von diesen berühmten Malteser Kartoffeln an Ort und Stelle gegessen, fanden sie jedoch ihrem Rufe keineswegs ganz entsprechend.

Früh des andern Morgens, gegen sechs, waren wir auf der Rhede von Catania. Es war Sonntag. Das Glockengeläut klang zu uns herüber durch die milde Frühlingsluft; aber in einem schon ganz sommerlichen Dufte lag vor uns die Stadt, mit vielen Kuppeln, kleinen und großen, statt der Thürme. Links auf schwarzem Lavagestein der weiße Leuchtthurm, blendend in der Sonne; zur Rechten aufsteigend die Schneepyramide des Aetna, der, für die Seefahrer ein Zeichen, weithin gesehen wird bis nach Malta. Neben dem unseren lag ein noch größerer Florio-Rubbatino, mit dem in diesen Gewässern wohlbekannten weißen Streifen um den schwarzen Schornstein. Der Dampfer war auf der Heimfahrt aus dem schwarzen Meere und von Constantinopel. Zwei Araber, weißgekleidet und weißverhüllt, hager, mit bräunlich-grauen, dürren, schwermüthigen Gesichtern, stiegen zu uns herüber. Bis in den Hafen hinunter liegen übereinander gewälzt die schwarzen Lavablöcke; jetzt plätschert die Fluth um sie herum, und auf ihnen ausgestreckt lagen nackte Knaben, die sich nach dem Bade hier sonnten. Wie cyklopische Mauern umgürten die schwarzen Felsmassen, die der Aetna herabgeschleudert, die Stadt, welche sich jetzt, lustig anzuschauen und in Grün wie gebettet, auf den Trümmern jener erhebt, die durch den vulkanischen Ausbruch von 1669 und das Erdbeben von 1693 völlig zerstört ward.

Auch Catania sahen wir nur im Fluge, jedoch im hellen Mittagssonnenschein, unter einem wolkenlosen Himmel und in vollem Sonntagsgewühl — eine wunderhübsche Stadt, mit breiten Straßen und äußerst stattlichen, ganz modernen Häusern, mit brillanten Läden, deren geöffnete Schaufenster auch am Sonntage den Anblick belebten und verschönten — eine Stadt, zu der man sofort in ein Verhältniß tritt und zu der man es eigentlich schon hat, denn Catania ist die Stadt Bellini's. Diese Pietät, dieser Cultus der italienischen Städte für ihre berühmten Söhne hat etwas wahrhaft Rührendes, als ob sie — „memore di tanta fortuna", eingedenk eines so großen Glückes, wie es am Standbilde Tasso's in Sorrent heißt — sich nicht genug thun könnten im Ausdruck ihrer Dankbarkeit und Freude. Schöner noch als das marmorne Denkmal Bellini's inmitten eines

der ansehnlichsten Plätze der Stadt ist der neue, nach ihm benannte Park, Villa Bellini, vor der Stadt. Hier umgibt uns die südliche Vegetation dieses Landes in ihrer ganzen Ueppigkeit und Fülle. Man könnte von diesem Wundergarten mit Voltaire sagen, daß er uns unter Rosen erstickte. Rosen decken ihn zu, Rosen sind in unabsehbaren Hecken da, wachsen an den Mauern empor und schlingen sich um die Bäume, bis hoch hinauf in das Laub der Wipfel. Niemals hab' ich Blumen in solchen Farben leuchten, noch das Grün so glänzen sehen; wir konnten uns an der Pracht nicht sättigen und entdeckten immer Neues. Was in unseren Ländern auf Frühling, Sommer und Herbst vertheilt ist, das wächst und blüht hier Alles zusammen und durcheinander, und wie Vieles außerdem, was wir nur in Töpfen und im Treibhaus ziehen: Heliothrop in Büschen, Orangenblüthen, Cactus, Palmen, Pellargonien, Oleander, Akazien, Astern, stark duftender Buchsbaum, Cypressen, Levkoien, Platanen, Winden, blau, weiß und roth, lilla Glycinen, große gelbe Stiefmütterchen — ich nenne hier der Reihe nach, was mir im Vorübergehen, rechts und links, auffiel, und dazu das Meer ungezählter Blüthen, von welchen Baum und Strauch schimmerten! Die Höhe des Parkes ist mit den Marmorbüsten Derer geschmückt, deren Ruhm nicht über das Weichbild Catanias hinausgedrungen sein mag. Doch fehlt auch hier, neben Pacini, wiederum Bellini nicht. Wir besuchten dann noch die hochgelegene Klosterkirche der Benedictiner, verschoben aber die Besichtigung des unterirdischen griechischen Theaters bis zu einem zweiten Aufenthalt, was in diesem Falle wirklich ad calendas graecas bedeutete. Denn wir haben Catania nicht wiedergesehen, ob wir gleich noch zweimal daran vorüberfuhren. Um zwei Uhr Nachmittags setzten sich im Hafen drei der großen Schiffe zugleich in Bewegung: das eine nach Palermo, das andre nach dem adriatischen, wir aber in das jonische Meer hinaus, welches, von einem frischeren Winde bewegt, wie jauchzend um unseren Kiel sprang.

Eine sonnige Fahrt, den ganzen Nachmittag durch, bis gegen Abend über dem weithin glänzenden Meer ein feiner blauer Höhenzug auftaucht, gegen welchen eine gezackte Linie von Häusern sich abzeichnet, tief beschattet von dieser Seite, hoch über dem Wasser. Bewegt, wie kaum zuvor, rufen wir: Syrakus. Es gibt Namen, die einen Zauber in sich tragen. Nichts als sie auszusprechen, ruft eine ganze Welt in uns wach. Seit wir Kinder waren und Schiller's „Bürgschaft" auswendig lernten, war uns dieser Name vertraut, und dennoch verbanden sich Vorstellungen mit ihm, wie von Etwas, das nur in Märchen und Gedichten war, irdischen Augen unsichtbar. Und das ist wirklich Syrakus!

Ein starker Wind weht hier oben, indem wir um die Landspitze fahren, auf welcher Syrakus liegt. Es öffnet sich der große Hafen und mit ihm ein wahrhaft wundervolles Bild: über den gelben Stadtmauern lagert am Hügel die Masse der weißen Häuser, würfelförmig, von hier aus gesehen, und mit flachen Dächern, die Kuppeln und Kreuze der alten Kirchen funkeln in der untergehenden Sonne, die Bäume blühen, das Grün und die Palmen von der Marina grüßen, und Alles ist wie getaucht in rosigen Abendschein.

Langsam kommt die Nacht, und nun auf einmal, plötzlich, flammt ein andrer Schein auf — weiß, wie Mondenschein, aber penetranter; und die letzte der

Ueberraschungen, zugleich unser letzter Blick war: Syrakus in elektrischem Licht! Wie nahe doch berührt sich das, was wir Zeit, und das, was wir Ewigkeit nennen! Träumenden gleich wandern wir zwischen dem Einen und dem Andern — und das ist unser Leben.

Die Nacht war kurz; als wir am Morgen, früh, bald nach fünf, an Deck kamen, lag unser Schiff schon im Hafen von Malta. Das Ziel war erreicht. Ringsum in weitem, fast geschlossenem Rund hochragendes Gemäuer, Felsen, Forts und die Stadt im Morgengrauen. Es ist wie der Blick in eine fremde Welt. Jetzt hier, jetzt dort beginnt die starre Masse sich zu beleben vom ersten Strahl der Sonne, die hinter den Felsen aufgeht und von ihnen noch verdeckt ist. Die Häuser in der Höhe fangen ihn auf, die Fenster spiegeln ihn wider. Golden lodert es empor, eins neben dem andern, bis die ganze Reihe schimmert; ein röthlicher Schein breitet sich, von oben herab schwebend, über das Gestein; Alles steht in vollem Licht, zum Empfange bereit, und königlich, in Purpur gehüllt, tritt das Gestirn des Tages die letzte Stufe hinan. Einen Augenblick ruht der glühende Ball auf der dunkelblauen Kuppe. Die beiden Araber, dem Aufgang zugewandt und von seiner Helligkeit fast geblendet, senken das Haupt und die beiden Arme gekreuzt über der Brust, neigen sie sich im Gebet vor Dem, der in der Sprache der Malteser Allah heißt, wie in der ihren. „Gottes ist der Orient!"

Wie von einer Vision des Morgenlandes war dieser Moment erfüllt, und sie wurde nicht dadurch gestört, daß der britische Sanitätsbeamte nun an Bord kam, um die lange Liste der Passagiere zu verlesen und jeden Einzelnen in Augenschein zu nehmen. Denn der Union-Jack und das Rule Britannia sind mit der östlichen Welt untrennbar verbunden, und bei dem ersten Schritt auf ihre Schwelle wird man vor Allem ergriffen werden von der Gewalt und Größe des Inselkönigreichs, die der Fremde hier vielleicht noch stärker empfindet, als auf englischem Boden selbst.

Indessen hatten sich um unser Schiff die kleinen Böte gelagert, welche die Reisenden ans Land bringen wollten. Fremdartige Gesichter blickten, fremdartige Laute drangen zu uns herauf. Aber wie lebhaft auch die Gesticulationen und wie laut die Stimmen, man hatte doch das Gefühl der Sicherheit, das bei der Ankunft in den süditalienischen Häfen so selten Stand hält. Mitten im Gewühl der Landungsbrücke stand der britische Zollbeamte, dem gleich, den wir im Custom-House des Londoner Hafens sehen, in dunkelblauem Rock mit Messingknöpfen, auf dem Kragen eingestickt die Krone und Anfangsbuchstaben der Victoria Regina.

Der Nachen lag bereit; ein Abgesandter des „Imperial-Hôtel", der, wie sich später herausstellte, zugleich auch dessen Oberkellner, Factotum und Director war, weil er etwas — nicht viel — englisch sprach, bahnte den Weg; mit herzlichem Dank für die fünf Tage, die wir unter seinem Schutze so herrlich gelebt, nahmen wir Abschied vom Signor Commandante und verließen das gute Schiff „Asia" mit der etwas bänglichen Empfindung, die man immer haben wird, wenn man dem Unbekannten, völlig Neuen entgegengeht. Fast hätten wir den jungen Genuesen beneidet, der heut Abend noch mit dem Schiffe die Rückfahrt antreten wollte.

Juan Latino.

(Joannes Latinus.)

Von

F. A. Junker von Langegg.

Der Name Juan Latino wird von Miguel de Cervantes Saavedra im Prologe „Al libro de Don Quichote de la Mancha, Urganda, La Desconocida“ seines berühmten Romanes in folgenden apokopischen (hier ergänzten) Versen erwähnt:

„Pues al cielo no le plu . . . . . (go),
Que salieses tan ladi . . . . . (no)
Como el negro Juan Lati . . . . . (no):
Hablar latines rehu . . . . . (sa).“

Cervantes wählt die Apokope als der unklaren, geheimnißvollen Weise der Zauberin Urganda, „La Desconocida“, der „unbekannten“ Freundin und Rathgeberin des Amadis von Gallien entsprechend, welche einst, um den Helden einer dräuenden Gefahr und seinen Verfolgern zu entziehen, einen vier Tage lang währenden Rauchqualm erzeugt hatte, „so schwarz, daß die Leute selbst ihre eigensten Gedanken zu lesen nicht vermochten.“

Urganda's dunkler Rath lautet verdeutscht also:

„Hatt's nun dem Himmel nicht gefallen,
Daß wie der Mohr du sprachst gewandt,
Der Hans Lateiner wird genannt:
So laß es sein, Latein zu lallen.“

Doch ungleich Urganda, war Juan Latino keine Schöpfung dichterischer Phantasie, er war selber ein Dichter, ein lebendiges Wesen von Fleisch und Blut, treu liebenden Herzens und — „Res prodigiosa!“ wie einer seiner Biographen ausruft — von schwarzer Haut, ein echter Neger, nicht ein Moro tinto, „ein dunkelfarbiger Maure“, als welchen ihn Diego Ximenes de Enciso[1]) in seinem Schauspiele schildert, sondern ein Aethiopier. Seine Grabschrift in der Kirche Señora Santa Ana in Granada nennt ihn „Filius Aethiopum, prolesque

[1]) Diego Ximenes de Enciso, „Las Comedias escogidas“. Madrid 1652. Bd. II.

nigerrima patrum, Sohn und allerschwärzester Sprosse äthiopischer Väter". Dies bestätigen alle seine Biographien. So sagt ein Zeitgenosse, der Jesuit Andreas Schottus[1]), in seiner Beschreibung Granadas: „Hier lehrte der Aethiopier, Joannes Latinus — wunderbar! - zu unserer Zeit während vieler Jahre öffentlich die Rhetorik, unterrichtete die Jugend und gab ein Gedicht heraus über den Seesieg des Don Juan d'Austria;" und Nicholas Antonio[2]) berichtet: „Joannes, cognomente inter nos" Latinus, patria et parentibus Aethiops, educatione Hispanus . . . . . Johannes, unter uns mit dem Beinamen „der Lateiner", nach Vaterland und Abstammung ein Aethiopier, durch Erziehung ein Spanier" . . . . Don Francisco Bermudez de Pedraza[3]), sein namhaftester Biograph, welchem, sowie Don Ambrosio de Salazar[4]), die meisten Angaben der folgenden Lebensskizze entnommen, erzählt: „El negro Juan Lationo fuè traido siendo niño, cautivo con su madre à España; der Neger Juan Latino wurde als Kind mit seiner Mutter als Gefangener nach Spanien gebracht."

Juan Latino wird als Dichter und Gelehrter mit großem Lobe in den Bibliographien erwähnt. Seine in lateinischer Sprache geschriebenen Gedichte, wofür ihm der Beiname „der Lateiner", wurden zuerst im Jahre 1573 in Granada gedruckt und bilden ein Quartband von 160 Seiten mit über 1700 Hexametern. Diese erste Auflage, sowie die wenigen späteren, zählen jetzt zu den seltensten Büchern, so selten, daß selbst die so außerordentlich reichhaltige Bibliothek des British Museum in London keinen Abdruck besitzt; ein Exemplar jedoch mit Angabe des Druckortes und Verlegers: Granatae, ex officina Hugonis de Mena, 1753, soll sich in der Public Library in Boston, in den Vereinigten Staaten von Amerika, befinden. Diese Dichtungen haben Ferdinand, den Sohn Philipp's II., den Tod Pius' V. und die Stadt Granada zum Gegenstande. Die Bedeutendste derselben jedoch besingt Don Juan d'Austria, den Helden von Lepanto. Diego Ximenes de Enciso läßt in seinem vorerwähnten Schauspiele[5]), Juan Latino an diesen seinen Freund und Gönner, dessen Vermittlung und Fürsprache er seine Freilassung dankte, folgende begeisterte Worte richten, in welchen er gelobt, die glorreichen Thaten desselben in Versen verherrlichen zu wollen — Worte, welche wohl mehr als ein halbes Jahrhundert später geschrieben wurden, nachdem die Austriada bereits gedichtet:

„Yo prometo à Vuestra Alteza,
Que he de quitar à la Fama
Una pluma con que escriva
Sus memorables hazañas;

[1]) Der Jesuit Andreas Schottus: „Hispaniae Bibliotheca, sive de Academiis et Bibliothecis". 1608. S. 29.

[2]) Nicholas Antonio, „Bibliotheca Hispana". Edit. 1873. Bd. II, S. 716.

[3]) Don Francesco Bermudez de Pedraza, „La Antiguedad y Excelencia de Granada". Lib. III, cap. 33.

[4]) Don Ambrosio de Salazar, „Espejo general de la Gramatica". Ruan (Rouen) 1636.

[5]) Diego Ximenes de Enciso führt in seinem Schauspiele „Juan Latino" die Lebensgeschichte seines Helden vor. Im dritten Acte dankt Joannes dem Don Juan d'Austria in oben mitgetheilter Rede.

Y como muchos poemas
Toman nombre de que cantan,
Llamaré: „Austriada“ mi libro.“

„Ich verspreche Eurer Hoheit, der Ruhmesgöttin meine Feder zu entlehnen, um Dero denkwürdige Thaten damit zu beschreiben; und da viele Gedichte den Namen nach dem, was sie besingen, nehmen, werde ich mein Buch „Die Austriade“ benennen.“

Juan Latino wurde nach übereinstimmender Angabe der glaubwürdigsten Biographien, welche er selbst bestätigt, mit seiner Mutter in frühem Kindesalter als Sclave aus Afrika nach Spanien gebracht, und im Haushalte der Herzogin Terranova, der Wittwe des berühmten Hernandez Gonzalvo de Cordova, „El Gran Capitan“ [1]), mit dessen Enkel und Erben Don Pedro Hernandez de Cordova, Herzog von Sesa, erzogen und unterrichtet — nicht als Sclave des Gran Capitan selbst, wie Don Nicholas Antonio angibt, denn jener war bereits im Jahre 1515 verstorben, während Juan, nach seinem Sterbealter berechnet, muthmaßlich erst 1542 geboren wurde. Er war nicht nur ein berühmter Professor der lateinischen und griechischen Sprache und Rhetorik an der Hochschule der Kathedrale von Granada, und in den freien Künsten wohl unterrichtet; er war geistreich, treffenden Witzes, von feinster Sitte, ein vortrefflicher Musiker und Sänger und ausgezeichnet in allen ritterlichen Waffenübungen (como un caballero). Er liebte seine Schülerin, eine der schönsten Damen Granadas, welche seine zärtliche Neigung erwiderte, und ihm, nachdem er von dem Herzoge von Sesa seine Freilassung erhalten, mit Einwilligung und in Gegenwart ihrer ganzen adeligen Sippe von dem Erzbischofe von Granada selbst, Don Pedro Guerrero, angetraut wurde. Unter den hohen Personen, welche der Vermählung beiwohnten, befand sich auch Don Juan d'Austria.

Der junge Herzog von Sesa galt ob seiner fördernden Liebe für Wissenschaften und Literatur und seines vertraulichen Verkehrs mit Gelehrten und Künstlern als der Mäcen Granadas und hatte seinen Palast zu deren häufigen Versammlungen geöffnet. Es war dann Juan's Obliegenheit, die benöthigten Bücher und Handschriften aus der Bibliothek zu bringen. Er erfreute sich der Gunst seines Herrn in so hohem Maße, daß ihm dieser nicht nur die freie Benutzung der reichhaltigen Bücherei gestattete, sondern ihn überdies an seinen Studien theilnehmen ließ. In diesen literarischen Versammlungen, welchen Juan demnach stets beiwohnte, waren die Classiker des Alterthums und die vaterländischen Dichter und Schriftsteller ein beliebter Gegenstand der Erörterung und kritischen Vergleichung. So geschah es eines denkwürdigen Tages, dessen genaues Datum nicht bekannt ist, daß Juan es wagte, der Ansicht des Herzogs und seiner gelehrten Freunde über den lateinischen Dichter Ovidius zu widersprechen — denn

[1]) Der berühmte Feldherr Hernandez Gonzalvo de Cordova, geb. 1443, unterwarf Granada im Jahre 1492 und starb 1515. Er ist der Held zahlreicher Romanzen und der geschichtlichen Erzählung „Gonzalve de Cordone“ von dem bekannten Fabeldichter Chevalier Jean Pierre Claris de Florian (2 Bde., 1794), welche dabei den spanischen Roman „Las guerras civiles de Granada“ von Gines Perez de la Hita vielfach benutzte. Letzterer ist entweder eine Uebersetzung oder Nachahmung eines arabischen Werkes.

es sei hier vorübergehend bemerkt, daß es seit dem vierzehnten Jahrhundert auch einen spanischen Ovid gab, dessen wohlklingende Verse denen des römischen Sängers der Verwandlungen und der Liebeskunst vielfach vorgezogen wurden. Erstaunen über die unerhörte Vermessenheit eines schwarzen Sclaven, der Meinung seines Herrn entgegenzutreten, wich bald der gerechten Bewunderung des scharfen und richtigen Urtheiles des jungen Gelehrten, und schnell verbreitete sich sein Ruf von Granada nach Sevilla, Madrid und Salamanca. Sein Herr erachtete es für eine große Ehre, einen so ausgezeichneten Mann als Eigenthum zu besitzen, und wohin immer in der Folge sich der Herzog begab, geschah es stets in Begleitung Juan's, welchen der Erzbischof Don Pedro Guerrero und der Adel der Stadt als Gesellschafter und Tischgenossen bewillkommten; denn er war nicht nur ein großer Redner und lateinischer Dichter, sondern auch gewandt und elegant im Umgange, und ein trefflicher Guitarrespieler. Er erhielt bald darauf die Professur der lateinischen und griechischen Sprache und der Rhetorik an der Kathedralschule in Granada, welche er über sechzig Jahre, ungeachtet seiner späteren Erblindung, bis in sein höchstes Alter bekleidete.

Damals lebte in Granada ein Edelmann aus altem Geschlechte, der Licentiat Don José de Carleval, Gouverneur der Besitzungen des Herzogs von Sesa. Er war Wittwer und Vater eines einzigen Kindes, welches er über Alles liebte und dem er keinen Wunsch versagte, und da Standespflichten und leidenschaftliche Jagdlust ihn häufig und lange vom Hause ferne hielten, so war die kleine Ana der alleinigen Obhut einer brésthaften Muhme und einer alten Amme übergeben. Weiteres ist über die Kinderjahre derselben nicht bekannt.

Zu jener Zeit aber, da Juan bereits im Rufe eines sprachkundigen Gelehrten stand, war Doña Ana de Carleval ihrer seltenen Schönheit, liebenswürdigen Anmuth und ungewöhnlichen Geistesgaben wegen eine der umworbensten Damen Granadas. Sie scheint jedoch den Verkehr mit Gelehrten jeder anderen Gesellschaft vorgezogen zu haben, denn sie pflegte in ihrem väterlichen Hause, in welchem sie als unbeschränkte Gebieterin waltete, häufig den Herzog von Sesa, dessen unzertrennlichen Gefährten Juan und andere Literaten zu empfangen.

Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß Juan die Behauptung aussprach, eine genaue Kenntniß der lateinischen Sprache sei für Personen von literarischer Bildung und Richtung unentbehrlich.

„Und in der That," schloß er mit gewohntem Freimuth, „mir ist kein Gelehrter bekannt, welcher ohne Kenntniß dieser classischen Sprache nur einigermaßen Verdienstliches in der Literatur geleistet hätte."

„Wie sehr betrüben und entmuthigen mich Ihre Worte," bemerkte Doña Ana.

„Warum?"

„Weil ich dann," erwiderte die Dame mit süßem Bedauern („con muy dulce tristeza," wie der Biograph berichtet), „nach Ihrer Ansicht, obgleich ich in Büchern zu lesen verstehe, niemals im Stande sein werde, aus denselben all' das Wissen zu schöpfen, wonach ich strebe, denn ich besitze nicht die geringste Kenntniß der lateinischen Sprache."

„Sie sind, Señora," versetzte Juan mit bescheidenem Nachdrucke, „besser unterrichtet als die meisten Frauen, und Sie wissen bereits mehr als für Frauen

zu wissen für nöthig erachtet wird. Doch da die Männer den Frauen das Beste alles Wissens zu danken haben, so ermöglicht Ihnen Ihr bereits erworbenes Wissen, jenen Gelegenheit zu geben, eine so huldvoll gewährte Schuld abzutragen."

„Ach!" sagte sie mit dem gleichen Bedauern, „ich werde stets innerhalb der engen Schranken gebannt bleiben, welche eine Frau von gewöhnlicher Bildung niemals zu überschreiten vermag — obgleich dies keineswegs mein Begehren."

„Dann sollten Sie diese engenden Schranken zu erweitern suchen. Lernen Sie lateinisch und überwinden Sie jegliche Schwierigkeit."

„Sie scheinen nicht zu wissen," entgegnete Doña Ana, „daß ich bereits neunzehn Jahre zähle."

„Gleichen Alters," erwiderte Juan, „war Laura Terracina[1]), als sie lateinisch zu lernen begann, und doch erregten ihre Verse schon zu ihrer Zeit die staunende Bewunderung ganz Italiens."

„Wollten Sie mein Lehrer werden?"

„Wenn ich frei wäre," entgegnete der gelehrte Neger, „würde mir nichts ein größeres Vergnügen gewähren; allein ich habe, wie Ihnen bekannt, einen Herrn."

„Allerdings," antwortete sie, „doch einen so höflichen Herrn, daß ich glaube, er werde, wenn Sie ihm meinen Wunsch mittheilen, Ihnen gewiß nicht verweigern, bisweilen hierher zu kommen, um mich zu unterrichten."

„Dessen bin ich überzeugt, und ich werde mich daher sofort zum Herzoge begeben und ihn von Ihrem Wunsche in Kenntniß setzen. Dann kehre ich zurück, Ihrer Befehle gewärtig."

Doña Ana's Vertrauen in des Herzogs höfliche Berücksichtigung ihrer Wünsche wurde nicht getäuscht, denn dieser gab sofort seine Einwilligung und gewährte Juan unbeschränkte Freiheit (Libertad absoluta), zu jeder dem Unterrichte gewidmeten Stunde im Hause seiner Schülerin zu verkehren.

Also wurde Juan Lehrer Doña Ana's. Er war zur Zeit fünfundzwanzig Jahre alt, und es erging ihm wie so manchem jungen Lehrer eines schönen Mädchens. Denn nur zu bald wurde er, wie seine Biographen berichten, mit großem Schreck gewahr, daß er seine Schülerin leidenschaftlich liebe. Anstatt daher, wie vordem, mit gewohnter Pünktlichkeit sich einzustellen, um Doña Ana über die Regeln der lateinischen Syntax aufzuklären, begab er sich nach den Gestaden des Genil[2]), eines Flusses, in welchen, wie wir erfahren, seit Aeonen unzählige hoffnungslos Liebende ihre Thränen weinten.

---

[1]) Laura Terracina, eine gefeierte neapolitanische Dichterin, blühte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Sie schrieb Oden und Sonette meist religiösen und patriotischen Inhaltes, welche unter dem Titel „Rime" in drei Bänden, Venedig 1549, veröffentlicht wurden, deren dritter die Strofe d'introduzione ai singoli canti d'Orlando Furioso di Ariosto (einleitende Verse zu einzelnen Gesängen des „Rasenden Roland") enthält. Sie führte in der Accademia degli Ignoti den Namen Febea. Sie zeichnete sich in einer autographischen Ode an Kaiser Karl V. „Laora Terracina di Napoli".

[2]) Die von herrlichen Ulmen beschattete Carrera del Genil (Allee am Genil) und die Alameda del Darro (Promenade am Darro) sind die schönsten Spaziergänge Granadas. Der Genil oder Xenil kommt aus einem kleinen Gletscherseee (3192 Meter über dem Meere), der Sierra Nevada östlich von Granada in Andalusia, fließt an Granada, wo er den Darro aufnimmt, und bei Ecija vorüber, und ergießt sich in der Nähe von Palma in den Guadalquivir.

Unter den jungen Edelleuten, welche um die Hand Doña Ana's warben, war Don Fernando Alabez de Valor, ein Abkömmling einer der berühmtesten alten Moriskenfamilien Granadas. Er betete Doña Ana an, und darum entrüstete ihn um so mehr der Gedanke, den Neger täglich in ihrer Gesellschaft zu wissen; er fand es jedoch für klug, seine feindliche Gesinnung zu verbergen. Er hatte eine Schwester, ein Mädchen lebhaften und heiteren Gemüths, hübsch und reich an feinem Witze. Als eines Tages ihr Bruder seinen Besuch bei Doña Ana abstattete, waren zufällig mehrere ältere Edelleute und auch Juan anwesend. Nun sei hier erwähnt, daß zu jener Zeit die spanischen Edelleute den Adel von ganz Europa durch die prächtigste Kleidertracht übertrafen. Während die Damen einfach und in dunkler Gewandung erschienen, glänzten die Männer in Farben und Gold. Das Gespräch der Gesellschaft wurde durch den plötzlichen Eintritt der muthwilligen Doña Maria Alabez unterbrochen, welche beim Anblick der kostbaren Kleidung ehrwürdiger ergrauter Männer, ihres schönen Bruders und Juan's, fröhlich neckend ausrief: „Valgame Dios! Herrgott! Siehe da die Weisen vom Morgenlande, welche gekommen um anzubeten!" Worauf der Neger mit tiefster Verneigung erwiderte:

— „Ja wahrhaftig! Und Sie sind der Stern, Señora: „da sie den Stern sahen, wurden sie hocherfreut" [1]).

Jedermann pries die schmeichelhafte Entgegnung Juan's, nur nicht Doña Ana, welche, wenngleich eine gelehrte Dame und keineswegs eine Beata (Betschwester), doch eine fromme Katholikin und vielleicht nicht genügend in die Sprache der Galanterie eingeweiht war, um eine poetische Redefigur oder ein Citat von einer Wendung zu unterscheiden, welche die Grenzen des Profanen bedenklich zu streifen schien.

Bald darauf verabschiedete sich die Gesellschaft, nur Juan blieb zurück, denn es war die angesetzte Stunde für den lateinischen Unterricht. Als er die gewohnten Bücher Doña Ana überreichen wollte, lehnte diese mit der Entschuldigung ab:

„Verzeihen Sie, ich fühle mich heute nicht wohl genug für grammatikalische Regeln und syntaktische Vorschriften."

„Das bedaure ich sehr; doch was ist die Ursache dieser plötzlichen Störung Ihres Befindens?"

„Mein Befinden," soll die Dame erwidert haben, „dürfte für Sie von keinem Belang sein, so lange Doña Maria sich wohl fühlt, welche, wie es scheint, der Leitstern der weisen Männer ist."

„Als ich mich dieser Bezeichnung für die Dame bediente," entgegnete Juan, „that ich nur, was Höflichkeit und die Niedrigkeit meiner Stellung erheischten."

„Ich glaube," bemerkte Doña Ana, „daß Sie sich gar zu viel auf die Niedrigkeit Ihrer Stellung zu gute thun."

„Wollte Gott, sie wäre nicht also — dann — doch können Sie sich keinen anderen Beweggrund vorstellen?" stammelte der leibeigene Neger, wohl ebenso sehr wie die Dame aufgeregt, jedoch keineswegs so gekränkt.

---

[1]) Evang. Matthäi 2, 10.

„Ich weiß von nichts," entgegnete sie, „und wünsche auch keine Gründe zu kennen, nur so viel weiß ich, daß Doña Maria eine sehr liebenswürdige, schätzenswerthe Dame ist, — und Sie — ganz so sind wie alle anderen Männer."

„Sie irren, Señora", erwiderte Juan mit Festigkeit, „wenn Sie sagen, ich sei wie alle anderen Männer; denn es ist Ihnen wohl genügend bekannt, daß weder Doña Maria noch irgend eine andere Dame ihres Ranges mich anders als mit Geringschätzung und Verachtung betrachten. Nur Günstlinge des Schicksals dürfen Glück erhoffen, wie zum Beispiele der Bruder jener Dame, Don Fernando, welcher sich Ihrer Huld und Gnade erfreut und deren auch würdig ist, denn er ist schön, hoher Abkunft und reich — und wünscht und hofft nicht ganz Granada, Sie glücklich zu sehen?"

„Dann mag Granada viele andere Gründe zu solcher Hoffnung haben," sagte Doña Ana mit tiefer Empfindung, „in Anbetracht, daß Don Fernando von allen Männern derjenige ist, der mir am meisten zuwider."

„Warum?"

„Wie sollte ich es wissen?" erwiderte sie, kaum dessen bewußt, was sie sprach — „Neigung ist nicht der Vernunft unterthan, und was dem Einen liebenswerth, ist Anderen Gegenstand des Abscheus."

Mit diesen Worten erhob und entfernte sich die Dame, von Scham, Aerger oder anderen widerstreitenden Empfindungen überwältigt, und ließ Juan erstaunt und wie betäubt zurück, ins Leere starrend, vor innerer Aufregung erbebend, nicht wissend, was nun zu thun, und doch überzeugt, daß Doña Ana's Eifersucht und ihre Liebe für ihn die Quelle dieser bittern Worte gewesen. Es entspann sich ein stürmischer Kampf in des Negers Seele, welcher ihm sein Leben zum ersten Male klar enthüllte. Er näherte sich der Thür, durch welche Doña Ana entschwunden. Sein starrer Sinn erweichte sich, und gleichsam in Antwort eines unsichtbaren Klägers rief er laut:

„Nein! so will ich nicht fortleben, ein zwiefacher Sclave, Sclave meines Geschickes und Sclave eigener Wahl!" — und er verließ das Gemach, um Doña Ana zu suchen.

Nicht lange nach diesem für Juan's und Doña Ana's künftiges Lebensgeschick entscheidenden Vorgange fand sich der nunmehr glückliche Verlobte zur Nachtzeit unter Doña Ana's Balkon, um der Geliebten ein Ständchen zu bringen, oder wie landesübliche Redensart sagt: por comer un poco de hierro (um ein wenig Eisen zu essen). Das Haus stand inmitten eines großen, schönen Gartens in dem südlichen, Antequeruela[1]) genannten Theile der Stadt, wo dieser nach der Vega (Ebene) des Genil ausläuft.

Juan kam mit Laute und Schwert, welche beide er mit Meisterschaft handhabte und sang ein Madrigal eigener Dichtung nach selbsterfundener Weise. Kaum hatte er sein Lied beendigt, so ward er von drei Vermummten mit blankem Schwerte angefallen. Auch er zog die Waffe und führte sie mit so

---

[1]) Antequeruela ist der südliche Theil Granadas zwischen dem Genil und dem Alhambra, so genannt, weil er den Mauren nach ihrer Flucht von Antequera im Jahre 1416 angewiesen wurde.

großem Geschick, daß er einen seiner Angreifer schwer verwundete, den zweiten zur Flucht zwang und zuletzt sich dem dritten allein gegenüber sah, welcher kein Anderer war, als Don Fernando Alabez de Valor, sein hochadeliger Nebenbuhler. Jetzt war jedoch nicht der Augenblick zur Erwägung: der Negersklave Juan hätte wohl nicht zaudern dürfen, die Schwertspitze zu senken und sich dem Granden von Spanien auf Gnade und Ungnade zu ergeben; doch Juan Latino, der von ganz Granada gefeierte Gelehrte, der Freund und Günstling des berühmtesten Kriegshelden des Zeitalters, des erlauchten Don Juan d'Austria, konnte nicht weichen. Er setzte den Kampf fort, und bald gelang es ihm, seinen Gegner zu entwaffnen. Dann aber nahm er — wie uns überliefert wird — dessen Schwert vom Boden auf und überreichte es ihm mit ehrfurchtsvoller Verbeugung:

„Señor Don Fernando, ich hatte zu großem Bedauern nicht die Ehre, Sie zu erkennen. Ich bitte Sie, Ihr Schwert zurück zu empfangen, den unglücklichen Vorfall so betrachten zu wollen, als wäre meine Waffe nie von der Scheide entblößt gewesen, als hätte ich ganz ergebenst Ihre Hände geküßt und mich demüthigst zu Ihren Füßen geworfen."

Mit diesen Worten entfernte sich Juan gemessenen Schrittes und ließ Don Fernando, welcher die höfliche Ansprache des Negers richtig zu deuten wußte, in ohnmächtiger Wuth zurück. Er war allein, die beiden gedungenen Meuchler hatten die Flucht ergriffen. So gab er sich denn blutigen Rachegedanken hin und schwur, den unverschämten Neger ohne Erbarmen zu tödten, falls er es nochmals wagen sollte, seine Wege zu kreuzen. Das sollte ihm jedoch nicht gelingen, und nach mehreren gescheiterten Mordanschlägen wandelte sich seine Leidenschaft in tiefste Verachtung gegen ein Weib so niedriger Gesinnung, die Huldigungen eines schwarzen Sklaven entgegennahm, und sei dieser auch so gelehrt wie Livius und ein Dichter gleich Ovidius, welche, wie ihm wohl bekannt, die Lieblingsschriftsteller des Juan Latino waren. Auch traten bald Ereignisse ein, welche Don Fernando's Ehrgeiz nach anderen Zielen lenkten.

Denn zu jener Zeit erhoben sich die Alpujarras[1]) in offenem Aufstande wider Philipp II., und die Moriskken von Granada versuchten, einen Abkömmling des letzten Maurenkönigs auf den Thron zu setzen. Doch wollen wir diese blutigste Seite der Geschichte Spaniens überschlagen und nur flüchtig erwähnen, daß Doña Ana's Vater, Don José de Carleval, Befehlshaber der königlichen Truppen wurde, daß Don Fernando Alabez de Valor, in den maurischen Aufstand arg verwickelt, aus Granada floh und berüchtigt wurde in den unmenschlichen Metzeleien, welche die Moriskos an den Spaniern verübten, namentlich in

[1]) Alpujarras ist der Name sowohl der nach Süden bis zur Küste zwischen Motril und Almeria streichenden Bergketten und der Thäler der Sierra Nevada, als der dieselben noch jetzt bewohnenden Moriskos. Diese wilden, unwirthlichen Gebirge waren der letzte Zufluchtsort der Mauren nach dem Falle Granadas am 2. Juni 1492. Das Wort Alpujarra wird von dem arabischen Al Buscherat, „Grasplatz oder Albuxerrat", „Alba Serra", d. i. Sierra Nevada abgeleitet. Washington Irving in den „Chronicles of the Conquest of Granada" bringt es mit dem Namen Ibrahim Albuxarra in Verbindung.

Guecija, Jubiles, Coadba, Ujigar[1]) und anderen abgelegenen Ortschaften des wilden Alpujarragebirges. Darob entbrannte der ungezügelte Rachedurst der Spanier, besonders der Andalusier, und aus einer anfänglich unbedeutenden umschränkten Empörung wurde ein grausam-erbitterter Bürgerkrieg. Juan's Freund und Gönner, Don Juan d'Austria, übernahm den Oberbefehl des königlichen Heeres, und nach zahlreichen blutigen Gefechten gelang es ihm erst nach vier Jahren (1576) die Ruhe wieder herzustellen. Don Fernando aber starb auf dem Schafotte den Tod eines Hochverräthers.

Juan Latino war darüber achtundzwanzig Jahre alt geworden, und Doña Ana zählte zweiundzwanzig. Der lateinische Unterricht konnte nur mit vielen Unterbrechungen während jener schweren Tage, welche Granada durchlebte, fortgesetzt werden. Auch waren die Zeiten dazu nicht angethan, wenn die Straßen im Blute schwammen, heute der Spanier, morgen der Mauren, und Niemand voraussah, wer als Opfer des Schwertes, des Feuers oder noch grausameren und schrecklicheren Geschickes erliegen werde. Doch erfahren wir, daß sie häufig sich zu sehen Gelegenheit fanden und oftmals „Doña Ana's Lilienfinger in Juan's schwarzer Hand gebettet ruhten".

Auch liegt die Vermuthung nahe, daß die gemeinsame Gefahr dazu beitrug, die Liebenden fester aneinander zu ketten. Nach Beendigung des Krieges erhielt Juan, vorzüglich durch die Fürsprache seines Gönners Don Juan d'Austria, die Freilassung vom Herzoge von Sesa, und trat, nun ein freier Mann, wohl im Jahre 1572, mit Doña Ana an den Altar.

Weder Ueberlieferung noch Geschichte berichten Weiteres über diese außerordentliche Ehe; nur so viel erhellt, daß dieselbe eine überaus glückliche und mit Kindern gesegnete gewesen. Diese Verbindung ist um so merkwürdiger, als noch kaum hundert Jahre vor der Vermählung Juan Latino's mit Doña Ana Neger nach Spanien gebracht und dort als Sclaven verkauft wurden, und Königin Isabella nur wenige Jahre vor ihrem Tode († 26. November 1564) den Befehl erlassen hatte, daß in Spanien gebürtige Neger als Sclaven nach den Silberbergwerken Perus verschifft werden sollten.

Juan Latino erreichte das hohe Alter von neunzig Jahren und starb, zwar erblindet, jedoch im vollen Besitze seiner Geisteskräfte und thätig bis zu seinem Tode im Jahre 1632 in Granada, wo er, wie bereits erwähnt, in der Kirche Señora Santa Ana beigesetzt wurde. Ein von seiner Familie errichtetes Denkmal bezeichnet seine Ruhestätte.

Der Lebenslauf Juan Latino's ist von literarischem, besonders aber von hohem culturgeschichtlichen Interesse. Abgesehen von der ungewöhnlichen gesellschaftlichen Stellung, welche er in einem Zeitalter und in einem Lande der starrsten und beschränktesten Kastenvorurtheile erworben, ist er zugleich ein

[1]) Der Paß von Jubiles: Puerta de Jubiles, welcher in das Thal des Cadiare, eines Nebenflusses des Guadalfeo, führt, war der Schauplatz der heldenmüthigen Vertheidigung desselben durch die Mauren, welche an jene des Engpasses von Prutz durch den Tiroler Landsturm am 29. September 1809 erinnert. Das von steilen Felsbergen umwallte und die Adra überhängende Städtchen Ugijar ist der Hauptort der Alpujarras und hat eine Bevölkerung von 2800 Moriskos, welche einen Mischdialekt von Arabisch und Spanisch sprechen.

seltenes Beispiel der geistigen Entwicklung und Höhe, zu welcher die afrikanische Rasse unter besonders günstigen Verhältnissen und Naturanlagen sich zu erheben vermag, immerhin ein Ausnahmefall, obgleich zu allen Zeiten einzelne Neger sich als Gelehrte und Soldaten auszeichneten und nicht wenige in der Musik sich hervorthaten. Keiner derselben jedoch war gleich Juan Latino unmittelbar aus seiner afrikanischen Heimath nach Europa gebracht worden, sämmtliche waren entweder in Spanien oder in Amerika geboren. Von Letzteren sei eines in Merida in Spanien gebürtigen Negersclaven erwähnt, welcher sich unter dem Herzog von Alba durch große Tapferkeit auszeichnete und, von diesem besonder begünstigt, zu hohem militärischen Range befördert wurde. Er ist der Held eines auf Thatsachen begründeten Schauspieles „El valiente Negro de Flandres“ (Der tapfere Neger von Flandern) betitelt. Es ist in bestem Castilianisch von dem dramatischen Dichter und Schauspieler Andrea de Claramonte geschrieben und findet sich im XXXI. Bande einer im Jahre 1638 in Barcelona und Saragossa gedruckten Sammlung von Schauspielen.

Eine Lüge der Liebe.

Von

Salvatore Farina.

IV.

Ich will mich nicht damit aufhalten, alles Andere zu erzählen, was nach dem großen Unglück bis zur Beerdigung geschah; nicht einmal davon will ich sprechen, daß Marcella sich an mich wandte, ich möge sie nach dem Hospital ohne Venturino's Wissen führen, und daß ich nicht widerstehen konnte; noch davon, daß die Aermste, als sie ihren Giovanni so verschieden von dem wieder sah, den sie so sehr geliebt hatte, zuerst vom Schauder ergriffen wurde, sich dann über den Leichnam warf, obgleich ich sie zurückhielt, und ihn küßte und wieder küßte, ohne zu weinen. Ich will nur sagen, daß Giovanni das einfachste Leichenbegängniß gehabt hatte, daß Venturino und ich ihm bis auf den Kirchhof folgten, und daß ich, der Doctor und wenige Freunde die Schnüre des Leichentuchs an jenem düsteren Morgen durch die Straßen von Turin trugen; und will sagen, daß endlich der Frieden eintrat, welcher die zu Grabe Getragenen begleitet.

Die Lüge Venturino's war bis zu diesem Punkte sehr gut gelungen; die alte Mutter weinte viel, als von Genua das falsche Telegramm kam, das die Einschiffung nach New-York meldete; sie weinte wieder, als Venturino den von ihm angefertigten Brief vorlas, in welchem Giovanni seine Mutter und seine Gemahlin um Verzeihung für den Entschluß bat, den er gefaßt, um sich wenigstens zu retten, da sonst ihm nur der Selbstmord übrig geblieben wäre. Dieser Brief war ein Wunder von Klugheit. Auf vier enggeschriebenen Seiten setzte er alle Gründe auseinander, welche zur Flucht nach Amerika riethen; Giovanni gab Rechenschaft über seine Lage, zählte den Kassenbestand auf, das Soll und das Haben, und schloß mit der Zusicherung, daß er in einigen Jahren zurückgekehrt sein werde, um seine Lieben wieder zu umarmen, die Gläubiger zu bezahlen und sein Leben noch mit einem Rest von Glück zu beschließen.

Ich war zugegen, als der Brief verlesen ward, und mir kam der Gedanke, wie er sicherlich auch den Anderen kam, zu fragen, ob es die Dinge viel gebessert haben würde, wenn diese Lüge die Wahrheit wäre. Nicht viel, fürwahr. Abgesehen

von dem Gräßlichen der blutigen Katastrophe, würde Giovanni so gut wie todt sein; denn Amerika war, wenigstens damals, nicht mehr das gelobte Land, und mein Freund hatte nichts Anderes gelernt, als an der Börse geschickt zu spielen, bis es sich ein paar Mal zum Schlimmen gewandt hatte.

Während Marcella nun im Verborgenen schluchzte, weinte die alte Mutter stille Thränen, ruhiger als jene und wir Alle.

„Wann wird er in New-York sein?" fragte sie leise.

„Ja, wer weiß das? in einem Monat ungefähr . . ."

„Sagt er nicht, mit welchem Schiff er gefahren ist?"

„Das schreibt er nicht."

„Gieb mir den Brief."

Und Venturino gab ihn ihr.

Die arme Frau blickte lange mit der Brille darauf, las aber nur „Liebe Mutter und liebe Frau."

„Ich kann nicht mehr lesen," gestand sie; „doch erkenne ich noch seine eilige Schrift, die zu errathen mich immer Mühe gekostet hat."

Sie drückte das Blatt an die Lippen und behielt es in der Hand.

„Ich muß versuchen, zu antworten, um ihm wenigstens zu sagen, er möge bald zurückkehren; daß wir jedes Opfer bringen wollen — nicht wahr? — um ihn nur wieder daheim zu haben. Denn wie sollen wir's anfangen, ohne ihn zu leben? Er war unser Fest, er war unsere Freude."

„Ja, ja, wir wollen machen, daß er zurückkomme," bekräftigte Venturino.

Armer Venturino! Ich allein wußte, was er selbst vor Marcella geheim gehalten. Damit sie nicht in eigener Sache vor Gericht zu erscheinen brauche und die alte Mutter genöthigt sei, denjenigen Theil des von ihrem verstorbenen Mann geerbten Weinberges, der Giovanni gehörte, den Gläubigern abzutreten, hatte Venturino sich schriftlich verpflichtet, die Schulden seines Bruders zu bezahlen. Wenn er angestrengt arbeitete, konnte er hoffen, in zehn Jahren damit fertig zu sein; aber wenigstens würde der Weinberg dem Hause erhalten bleiben, und Marcella keinen weiteren Verlust haben.

Ich betrachtete mich vom Tage der Katastrophe an als den heimlich Verlobten Marcella's; ich war ihr verbunden durch den nicht vollständig ausgedrückten, aber ganz klaren Wunsch des Verstorbenen; inniger noch durch meine alte Leidenschaft. Also war es eine Pflicht; aber ich weiß nicht, ob ich sie ohne Zaudern erfüllt hätte, wenn Marcella alt und häßlich geworden wäre oder mir im vertrauteren Umgang ein weniger gefälliges Temperament gezeigt hätte. Aber nein. Das liebe Kind war sich gleich geblieben; ihr Haar war lockig und schwarz wie am Vorabend der Hochzeit; sie hatte noch das Stumpfnäschen und zwischen den leicht geöffneten Lippen die Perlenzähne. Jedoch nach dem Tode ihres Giovanni ließ sie sie mich nicht mehr sehen wie einst, weil sie nicht mehr lächelte; sie lächelte kaum, um auf einen Scherz einzugehen, oder aus Mitleid mit meiner guten Absicht, sie lachen zu machen. Die Augen, ob auch vom Schmerz verschleiert, waren noch voll Leben, und die Thränen hatten der rosigen Farbe ihres Gesichts nicht geschadet. Ach, sie gefiel mir so sehr.

Ich hatte meinen Entschluß gefaßt, und ohne meiner Empfindung einen anderen Ausdruck zu geben, war ich häufiger als sonst in der Casa Cortesi; ich las der Alten vor, sprach mit ihr von ihrem Sohn in Amerika, und die arme Mutter gedachte gern der Schelmenstreiche, welche Giovanni und ich einträchtiglich verübt hatten. Ich sah dann Marcella an, und sie hielt meinem Blicke Stand: ein gutes Zeichen. Aber hätte sie meinen Blick gemieden, so würde ich mir ebenfalls gesagt haben: ein gutes Zeichen.

Am Ende des halben Jahres verständigte sich Venturino mit dem Eigenthümer, um die bisher von dem Ehepaar innegehabten Räume aufzugeben und also die Miethe um ein gut Stück zu verringern; er entließ die Dienerschaft Giovanni's, und Marcella erhielt das beste Zimmer dicht neben dem der Mutter, in der alten Wohnung.

Es war für Niemanden ein Opfer; denn auch diese frühere Wohnung war geräumig und bequem, und Marcella sah gelassen das Billard, ein Clavier und die kunstvollen Möbel des großen Salons hinaustragen, denn im Hause der Mutter fanden ein anderes Clavier, ein Harmonium und hundert lieb gewordene Sächelchen ihren Platz.

Aber für die arme Betrübte war es eine Pein, sich auf den Straßen Turins zu zeigen ohne die Trauerkleidung, welche sie sich nicht gestatten durfte; viele Wittwen gingen an ihr vorüber, ganz in Schwarz verschleiert, wie die sternenlose Nacht, oder funkelnd von schwarzem Schmelz wie die ausgestirnte, und jede schien sie zu fragen: „Warum bist Du nicht wie wir, Du, die Du eigentlich schlimmer als im Grabe bist?"

Wußte doch ganz Turin, daß sie Wittwe sei, und was für eine Wittwe! Aber sehr Viele hatten wohl keine Ahnung von dem Opfer, welches die arme Frau brachte, indem sie die Kleider der glücklichen Jahre trug. Sie ließ es sich angelegen sein, in der ersten Zeit ihre bescheidensten und dunkelsten zu wählen. Nachdem sie sich dann mit Venturino und auch mit mir berathen hatte, wollte sie ihr schwarzes Seidenkleid umändern lassen; ich stimmte bei, erstens weil die Mama wenig sah und ein schwarzer Anzug unmöglich ihren Argwohn erregen konnte, und dann, weil Schwarz immer getragen wird, und man im Hause sagen konnte, daß es in diesem Jahr besonders Mode sei.

Ja, aber Seide war nicht Mode.

Diese Bemerkung machte Venturino. Man mußte heimlich bei der Schneiderin ein hübsches schwarzes Wollkleid bestellen, welches die Welt auf der Straße befriedigte und der Mama nicht zu sehr in die Augen fiel. Und nun war unsre liebe Marcella beruhigt, und das Publicum schien von der Comödie befriedigt.

Die andre Comödie, die, welche im Hause gespielt wurde, ging aufs Beste; es waren für die Familie Cortesi wenig Beileidsbriefe gekommen, und Marcella hatte sie im Vorzimmer zurückgehalten; das Hausmädchen kannte seine Rolle, und es war keine Gefahr, daß irgend welche unzulässige Nachrichten zu der alten Frau gelangen könnten, auch wenn Marcella und Venturino nicht zu Haus wären. Venturino arbeitete unermüdlich, um das Versprechen zu halten, welches er auf Stempelpapier den geduldigen Gläubigern gegeben hatte; aber, wie er selbst sagte, er konnte es thun, ohne sich zu schaden. Mir ging die Schreiberei

nicht so leicht von der Hand; aber dennoch, damals wie heut, achtete ich die Mühe, die dreihundert Lire meines monatlichen Gehaltes zu verdienen, so gering, und so groß war der Wunsch, mehr zu erwerben, daß ich sogar nach einer Nebenbeschäftigung suchte, nicht meinetwegen . . . Marcella's wegen, für unser künftiges Haus.

Ich hatte sie fast gefunden, hübsche fünfzig Lire den Monat, um in den Abendstunden kaufmännische Bücher zu führen; aber ich hätte dann über den Registern die beiden Stunden verschwenden müssen, welche ich fast jeden Abend damit zubrachte, bescheiden in das gute Gesichtchen Marcella's zu blicken. Und deshalb lehnte ich ab. Hingegen, um Etwas für unsre Zukunft zu thun, machte ich viele Ersparnisse; ich fing damit an, die Virginia-Cigarren aufzugeben, die ich in der Schule zu rauchen gelernt, um, wie ich erzählt habe, unter den Arkaden von Turin Aufsehen zu erregen, und begnügte mich mit den Cigarretten, die ich mir mit eignen Händen verfertigte; ich schränkte die Besuche im Café ein und brauchte zwei Paar Handschuhe monatlich weniger; alles dies ließ meine Baarschaft zusehends wachsen und mich hoffen, daß ich nach dem Ablauf des Trauerjahres meine Marcella in die zweite Ehe geleiten könne.

Es war eine abgemachte Sache, ohne daß Jemand auch nur ein Wort davon gesagt hätte.

Inzwischen wollte die alte Mutter sich daran versuchen, ihrem Sohn in Amerika einen Brief zu schreiben, auf die Gefahr hin, das bischen Augenlicht, das ihr geblieben, auf dem weißen Papier zu lassen. Sie beschwor ihren guten Giovanni, ihre letzten Jahre nicht durch sein Fernbleiben zu verkümmern; er möge bald zurückkommen, denn es gebe für Alles ein Hülfsmittel, wenn man jung ist; nur das Alter könne zu nichts mehr helfen.

Er wisse doch, daß sein Bruder, der brave Venturino, bereit sei, auf das ihm gehörige Stück des Weinbergs zu verzichten, das, gut verkauft, einen großen Theil seiner Schulden decken würde; das Uebrige könne man auch in Turin zusammenbringen, damit er sich wieder vereine mit der geliebten Marcella, die viel geweint, und der alten Mama die Augen zudrücke. Der Brief schloß mit Segenswünschen für ihren theuren Sohn, und mit den Worten: „Kehre bald zurück, wir erwarten Dich Alle" . . .

„Und nun," hatte die Signora gesagt, „schreibt auch Ihr ein paar Worte, damit Giovanni sehe, daß wir Alle ihm verzeihen, und daß wir ihn wirklich erwarten."

Und Marcella schrieb unter den Augen des Mütterchens ungefähr Folgendes, indem sie viele Worte mit den eigenen Thränen auslöschte:

„Kehre wieder, mein Giovanni, kehre wieder aus dem fernen Lande, wohin Du gegangen bist, ohne mir etwas zu sagen, ohne meine Arme aufzusuchen, die Dich zurückgehalten haben würden; kehre wieder, und Du wirst Deine Marcella finden, jetzt und immer die Deine . . . so lange sie am Leben."

Der schmerzliche Augenblick hatte gewollt, daß der Satz mit diesem bildlichen Ausdruck schloß, entgegen jeder Möglichkeit, entgegen der menschlichen Natur; aber eine der Thränen, welche Marcella auf das Papier vergoß, löschte das Wort „Leben" aus; und auch dies schien mir ein gutes Zeichen.

Dann kam die Reihe an Venturino.

Auch er schrieb unter den Augen der Mutter eine nutzlose Seite, um dem todten Bruder zu sagen, daß er bereits Alles geordnet habe. Es blieb kein Platz mehr weiß in dem ganzen Briefe; aber als Venturino mir die Feder reichte und fast heiter sagte: „grüße auch Du" . . . schrieb ich ganz ernsthaft in eine Ecke: „Freund Fortunato erwartet Dich."

Die alte Dame war dieser ganzen Comödie gefolgt, indem sie mit den Händen auf die Armlehnen ihres Sessels klopfte; denn nachdem sie gewollt hatte, daß Alle schrieben, konnte sie nun den Moment nicht erwarten, wo wir fertig wären.

„Jetzt gib mir schnell ein Couvert, und schicken wir es zur Post . . . Oder, ich will den Brief selbst einschreiben lassen; wollt Ihr mich begleiten?"

Ob wir wollten! Und alle zusammen gingen wir, um den Brief dem Postbeamten zu übergeben, damit dieser, wenn es ihm gelänge, ihn an Giovanni Cortesi befördere, postlagernd . . . . in der anderen Welt.

V.

Noch waren nicht drei Monate seit dem schrecklichen Ende Giovanni's vergangen, als der Cavaliere Pancrazio, Major bei den Carabinieri, einer der vielen Besucher der Casa Cortesi, in mein Comptoir kam, um mir eine Mittheilung zu machen; die Signora Marcella gefiel ihm. — „Nun? und deshalb . . .?" Und deshalb, wenn ich ihm einen kleinen Vorschub leisten wolle und er nicht zu bedeutende Hindernisse finde, werde er um sie anhalten.

Er hatte sich gerade den Rechten gewählt, um ihm „den kleinen Vorschub" zu leisten!

„Hindernisse! Deren sind mehr als eins," erwiderte ich; „das erste von allen ist das Gesetz, das einer Wittwe die Wiederverheirathung im Trauerjahre nicht gestattet."

Die ganze löbliche Carabinieri-Truppe wußte das auswendig; deshalb konnte der Major Pancrazio, nachdem er so lange gewartet hatte, auch die anderen neun Monate noch warten.

„Sehr wahr; Sie sind noch jung; ich wette, daß Sie noch nicht fünfundvierzig Jahre alt sind."

Er war genau sechsundvierzig Jahre alt und bisher ledig geblieben, aus Furcht vor einem Korbe; aber einmal wenigstens im Leben muß man sich ein Herz fassen mit den schönen Damen, wenn man eine heirathen will.

„Sehr wahr auch Das."

Der Augenblick schien ihm gekommen.

So schien es ihm; aber der Hindernisse, wie ich gesagt hatte, waren mehr als eines.

„Sie wissen vielleicht nicht, daß der Bruder des Verstorbenen und die Wittwe im Einverständniß mit einander der Mutter den Selbstmord verschwiegen haben . . . Geht Signora Marcella eine zweite Ehe ein, so muß man jene traurige Mittheilung der trostlosen Alten dennoch machen."

Auch dies wußte der Carabiniere; aber es schien ihm nicht ernst genug, um eine fromme Lüge fortzusetzen und das Glück eines Menschen, ja zweier, zu opfern . . . „Nach und nach, mit der schuldigen Rücksicht, muß die Mutter doch einmal von Allem in Kenntniß gesetzt werden."

In Wahrheit schien es auch mir so.

Aber wenn man den Betrug wirklich weiterführen wollte, so hatte der Major das Mittel bereit; man würde der Alten sagen, daß die Signora Marcella nach Amerika zu ihrem Manne gehen müsse, und statt dessen bliebe sie in Alessandria, wo der Bürgermeister oder ein Civilstandsbeamter sie dem tapferen Pancrazio vermählen würde. Dieser konnte sich versetzen lassen, wohin er wollte, denn er hatte im Kriegsministerium einen Vetter, der Divisions-Chef war.

Halt! an dieses heldenhafte Auskunftsmittel hatte ich nicht gedacht! Und mir schien, daß es zu seiner Zeit auch mir dienen könne, wenn es mir nur gelänge, ein anderes Cassiererämtchen in Mailand oder Genua zu finden.

Noch ein Hinderniß stand dem Wunsche des Majors entgegen, und ich war zweifelhaft, ob ich es ihm andeuten solle. Schließlich betrübte ich diesen braven Mann sehr, indem ich ihm rund heraus sagte, daß er einen Nebenbuhler habe.

Das hatte er sich gedacht; aber jetzt war er über die Tage der Furcht hinaus; er erklärte sich bereit, es mit ihm aufzunehmen.

„Jung?"

„Fünfzehn Jahre jünger als Sie."

„Schön?"

„Nein, sogar ein wenig häßlich; aber sonst nicht übel."

„Hat er Epauletten?"

„Nicht die Spur."

„Und wer ist es? wollen Sie's mir sagen?"

„Ich bin es."

Ihm sanken die Arme, die ich wieder erhob, indem ich mit einem schönen Acte der Brüderlichkeit seine beiden Hände ergriff.

„Der Sterbende selbst, mein Freund Giovanni, hat diesen Wunsch ausgedrückt," setzte ich wehmüthig hinzu; „es war sein letztes Wort, sein letzter Blick."

Der Cavaliere Pancrazio ließ sich von dieser Erklärung durchaus nicht rühren; da seine muthige Stunde einmal gekommen war, zuckte er die Achseln und behauptete mit ungewohnter Kühnheit, dies falsche Gefühl sei weniger als nichts werth; es komme einzig darauf an, wenn man zum Altar geht, ob zum ersten oder zum zweiten Mal, daß man, von beiden Seiten, mit willigem Herzen gehe; die durch Verstorbene geknüpften Bande seien durch die Lebenden leicht zu lösen.

Dieses versicherte der tapfere Carabiniere; worauf er wissen wollte, ob ich wirklich in Marcella verliebt sei; „Oh, sehr!" — ob Marcella meine Liebe erwidere. Ich antwortete nicht gleich, denn die Wahrhaftigkeit hemmte mir die Zunge.

„Ich bin gewiß, daß sie mich sehr lieben wird," sagte ich, und mich dünkte, mehr als nöthig gesagt zu haben. Nicht der Cavaliere Pancrazio, welcher mir gegenüber stand, aber der Andere, der sich immer vor einem Korbe gefürchtet hatte, mußte genug daran haben. Aber dieser streckte die Waffen nicht.

„Also," argumentirte er mit scholastischer Spitzfindigkeit, „also heute sind Sie gewiß, nicht geliebt zu werden?"

„Keineswegs, ich habe noch nicht um ihre Hand gebeten, habe nicht einmal meine Liebe ausgesprochen, und natürlich . . ."

Der Major Pancrazio wuchs unter meinen Augen um gute vier Zoll, bis er mir ins Gesicht sah; sein glattrasirtes Antlitz erhellte sich durch ein feines Lächeln; die Runzeln um die Schläfen und Augen verschwanden, kurz, er wurde mir ein ganz hübscher Mann und ein Philosoph obendrein.

„Die Frauen erkennen die Liebe im Fluge," entschied er; „die Signora Marcella hat Alles bemerkt, und Sie nichts?"

Ich ging auf die hinterlistige Frage nicht ein.

„Machen Sie es so," erklärte ich dem Major; „wenn Sie nicht das Ende des Trauerjahres abwarten wollen, gehen Sie gleich zu Cortesi's; suchen Sie die Signora allein zu sprechen, und Sie werden die Antwort hören."

Nein; das überstieg die Kräfte des Majors. Er hätte vorgezogen, einen Anderen sprechen zu lassen, und war gerade deswegen gekommen, damit ich, der wie zur Casa Cortesi gehöre, die Botschaft überbringe; nun aber wisse er, daß ich es nicht gern thun werde . . .

„Ich würde den Auftrag gewissenhaft ausführen, aber Sie würden mir nicht trauen."

Er sagte nicht nein.

„Ich werde mit dem Doctor sprechen; wenn er mir versichert, daß noch nichts zwischen Ihnen ausgemacht ist, daß Sie die Hand Marcella's nicht schon erbeten haben . . ."

„Ich habe noch nichts erbeten."

Und diese Worte deuteten an, daß ich keine Zeit verloren haben würde, um meine Bewerbung zu machen.

Der Major seufzte und blieb nachdenklich stehen.

„Ich sehe wohl, daß Sie mir nicht helfen können; ich gehe sogleich zum Doctor; einen Händedruck auf ehrlichen Krieg? Wollen Sie?"

„Ob ich will!"

Er verließ mich; worauf ich meine Kasse schloß und nach der Casa Cortesi lief.

Und wen fand ich im Salon? Den Major Pancrazio.

Er war kaum angekommen, und Marcella noch nicht im Salon. Wir konnten uns im Umsehen den Garaus machen, er mit dem Säbel, ich mit dem Stock, mit den Nägeln und Zähnen, wie wir ein entferntes Verlangen darnach spürten. Statt dessen lachten wir beide, und ich sagte mit gewohnter Offenheit:

„Wenn es möglich wäre, davonzulaufen, so würde ich es thun; aber nun sind wir einmal hier, und müssen bleiben. Ich mache Ihnen einen ehrlichen Vorschlag: wer von uns zuerst sie spricht, muß damit anfangen, auf die Nebenbuhlerschaft des Anderen hinzudeuten; so hat Marcella wenigstens die Wahl."

„Angenommen."

Während wir uns die Hände drückten, um den Pact zu besiegeln, trat die begehrte Dame ein, und wir beide setzten uns in Kriegsbereitschaft.

Dem Major, nachdem er, so gut es ging, den Zufall berührt, der uns zur selben Stunde hierher geführt hatte, ward es leicht, den scheinbaren Grund eines Besuchs anzugeben; als Einleitung wies er direct auf den schweren Schlag hin, durch welchen ganz Turin in Trostlosigkeit versetzt worden war; er sprach leise, häufig nach beiden Thüren des Salons blickend, durch welche unversehens die Alte eintreten konnte; um zu verstehen zu geben, daß er ein vorsichtiger Mann, und eben wegen dieser Schwierigkeit nicht eher gekommen sei, seinen Condolenzbesuch zu machen.

Marcella war stets ergriffen, wenn sie an die Katastrophe erinnern hörte, aber indem auch sie nach den Thüren des Salons blickte, trocknete sie die Augen und weinte nicht.

Worauf der Major geschickt von etwas Anderem sprach.

Ich, der ich nicht nöthig hatte für meinen Besuch einen Grund anzugeben, weil ich wie zum Haus gehörte, fragte dennoch: „Ist Venturino da?"

Nein, Venturino war in die Druckerei der „Gazzetta" gegangen, um einen Artikel von sich über die Kunstausstellung zu corrigiren.

„Ihr Schwager ist auch Kunstverständiger?" fragte der Major.

Während Marcella erklärte, daß Venturino ein wenig von Allem sei, dachte ich an unsere Angelegenheit.

„Wenn ich bleibe, wird es auf meinen Theil fallen, zuerst von der Idee zu sprechen, die dem Major gekommen ist; und das will ich gern thun, so sicher bin ich meiner Sache; siehe, da steht er, er schaut nicht übel aus, denn er rasirt sich alle Tage, und die Uniform kleidet ihn; aber er ist untersetzt, vier Zoll kleiner als ich, und die sechsundvierzig Jahre, was er auch anstelle, kann er nicht verbergen. Welche Gefahr laufe ich, wenn ich von ihm zuerst spreche, während ich gleich darauf von mir sprechen kann, ohne Marcella auch nur Zeit zur Antwort gelassen zu haben? Keine. Jedoch die Schwierigkeit fängt damit an, daß ich von mir sprechen soll. Dennoch ist es besser, ich gehe, und lasse ihn sprechen.

Aber jetzt sah der Major mich an; es schien, als wolle er mir sagen: „Was machen wir? Der Besuch ist ein bischen lang."

Es war klar, daß er sprechen wollte.

„Und du wirst nicht sprechen," gab ihm ein boshafter Blick von mir zur Antwort.

In der That, was bürgte mir dafür, daß der Major den Pact getreulich erfüllen werde? An der Ehrenhaftigkeit des Carabiniere zweifelte ich nicht, wohl aber an der des Verliebten. Und dann, wenn es leichter gewesen wäre, daß meine heimliche Flamme sich durch den Mund eines Anderen offenbare, so würde mir Venturino oder der Doctor nie gefehlt haben; und endlich — da wir uns so nahe standen, da ich jeden Tag die Gelegenheit hatte — ein „Ja" dieser Art sollte man der Erste sein, von den Lippen der geliebten Frau zu empfangen, ein „Nein" kann man ihr in den Augen lesen, und manchmal durch ein Lächeln verbessern, das um Erbarmen fleht. Also mag er gehen, ich bleibe.

Als Major Pancrazio sah, daß länger zu bleiben, eine vergebliche Ungehörigkeit sein würde, empfahl er sich, indem er mir sagte: „wir sind einverstanden," und ich blieb.

Und sogleich sagte ich zu Marcella:

„Haben Sie die letzten Worte des Majors Pancrazio gehört?"

„Wir sind einverstanden, dünkt mich; was bedeuten sie?"

„Sie bedeuten, daß der Major, wie so viele Andere, durch Ihre Anmuth verwundet worden ist; er hat sich in Sie verliebt, gleich einem Anderen, den ich kenne; sein größter Wunsch, sein großes Fest, seine irdische Glückseligkeit würde sein, Ihr Gefährte fürs Leben zu werden, ebenso wie der Andere, den ich meine."

Marcella sah mich mit großen Augen an, dann lachte sie laut, dann unterdrückte sie das Lachen, indem sie nach der Thür blickte.

Ich fuhr mit leiser Stimme fort:

„Der Major hat nicht das Glück, Ihnen zu gefallen? O, welche Freude!"

„Weder der Major noch ein Anderer," entgegnete Marcella traurig; „ein Todter und eine Lebende wollen, daß ich also antworte."

„Der Major wußte sehr gut, daß das Trauerjahr ablaufen müsse, und wenn er früher vorgegangen ist, so that er's vielleicht, weil er, mit sechsundvierzig Jahren fest entschlossen, sein Leben zu verändern, keine Zeit mit Vorreden verlieren darf; wenn ich nun gesprochen habe, so geschah es nur, weil auch ich dieselbe Glückseligkeit begehre, und sie mir nicht wieder durch einen Anderen rauben lassen will, wenn ich irgend kann. Vergeben Sie mir. Sie wissen, daß nie ein Wort davon über meine Lippen gekommen ist, aber vielleicht wissen Sie nicht, daß, sogar schon vor Ihrem armen Giovanni, ich . . ."

Marcella hörte mir nicht weiter zu, denn ein Sturm der alten Liebe kam wieder über sie. Ach Gott, wenn es wenigstens der letzte wäre!

„Es ist wahr, es ist thöricht, eine Wittwe von drei Monaten mit einem Heirathsantrage zu betrüben; ich versichere Sie, daß ich nichts gesagt haben würde . . . und für eine Weile nichts mehr sagen will."

Als dieser Anfall von Schmerz oder von Liebe vorübergegangen war, ergriff Marcella meine Hand, und ohne mir direct zu antworten, als ob sie mich nicht einmal verstanden habe, bat sie mich, dem Major zu sagen, daß sie sich vorgesetzt habe, nicht wieder zu heirathen, dem Todten treu zu bleiben, die alte Mutter leben zu lassen, ohne daß diese leide, was sie gelitten hatte.

„Und sagen Sie, wer hätte jetzt den Muth, der Armen einen so furchtbaren Schlag zu geben, während die Lüge bis jetzt so gut gelungen ist?"

Darauf war Vieles zu erwidern; aber ich hatte eben versprochen, mit keinem Worte mehr diesen Gegenstand zu berühren, wenigstens für jetzt nicht.

Doch daraus, daß Marcella mir nicht geantwortet hatte, entnahm ich einen Grund, um mir aufs Neue zu sagen: „Ein gutes Zeichen."

Dann, ohne mich sehr zu beeilen — denn bei Marcella verging die Zeit mir wundervoll, mit nichts Anderem, als bescheiden die drei Grübchen ihres lieblichen Gesichtes zu betrachten, und sie italienisch sprechen zu hören mit einer

Anmuth (anders noch als die toscanische!) — also ohne mich gerade zu beeilen, empfahl auch ich mich zuletzt.

Und wen finde ich an der Hausthür Schildwacht stehen? Keinen Anderen als den Major Pancrazio.

„Major! Sie haben so lange auf mich gewartet?"

„Wie Sie sehen; in diesen Herzensangelegenheiten ist es besser, gleich die Wahrheit zu erfahren; die Hoffnung, welche vom Wunsche genährt wird, ist fast immer eine Lüge. Wenn man Muße vollauf hat, kann man sie wie ein Spielzeug hinnehmen; aber ich habe keine Zeit zu verlieren. Will sie mich oder Sie? oder will sie Keinen von beiden? Sprechen Sie frei heraus. Ich bin auf Alles vorbereitet."

Ich war also Herr der Situation; ich hätte ihm nur als wahr zu geben brauchen, was allen Anschein des Möglichen hatte, daß nämlich Marcella, wenn ihr die Wahl zwischen ihm und mir gestellt sei, niemals ihn wählen würde — und der Major wäre gegangen, um an ein anderes Wittwen- oder Jungfrauenherz zu klopfen.

Gewiß würde ihm damit ein guter Dienst erwiesen worden sein, denn er selber gestand, daß er keine Zeit zu verlieren habe; aber die Krankheit, immer die Wahrheit zu sagen, ließ mich auch diesmal nicht.

Ich antwortete also, daß Marcella Niemanden gewählt, und sich vorgesetzt habe, diese Wahl nie zu treffen.

„Das heißt?"

„Immer die Wittwe Giovanni's zu bleiben."

Ich hätte hier verstummen können, aber meine Krankheit litt es nicht und forderte, daß ich eine Meinung hinzufügte, die viel Wahrscheinliches hatte.

„Jetzt spricht sie so, weil wenig mehr als drei Monate vergangen sind, aber ehe das Jahr um ist, wird sie anderen Sinnes sein. Heute würde sie um keinen Preis ihrer Schwiegermutter die schreckliche Mittheilung machen; aber es ist nicht nöthig, daß sie es thue, und es wird sich immer die Möglichkeit finden, es nach und nach zu thun, ohne weder grausam gegen das Alter zu sein noch gegen die ewig junge Natur, deren heilige Rechte über allen frommen Lügen stehen."

„Sie glauben also? . . . Sie geben es nicht auf? . . ."

Ich kam mir sehr schlau vor, nicht direct zu antworten, und vielleicht war ich's; sicher aber war ich ein Narr, als ich fragte:

„Halten Sie es denn für möglich, daß eine junge Frau wie diese, nachdem sie kaum die Ehe gekostet hat, ihr für immer entsage?"

Ich hatte diese Worte ausgesprochen, und sogleich sah ich ein, wie einfältig ich gewesen.

Damit der Major nicht Zeit habe, sich das reizende Persönchen der Wittwe vorzustellen, ihr sanftes und ein wenig capriciöses Gesicht mit den drei Grübchen, die kaum angedeutet schienen, wenn sie ernsthaft war, und sich vertieften, wenn sie lachte, wollte ich meine Thorheit durch folgende Worte wieder gut machen, und machte sie noch schlimmer:

„Für mich ist es gewiß, daß ich diesmal zu früh gekommen bin."

„Die anderen Male sind Sie zu spät gekommen?"

Was verpflichtete mich, die Wahrheit zu beichten? Mein Uebel, die Wahrheit.

Und ich offenbarte ihm, daß ich zum Heirathen immer zu spät gekommen sei, bis jetzt, mit zweiunddreißig Jahren; daß ich aber für den Rest des Lebens mich anders benehmen werde.

Die Freude Major Pancrazio's läßt sich nicht beschreiben; die runden Augen leuchteten wie zwei Fackeln, ein Lächeln versteckte sich in den noch schwarzen Backenbärten, und das frisch rasirte Gesicht spielte hier und dort in rosigen Reflexen.

„Auch ich!" sagte er, „immer aus Furcht vor einem Korb, habe ich mir Körbe von allen Verlobten der Anderen geholt. Und ich bin sechsundvierzig Jahre alt, wissen Sie, und gut gemessen; und als ich in Ihrem Alter war, nahm auch ich mir vor, das System zu wechseln; es ist unnütz, es liegt im Blut."

Er sagte nicht, wie er vielleicht Lust hatte, daß ich nicht darauf bestehen solle, die Wittwe Cortesi zu heirathen; er ließ mir nur keinen Zweifel darüber, daß er seinerseits das Unternehmen nicht aufgebe.

„Neun Monate sind keine Ewigkeit, und in meinem Alter fliegt die Zeit."

Nicht um meinen Nächsten zu kränken, wozu ich nicht fähig bin, aber weil es die heilige Wahrheit war, entgegnete ich:

„Meine Zeit hingegen ist lahm, und neun Monate scheinen mir wirklich die Ewigkeit."

Er lächelte, ich desgleichen.

Ich erfuhr später, daß am selben Tage der Major Pancrazio andere Schachzüge gethan hatte, um sich einen Vortheil in der Partie zu sichern; er hatte den alten Doctor besucht, dem er unsere Nebenbuhlerschaft verschwieg, wodurch er ihn gewissermaßen zum Verbündeten machte, und er hatte auch an Marcella geschrieben, um die Eile zu entschuldigen, mit welcher er den Wunsch seines Herzens ausgesprochen, wobei er ihrer Antwort vollkommen Recht gab.

Niemand soll mir ausreden, daß der Major sich also betrug, weil ihm der häßliche Gedanke gekommen war, daß ich ihn hintergangen habe; er überzeugte sich wenigstens von meiner Ehrlichkeit.

Und ehrlich war ich auch darin, daß ich Marcella zu einer deutlichen Antwort veranlassen wollte, die ihn seiner Wege schicke; die verehrte Wittwe jedoch blieb bei dem, was sie einmal gesagt hatte, und das konnte keines von beiden befriedigen, weder die Gerechtigkeit noch das Herz.

VI.

Einen ganzen Monat lang beharrte der Major Pancrazio dabei, unsere Geliebte zu besuchen, indem er sich einbildete, daß die Eroberung, die nicht auf einen Schlag gelungen war, glücklicher von statten gehen müsse bei häufiger Wiederkehr. Er gestand es mir offenherzig; da er weder sehr schön noch sehr jung sei, habe er Alles von der Ausdauer zu hoffen, welche die Mängel abschwächt, die fehlerhaften Linien verbessert, manchmal sogar die Runzeln verwischt. Dieses mitleidige Werk der Zeit müsse außerdem durch die Klugheit

unterstützt werden, und deshalb machte der Major seine Besuche en grande tenue, mit den silbernen Epauletten, rasirte sich jeden Tag, den Gott werden ließ, bis aufs Blut, und entfernte aus dem mächtigen Bartwuchs, welcher seine obere Lippe zierte, unbarmherzig die weißen Haare.

Diese Weisheit erregte so sehr mein Mitleid, daß ich ihn eines Tages fragte, ob er sein ganzes Leben lang ein solcher Philosoph gewesen sei. Er schien von der Frage betroffen und antwortete nicht, um in Muße nachzudenken.

Aber, wenngleich ich mich des Sieges für sicher hielt, wollte ich mit denselben Waffen kämpfen.

Es war glühender Sommer. Wenn der Major kam, seine Besuche abzustatten, in großer Uniform, mit der wattirten Tunika, mit dem festgeschnallten Gürtel, mit dem Säbel und den Sporen, welche ihn aus großer Entfernung schon verkündigten, so fand er mich stets bei Marcella. Und ich war in Crême-, Weiß oder Perlgrau gekleidet, trug offene Schuhe von Gemsleder, um meine buntgestreiften oder carrirten schottischen Seidenstrümpfe sehen zu lassen, und dunkle Augengläser, die mir gut zur Hand standen, um nachlässig damit zu spielen.

„Ach!" sagte er mir eines Tages, „Sie können sich glücklich preisen; die Jugend ist ein guter Kleiderkünstler. Ich dagegen habe den Schneider des Regiments, und die Mode kann mir nicht helfen."

„Die Epauletten thun Wunder," entgegnete ich, um ihn zu trösten.

Er seufzte, ein Zeichen, daß er anfing, den Glauben daran zu verlieren, denn den Monat darauf verringerte er seine Besuche bei Marcella; dann ließ er sich nicht mehr sehen, und ich hatte das Feld frei.

Ich erfuhr später, daß er sich darauf verlegt hatte, einem Mädchen von siebzehn Jahren unbarmherzig den Hof zu machen, in der Hoffnung, der Erste zu sein, der ihr Herz schlagen mache. Denn eine seltsame Erscheinung zeigt sich oft bei den jungen Mädchen; sie, weil sie die Liebe an sich lieben, nehmen sie, wo sie können, von dem Ersten, der sie anbietet; wenn es nicht der unbärtige Vetter ist, den sie niemals heirathen werden, so kann es ein bärtiger Major sein, der sie zum Altar führt, ohne unterwegs Zeit zu verlieren.

Die neue Flamme des Cavaliere Pancrazio nannte sich Delia; ein schöner Name, nicht wahr? und auch ein sehr schönes Geschöpf. Vettern? eine Menge, aber alle in kurzen Höschen, einer noch in den Windeln.

Ach, endlich wird der Major sein Geschick erfüllen!

In dieser Zeit hatte die amerikanische Correspondenz nie ausgesetzt; zweimal des Monats war von New-York ein großer Brief von vier Seiten angekommen, um die Alte zu trösten, die zwei Wochen nacheinander nichts that, als sich die schönsten Stellen wieder vorlesen zu lassen, von Marcella und von mir.

Die Antwort auf den ersten recommandirten Brief war ebenfalls eingetroffen. Giovanni hatte darin Alle um Entschuldigung gebeten, aber er könne absolut nicht kommen, da er eine gute Speculation unternommen habe; er werde jedoch sehr bald einmal zurückkehren, um wenigstens die Mama zu küssen und Marcella nach New-York zu holen. Giovanni hatte für Jeden von uns ein

Sätzchen gefunden; seinem Bruder schrieb er acht Zeilen, worin er ihm für Alles dankte, was er seinetwegen gethan, und ihn bat, so gut er es vermöge, Mutter und Gattin zu trösten; an mich hatte er wenige Worte gerichtet, um mir zu sagen, daß er mich stets als den besten seiner Freunde betrachtet habe.

Diese Comödie entlockte Allen Thränen; nur Venturino, der ihr Verfasser war, blieb unbewegt; er unterbrach zuweilen die Lectüre, um seine Bemerkungen zu machen, schüttelte das Haupt und sagte leise, jedoch so, daß die Mama es hörte: „Tollkopf!"

Und die zufriedene Alte erwiderte: „Tollkopf allerdings, aber gut, zärtlich."

Einmal, wie ich jeden Tag that, begab ich mich zu Venturino, um aus den schönen Augen Marcella's ein wenig Widerstandskraft bis zum nächsten Tage zu schöpfen; aber gerade Marcella fand ich so wenig wie Venturino, da sie zusammen ausgegangen waren.

Doch die Alte erwartete mich; sie war es gewesen, die Marcella zu dem kleinen Spaziergang fortgeschickt hatte.

„Diese Arme," sagte sie, „wenn ich sie nicht zuweilen in die Gärten triebe, würde im Hause verschimmeln; nur Sonntags rührt sie sich wegen der Messe, aber wir gehen zur nächsten Kirche; das ist wenig für ihre Jugend."

Mir kam ein kühner Gedanke, und ich warf ihn hin; denn er konnte Niemandem schaden und vielleicht zu Etwas nützen.

„Ich habe immer gedacht, daß die Signora Marcella zu Giovanni nach New-York gehen sollte, denn einmal oder das andere wird sie es doch thun müssen."

Die Alte lächelte geheimnißvoll, antwortete aber nicht.

„Ich habe Sie erwartet, damit Sie mir die Aufschrift eines Briefes machen, der mich viele Mühe gekostet hat; denn ich kann nur noch wenig sehen, und mir zittert die Hand. Zwar habe ich bemerkt, daß mir die Augen noch besser zum Schreiben als zum Lesen dienen. Aber damit der Brief auch wirklich ankommt, muß die Adresse ganz deutlich sein; und all' diese englischen Worte würde ich gewiß schlecht schreiben. Thun Sie mir den Gefallen . . ."

Sie reichte mir eine Feder, welche sie in ein kleines Tintenfaß getaucht hatte, und legte mir den Brief hin, ohne von dessen Inhalt etwas zu sagen.

Ich schrieb die vereinbarte Adresse nach der 19. Straße in New-York und erwartete vergebens ein erklärendes Wort der Alten.

Da sie nichts sagte, so fragte ich sie:

„Warum haben Sie die Adresse nicht von Venturino oder Marcella schreiben lassen?"

Sie war auf diese Neugier vorbereitet und erwiderte sogleich:

„Weil sie hätten erfahren wollen, was ich an Giovanni schreibe, und mir daran liegt, daß es Keiner wisse; auf Sie verlasse ich mich, lieber Signor Fortuna, denn Sie waren der beste Freund meines Sohnes."

Konnte also wenigstens ich den Inhalt dieses Briefes erfahren? Ich wandte ihn um, aber er war versiegelt, und die Alte sagte mir nichts.

„Soll ich ihn heimlich in den Briefkasten stecken?" fragte ich.

„Nein, Sie sollen mich zur Post begleiten. Aber Sie müssen schweigen; versprechen Sie mir's?"

Ich versprach es.

Mir schien, daß aus dieser neuen Lüge, welche mir auferlegt ward, irgend eine ungeahnte Katastrophe entstehen müsse. Sicher, wenn die Alte mir den Brief gegeben hätte, würde ich ihn ohne Gewissensscrupel Venturino haben lesen lassen, damit er die Antwort schreibe; aber da sie selbst ihn auf die Post gebracht hatte, war es wenigstens meine Pflicht, den Freund zu unterrichten.

Als ich Venturino von dem Briefe sagte, fuhr er sich durch die Haare.

„Was zum Teufel antworte ich jetzt? Kannst Du Dir nicht denken, was sie geschrieben hat?"

Mir schien, sie müsse ihm gedroht haben (liebe Drohung für einen Lebenden! aber für einen Todten!), ihm die Gattin nach New-York zu schicken, wenn er nicht selber komme, sie zu holen.

Venturino dachte lange nach und kam zu keinem Entschluß; er nahm sich nur vor, die Mutter auszuforschen und hoffte viel von der Verschlagenheit Marcella's, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Aber all' dieser Betrug, der mir immer übermäßig erschienen war, machte mir jetzt Mitleid.

„Früher oder später," sagte ich zu Venturino, „muß Deine Mutter doch Alles erfahren; Du wirst nicht verlangen, daß Marcella ewig Wittwe bleibe, noch verhindern, daß ein Mann sich in sie verliebe und sie heirathe? Ich weiß, daß Einer da ist . . ."

„Ich weiß es auch; Marcella sagt mir Alles; sie hat die Empfindung wie ich und denkt nicht daran, sich wieder zu verheirathen."

„So sagt sie jetzt, aber sie wird ihre Meinung ändern."

„Wenn sie das wird, so werde ich es bei Zeiten wissen, und dann werden wir zusammen Etwas ersinnen; auch Du wirst mir helfen."

„Gern," sagte ich laut und setzte innerlich hinzu:

„Auch Du! Also hat Marcella Alles verstanden und ihrem Schwager sich anvertraut. Auch Du! Also darf ich hoffen! . . ."

Dieser kühne Gedanke rief eine neue Kühnheit zur Hülfe, und ich vertraute mich ganz dem Freunde an.

Ich sprach ihm von meiner alten, noch offenen Wunde, von meiner Entsagung aus Freundschaft für Giovanni, von der Flamme, die im Verborgenen weiter lebte, und dem feierlichen Wort, mit welchem Giovanni seine Gattin mir vermacht hatte; als ich zu Ende war, fühlte ich mein Blut brennen, während das hagere Gesicht Venturino's bleich ward wie ein Leichentuch.

„Thut es Dir weh?" fragte ich ihn.

„Ja, ich denke an den Schmerz meiner Mutter."

„Marcella hat Dir nicht gesagt . . .?"

„Sie hat mir vom Major Panerazio gesagt; von Dir nichts."

„Desto besser," sagte ich, um Etwas zu sagen, während ich dachte, ob es nicht vielmehr desto schlimmer sei.

Dann kehrte in Venturino's Gesicht die Farbe zurück, und er bemerkte, daß noch fünf Monate an dem Trauerjahr fehlten; vor dieser Zeit war Alles unnütz.

„Aber sieh'," beharrte ich, „wenn ich die Gewißheit hätte, daß Marcella sich mit mir begnüge, so würde ich mir eine Kassirerstelle in Mailand suchen; wenn man Caution stellt, ist es nicht schwer; dann könnte man Deiner Mutter sagen, Marcella sei zu ihrem Gemahl nach Amerika zurückgekehrt, und wir . . ."

„Ja . . . ja . . . es ist ein guter Gedanke."

„Nicht ich habe ihn gehabt; dem Verdienste Gerechtigkeit! es ist ein Gedanke des Majors Pancrazio gewesen."

„Eine ausgezeichnete Idee . . ." stammelte Venturino, „eine herrliche Idee . . ." Und er stammelte wirklich, so sehr war er zerstreut. Endlich hieß er mich sogleich ohne Aufschub zu Marcella gehen; nur solle ich nicht sagen, daß er mich dazu veranlaßt habe . . . Warum? . . . weil er wußte, daß Marcella einer neuen Verheirathung abgeneigt sei, und deshalb einen solchen Rath nicht geben konnte. — Nachher wolle er kommen.

Und ich ging; aber da ich nicht überzeugt war von der Nothwendigkeit, zu schweigen, sagte ich Marcella mit zitternder Stimme Alles, von A bis Z.

Und ich sah Marcella erbleichen und zittern, auch sie, indem sie mir antwortete, daß . . . Barmherzigkeit Gottes! . . . daß es ihr unwiderruflicher Entschluß sei, sich nicht wieder zu vermählen.

Während wir noch wie festgebannt von dieser grausamen Antwort auf unseren Stühlen saßen, ließen sich die Schritte Venturino's hören. Und plötzlich eilte Marcella fort, ohne sich zu entschuldigen, alle Rücksichten vergessend; sie floh wie ein beleidigtes Kind, sicherlich um in irgend einem Winkel zu weinen.

Da wurde mir Alles klar; aber vielleicht blieb doch noch ein Zweifel.

Jetzt trat Venturino ein.

„Geh' rasch, um Marcella zu trösten," sagte ich.

„Was hat sie?"

„Nichts Schlimmes; bitte sie um Vergebung wegen des Rathes, den Du mir gegeben hast, denn ich habe das Glück gehabt, damit zu beginnen . . ."

„Ich verstehe Dich nicht . . . was hat Marcella?"

„Marcella will Niemanden heirathen, weil sie Dich liebt; wenn Du es noch nicht gewußt hast, so sage mir Dank."

„Bist Du toll?"

„Wäre dem so! aber in gewissen Augenblicken des Lebens begegnet es mir, der Weiseste von Allen zu sein."

Diese Worte, die unbefangen sein wollten, kamen schwermüthig heraus.

„Laß Dich heut' Abend sehen . . ." bat mich Venturino, „ich werde Dir sagen können, daß Du Unrecht hast."

Ich zuckte die Achseln, auf welche die fünfzehn Jahre des Majors Pancrazio gefallen waren, und trug mein Unglück ins Freie.

(Schluß folgt.)

Werner von Siemens.

Mit Werner von Siemens ist eine der bedeutsamsten Persönlichkeiten, der Repräsentant einer neuen Zeitrichtung, dahingegangen. Einer Schilderung seines Lebensganges hat uns der große Naturforscher und Techniker überhoben; wenige Wochen vor seinem Tode erschienen, von ihm selbst aufgezeichnet, seine „Lebenserinnerungen", in denen er uns einen Einblick in die Geschichte seines Werdens verstattet, wie nur er ihn zu geben vermochte[1]). Doch bleibt es immer noch eine dankbare Aufgabe für den Fernerstehenden, die Eigenart des Mannes so zu fixiren, wie er uns im Rahmen der Zeitverhältnisse erscheint, denen er in vieler Beziehung selbst die Richtung gegeben hat.

Werner von Siemens hat das Zeitalter, in dem wir leben, selbst das „naturwissenschaftliche" genannt[2]). Er hat damit in einem Wort das Endergebniß des gewaltigen Aufschwunges zusammengefaßt, zu dem die menschliche Thätigkeit auf fast allen Gebieten durch den belebenden Odem der Naturwissenschaften angeregt wurde. Und nicht nur, daß er selbst Zeuge dieser Entwicklung gewesen ist, er war eine der treibenden Kräfte, welche diesen Werdegang vermittelt haben. Seiner geistigen Anlage und seiner innersten Neigung nach auf die wissenschaftliche Forschung hingewiesen, lebte in ihm die Ueberzeugung, die er in seiner Rede beim Eintritt in die Akademie der Wissenschaften zu klarem Ausdruck gebracht hat, daß die Wissenschaft nicht ihrer selbst wegen bestehe zur Befriedigung des Wissensdranges der beschränkten Zahl ihrer Bekenner, sondern daß ihre Aufgabe die sei, den Schatz an Wissen und Können des Menschengeschlechts zu vergrößern und dieses dadurch einer höheren Culturstufe zuzuführen.

Diese Doppelnatur des Gelehrten und des Vermittlers zwischen den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung und dem praktischen Leben, die sich in Werner von Siemens verkörpert, ist es, welche unserem Zeitalter der Technik und des Verkehrs den Stempel aufdrückt. Nicht mühelos in den Schoß gefallen oder herbeigeführt durch einen glücklichen Zufall sind jene weltbewegenden Erfindungsgedanken, die der Entwicklung der Menschheit neue Bahnen eröffnet haben, sondern die Frucht der Geistesarbeit von Männern, die — sei es in stiller Gelehrtenarbeit, sei es im Getümmel technischer Thätigkeit — ihr ganzes Sein und Denken dieser Fortentwicklung um ihrer selbst willen widmeten. In seinen „Erinnerungen" gewährt uns Siemens einen Einblick in die Geisteswerkstatt dieser „Erfinder": „Wenn ein dem Geiste bisher nur dunkel vorschwebendes Naturgesetz plötzlich klar aus dem es verhüllenden Nebel hervortritt, wenn der Schlüssel zu einer lange vergeblich gesuchten mechanischen Combination gefunden ist, wenn das fehlende Glied einer Gedankenkette sich glücklich einfügt, so gewährt dies dem Erfinder das erhebende Gefühl eines errungenen geistigen Sieges, welches ihn allein

[1]) Lebenserinnerungen von Werner von Siemens. Berlin, Jul. Springer. 1893.
[2]) W. Siemens, Das naturwissenschaftliche Zeitalter. Vortrag, gehalten auf der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Berlin 1886.

schon für alle Mühen des Kampfes reichlich entschädigt und ihn für den Augenblick auf eine höhere Stufe des Daseins erhebt. Freilich dauert der Freudentaumel in der Regel nicht lange. Die Selbstkritik entdeckt gewöhnlich bald einen dunkel gebliebenen Fleck in der Entdeckung, der ihre Wahrheit zweifelhaft macht oder sie wenigstens eng begrenzt, sie deckt einen Trugschluß auf, in dem man befangen war, oder — und das ist leider fast die Regel — sie führt zu der Erkenntniß, daß man nur Altbekanntes in neuem Gewande gefunden hat. Erst wenn die strenge Selbstkritik einen gesunden Kern übrig gelassen hat, beginnt die regelrechte schwere Arbeit der Ausbildung und Durchführung der Erfindung und dann der Kampf für ihre Einführung in das wissenschaftliche oder technische Leben, in dem die meisten schließlich zu Grunde gehen." — Ganz so hebt sich in der Geschichte der Erfindungen die Schaffensthätigkeit der Männer ab, denen wir die bleibenden Errungenschaften der modernen Technik verdanken: die Watt, die Fulton, die Stephenson; und auch was Werner von Siemens dem durch seine Vorgänger gefestigten Besitzstande hinzugefügt hat, ist das Ergebniß ernster und unverrückt auf ihr Ziel gerichteter Geistesarbeit.

Als Werner Siemens in das praktische Leben eintrat, gab es nach seinem eigenen Zeugniß kaum eine eigentliche Industrie in Deutschland. Er selbst schildert jene Periode als die Zeit, wo Dampfschiff und Lokomotive ihre ersten schwachen Gehversuche machten. „Wir hörten noch mit ungläubigem Staunen die Mähr, daß das Licht selbst die Bilder auch malen sollte, die es unserem Auge sichtbar macht; daß die räthselhafte neue Kraft, die Electricität, mit Blitzgeschwindigkeit Nachrichten durch ganze Continente und das sie trennende Weltmeer übermittelte, daß dieselbe Kraft Metalle in fester Form aus ihren Lösungen ausschied und die Nacht mit tageshellem Lichte zu vertreiben vermochte! Wer wundert sich heute noch über diese jetzt selbstverständlichen Dinge, ohne welche sich unsere Jugend ein civilisirtes Leben kaum noch vorstellen kann, in einer Zeit, wo nach Reuleaux' Berechnung für jeden civilisirten Menschen mehrere „eiserne Arbeiter" Tag und Nacht arbeiten, wo durch Eisenbahnen und Dampfschiffe täglich nach Millionen zählende Mengen von Menschen und unermeßliche Gütermassen auf weite Strecken in früher kaum denkbarer Geschwindigkeit befördert werden, wo der Telegraph sogar unseren Verkehrsbedürfnissen nicht mehr genügt und der Uebertragung des lebendigen Wortes durch das Telephon Platz machen muß, wo die Photographie allen Gesellschaftsklassen unentbehrliche Dienste leistet, und wo die neueste Frucht der Verbindung von Naturwissenschaft und Technik, die Elektrotechnik, in ihrem rapiden Entwicklungsgange der Menschheit immer neue, in ihrer Ausdehnung noch ganz unabsehbare Gebiete für weitere Erforschung und nützliche Anwendung der Naturkräfte eröffnet!"

In launiger Weise schildert Siemens seine erste Reise nach Rußland, die er im Januar 1852 von Königsberg aus unternommen. Es gab damals noch keine Eisenbahnen in Rußland. Die letzten Tagereisen mußte er im Schlitten zurücklegen und war gezwungen, an Stelle des betrunkenen Kutschers selbst die Zügel zu führen, bis jener vom Bocke fiel, und er nun zu gleicher Zeit dem Halbtodten mit Schnee den Kopf wusch und die eigenen erfrorenen Hände wieder auftaute. Wenige Jahre später war dasselbe Rußland durch ihn mit einem Telegraphennetz überspannen, mit dessen Hülfe der Fall der Festung Sebastopol auf einer zweihundert Kilometer langen Linie direct nach Petersburg gemeldet werden konnte.

Solche rapide Entwicklungen sind die Signatur für das Zeitalter der Technik und des Verkehrs. Nur noch ein schlagendes Beispiel sei aus Werner von Siemens' Lebenserinnerungen hier angeführt. Im Jahre 1865 übernahmen die Brüder Siemens das in paradiesischer Lage des Kaukasus gelegene Kupferbergwerk Kedabeg. Der Betrieb desselben kam, als der uralte, auf die Verarbeitung der zu Tage tretenden Erze gerichtete Abbau nicht weiter fortgesetzt werden konnte, in die Hände der Griechen, und die schrägen treppenförmig niedergetriebenen Schachte, aus denen sie auf dem Rücken Erze und Wasser hinaustrugen, waren zur Zeit der Uebernahme noch im Gebrauch. Wie schwierig die Einführung eines Bergbaues nach modernen

Principien hier war, wird erklärlich, wenn man sich vorstellt, daß das Werk etwa sechshundert Kilometer vom Schwarzen Meere entfernt liegt und mit demselben damals weder durch Eisenbahnen noch durch ordentliche Straßen in Verbindung stand; daß ferner alle für das Bergwerk und die zu erbauende Kupferhütte erforderlichen Materialien bis zu den feuerfesten Steinen, die es im Kaukasus noch nicht gab, aus Europa bezogen werden mußten, und daß endlich für das Leben einer europäischen Kolonie in dieser paradiesischen Wüste, in der Erdhöhlen als menschliche Wohnungen dienten, alle Culturbedingungen erst zu schaffen waren. — Was ist aus dieser primitiven Anlage im Verlaufe von noch nicht dreißig Jahren geworden? Da die umliegenden Wälder den Bedarf an Holz und Holzkohle für den Betrieb nicht mehr zu decken im Stande sind, ist man dazu übergegangen, die fehlenden Kohlen für den Hüttenbetrieb durch das Rohmaterial des Petroleums, die Naphtha, und durch das Masut, den Rückstand der Petroleumdestillation, zu ersetzen. Diese Brennstoffe werden von Baku auf der Tiflser Bahn, die jetzt schon seit einer Reihe von Jahren besteht, bis zum Fuß des Gebirges geführt. Mit ihrer Hülfe wird das geröstete Erz in großen runden Flammöfen von sechs Meter Durchmesser geschmolzen und auf Kupfer verarbeitet. Eine elektrische Raffiniranstalt verwandelt das so gewonnene Rohkupfer in chemisch reines Kupfer, wobei zugleich das in ihm enthaltene Silber als Nebenproduct gewonnen wird. Da es aber schwer war, im Winter und während der Regenzeit Masut und Naphtha auf den dann grundlosen Wegen von der Bahnstation den Berg hinauf nach Kedabeg zu schaffen, ist jetzt eine Röhrenleitung aus nahtlosen Mannesmann-Stahlröhren erbaut, durch welche das Masut den etwa tausend Meter hohen Bergabhang aus der Ebene hinaufgepumpt werden soll. „Ich hoffe," schreibt Siemens im Juni 1890, „diese Anlage noch in diesem Herbste persönlich in Thätigkeit zu sehen. Ferner werden jetzt die nöthigen Einrichtungen getroffen, um nach einem von mir ausgearbeiteten neuen Verfahren die ärmeren, bisher eine Verarbeitung nicht lohnenden Erze auf rein elektrischem Wege ohne Anwendung von Brennmaterial in raffinirtes Kupfer zu verwandeln. Zu dem Zwecke müssen im benachbarten Schamchorthale große Turbinenanlagen hergestellt werden, welche über tausend Pferdekräfte zum Betrieb von Dynamomaschinen, die den erforderlichen elektrischen Strom erzeugen, zu liefern haben. Dieser Strom soll über den etwa achthundert Meter hohen Bergrücken, der Kedabeg vom Schamchor trennt, fortgeleitet werden, um direct am Fuße des Erzgebirges das Kupfer aus dem Erzpulver zu extrahiren und galvanisch niederzuschlagen. Ist auch diese, bis in die Details theoretisch und praktisch schon vollständig ausgearbeitete Anlage fertig, so wird im fernen Kaukasus ein Hüttenwerk existiren, das an der Spitze der wissenschaftlichen Technik steht und mit ihrer Hülfe die Ungunst seiner Lage siegreich zu überwinden vermag."

Der hier etwas ausführlicher geschilderte Einzelfall kann als typisch für die erstaunliche Entwicklung gelten, welche die auf wissenschaftlicher Grundlage entstandene Technik in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts genommen hat. Nicht die Erfindung des Dampfmotors allein und die durch sie bedingte Einführung zahlloser Arbeitsmaschinen und neuer Fabrikationsmethoden hat die Industrie auf ihre heutige Höhe gebracht, fast noch wesentlicher für ihre Entwicklung ist die damit gleichen Schritt haltende Vervollkommnung aller Verkehrsmittel gewesen, welche die entlegensten Productionsstätten erschlossen und erst die Möglichkeit geschaffen hat, für die Erzeugnisse der gehobenen Technik die Absatzgebiete zu finden. Wenn heute für den Weltverkehr kaum noch eine Schranke besteht, wenn heute der Londoner Kaufmann mit seinem Geschäftsfreunde in Calcutta durch eine Telegraphenlinie von über zehntausend Kilometer Länge so schnell und sicher spricht, wie zwei benachbarte Telegraphenstationen, so ist es Werner von Siemens' Name, an den sich dieser höchste Triumph des Menschengeistes über Raum und Zeit anknüpft.

Lange hat sich die Menschheit dem berückenden Zauber der Erkenntniß von diesem ihrem Siege über die Naturkräfte hingegeben; aber die Freude ist den Weiterblickenden durch den Zweifel getrübt worden, dem Siemens selbst sich nicht verschlossen hat, ob

nämlich die Menschheit durch alle diese Errungenschaften der Naturwissenschaft und Technik, von denen ein so bedeutsamer Antheil auf seine eigene Rechnung kommt, auch wirklich besser, ob sie auch glücklicher werde, ob dieselben nicht vielmehr zur Zerstörung aller idealen Güter und zu roher Genußsucht führen; ob nicht die ungleiche Vertheilung der Güter und Freuden des Lebens durch sie vergrößert, ob nicht durch das Uebergewicht der Maschinenindustrie und die durch sie bedingte Theilung der Arbeit die Arbeitsgelegenheit für die Einzelnen vermindert, und die Arbeiter selbst in eine unfreiere, abhängigere Stellung gebracht; ob nicht, mit einem Worte, durch sie die Herrschaft der Geburt und des Schwertes verdrängt werde, nur um die noch mehr niederdrückende des ererbten oder erworbenen Besitzes an ihre Stelle treten zu lassen.

Durch die Erfindung der Dynamomaschine hat Siemens der Industrie neue Bahnen gewiesen und vielleicht den Ausgangspunkt einer Bewegung geschaffen, die jene Zweifel zu lösen im Stande ist. Dahin zielen die Worte voll schöner Begeisterung, die der geniale Entdecker des dynamoelektrischen Princips gesprochen: „Auch für die gewichtigste Klage der Gegner unserer gegenwärtigen socialen Entwicklung, die Behauptung, daß durch sie die große Mehrzahl der Menschen zur Arbeitsleistung in großen Fabriken verdammt würde, und daß bei der fortschreitenden Arbeitstheilung für freie Arbeit des Einzelnen kein Raum bliebe — auch hierfür trägt der natürliche Gang der Entwicklung des naturwissenschaftlichen Zeitalters das Heilmittel in sich. Die Nothwendigkeit großer Fabriken zur billigen Herstellung von Verbrauchsgegenständen ist wesentlich durch die gegenwärtig noch geringe Entwicklung der Maschinentechnik bedingt. Große Maschinen geben die mechanische Arbeitsleistung bisher noch viel billiger als kleine, und die Aufstellung der letzteren in den Wohnungen der Arbeiter stößt außerdem noch immer auf große Schwierigkeiten. Es wird aber unfehlbar der Technik gelingen, dies Hinderniß der Rückkehr zur concurrenzfähigen Handarbeit zu beseitigen, und zwar durch die Zuführung billiger mechanischer Arbeitskraft, dieser Grundlage aller Industrie, in die kleinen Werkstätten und die Wohnungen der Arbeiter. Nicht eine Menge großer Fabriken in den Händen reicher Kapitalisten, in denen „Sklaven der Arbeit" ihr kärgliches Dasein fristen, ist daher das Endziel der Entwicklung des Zeitalters der Naturwissenschaften, sondern die Rückkehr zur Einzelarbeit oder, wo es die Natur der Dinge verlangt, der Betrieb gemeinsamer Arbeitsstätten durch Arbeiterassociationen, die erst durch die allgemeinere Verbreitung von Kenntniß und Bildung und durch die Möglichkeit billiger Kapitalbeschaffung eine gesunde Grundlage erhalten werden.

„Je tiefer wir in das harmonische, durch ewige unabänderliche Gesetze geregelte und unserem vollen Verständniß dennoch so tief verschleierte Walten der Naturkräfte eindringen, desto mehr fühlen wir uns umgekehrt zu demüthiger Bescheidenheit angeregt, desto kleiner erscheint uns der Umfang unserer Kenntnisse, desto lebhafter wird unser Streben, mehr aus diesem unerschöpflichen Borne des Wissens und Könnens zu schöpfen, und desto höher steigt unsere Bewunderung der unendlichen ordnenden Weisheit, welche die ganze Schöpfung durchdringt! Und die Bewunderung dieser unendlichen Weisheit ruft wieder jenen Forschungsdrang hervor, jene hingebende reine, ihren letzten Zweck in sich selbst findende Liebe zur Wissenschaft, die namentlich dem deutschen Gelehrten stets zur hohen Zierde gereichte und die hoffentlich auch den künftigen Generationen erhalten bleibt! Und so wollen wir uns nicht irre machen lassen in dem Glauben, daß unsere Forschungs- und Erfindungsthätigkeit die Menschheit höheren Culturstufen zuführt, sie veredelt und idealen Bestrebungen zugänglicher macht, daß das hereinbrechende naturwissenschaftliche Zeitalter ihre Lebensnoth, ihr Siechthum mindern, ihren Lebensgenuß erhöhen, sie besser, glücklicher und mit ihrem Geschick zufriedener machen wird."

Wenn je die mit solcher Siegeszuversicht ausgesprochene Erwartung Wirklichkeit wird, so mögen diejenigen, welche die volle Entwicklung des naturwissenschaftlichen Zeitalters erleben, eingedenk sein, daß Werner von Siemens in der ersten Reihe derer gestanden hat, die ihm die Bahn gebrochen haben. Dr. H. Albrecht.

Die wissenschaftliche Ausbildung der höheren Verwaltungsbeamten.

I.

Aus den Kreisen der höheren preußischen Staatsverwaltung hat die „Deutsche Rundschau" vor nicht vielen Jahren einen Aufsatz gebracht[1]), welcher in sehr anerkennenswerther Weise die große Reformbedürftigkeit der Ausbildung unseres höheren Beamtenthums betonte. Jener Aufsatz knüpfte namentlich an das kurz zuvor erschienene Werk des „Vereins für Socialpolitik" über „Die Vorbildung zum höheren Verwaltungsdienst in den Deutschen Staaten, Oesterreich und Frankreich" (Berichte und Gutachten, Leipzig 1887) an. Hier hatte der damalige Director im Reichsamt des Innern Dr. Bosse (welcher sich gegenwärtig an der Spitze des Unterrichtsministeriums befindet) ein offenes und freimüthiges Zeugniß abgelegt über die vorhandenen Mißstände in dem preußischen Beamtenthum.

„Die ernsten Praktiker," sagte Bosse, „stimmen mit den akademischen Lehrern in der Wahrnehmung überein, daß ein Theil unserer jüngeren Juristen aus der Zeit des Universitätsstudiums nicht denjenigen wissenschaftlichen Gewinn zieht, der zur erfolgreichen Bewältigung der den jungen Beamten im praktischen Leben zufallenden amtlichen Aufgaben zu wünschen wäre . . . Jeder weiß, der es wissen will, daß ein großer Theil unserer jungen Juristen über das zulässige Maß hinaus während der Universitätszeit unfleißig ist, daß das Versäumte dann in Repetitorien von zum Theil sehr unwissenschaftlichem Gepräge nothdürftig nachgeholt wird, und daß der Firniß mechanischer und rein gedächtnißmäßiger Aneignung dann die Lücken wissenschaftlicher Erkenntniß einigermaßen überdecken muß und im Examen oft genug auch wirklich überdeckt."

Insbesondere aber hob Bosse hervor, wie man in den Reichs- und in den preußischen Staatsbehörden seit Jahren Klagen darüber gehört, daß die Vorbildung der jüngeren Verwaltungsbeamten, zumal deren staatswissenschaftliche Bildung große Mängel zeige — Klagen, die sich vorzugsweise auf die Beobachtung gründen, daß die Assessoren, welche zu ernsteren und bedeutsameren Aufgaben der Verwaltung oder der Gesetzgebung herangezogen werden, häufig dasjenige Maß staatswissenschaftlicher Kenntnisse vermissen lassen, ohne welches ein Verständniß der tiefsten, auf dem socialen und wirthschaftlichen Gebiete liegenden Bedürfnisse unseres Volkslebens, eine fruchtbare Mitarbeit an deren Befriedigung nicht möglich ist.

Bosse machte mehrere Reformvorschläge, welche an gleichzeitige und vorausgegangene Vorschläge Anderer (namentlich aus den Kreisen der Universitätslehrer) anknüpften. Vor Allem Aenderung der Prüfungsweise für die jungen Candidaten des Staatsdienstes in der Richtung, daß dem bloß gedächtnißmäßigen, mechanischen Einpauken ein Riegel vorgeschoben werde und daß die Studierenden zu der Ueberzeugung genöthigt werden, auf diesem Wege nicht mehr wie bisher zum Ziele gelangen zu können. Ferner Verlängerung der Studienzeit auf acht bis neun Semester, in deren Mitte ein Zwischenexamen, um rechtzeitig an den Ernst der Studienzeit zu mahnen und vor dem Versinken in Bummelei zu bewahren. Selbst neun Semester sind, so lange die Ableistung des Militärdienstes auf der Universität als Studium (!) gilt,

[1]) Die Ausbildung der höheren Justiz- und Verwaltungsbeamten in Preußen (A. v. d. L.). 1888. Bd. LIV, S. 378 ff.

eine bescheidene Forderung, wenn anders eine ernste wissenschaftliche Ausbildung gewonnen werden soll. Die Leichtigkeit der jetzigen ersten Prüfung, meint Bosse, ist im Grunde eine Grausamkeit gegen die jungen Juristen, die dadurch, auch ohne daß sie die rechte Befähigung besitzen, in eine Laufbahn gelockt werden, deren Abschluß sich für viele später zu einer Zeit als unerreichbar erweist, wo ihnen das Ergreifen eines anderen Berufes unverhältnißmäßig schwer wird.

Bei dem gegenwärtigen Studium liegt schon für die künftigen Juristen eine große Lücke vor in dem Mangel einer irgend ernsthaften Kenntniß des öffentlichen Rechts, der Staatswissenschaften überhaupt. Aber noch mehr, selbst für den künftigen Verwaltungsbeamten ist bei den jetzigen Einrichtungen des Studiums und der ersten Staatsprüfung kein Anlaß, sich mit diesen, gerade für ihn so besonders wichtigen Disciplinen zu beschäftigen. In diesen Dingen muß ein ganz anderer Grund gelegt werden; es muß aber durch ergänzende Einrichtungen für die jungen Assessoren Gelegenheit zu Studienreisen, Besuch von staatswissenschaftlichen Seminarien, praktischen Arbeiten in Consulaten u. s. w. gegeben werden. Zunächst wenigstens für eine Elite, als Prämie eines mit Auszeichnung bestandenen Examens; aber mehr und mehr für die Gesammtheit der höheren Verwaltungsbeamten.

Die Einzelheiten der Reformvorschläge, welche von dieser und von anderen Seiten damals kamen, stehen uns hier in zweiter Reihe. Die Hauptsache ist das Eingeständniß der großen Reformbedürftigkeit von solcher Stelle aus, zumal die Erkenntniß dessen, was noth thut, im Hinblick auf die wissenschaftliche Bildung.

II.

Darin lag auch die eigenthümliche Bedeutung jener Sammlung von „Gutachten und Berichten", welche der „Verein für Socialpolitik" damals veröffentlichte, daß der Vergleich mit allen anderen Staaten (Sachsen, Württemberg, Baden, Bayern) geradezu beschämend für Preußen ausfiel. Man mußte sich unwillkürlich fragen, ob ein solcher Zustand, absolut und relativ genommen, wohl auf dem Gebiete der militärischen Berufsausbildung heutzutage denkbar wäre. So sagt der Referent für Bayern: „der bayerische Examenmodus sichert nicht nur eine möglichst allseitige Berücksichtigung der Fächer, sondern er wirkt auch auf eine gründliche Durchbildung hin; derselbe entfremdet den Schüler nicht dem wissenschaftlichen Lehrer, sondern zwingt ihn, wohl oder übel den wissenschaftlichen Gang mitzumachen, die historische und dogmatische Seite zu beachten und sich nicht mit der oberflächlichsten Kenntniß zu begnügen." Der Berichterstatter für Württemberg spricht von „dem großen Fleiß, der die württembergischen Studierenden auszeichnet". Der Berichterstatter für Baden sagt: „in den geltenden Vorschriften sind alle Anforderungen erfüllt, welche heute im Interesse einer guten Ausbildung des Richterstandes und der höheren Verwaltungsbeamten, soweit darauf Prüfungsvorschriften einwirken können, gestellt werden; die Erfahrungen, welche man mit ihnen gemacht, sind durchaus günstige; man ist mit der bestehenden Einrichtung, jedenfalls in ihren principiellen Hauptbestimmungen, allseitig zufrieden."

Woher dieser Contrast? Wie ist es zu erklären, daß der größte deutsche Staat, der in so Vielem den anderen Staaten Deutschlands vorangegangen, in diesen Dingen so auffallend zurückgeblieben ist? Zur Erklärung dienen weniger die Landtagsdebatten, welche vor einigen Jahren üblich waren, in denen es gelegentlich vorkommen konnte, daß ein Justizminister unter großer Zustimmung des Hauses erzählte, der selige Stahl habe sich gerühmt, er sei als Student „viel fauler gewesen" als die heutigen Studenten, und das sei das „einzig Richtige", — daß derselbe Minister versicherte, das „eigentliche Lernen" fange nicht auf der Universität, sondern lange nachher, erst nach dem Assessorexamen an, und Aehnliches mehr.

Eine Erklärung ist aber wohl zu finden in gewissen eigenthümlichen Zügen des preußischen Staatswesens und der es beeinflussenden Kräfte; sie ist zu finden in gewissen neueren Entwicklungen des Staatslebens und des Zeitalters. Besondere Eigenschaften des „alten Curses" sind denselben mindestens zu Statten gekommen. Darüber ein paar Worte.

In das preußische Verwaltungswesen ragt ein starker Rest der ständischen Vorzeit auch heute noch hinein. Die Befähigung für das Amt knüpft sich nur für die unscheinbaren Schichten des höheren Verwaltungsbeamtenthums an feste Vorschriften über Studium und Prüfung; für die begehrenswertheren, höheren und höchsten Aemter genügt — die Persönlichkeit. Nicht aber (oder doch nur ganz ausnahmsweise) die Persönlichkeit im Sinne des modernen Verfassungs- und Parlamentslebens, sondern die Persönlichkeit als Bestandtheil gewisser bevorzugter Kreise, deren Vorzüge weder in hervorragender Intelligenz noch in hervorragender Bildung beruhen. Ihre Stärke liegt vielmehr in dem herkömmlichen militärischen Beruf und den militärischen Tugenden. Letztere Eigenschaften sind es auch, welche oft unvermittelt, bis auf den Tonfall der Rede, in das Verwaltungsamt herübergebracht werden.

Einflüsse dieser Art wirken von den Spitzen nach unten hin. Die Vorstellung, daß nicht wissenschaftliche Bildung und geistige Bedeutung, sondern eine tapfere, „schneidige" Persönlichkeit für das Amt verlangt wird, sickert von oben herab in die Vorstellungen des hinaufstrebenden jungen Beamtenthums hinein. Sie wird unterstützt auch von Amts wegen (wenn nicht in dem Recht, so in der That) durch die Vorliebe, mit welcher sich das Verwaltungsbeamtenthum aus den Kreisen des kleinen Adels rekrutirt, so daß dem äußerlich wohlzugestutzten jungen Manne aus bevorzugter Familie sich die Wege öffnen, mit möglichster Nachsicht gegen die Lücken seiner geistigen Begabung, Lücken, für die er vielmehr bei seinem Vorgesetzten ein sympathisches Verständniß vorfindet.

Die hier vorliegenden Tendenzen sind bestärkt worden durch das Zeitalter der militärischen Erfolge. Für die eignen Zwecke hat die Kriegsverwaltung bezeichnenderweise in rastlosem Eifer weiter gestrebt; mit immer größerer Unerbittlichkeit scheidet sie von Jahr zu Jahr die Mehrzahl der im Geiste minder Starken aus, nachdem sie deren Jugendjahre in subalternen Stellungen ausgenutzt hat. In die Civilverwaltung aber ist der Typus des Reservelieutenants als Normalfigur übergegangen, zufolge der Erfahrung, daß die damit verknüpften Eigenschaften auf diesem so ganz andersartigen Gebiete zum Erfolge führen.

Die wachsenden Ansprüche auf Lebensgenuß haben das Ihrige dazu gethan. Nirgendwo ist diese Wandlung in so auffallender Weise wahrzunehmen, wie in gewissen Schichten unserer studierenden Jugend. Wenn es sonst in allen Gruppen derselben als „burschikos" galt, mit einfacher Erscheinung, ja mit theilweise übertriebener Vernachlässigung der äußeren Eleganz aufzutreten, wenn ein geckenhaftes, modisches, luxuriöses Gebahren in diesen Kreisen verachtet wurde als im Widerspruche mit den Traditionen und dem Wesen des deutschen Studententhums — so hat sich hierin gar Manches geändert. Es ist mindestens für einen Theil, wenn nicht für einen großen, so doch desto einflußreicheren Theil unserer Studentenschaft in neuester Zeit Sitte geworden, mit der Lebenshaltung der Gardecavallerieoffiziere zu wetteifern. So sehr sonst die Väter dieser jungen Leute, in der eignen Erinnerung an die Jugenderlebnisse, zur nachsichtigen Beurtheilung geneigt sind, hier hat sich doch in neuester Zeit ein Mißstand herausgebildet, welcher aus sehr naheliegenden Gründen gerade die Väter zu Weherufen treibt. Die Lebensansprüche, zumal mit Einschluß des unvermeidlichen Schuldenmachens, haben sich im Laufe der letzten zwanzig bis dreißig Jahre in diesen Kreisen auf das Doppelte und Dreifache gesteigert.

Dieser Zug zu entwickelterem und breiterem Genusse hat sich aber nicht entfalten können, ohne vollends alle Zeit mit Beschlag zu belegen, in welcher (wenn anders das Universitätsstudium einen Sinn haben soll) für wissenschaftliches Lernen Raum sein müßte. Mit bemerkenswerther Geschicklichkeit hat man es hier, wie so oft im vornehmen Zeitverderb, verstanden, den ganzen Tag und jeden Tag in ein Netz von nichtiger Geschäftigkeit einzufangen, um für die Hauptsache gar nichts übrig zu lassen: Trinkereien, Essereien, Paukereien u. s. w., Alles durch den Cultus eines abgeschmackten Formenschnörkels in eine eingebildete Höhe gehoben — zuletzt ein Staatsexamen, welches nach einigen Monaten des „Repetirens" trotz alledem und alledem bestanden wird, und wodurch der Staat selber seinen Segen zu diesem Zustande gibt.

Das ist glücklicherweise weitaus nicht die Gesammtheit unserer Studenten, auch nicht die Gesammtheit der Rechtsstudenten; aber es ist ein beachtenswerther Theil derselben, es ist namentlich derjenige Theil, welcher uns hier beschäftigt, es ist die „jeunesse dorée", welche demnächst den Staat verwalten soll. —

Doch genug Andeutungen sind dieses zur Erklärung des eigenthümlichen Zustandes, von dem wir reden. Ueber die Gründe ist noch manches Andere zu sagen; die Folgerungen können abweichende sein. Sicher aber ist das Bedürfniß der Aenderung, und wir haben gesehen, daß dieses am rechten Orte längst anerkannt ist.

III.

Die Anregung zu Reformen, welche in den Jahren 1885—1887 gegeben wurde, war lebhaft und mannigfaltig. Die im praktischen Sinne wichtigste oder eine der wichtigsten haben wir im Eingange erwähnt. Einen günstigen Boden fanden sie im Ganzen nicht vor. Sehr mächtige Einflüsse, welche viele Jahre lang über die Verbesserungen im Reiche und in Preußen entscheidend waren, kamen dieser wie mancher anderen nothwendigen Reform keineswegs entgegen. Es war vielmehr öfters von damals maßgebender Stelle ausgesprochen worden, daß die Wissenschaft für den Staatsmann und für den Staatsdienst eine zweifelhafte Bedeutung habe. Dagegen war durch unverkennbare Thatsachen auf andere, der wissenschaftlichen Bildung weit entrückte, ja entgegengesetzte Eigenschaften der überwiegende Werth gelegt worden, und die Folgen waren in der Beschaffenheit unseres Verwaltungsbeamtenthums natürlich nicht ausgeblieben.

Indessen die Empfindung, daß irgend Etwas gethan werden müsse, blieb angesichts der Lebhaftigkeit und Häufigkeit der Erörterungen am Ende in den obersten Behörden zurück. Es handelte sich, wie wir wissen, nicht um die Verwaltungsbeamten allein, sondern um die Juristen desgleichen. Ja, die Reform hatte sich auf die juristische Ausbildung zuvörderst zu richten; denn hier lag der gemeinsame Untergrund der Studien, hier lag die Mehrzahl der Klagen vor. Man setzte eine Commission nieder, in welcher Commissarien des Unterrichtsministeriums und des Justizministeriums zusammen mit juristischen Professoren der Berliner Universität über die Verbesserungen berathen sollten. Die Sitzungen zogen sich anscheinend in die Länge; das in die Oeffentlichkeit gedrungene Ergebniß war ein bescheidenes. Eine nicht erhebliche Modification in der Zusammensetzung der Prüfungsbehörde für das erste Examen — an Stelle des einen Universitätslehrers, welcher bisher neben den Oberlandsgerichtsräthen fungirte, zwei Universitätslehrer der Rechte. Eine nennenswerthe Einwirkung dieser Aenderung auf die Beschaffenheit des Referendarexamens scheint bis jetzt nicht wahrgenommen zu sein.

Ferner wurde durch Verordnungen der Unterrichtsverwaltung auf den Studienfleiß einzuwirken gesucht, nicht ohne daß man sich bald überzeugte, wie vergeblich es sei, auf dem Wege einer Fleißcontrole den einmal bestehenden Gewohnheiten der akademischen Freiheit beizukommen. Es ist richtig, daß aus den Kreisen der Universitätslehrer selber sich Vorschläge dieser Art hervorgewagt hatten; sie waren aber sehr vereinzelt geblieben, sie waren von der großen Mehrzahl der Sachkundigen als unbrauchbare bezeichnet worden.

Endlich trat am 1. Januar 1892 eine neue Vorschrift in Kraft, gemäß deren die Ableistung der einjährigen Militärpflicht, sofern sie die gesetzliche Studienfrist (oder praktische Vorbereitungsfrist) verlängere, auf das Dienstjahr angerechnet werden sollte. An sich ein merkwürdiges Präcedens für die ganze Frage des einst im Reichstage und in der Presse erörterten Wehrsteuerprojectes. Denn wenn demselben namentlich das entgegengehalten worden war, daß die Ehre des Militärdienstes durch einen Ausgleich der Militärbefreiung herabgesetzt werden würde, so gestand man jetzt für die Elite der Nation, für die Sphäre des feinsten Ehrgefühls zu, daß ein Ausgleich berechtigt sei. Wie viel mehr alsdann für die Millionen der übrigen Bevölkerung! — Für die Studien der Universität hat diese Verordnung nur einen mittelbaren und unsicheren Erfolg. Nach wie vor genügt für Ableistung des Referendarexamens ein

nur zweijähriges Studium, weil das formelle Studium während des Militärjahres wirklich doch gleich Null ist; es genügt thatsächlich ein noch viel kürzeres als zweijähriges Studium. Nur für die Minderzahl besonders ernsthafter und strebsamer Studenten der Rechte wird die neue Bestimmung eine Ermunterung sein, ihre Studien etwas gründlicher werden zu lassen. Auf der anderen Seite wird dieselbe Bestimmung bei anders gearteten Leuten gelegentlich nur dahin wirken, den akademischen Lebensgenuß um ein Jahr zu verlängern.

Solches waren die nächsten Erfolge der Anregungen aus den Jahren 1885—1887. Es scheint, daß jetzt Anzeichen ernsthafterer Reformen sich melden.

IV.

Ein solches Anzeichen sehen wir in der kürzlich erschienenen Broschüre des vortragenden Rathes im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Franz Ulrich, über „Die Ausbildung der höheren Verwaltungsbeamten in Preußen und ihre Stellung in der Staatseisenbahnverwaltung“ [1]). Keine amtliche oder halbamtliche Schrift, aber ein deutlicher Beweis für Reformbestrebungen, welche neuerdings in dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten lebendig sind. Nicht für die Einzelheiten der darin vorgelegten Reformabsichten, wohl aber für die Hauptsache, die grundsätzliche Erörterung durchgreifender Verbesserungen in der bisherigen Ausbildung der Verwaltungsbeamten, deutet diese Schrift eines einzelnen hochgestellten Beamten auf Gesinnungsgemeinschaft mit der hohen Behörde, welcher er angehört.

In der That ist bereits vor einiger Zeit durch den gegenwärtigen Minister der öffentlichen Arbeiten eine Commission niedergesetzt worden, welche einen Reformplan für die Ausbildung der höheren Beamten der Staatseisenbahnverwaltung, sowohl der administrativen wie der technischen, ausarbeiten soll. Aus der Mitte dieser Vorarbeiten heraus tritt Ulrich's Schrift in die Oeffentlichkeit.

Die Eisenbahnverwaltung hat schon seit den Anfängen der neuen Staatsbahnepoche sich vor anderen preußischen Verwaltungszweigen dadurch hervorgethan, daß sie für ihre Beamten fachwissenschaftliche Vorlesungen in Berlin, Bonn, Breslau veranstaltete. Die hierin gegebenen bescheidenen Anfänge haben niemals aufgehört, sie sind gerade durch die Mangelhaftigkeit ihrer Erfolge eine beständige Mahnung gewesen, den vorhandenen Keim zu einer erweiterten Ausbildung fortzuführen.

Der Verfasser der neuen Schrift, die nun vorliegt, spricht mit einem achtungswerthen Freimuth über diese Aufgabe, einem Freimuth, von welchem wir wünschen müssen, daß jedes preußische Ministerium einen solchen Zeugen in die Oeffentlichkeit zu stellen im Stande wäre. Unter den heutigen Verhältnissen, sagt Ulrich, sind umfassende Kenntnisse in den Staatswissenschaften unerläßlich für einen tüchtigen Verwaltungsbeamten. Nun liegt aber nach den geltenden Bestimmungen der preußischen Gesetzgebung die Sache so: das juristische Studium bildet den gemeinsamen Unterbau des Gerichts- und Verwaltungsdienstes. Ebenso das erste Examen nach Abgang von der Universität. Zu diesem ersten Examen wird ein recht beschränktes Maß von privatrechtlichen Kenntnissen verlangt, sehr wenig von öffentlich-rechtlichen, aber von staatswissenschaftlichen gar nichts. Für die Verwaltungsbeamten soll dieses durch die zweite Staatsprüfung (Regierungsassessor) nachgeholt werden (Verfassungs- und Verwaltungsrecht, Volkswirthschaftslehre und Finanzpolitik). Indessen wird dadurch der Mangel einer Prüfung in diesen Disciplinen beim ersten Examen nicht ersetzt. Auf der Hochschule müssen ernste Grundlagen dafür gelegt, diese Grundlagen müssen durch spätere Rückkehr zu den Studien ergänzt werden.

Die Reform des Bestehenden ist aber in Preußen dadurch verwickelt, daß für die eigentlichen Rechtsstudien im Dienste der Rechtspflege sich durch lange Jahre unbefriedigter Bedürfnisse eine Anzahl von Forderungen angehäuft hat, die für sich allein Erfüllung verlangen, und bei Festhaltung der Gemeinschaft des Unterbaues mit den Zwecken der höheren Verwaltung eine Verwicklung veranlassen, welche den eigenen

[1]) Berlin, Julius Springer. 1893.

Anforderungen dieser letzteren im Wege steht. Hier entsteht folgende Alternative: Entweder Halbirung des Unterbaues mit unvermeidlicher Verlängerung der Studienfrist derart, daß die ersten zwei Jahre des Universitätsbesuches gemeinsam bleiben und mit einem gemeinsamen Zwischenexamen abschließen, darauf die Zweitheilung erfolgt, so daß die beiden letzten Jahre der Universitätszeit entweder für den Justizdienst oder für den Verwaltungsdienst gesondert bestimmt werden, um mit einem geordneten Examen abzuschließen. Oder aber Scheidung der beiden Zwecke vom Anfange der Universitätszeit an — daher ein eigenes Studium für die Verwaltung, ein eigenes Studium für die Justiz.

Die Mehrzahl der Ansichten war bisher dem ersten der beiden Wege zugeneigt. Er knüpft mehr an das Bestehende an, er führt zu einer Verbesserung der juristischen Studienordnung, die so dringend nothwendig; er macht das Studium der Staatswissenschaften zu einer gemeinsamen Grundlage für die Rechts- wie für die Verwaltungsstudien; er fordert die unumgängliche Verlängerung der Studienzeit, die in den meisten anderen deutschen Staaten längst besteht; er sorgt ebenfalls nach vorhandenen bewährten Mustern für die Zwischenprüfung als eine heilsame Mahnung an die Studirenden zur ernsthaften Verwendung der Universitätsjahre und für eine entsprechende wissenschaftlich erhöhte Prüfung beim Abschlusse der Studienzeit.

Ulrich befürwortet diejenige Scheidung der beiden Berufsstudien, welche von Anfang an Platz greift. Er thut es, weil er die Schwierigkeiten, ein viertes Studienjahr durchzusetzen, vermeiden, weil er den eignen Ansprüchen der Juristen aus dem Wege gehen will; er thut es namentlich aus der Ueberzeugung von der selbständigen Bedeutung der Verwaltungsstudien, um für diese allein ausreichenden Raum frei zu bekommen.

Wir werden an dieser Stelle die Einzelheiten und die Vorzüge jedes der beiden Wege unmöglich erörtern können. Es liegt das auch nicht in der Absicht dieses Aufsatzes. Zu den Einzelheiten wird Zeit sein, wenn gewisse Vorfragen erledigt sind. Diese Vorfragen aber liegen auf dem größeren Gebiete der Trennung zwischen preußischer Verwaltungspraxis und Wissenschaft überhaupt. Soll endlich, wenn wir die Anzeichen richtig deuten, der Zeitpunkt gekommen sein, für eine würdige That des „neuen Curses", die alten Versäumnisse gut zu machen, so muß über die Beantwortung dieser Principienfrage erst Uebereinstimmung herbeigeführt werden. Das Weitere wird sich dann finden. Es ist allerdings hohe Zeit, daß die Antwort bejahend laute.

Nur das Eine heben wir noch aus Ulrich's Reformvorschlägen hervor. Er will, ähnlich so manchem Anderen, der über diese Reform früher sich geäußert hat, die Wiederaufnahme der staatswissenschaftlichen Universitätsstudien nach den Jahren der praktischen Vorbildung, weil erst hierdurch die volle Reife der staatswissenschaftlichen Bildung erworben werden kann. Im Einzelnen gehen die Ansichten auch an diesem wichtigen Punkte auseinander — ob nämlich diese zweite Studienzeit einjährig oder zweijährig sein soll, ob sie vor das Assessorexamen oder hinter dasselbe zu legen ist, ob sie für alle gemeinsam oder nur für eine Elite als Prämie bestimmt sein soll. Auch über diese Verschiedenheit der Ansichten ist später zu reden und hoffentlich bald.

Etwa gleichzeitig mit Ulrich's Schrift ist von dem Berliner Chemiker Wichelhaus, dem Director des technologischen Instituts der Universität, eine Broschüre veröffentlicht worden: „Wirthschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit" [1]). Es soll dadurch denjenigen, welche über Verwendung von Staatsgeldern zu entscheiden haben, bewiesen werden, daß Alles, was seit Liebig's Zeiten für die chemische Forschung aufgewendet worden ist, sich tausendfältig gelohnt hat, und daß es gut angelegtes Capital ist, was weiter dafür bestimmt wird. An den verschiedenen Zweigen der chemischen Technik wird ziffernmäßig berechnet, was die deutsche Volkswirthschaft der Chemie verdankt. Groß sind die Summen, bewundernswerth die Zahlen. . . . . Wenn doch jede Wissenschaft ihren „Nutzen" auf gleiche Art nachweisen könnte! N.

[1]) Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1893.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Der deutsche Kaiser und die Kaiserin werden sich aus Anlaß der am 22. April d. J. stattfindenden silbernen Hochzeit des Königs Umberto und der Königin Margherita nach Rom begeben. Diese Nachricht ist nicht bloß jenseits der Alpen, sondern auch in Deutschland mit freudiger Genugthuung begrüßt worden. Das Deutsche Reich und das Königreich Italien, ebenso wie die Dynastien Hohenzollern und Savoyen weisen mannigfache Berührungspunkte auf, welche die Reise des Kaisers Wilhelm II. und seiner hohen Gemahlin nach der Hauptstadt des geeinten Königreiches Italien nicht lediglich als einen Act der Höflichkeit erscheinen lassen, der durch den Besuch des italienischen Königspaares am Berliner Hofe hervorgerufen worden ist. Vielmehr ist die Bedeutung dieses Besuches in Italien sofort erkannt und gewürdigt worden; die gesammte italienische Presse läßt in dieser Hinsicht keinen Zweifel obwalten. Die Organe der Rechten und der Linken sind darüber einig, daß eine solche Reise dem italienischen Volke in sinnfälliger Weise zeigen werde, wie innig die Beziehungen zwischen den beiden Herrscherhäusern sich gestaltet haben. Der liberale „Diritto" weist darauf hin, daß Kaiser Wilhelm II. in Rom mit derselben Herzlichkeit aufgenommen werden wird wie im Jahre 1888. Das Blatt betont dann weiter, daß der deutsche Kaiser und die Kaiserin Zeugen der Liebe der italienischen Nation für ihren volksthümlichen König sein, sowie die Sympathien für die kaiserlichen Gäste wahrnehmen werden, die aus ihrer Freundschaft für das Haus Savoyen und die Sache Italiens niemals ein Hehl gemacht haben. Weniger darf dem römischen Blatte zugestimmt werden, wenn es auch bei diesem Anlasse gewissen Antipathien gegen Oesterreich Ausdruck gibt, indem es andeutet, daß zwischen Deutschland und Italien die Grundlagen eines für die Zukunft bestimmten Einvernehmens getroffen werden könnten. Dieser Grundlagen bedarf es thatsächlich nicht, da sie in der Tripelallianz vorhanden sind, an der zur Sicherung des Weltfriedens erfreulicher Weise auch Oesterreich-Ungarn theilnimmt. Die Anspielung des „Diritto", daß Oesterreich von einem solchen Einvernehmen ausgeschlossen werden könnte, wird in den maßgebenden Kreisen Italiens ebenso wenig Widerhall finden wie in Deutschland. Auch das Organ Rudini's, die „Opinione", erachtet den Besuch des deutschen Kaiserpaares am italienischen Hofe für ein um so bedeutsameres Ereigniß, als das Bündniß zwischen den beiden Herrscherhäusern und den beiden Nationen gar nicht deutlicher bekundet werden könnte.

Abgesehen von den politischen Consequenzen, die von der italienischen Presse gezogen werden, darf darauf hingewiesen werden, daß die innigen Sympathien, die König Umberto und die Königin Margherita in Deutschland stets gefunden haben, wohl hinreichen, die ihnen dargebrachte Huldigung willkommen zu heißen. Der poetische Zauber, den Italiens Königin von jeher ausübte, ist wohl niemals charakteristischer geschildert worden als von Giosuè Carducci, dessen klangvolle Verse wiederum Paul Heyse in mustergültiger Weise übertragen hat. Sicherlich wird auch aus Anlaß der silbernen

Hochzeit der „blonden Königin" und des Königs Umberto die „freie alcäische Liederstrophe" von Neuem ertönen, in der Carducci, der „Republikaner", seine Huldigung dargebracht hat:

„Und Heil dir! ruft sie singend, Erhabne du,
Der hold die Stirne kränzten die Grazien,
Aus deren Mund so sanft die fromme
Seele mit lieblichem Wohllaut redet!

„Heil, Güt'ge, dir, so lange noch Raffael's
Gebilde wandeln unter Italiens
Verklärtem Spätroth, und Petrarca's
Lieder in Lorbeergebüschen seufzen!"

Durch den Besuch des deutschen Kaiserpaares am italienischen Königshofe wird jedenfalls auch in Frankreich die Legende beseitigt werden, daß eine Erkaltung in den Beziehungen zwischen Deutschland und Italien eingetreten sei. Französische Blätter unterließen denn auch nicht, hervorzuheben, daß die Republik dagegen demnächst einen Erfolg auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zu verzeichnen haben werde, da die Erwiderung des Besuches, den ein französisches Geschwader im Hafen von Kronstadt abgestattet hat, von russischer Seite unmittelbar bevorstehe. Verschiedene Hafenstädte: Havre, Cherbourg und Brest stritten bereits um die Ehre dieses Besuches, wobei die erste der genannten Städte sich gefallen lassen mußte, als minderwerthig bezeichnet zu werden, da sie doch mit einem Kriegshafen nicht in Wettbewerb treten könne. Hinzugefügt wurde, daß der Zar sicherlich nicht ermangeln werde, der geplanten Kundgebung einen höheren Werth zu verleihen, indem er gerade einen französischen Kriegshafen zum Schauplatze des Flottenbesuches wähle. Havre nahm seine Revanche, indem darauf hingewiesen wurde, daß der Maire von Cherbourg sich längst schon in Petersburg mißliebig gemacht habe, da er keine Gelegenheit vorübergehen lasse, ohne dem Kaiser von Rußland aus Anlaß von Familienfesten im Namen der Stadt seine Glückwünsche zu übermitteln. So wurde der Streit um des Kaisers Geschwader aufs Lebhafteste geführt; ein Streit, der wohl dadurch hätte geschlichtet werden können, daß Brest als tertia gaudens für den russischen Flottenbesuch in Aussicht genommen worden wäre. Allein in den maßgebenden Kreisen Rußlands besteht überhaupt noch nicht die Absicht, den Besuch des französischen Geschwaders im Hafen von Kronstadt unmittelbar zu erwidern. Vielmehr sollen die russischen Kriegsschiffe, die aus Anlaß der Columbus-Feierlichkeiten in den Vereinigten Staaten von Amerika an der Flottenrevue vor New-York theilnehmen werden, nachdem der Admiral des russischen atlantischen Geschwaders seine Flagge in Algier gehißt hat, sich direct nach den nordamerikanischen Gewässern begeben. Allerdings wäre es durchaus verfehlt, einem solchen Vorgange eine bedeutende Tragweite zuzuschreiben. Vielmehr darf angenommen werden, daß früher oder später doch ein russisches Panzergeschwader zum Besuche in einem französischen Hafen erscheinen wird. Nur wird man sich in Frankreich daran gewöhnen müssen, daß der Zar selbst bestimmt, wann er es für angemessen erachtet, einen Act der internationalen Courtoisie anzuordnen. Daß gerade der gegenwärtige Zeitpunkt des Panamaskandals nicht besonders geeignet für derartige Kundgebungen erscheint, kann weder in Frankreich noch anderwärts überraschen.

Während der erste gegen die Mitglieder der Verwaltung der Panamagesellschaft geführte Proceß grelle Streiflichter auf die rücksichtslose Verschwendung fallen ließ, mit der ein Culturwerk, die Durchstechung des Isthmus von Panama, in Angriff genommen wurde, ist die am 8. März vor den Pariser Geschworenen gegen Charles de Lesseps und Genossen wegen Bestechung, sowie gegen eine Anzahl politischer Persönlichkeiten wegen Bestechlichkeit eröffnete Gerichtsverhandlung insofern bedeutsamer, als der Parlamentarismus in Frankreich dadurch in Mitleidenschaft gezogen wird. Mag unter den Angeklagten immerhin ein Mitglied der Rechten, Dugué de la Fauconnerie, sich befunden haben, so waren es doch die Republikaner, die in der Person eines früheren Ministers, Baïhaut, besonders schwer belastet waren. Was aber dem Processe noch

ein besonderes Gepräge verlieh, war die Thatsache, daß Politiker wie Freycinet, Floquet und Clémenceau, die sich nicht auf der Anklagebank befanden, immerhin moralisch der Mitschuld an dem Panamaskandale geziehen werden konnten. Freycinet und Floquet hatten selbst, indem sie sich auf der politischen Schaubühne aus einflußreichen Stellungen zurückziehen mußten, bereits ein Verdict über sich ergehen lassen müssen. Clémenceau, dessen Beziehungen zu Cornelius Herz, der âme damnée im Panamascandal, längst erwiesen waren, hatte es andererseits bisher verstanden, seine Position als Führer der radicalen Partei zu wahren, während die Regierung im Hinblick auf die gesammte parlamentarische Lage Bedenken tragen mußte, den noch immer einflußreichen Deputirten herauszufordern, weil andernfalls die Concentrirung der republikanischen Parteigruppen sogleich in die Brüche gerathen wäre. Eine der am meisten charakteristischen Consequenzen des Panamaprocesses wird denn auch sein, daß eine Anzahl hervorragender politischen Persönlichkeiten vom Schauplatze verschwinden oder doch auf eine leitende Stellung verzichten muß.

Dagegen gewinnt es den Anschein, als ob andere Politiker, die in den letzten Jahren nahezu zur Unthätigkeit verdammt waren, aus Anlaß der jüngsten Vorgänge wieder berufen sein werden, in den Vordergrund zu rücken. Seltsamerweise ist es gerade Jules Ferry, von dem dies an erster Stelle gilt, obgleich der ausgezeichnete Staatsmann selbst der Partei angehört, die durch den Panamascandal in verhängnißvoller Weise compromittirt werden sollte.

Die Wahl Jules Ferry's zum Präsidenten des französischen Senates ist ein politisches Ereigniß von großer Tragweite. Diese Wahl beweist zunächst, wie schroff diejenigen urtheilen, die nicht bloß der opportunistischen Partei, sondern auch der Republik selbst den nahe bevorstehenden Untergang ankündigten. Allerdings ist Jules Ferry ein so hervorragender Staatsmann, daß er keineswegs nur als ausgezeichneter Vertreter einer bestimmten Fraction bezeichnet werden darf. Sein Sturz war jedoch unter so eigenthümlichen Verhältnissen erfolgt, daß seine nunmehr vollzogene Wahl für den nach der Präsidentschaft der Republik wichtigsten Posten als eine bedeutsame Kundgebung erscheinen muß. Jules Ferry ist am 30. März 1885 als Conseilpräsident in der Deputirtenkammer gestürzt worden, weil er für eine von den französischen Expeditionstruppen in Tongking erlittene Schlappe verantwortlich gemacht werden sollte, während er es gerade war, der damals bereits einen für die Republik günstigen Friedensvertrag mit China vorbereitet hatte. Führte Jules Ferry seit jener Zeit den Beinamen „le Tonkinois", so muß daran erinnert werden, daß der Gegensatz zwischen der Kammermehrheit, die den Sturz des früheren Conseilpräsidenten herbeiführte, und diesem selbst tiefer wurzelte. Denn Jules Ferry schreckte doch nicht davor zurück, die Beziehungen zu Deutschland freundlicher zu gestalten, wie er denn auch an dem Grundsatze festhielt, daß Frankreich nicht seine internationalen Interessen allerorten gefährden dürfte, indem es „hypnotisch starr" nach der Bresche in den Vogesen hinblickte. Nur würde man bei der Annahme fehlgehen, der frühere französische Conseilpräsident wäre von besonderen Sympathien für Deutschland beseelt; vielmehr ließ er sich lediglich von der staatsmännischen Erwägung leiten, daß die Republik nicht ihre gesammten auswärtigen Interessen der Revancheidee unterordnen dürfe.

Der Senat wiederum war, als er den gegen Jules Ferry verhängten Ostracismus wieder aufhob, von verschiedenen Motiven geleitet. Keinem Zweifel kann zunächst unterliegen, daß die Opportunisten in dieser parlamentarischen Körperschaft Revanche für die vermeintlichen Unbilden nehmen wollten, die ihnen in der Deputirtenkammer bei Gelegenheit des Panamascandals zugefügt worden sind. Nicht minder kam in Betracht, daß die Mehrheit der Kammer gerade in jüngster Zeit eine gar nicht mißzuverstehende Geringschätzung hinsichtlich des Senates zur Schau trug, indem sie bei der Einsetzung des parlamentarischen Untersuchungsausschusses und bei anderen Anlässen das Vorhandensein einer gleichberechtigten Körperschaft gewissermaßen ignorirte, wie sie denn auch kein Bedenken trug, die Persönlichkeit des Präsidenten der Republik selbst in die Parteistreitigkeiten hineinzuziehen zu lassen. Es kann daher nicht über-

raschen, daß der Senat, dem durch die Verfassung sehr wichtige Obliegenheiten übertragen worden sind, seine Stellung wahren zu müssen glaubte, indem er einen ebenso energischen wie zielbewußten Staatsmann zu seinem Präsidenten wählte.

So durfte man mit dem größten Interesse der Antrittsrede entgegensehen, mit der Jules Ferry am 27. Februar den Vorsitz im Senate übernommen hat. Diese Ansprache verdient um so mehr Beifall, als darin jede scharfe Polemik vermieden und der versöhnliche Charakter betont wurde, der gerade der Stellung des Senatspräsidenten aufgeprägt bleiben muß. Freilich gehört zu den Obliegenheiten desselben nicht bloß der Vorsitz in der Nationalversammlung, in dem nach der Verfassung mit der Wahl des Präsidenten der Republik betrauten, aus Senat und Deputirtenkammer bestehenden Congresse, sondern auch die Leitung des Staatsgerichtshofes, der z. B. berufen war, das Urtheil über den General Boulanger zu fällen. Auf diese Wirksamkeit wies Jules Ferry in seiner Antrittsrede hin, indem er die Verdienste seines Vorgängers anerkannte, der inmitten der Stürme des Congresses sowie der Arbeiten des Staatsgerichtshofes mit einer unerschütterlichen Unparteilichkeit stets sich selbst gleich geblieben sei. Der neue Senatspräsident entwickelte dann im Wesentlichen die Principien, von denen er sich selbst leiten lassen will. Er hob mit einer deutlichen Anspielung auf sein eigenes Schicksal hervor, daß, während die Einen durch das Unglück verbittert und empört werden, Andere aus den Tagen der Prüfung geläutert und gestärkt hervorgehen, so daß die mit den Menschen und den Dingen gemachten Erfahrungen für sie eine große Schule der Billigkeit darstellen. Daran anknüpfend, daß die parlamentarische Republik gerade vor achtzehn Jahren begründet worden ist, wies Jules Ferry darauf hin, wie diese im Gegensatze zum Despotismus, der zugleich die einfachste und schlechteste Regierungsform sei, sich den ihr gestellten großen Aufgaben gewachsen gezeigt habe. Geschah es nun, um der Annahme vorzubeugen, daß mit der despotischen Regierungsform nicht bloß auf das zweite Kaiserreich, sondern auch auf Rußland angespielt sein könnte, oder empfand der neue Senatspräsident die Nothwendigkeit, den Anhängern des französisch-russischen Zukunftsbündnisses ein Zugeständniß zu machen — genug, er fuhr in seiner Ansprache fort: „Die mühelos und ohne Ruhestörungen sich vollziehende Aufrechterhaltung der Ordnung, die Wiederherstellung und starke Befestigung der Armee, die Republik, die in Europa durch ihre stete Umsicht mächtige und werthvolle Freundschaften erobert, kann man eine lebensfähige und dauerhafte Regierung an zuverlässigeren Zeichen erkennen?"

Die Annahme, daß der Senat eine kraftvolle Persönlichkeit an seiner Spitze sehen wollte, um der Deputirtenkammer seine eigene Existenzberechtigung klar zu machen, mußte sich auch dem neuen Präsidenten aufdrängen. So unterließ Jules Ferry nicht, ohne jedoch in irgend welche schroffe Polemik einzutreten, seine Auffassung über die der ersten Kammer gebührende Stellung in den Vordergrund zu rücken. Er erinnerte daran, daß, wenn von den drei constitutionellen Gewalten der Republik der Senat noch vor einigen Jahren die am meisten angegriffene gewesen sei, die Ereignisse selbst dessen Vertheidigung übernommen haben. Mit Recht exemplificirte Jules Ferry, ohne ihn ausdrücklich zu nennen, mit dem Boulangismus, indem er hervorhob, wie ein Tag ungeheurer Gefahr und Angst gekommen sei, an dem die früher als ein Hinderniß der Entwicklung bezeichnete Institution des Senates als eine Schutzwehr erschienen sei. Wurde doch die gefürchtete Dictatur durch das ebenso rasche und entschlossene wie wirksame Eingreifen dieser parlamentarischen Körperschaft im Keime erstickt.

Mit solchen der Republik geleisteten Diensten erachtet aber der neue Senatspräsident die Action einer ersten Kammer nicht für erschöpft, da es nicht genüge, daß der Senat der wahrhafte und wachsame Hüter der republikanischen Verfassung sei, vielmehr das beste Mittel, eine angegriffene Constitution zu vertheidigen, in deren praktischer Bethätigung bestehe. Deshalb wird weder der Conflict der Gewalten noch andererseits ihr allzu sehr der Ohnmacht verwandtes Gleichgewicht, sondern die Harmonie, die einem jeden Factor seine ganze Rolle überlasse, für die wirkliche Form der parlamentarischen Regierung erachtet. Wenn Jules Ferry diese Auffassung dahin erläuterte,

daß die Harmonie der constitutionellen Gewalten da aufhöre, wo eine oder zwei von ihnen in den Hintergrund gedrängt werden, so konnte im Senate kein Zweifel darüber bestehen, daß an dem jüngsten Verhalten der Deputirtenkammer Kritik geübt werden sollte. Beinahe klang es wie leise Ironie, als Jules Ferry bemerkte, daß gegenwärtig nichts Derartiges zu befürchten stände, da zwischen den Staatsgewalten nur Beziehungen wohlwollenden Zusammenwirkens und wechselseitiger Ergebenheit vorhanden seien. Die Radicalen in der Deputirtenkammer, welche die Wahl Jules Ferry's zum Senatspräsidenten als ein Verbrechen bezeichneten, werden jedenfalls von dieser „déférence mutuelle" wenig wissen wollen.

Gegen die Radicalen wendete sich dann auch der neue Senatspräsident, indem er betonte, daß der Senat zwar niemals ein Werkzeug der Zwietracht noch ein reactionäres Organ sein werde, daß aber die geplanten Reformen einer Prüfung unterzogen werden müßten, und daß die Republik Allen offen stehe, wie sie denn auch das Eigenthum keiner bestimmten Sekte, keiner einzelnen Parteigruppe sei. Der Hinweis, daß die Republik bereit sei, allen Männern von gutem Glauben und von gutem Willen Aufnahme zu gewähren, war jedenfalls wenig nach dem Geschmack der Radicalen, welche die „Concentrirung" der Republikaner nicht in dem Sinne verstanden wissen wollen, daß auch der constitutionellen Rechten freier Zutritt gewährt werde. Der stenographische Bericht über die Senatssitzung verzeichnet eine „dreifache Salve des Beifalls", nachdem Jules Ferry seine Antrittsrede mit den gegen die Parteifehden der Republikaner unter einander gerichteten Worten geschlossen hatte: „Dies hieße, die große Bewegung im Interesse der Einigung sehr schlecht verstehen, eine Bewegung, die sich in den Massen vollzieht und trotz der Zwischen- und Unfälle ihren unerschütterlichen Gang fortsetzt, weil sie durch die Macht der Verhältnisse und die erhabensten Interessen des Vaterlandes geleitet wird." Die jüngsten Zwischenfälle des Panamascandals, die unter Anderem zum Rücktritte des Justizministers Bourgeois Anlaß gaben, haben die Ausführungen Ferry's in vollem Maße bestätigt.

Bezeichnend für die innere Politik Frankreichs ist, daß Jules Ferry bereits unmittelbar vor seiner Wahl zum Senatspräsidenten als Candidat für die Nachfolgeschaft Carnot's bezeichnet wurde. Allerdings fehlt es an solchen Candidaten ohnehin nicht, da Cavaignac nach seiner in der Deputirtenkammer gehaltenen großen Programmrede von seinen politischen Freunden gleichfalls als Candidat proclamirt wurde, und dem Kammerpräsidenten Casimir Perier dasselbe Schicksal widerfuhr, als er in der Provinz in einer politischen Versammlung sich in demselben Sinne vernehmen ließ und gewisse „Machenschaften" der Regierung aus Anlaß des Panamascandals scharf verurtheilte. Der Eifer, mit dem neue Candidaturen für die Präsidentschaft der Republik angekündigt werden, obgleich die Amtsbefugnisse Carnot's erst mit dem Ausgange des Jahres 1894 ablaufen, und der gegenwärtige Chef der Executivgewalt bisher allem Anscheine nach gar nicht geneigt ist, auf die Wiederwahl zu verzichten, ist ein beachtenswerthes Symptom. Nicht minder wird durch die Bewegung, die sich im ganzen Lande im Hinblick auf die in diesem Jahr stattfindenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer kundgibt, erwiesen, daß die französische Republik lebhaften politischen Kämpfen entgegengeht, die jedoch, falls nicht alle Anzeichen trügen, trotz aller Parteistreitigkeiten im Feldlager der Linken und trotz des Panamascandals wiederum mit dem Siege der gegenwärtig bestehenden Einrichtungen ihren Abschluß finden werden.

Diese Annahme wird offenbar auch im Vatikan gehegt, da Papst Leo XIII. nach wie vor den französischen Klerikalen anempfiehlt, ihren Anschluß an die republikanischen Institutionen zu vollziehen. Auch beim Empfange des Vertreters der Republik, der dem Papste die Glückwünsche seiner Regierung zum fünfzigjährigen Bischofsjubiläum übermittelte, nahm Leo XIII. von Neuem Veranlassung, seinen Sympathien für Frankreich in demselben Sinne Ausdruck zu geben. Obgleich dieses Jubiläum lediglich einen kirchlichen Charakter hatte, mußten sich doch gewisse Wahrnehmungen aufdrängen, die auch für die allgemeine Politik von Interesse sind. Die Pilger aus aller Herren Ländern konnten sich überzeugen, wie wenig berechtigt die Legende von der Gefangenschaft

des Papstes ist, der vielmehr mit aller Freiheit seines hohen geistlichen Amtes walten darf. Wenn die italienische Regierung in unwiderlegbarer Weise hat zeigen wollen, daß sie die dem Oberhaupte der katholischen Kirche schuldigen Rücksichten in jeder Beziehung wahrt, so ist ihr der Beweis in vollem Maße gelungen, da auch nicht die leiseste Unordnung die Tag für Tag auf einander folgenden Kundgebungen der Ergebenheit für den Papst unterbrochen hat. Daß andererseits die überwiegende Mehrzahl der Pilger nur ihrem geistlichen Oberhaupte eine Huldigung darbringen wollte und keineswegs beabsichtigte, für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstthums unfruchtbare Kundgebungen zu insceniren, erhellt am besten daraus, daß Tausende dieser Pilger sich im Pantheon einfanden, wo Victor Emanuel seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Dort trugen sie ihre Namen vor dem mit Kränzen und mit den italienischen Farben geschmückten Grabdenkmale des großen Königs in das zu diesem Zwecke ausgelegte Buch ein; ein Act der Huldigung, dessen spontaner Charakter über jeden Zweifel erhaben ist. Wie im klerikalen Lager selbst die Legende von der Gefangenschaft des Papstes nicht ernsthaft genommen wird, darf auch den Beschwerden gewisser politischen Kreise über die angebliche Schmälerung des Ansehens Italiens keine Bedeutung beigemessen werden. Daß sogar Crispi diese Ansicht vertreten konnte, indem er dem früheren Ausspruche des Kaisers Wilhelm II. im Sinne des bekannten Wortes: Roma intangibile die jüngste Entsendung des Generals v. Loë zum Bischofsjubiläum des Papstes gegenüberstellte, kann nicht überraschen. Crispi wußte sehr wohl, daß jener Ausspruch einen eminent politischen Charakter hatte, der dem Wesen der Tripelallianz sowie den innigen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien aufs treueste entsprach, daß aber die Uebermittelung herzlicher Glückwünsche zu einer Feier, wie sie das Bischofsjubiläum darstellt, lediglich ein Act der Courtoisie ist.

Hiernach erscheint die Annahme berechtigt, daß es dem früheren Conseilpräsidenten vor Allem darum zu thun war, einen neuen Angriff gegen den Conseilpräsidenten Giolitti zu richten, von dem ursprünglich angenommen wurde, daß er nur ein Statthalter Crispi's wäre, der bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit bereit sein würde, seinem früheren Cabinetschef das Feld zu räumen. In Wirklichkeit hat nun aber der gegenwärtige Ministerpräsident klar und deutlich bewiesen, daß er nicht bloß gegenüber den radicalen Mitgliedern der Deputirtenkammer, sondern auch im Widerstreite mit so erfahrenen Parlamentariern wie Crispi und Rudini seine Stellung in vollem Maße zu wahren vermag. Wie verfehlt die Betrachtungen Crispi's über das Verhalten Deutschlands gegenüber dem Quirinal und dem Vatikan sind, wird sich bei der bevorstehenden Feier der silbernen Hochzeit des italienischen Königspaares zeigen. Bei diesem freudigen Anlasse wird auch von Neuem der Aufschwung zur Erscheinung gelangen, den Italien in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Daß das Ministerium Giolitti bemüht ist, zugleich das Gleichgewicht im Staatshaushalt herzustellen, ist bei jeder Gelegenheit in der Deputirtenkammer betont worden; bildet doch ein zielbewußtes Finanzwesen die sicherste Grundlage für die allgemeine Politik.

Dieser Auffassung hat auch der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika Ausdruck gegeben, indem er in der bei seiner Uebernahme des Amtes am 4. März gehaltenen Rede Einfachheit und Sparsamkeit als hervorragende Tugenden rühmte, sowie die Verschwendung öffentlicher Gelder als ein Verbrechen gegen die Bürger brandmarkte. Die Antrittsrede Cleveland's verdient noch im Uebrigen volle Anerkennung. Von besonderem Interesse für das Ausland war der auf die Tarifreform bezügliche Abschnitt. Die zur Weltausstellung in Chicago eingeladenen Vertreter der fremden Nationen werden im Hinblick auf das von Cleveland entwickelte wirthschaftliche Programm dem Culturwerke in Chicago innigere Sympathien zuwenden können, als es unter einem dem Schutzzollsysteme allzu sehr unterworfenen Régime möglich gewesen wäre. Die liberalen Grundsätze des neuen Präsidenten erscheinen denn auch weit besser der Säcularfeier angepaßt, die in diesem Jahre jenseits des Atlantischen Oceans unter Theilnahme aller Nationen begangen werden wird.

Literarische Rundschau.

Deutsch-Südwest-Afrika.

Deutsch-Südwest-Afrika. Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete Groß-Nama- und Hereroland nach dem Kunene, dem Ngamisee und der Kalaxari 1884—1887. Von Dr. Hans Schinz. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwartz). 1891.

In Folge jüngster Vorgänge wenden sich die Blicke mit verstärktem Interesse unseren südwestafrikanischen Schutzgebieten zu, deren Darstellung sich Dr. Schinz hat angelegen sein lassen. Eine Würdigung seines, sagen wir es gleich, ausgezeichneten Buches, wird darum auch heute noch, wiewohl es schon vor zwei Jahren erschienen ist, am Orte sein.

Das wichtigste politische Ereigniß dort, in allerneuester Zeit, ist zweifellos die Ertheilung der sogen. Damaralandconcession von Seiten des Reiches, durch welche ein bedeutendes Gebiet in Deutsch-Südwest-Afrika einer ausschließlich englischen Gesellschaft überantwortet wurde. Ausgedehnte Rechte über die reichen Otaviminen, über enorme Länderstrecken und ein Eisenbahnmonopol sind der South-Westafrican-Company zugesprochen worden, während deren Gegenleistungen kaum nennenswerth sind. Pessimisten erblicken in der Ertheilung jener Concession schon den Beginn einer gänzlichen Ueberlassung unserer Colonie an England. Dem gegenüber hat die Erklärung des Grafen Caprivi in der Reichstagssitzung vom 1. März d. J. sehr beruhigend gewirkt: „Wir müssen Südwest-Afrika halten und unsere Herrschaft befestigen."

Den Bemühungen des Fürsten Hohenlohe-Langenburg, der bekanntlich an der Spitze der deutschen Colonialgesellschaft steht, haben wir es zu danken, daß sich die Colonialabtheilung des auswärtigen Amtes einverstanden erklärt hat, der genannten Gesellschaft den im Hereroland gelegenen Platz Klein-Windhoek nebst dazugehörigem Weideland unentgeltlich zu überlassen und zwar an eine neugebildete Besiedelungsgesellschaft. Es ist sogar schon eine Anzahl deutscher Colonisten in Klein-Windhoek angesiedelt, und Graf Joachim Pfeil hat auf seiner im Interesse jener Gesellschaft unternommenen Reise durch das deutsche Gebiet ausgezeichnete Eindrücke von dem Lande gewonnen und sehr gute Weidegründe entdeckt. Da somit endlich für Deutsch-Südwestafrika die Zeit angebrochen ist, wo man bei uns ernstlich an Besiedelung jener weiten Gebiete herantritt, so sind die Schilderungen eines so gewissenhaften Reisenden, wie Dr. Schinz, von großem Werth; um so mehr, als sein Buch, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, nicht „die ausschließliche Aeußerung der auf der Reise empfangenen subjectiven Eindrücke ist, sondern — so weit sie nicht den Verlauf der Reise behandeln — gewissermaßen das Facit, berechnet aus der Gesammtsumme zahlreicher eigener und fremder Beobachtungen. Wo eine Differenz zwischen der Anschauung anderer Forscher und der eignen zu Tage trat, da wurde nie unterlassen, von den im Lande wohnenden Freunden, namentlich den Missionaren, den streitigen Punkt nochmals zu untersuchen."

Dr. Schinz ist Botaniker. Er hat es aber nicht nur glücklich vermieden, seinem Werke eine einseitige Beleuchtung zu geben, sondern es gereicht demselben gerade zum Vortheil, daß wir den für uns so wichtigen Punkt der Flora gebührend und sachgemäß darin berücksichtigt finden. Daneben sind aber auch die anthropologischen, ethnographischen und geschichtlichen Elemente mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt. In je einem besonderen Capitel ist Allgemeines über das Land, über Missionsthätigkeit, Colonialgeschichtliches nebst Ausblicken in die Zukunft gegeben. Als Anhang erhalten wir werthvolle sprachvergleichende und zoologische „Reisefrüchte". Eine sehr gute Karte illustrirt in vorzüglicher Weise den Verlauf der Reise und gibt ein entsprechendes Bild von der Bodengestaltung der Colonie. Die nicht allzu zahlreichen Bilder dienen nur dazu, Charakteristisches zu veranschaulichen und erreichen dies sehr gut, da sie nur nach Photographieen gearbeitet sind. An sensationellen Vorkommnissen ist die Reise arm; Derjenige, welcher das umfangreiche Werk zur Hand nimmt, um eine müßige Stunde durch die Lectüre von Reiseabenteuern abzukürzen, findet seine Rechnung nicht, wohl aber Derjenige, dem es darum zu thun ist, in ernsthaftem Studium genauen Einblick in die Verhältnisse des Landes zu gewinnen.

Die Veranlassung zur Theilnahme an der von F. A. E. Lüderitz ausgerüsteten Expedition gab Professor Schweinfurth. Ihre Hauptaufgabe war, nach abbauwerthen Minen zu suchen und daneben eine botanische Durchforschung der betreffenden Gebiete zu praktischen Zwecken zu unternehmen. Von Hamburg aus, nach einundzwanzigtägiger Fahrt ward Kapstadt angelaufen, von wo die Expedition den ersten Ausgangspunkt, Angra Pequena, erreichte. Ein wenig guter Hafen, der einer langsamen, aber sicheren Versandung entgegengeht.

Die Reise nach dem Innern wurde nach längerem Aufenthalt an der Küste in den bekannten Ochsenwagen angetreten. Es sind immer noch dieselben unförmigen Vehikel, deren sich schon die holländischen Bauern vor zweihundert Jahren bedienten, häßlich von Ansehen, aber höchst praktisch. Je nach Bedürfniß sind vierzehn bis zwanzig Zugochsen nothwendig. Am besten ist es in Begleitung mehrerer Wagen zu reisen, die sich bei schwierigen Passagen mit Vorspann gegenseitig aushelfen, denn zeitweise werden dreißig, selbst vierzig Ochsen erfordert, um solch' ein Fahrzeug vorwärts zu bringen. Die Thiere leisten Unglaubliches, und wenn man seine Ochsen nach langer Fahrt, nach Ueberstehung unendlicher Strapazen und Gefahren lieben lernt, wie später der Verfasser sagt, so ist dies gut zu begreifen. Der Ochsenkarren legt während sieben bis acht Stunden täglich pro Stunde die beträchtliche Strecke von vier oder fünf Kilometer zurück. Eigenthümlich ist, daß alle Ochsen genau ihre Namen kennen und dem Rufe Folge leisten. Man hat von Seite der Ochsen, wenn nicht gerade klimatische Verhältnisse, Hunger, Durst oder Krankheit einen Streich spielen, weit weniger Schwierigkeiten zu fürchten, als Unannehmlichkeiten von Seite der Begleitmannschaften zu ertragen, welche alle Charakterfehler der dunklen Rasse zeigen. Der erste Theil der Reise bewegte sich von Angra Pequena aus über Aus nach Knetschmanshoop in fast genau östlicher Richtung. Es sei hier erwähnt, daß der Verfasser überall die allgemein eingeführten Zeichen für die Schnalzlaute gebraucht, jene sonderbaren Sprachlaute, welche nur gewissen südafrikanischen Sprachen eigenthümlich sind. Es erschwert der Schriftgebrauch dieser Zeichen einigermaßen die Lectüre, doch wird man nach einigem Nachdenken zu dem Resultat kommen, daß die eingeführte Schreibweise die zweckmäßigste sei, da eine deutsche Schreibweise für die sonderbaren Worte jener Idiome noch nicht eingeführt ist.

Der Küstenstreifen unserer Colonie zeigt auf seiner ganzen Ausdehnung echte Sanddünen, welche immer unter unsäglichen Anstrengungen überschritten werden müssen. Die Temperatur ist oft eine recht hohe. Mittags im Schatten 46 °, der Sand 65 °.

Dr. Schinz hegte die Absicht, von der Missionsstätte Knetschmanshoop, welche im Namaland liegt, dieses südöstlich zu erforschen. Zwistigkeiten mit Eingebornen zwangen ihn aber zur Rückkehr nach Angra Pequena, wo man inzwischen Bohrversuche auf mineralische Schätze gemacht hatte. Leider haben sich diese nicht gefunden.

Der Raum erlaubt uns hier nicht, dem Verlauf der Reise eingehend zu folgen, auch kann dies nicht Aufgabe einer Besprechung sein. Es sei nur so viel erwähnt, daß Dr. Schinz sehr bald von der eigentlichen Expedition sich trennte und durch Namaland nach Norden wandte, zur Walfischbai, diesem, im Fleisch der deutschen Colonie sitzenden englischen Pfahl, dann das Amboland durchzog, die deutsche Grenze überschritt, Onkumbi in der portugiesischen Colonie besuchte und späterhin den Ngami erreichte. Unter den Bewohnern des Namalandes sind die bemerkenswerthesten die echten Hottentotten, deren Namen vom niederdeutschen „Hüttentütt" (Dummkopf, Verkehrtes, Confuses) abgeleitet wird. Sie selber nennen sich Khoi-Khoib (Mensch). Man hat den Charakter des Hottentotten seither zu ungünstig geschildert. Neben vielen schlechten Eigenschaften muß seine Hülfsbereitschaft besonders hervorgehoben werden. Geiz und Habsucht, hervorstechende Eigenschaft der Bantuvölker, sind ihm im Großen und Ganzen fremd. Ursprünglich war der Hottentott Viehzüchter. Jetzt haben ihn die Verhältnisse zum Ackerbauer gemacht, der nur noch unter dem Schutz der Mission ein einigermaßen menschliches Dasein führt. Ehrlicher Ansiedler wird aber der alte Nomade nie werden, und so geht dieser Stamm unfehlbar seinem Untergang entgegen. Ein letztes Aufleuchten alten Kriegsruhmes wurde veranlaßt durch Jonker, den bedeutendsten Eingeborenen, den Südafrika gesehen. Eine Bedeutung für die Zukunft haben die Hottentotten nicht mehr.

Dasjenige Volk, welches in Südafrika und auch in unserer Colonie Aussicht hat, eine entschieden dominirende Stellung einzunehmen, sind die Bastards, Abkömmlinge von Hottentotten und Weißen. Eine großartige Fruchtbarkeit unter diesen Bastards verursacht eine enorme Expansionskraft derselben und eine ganz neue Rasse ist in ihnen entstanden.

Ein außerhalb der südafrikanischen Völker stehender Stamm sind die Bergdamara, welche verfolgt von Hottentotten, Bastards und Ovaherero, den Kampf ums Dasein wohl kaum noch lange fortsetzen werden.

Die Letztgenannten gehören der großen Gruppe der Bantuvölker an. Wenn aber Dr. Schinz, gleich verschiedenen anderen Ethnologen, die Bezeichnung „Neger" nicht auf die Bantu angewendet wissen will, so kann ich mich damit nicht einverstanden erklären. Es bliebe nach diesem System für diejenigen Völker, welche wir als Neger bezeichnen, ein verschwindend kleiner Völkercomplex übrig. Es wäre das gerade so, als wolle man sich dagegen sträuben, Alles, was bei Pflanzen unter einer bestimmten Höhe bleibt, dem herrschenden Sprachgebrauch entgegen, als Baum gelten zu lassen.

Die nördlich von den Ovaherero sitzenden Ovambo gehören ebenfalls den Bantu an. Die Schilderungen all' dieser Völker und Länder sind sehr lehrreich. Hier dürfte uns am meisten interessiren dasjenige, was Dr. Schinz über die in Deutsch-Südwest-Afrika zu erwartenden Aussichten sagt.

Auf alle Fälle warnt er davor, Einzelunternehmungen zu beginnen. Dieselben führen nach Lage der heutigen Verhältnisse unbedingt zum Ruin. Dr. Schinz ist der Ansicht, daß das Gedeihen agrarischer Colonisation in jenen Gebieten bedingt sei durch ein Aufblühen des Bergbaues. Ein solches Aufblühen veranlasse ganz von selbst das Emporblühen von Ackerbaucolonien. Ob dies aber der allein maßgebende Factor ist, möchten wir doch bezweifeln. Wir glauben schon dann an die Möglichkeit der Existenz wohlgedeihender Ackerbaucolonien, wenn bessere Verkehrswege geschaffen sein werden. Ueber den Werth jener unermeßlichen Landstriche des ganzen nördlichen Hererolandes und der mehr östlich von Grootfontain bis zum Ngamisee sagt Dr. Schinz, daß dieselben unendlich viel besser seien als der nördliche und nordwestliche Theil der englischen Capcolonie, und darin stimmt er vollkommen mit den neuesten Berichten Graf Pfeil's überein. Wasser ist in den entsprechenden Districten genügend vorhanden, wo nicht auf der Oberfläche, sicher unter dem Boden. Durch Windmotoren getriebene Pumpen könnten genug Wassermassen zu Tage fördern, um Anbau in großem Maße zu gestatten. Entsprechende Eindämmungen wären im Stande, bislang nutzlos im Sande verlaufende Massen zu halten und zu sammeln. Am ungünstigsten für Einwanderung

stellt sich nach allen Erfahrungen Groß-Namaland wegen seines Wassermangels. Dagegen würde sich dies Gebiet ausgezeichnet für Schafzucht in großartigem Maßstabe eignen. Welche Aussichten sich nach dieser Richtung eröffnen, zeigt uns die Capcolonie. Im Jahre 1830 betrug der Wollexport von dorther 3000 lbs. Im Jahre 1885 dagegen 34 432 562 lbs mit einem Werth von 28 522 160 Mark.

Der Viehzucht in ausgedehntem Maße stehen nirgends besondere Schwierigkeiten entgegen, denn die Tsetsefliege kommt, trotz der Behauptung des Hauptmanns von François, nirgends in jener Colonie vor. Mit dem Verschwinden der Büffel verschwindet auch dies gefährliche Insekt. Noch zu erwähnen wäre die Straußzucht. Doch stehen die Straußenfedern gegenwärtig so niedrig im Preise, daß sich dahinzielende Unternehmungen kaum rentiren würden. Dagegen sollte der Versuch zum Anbau von Textilfaserpflanzen kräftig gefördert werden. Ob der Bergbau unter den für ihn in Südwestafrika schwierigen Verhältnissen lohnend sein wird, kann bei dem Mangel genügender Durchforschung vorläufig noch nicht entschieden werden.

Das Klima ist in Südwestafrika überall sehr günstig; in den südlichen Theilen kommen Fröste und Schneefall vor; das Fieber ist dort ganz ausgeschlossen und macht sich nur gegen den Ngamisee und in den nördlichen Districten bemerkbar.

Wenn von der Mission, welcher der Verfasser ein eigenes Capitel widmet, auch gesagt werden muß, daß sie in jenem Gebiete Afrika's große Erfolge aufzuweisen hat, von einschneidendstem Einfluß ist und immer mehr Boden gewinnt, so meine ich doch, daß sie ihre zweifellosen Erfolge nicht so sehr ihrem eigenen Wesen zu verdanken hat, als vielmehr den ganz eigenthümlichen politischen Verhältnissen in jenen Gebieten. Diese zwingen den Eingeborenen in gewisser Weise nach den Missionen hin, und dies geht auch aus verschiedenen Andeutungen des Dr. Schinz hervor. Eine große Anerkennung verdient das selbstlose Streben und Wirken unserer christlichen Sendboten in Südwestafrika auf jeden Fall.

In einer Beziehung, sagt Dr. Schinz, ist das südwestafrikanische Schutzgebiet vor allen anderen deutschen Colonieen bevorzugt, indem dort nichts weniger als Mangel an Arbeitskraft herrscht. Den Bergdamara bezeichnet der Verfasser, in Uebereinstimmung mit vielen anderen Kennern, als einen der besten, willigsten und bescheidensten Arbeiter. Indessen, wie günstig auch in dieser und mancher anderen Hinsicht die dortige Lage erscheinen mag, so wenig befriedigend ist sie in politischer Beziehung. Deutschland hat sich dort bis jetzt nicht die gebührende Geltung zu verschaffen gewußt. Die Ovaherero fügen sich ebensowenig wie die anderen Stämme, und der heute ganz Südwestafrika terrorisirende Hendrik Witboi ist eine wahre Gottesgeißel für das ihm schutzlos preisgegebene Land. Bisher schonte er die ihm gegenüber immer neutral gebliebenen Europäer. In jüngster Zeit scheint Witboi aber anderen Sinnes geworden zu sein. Hätte sich das Reich nicht entschlossen, energisch dort seine Macht fühlen zu lassen, so würde unsere Colonie schweren Zeiten entgegengegangen sein. Unsere fünfundzwanzig Mann starke Schutztruppe erfüllte bei ihrer Schwäche nicht nur ihren Zweck nicht, sondern trug sogar dazu bei, unser Ansehen noch mehr herabzusetzen. So lange für Leben und Eigenthum der Eingeborenen und der Europäer nicht bessere Garantien geschaffen waren, würden alle Unternehmungen dort, welcher Art sie seien, niemals Aussicht gehabt haben, zu gedeihen.

Man geht jetzt vielfach mit dem Gedanken um, die Bestrebungen der Buren, welche aus dem Osten nach Westen in deutsches Gebiet „trekken" wollen, zu unterstützen und hofft von ihnen, daß sie das Ihrige dazu beitragen werden, größere Sicherheit zu schaffen. Wir befinden uns hier abermals in Uebereinstimmung mit dem Reichskanzler, der in der genannten Sitzung einer solchen Maßnahme entschieden widersprochen hat. Den Buren gelänge es zweifellos, den Witboi zu besiegen; dann aber wären es die Buren, welche uns ihre Gesetze dictirten, die besten Weidegründe, das beste Feld für sich in Anspruch nähmen, und wir hätten noch das Nachsehen. Die Buren sollten uns erst dann willkommen sein, wenn wir ihnen einen Gefallen damit thäten, die Einwanderungen ihrerseits zu gestatten, und wenn wir ihnen ganz be-

stimmte Ländereien anweisen könnten. Dr. Schinz schließt sein Werk mit den Worten: „Audaces fortuna juvat“ und meint, daß sie für Südwestafrika nicht minder wahr als anderswo seien. Hier aber wird alle Kühnheit dem Einzelnen nichts helfen, wenn nicht der Reichsaar seine Krallen zeigt. Glücklicherweise verschließt man sich im Auswärtigen Amt nicht länger der Einsicht, daß in Südwestafrika eine stärkere Streitmacht nothwendig ist. Die Schutztruppe ist auf 250 Mann vermehrt worden. Wir dürfen daher in Betreff Südwestafrika's mit guter Zuversicht in die Zukunft blicken; deutsche Einwanderung hat dort, wenn auch erst spärlich, begonnen, und zweifellos geht die Colonie starkem Aufblühen entgegen.

Paul Reichard.

Neuere Schriften über Griechenland.

Nachgelassene Schriften von Alexander Freiherrn von Warsberg. Die Kunstwerke Athens. Auf den Spuren des Gaudenzio Ferrari. Ein Sommernachtstraum in der Walhalla. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1892.

Griechenland in unseren Tagen. Studien und Bilder. Von P. von Melingo. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1892.

Aus Oesterreichs Gesellschaftskreisen zwei gleichzeitige Werke über Griechenland, in gleichem Verlage und gleichem Gewande; aber grundverschieden nach Inhalt und Form, nach Absicht und Charakter! Ueberraschend für unsere janusköpfige Zeit sind diese Gegensätze freilich nicht. Herr v. Warsberg schreibt für gleichgestimmte Seelen von vorwiegend humanistischer Bildung und ästhetischen Neigungen; Herrn v. Melingo's Ziele sind vollkommen modern; sie gelten einer biologischen Darstellung des jungen Hellenenthums. So verschieden wie Geistesart und Anlage der beiden Bücher dürfte auch ihre Wirkung auf den Leser sein: bei v. Melingo wird das vorgelegte Material, bei v. Warsberg in erster Linie die Persönlichkeit des Verfassers interessiren.

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend“ — dies ist das unsichtbare Motto zu allen größeren literarischen Leistungen des edlen, allzu früh dahin geschiedenen Freiherrn von Warsberg. Es war auch die Devise seines Reiselebens. Er hat nichts geschrieben, das er nicht auch erlebt und empfunden hätte. Mit schwärmerischer Innigkeit — einen Romantiker des Classicismus möchte man ihn nennen — hing er am griechischen Alterthum, versenkte er sich in den „Odysseischen Landschaften“ in die Welt Homer's, bei den „Kunstwerken Athens“ in den Geist der attischen Plastik. Freilich suchte er seinen Homer nicht auf den durch Schutthalden bezeichneten Pfaden eines Schliemann; und auch in den athenischen Museen geht er gern seine eigenen Wege; mit nicht immer freundlichen Seitenblicken auf diejenigen der archäologischen Wissenschaft. Warsberg war eben eine phantasiereiche, vollkommen subjective Natur; ohne gelehrte Vorstudien und methodische Schulung. Aber wie vielen, immerhin hochgebildeten Laien war es denn bisher vergönnt, aus eigener Kraft diese intime Fühlung mit den schlecht erhaltenen, damals (im Jahre 1880 und großentheils noch heute) unwürdig aufgestellten, zumeist doch nur handwerksmäßigen Erzeugnissen des griechischen Meißels in den Sammlungen Athens und durch dieses unvollkommene Medium hindurch den inneren Blick für die verlorenen Schöpfungen der großen Meister zu gewinnen, wie es Herrn v. Warsberg gelungen ist? Dieses Formengefühl und feinsinnige Versenken in die „edle Einfalt und stille Größe“ der griechischen Grab- und Votivdenkmäler war doch selbst einem Winckelmann, der vom Kunstenthusiasten zum ersten Kunsthistoriker durchdrang, noch völlig versagt! Warsberg's eifriges und erfolgreiches Ringen mit dem spröden Material sollte auch das Herz der Archäologen erfreuen; sie hätten ihm bereits in Athen „die Fülle der Gesichte“ nicht stören sollen, wie es hin

und wieder wohl geschehen ist. Neben vielem Irrthum und längst Gesagtem fehlt es doch auch nicht an guten Beobachtungen und richtigen Ahnungen, die noch keineswegs Gemeingut sind.

Vor Allem — wir wiederholen es — die Würdigung eines Warsberg'schen Buches erschöpft sich niemals in Einzellob oder Einzeltadel. Als Ganzes, wie die Persönlichkeit des Mannes, wollen auch seine Schriften nachempfunden werden. So gelesen, zur Vorbereitung etwa für einen Besuch Athens, sind Warsberg's „Museen" mehr als irgend eine andere populäre Schrift und mehr vielleicht als wissenschaftliche Werke geeignet, vermöge ihrer zum Herzen gehenden Wärme und der inneren Wahrheit des Gesammtbildes der griechischen Kunst verständnißvolle Freunde zu werben.

Auf die „Spuren des Gaudenzio Ferrari" führte Herrn v. Warsberg die Umgebung der oberitalischen Seen, die er sich nächst den ionischen Inseln längst als Lieblingsaufenthalt erkoren hatte. Auch hier genießen wir vor Allem seine Freude am Suchen und Finden mit und begleiten ihn um so lieber, als er sich das Verständniß des Meisters keineswegs bloß in Kirchen und Museen, sondern nicht minder in Volksleben und Landschaft eröffnet. Wiederum ist ein Goethe'sches Wort sein Leitstern: „Natur und Kunst" sie stehen auch ihm in untrennbarer Wechselbeziehung.

Die kleine Zugabe berichtet von einem „Sommernachtstraum in der Walhalla", wie ihn dort der nächtlich durch ein Versehen Eingeschlossene an sich erfahren haben will. Die handelnden Figuren der Vision sind Rauch's viel bewunderte Siegesgöttinnen. Athmet in ihnen doch antiker Geist. Auch sonst erscheinen Victorien mehrmals als die bevorzugten Ideale des Verfassers, und eine seiner besten Bemerkungen (S. 25 ff.) in den „Museen Athens" trifft den Unterschied ihrer Auffassung in griechischer und in römischer Kunst.

Herr v. Melingo in seinem „Griechenland in unseren Tagen" verzichtet ausdrücklich auf das höhere Relief, welches er durch den classischen Schimmer der Vergangenheit dem gegenwärtigen Bilde leihen könnte. Nach einigen Inconsequenzen zu urtheilen, welche der Feder des Verfassers entschlüpft sind, können wir diese Enthaltsamkeit nur billigen. Daneben stört gelegentlich ein merkwürdiges Deutsch (Wiener Deutsch? z. B. „er behaltet"; „am Lande" statt „auf dem Lande"; oder der Satz: „Daß damit das Auslangen bei den geschilderten Leistungen nicht gefunden werden kann!"). Dagegen sind die thatsächlichen Mittheilungen, welche den Hauptinhalt des Buches ausmachen, recht dankenswerth und im Allgemeinen zuverlässig. Wir denken es uns als bequeme und willkommene Reiselectüre in der Hand des Griechenlandfahrers, der etwa in Triest den Lloyddampfer besteigt. „Athen und seine Bevölkerung" behandelt das erste Capitel, das zweite den „Hof". In Bezug auf die „Gesellschaft" scheint Herrn v. Melingo's Standpunkt nur etwas zu stark beeinflußt durch denjenigen seines Gewährsmannes hierfür, eines höheren griechischen Gesandtschaftsbeamten zu Wien; denn ausführlich von einer atheniſchen „Gesellschaft" im großstädtischen Sinne zu reden und dabei die Existenz eines „Mittelstandes" überhaupt in Abrede zu stellen, ist so wenig erlaubt, daß wir uns versucht fühlen könnten, den Beweis für das directe Gegentheil anzutreten. Die Angaben über das „politische Leben" (Cap. 3), über „die Rechtspflege" (Cap. 4) und „die wirthschaftliche Lage" (Cap. 7) zeugen von einem unterrichteten und objectiven Beurtheiler, der zwar auch die dem heutigen Griechenthum noch anhaftenden Schwächen und Mängel bloßlegt, aber mit wohlthuenden und überzeugenden Ausführungen gern bei den Vorzügen und hoffnungsvollen Ansätzen der jungen Nation verweilt. Die Abschnitte über „das geistige Leben" (Cap. 5, Literatur und Kunst), sowie über „Kirche und Volksglauben" (Cap. 6) stützen sich vielfach auf selbständige Studien und eigene Beobachtungen. Wenn auch Herr v. Melingo fast nur in Athen geweilt zu haben scheint und vom Lande aus persönlicher Anschauung nichts zu berichten weiß, so gehört er offenbar nicht in die Classe der Culturhistoriker auf Durchgangsreisen. In der Hauptstadt hat er zweifellos Zeit und Gelegenheit benutzt, um sich mit den Dingen, die in seiner Interessensphäre liegen, eingehend vertraut zu machen. *Mo.*

Ist die Geschichte eine Wissenschaft?

Ist die Geschichte eine Wissenschaft? Von Pasquale Villari. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Hermann Loevinson. Berlin, R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung. 1892.

Eine Reihe von Essays, welche der bekannte italienische Historiker und Minister des öffentlichen Unterrichts im Cabinette des Marchese Rudini 1891 in der „Nuova Antologia" veröffentlicht und Hermann Loevinson recht gut ins Deutsche übersetzt hat. Villari setzt in ihnen Arbeiten fort, welche zum Theil schon vor Jahren erschienen sind, wie die unter dem Titel: La filosofia ed il metodo storico (1866), und Tommaso Enrico Buckle e la sua storia della civiltà (1883), die sich in den Saggi critici (1884) zusammen gedruckt finden. Daß ihr Autor in neuer Behandlung wieder auf dieses Thema zurückkommt, hat einen zwiefachen Grund. In der Gegenwart wird die Frage nach der Aufgabe und dem Wesen der Geschichte immer von Neuem besprochen. Und das nicht allein in Deutschland, sondern auch in England, wo nicht nur Historiker, sondern auch Philosophen, Freemann und Seeley, wie Sidgewick und Ward, von der historischen Methodenlehre und über den Werth der Geschichte geschrieben haben. Zu der in Deutschland in den verschiedensten Fachschriften und in eigenen Broschüren geführten Controverse, ob die Geschichte eine Kunst oder Wissenschaft sei, ist es wohl nicht nöthig, die einzelnen Autoren hier namhaft zu machen. Aber schwerlich würde sich Villari veranlaßt gesehen haben, sich von Neuem an diesem Streite zu betheiligen, wenn er nicht einen ihm persönlich näher liegenden Grund dazu gehabt hätte. Villari ist mit der Entwicklung des geistigen und sittlichen Lebens der modernen Menschheit unzufrieden. Den wunderbaren Fortschritten auf den Gebieten der Wissenschaft, der Industrie, des Handels und der Politik hat seiner Ueberzeugung nach der sittliche, ideale Fortschritt der modernen Welt nicht entsprochen. Das findet er namentlich auch für Italien begründet. Es muß ein neues Leben im Glauben an Ideale und hohe Ziele, „das den Schrei der Verzagtheit, der sich heute unserem ermüdeten Geiste entringt", zum Schweigen bringt, in der Menschheit zum Durchbruch kommen. Wissenschaft und Vernunft vermögen nicht den Glauben zu schaffen, noch irgend eine religiöse Reform hervorzubringen, so wenig als alle Einsicht in die Grundlagen und Bedingungen eines Kunstwerkes ein solches zu schaffen im Stande sei. Die Erkenntniß hiervon spreche sich jetzt aber, so meint er, auch vielfach mehr oder weniger deutlich aus. Daß die rein logische Wissenschaft nicht Alles zu leisten im Stande sei und die Vernunft ihre Grenzen habe, werde jetzt allgemeiner anerkannt und der Durchbruch dieser Erkenntniß werde auch die strenge Wissenschaft mit neuen Lebenskeimen erfüllen, wenn die organische Einheit des Geistes keine Illusion und geistiges und sittliches Leben nicht grundverschiedene Potenzen seien.

Diese Auffassung der allgemeinen Lage unseres heutigen Geistes- und Culturlebens sucht nun Villari insofern auch durch die Ergebnisse zu erhärten, welche die so lebhafte Debatte über die Frage: La storia è una scienza? zu Tage gebracht hat. Als diese sieht er an, daß die Geschichte in sich ein Element berge, das sich der streng historischen wie der streng wissenschaftlichen Methode in gleicher Weise entziehe und das diese wie die Gesellschafts- und Geisteswissenschaften verhindere, zu dem Grade von wissenschaftlicher Evidenz zu gelangen, zu der es die mathematischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen gebracht haben (S. 70).

Auf welchem Wege Villari dieses Resultat gewinnt, ist hier näher im Einzelnen auseinanderzusetzen nicht möglich. Er berührt sich in seinen Ansichten mit namhaften deutschen Forschern der Gegenwart, wie er denn überhaupt der deutschen Philosophie, namentlich dem Eingreifen Kant's in den Entwicklungsproceß des gesammten geistigen Lebens der Menschheit, und den wissenschaftlichen Verdiensten der sogenannten historischen

Schule ihr volles Recht zu Theil werden läßt. Ist es ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß ein italienischer Unterrichtsminister solchen Problemen nachsinnen und zu seinen Landsleuten in allgemein verständlicher Form von der Stadt aus vortragen kann, in der die religiösen Dogmen von einem unfehlbaren Statthalter Gottes auf Erden verkündet werden, so wird sich doch Niemand auch die ungeheuern Schwierigkeiten verhehlen können, welche sich gerade durch diese Coincidenz hier einer allgemeinen Anerkennung dieser von ihm vorgetragenen Ueberzeugungen entgegenstellen. Von Rom aus der wissenschaftlichen Welt die Nothwendigkeit einer neuen sittlichen, mit der Wissenschaft verbundenen geistigen Evolution zu verkündigen, ist nach beiden Seiten hin ein großes Wagniß, das aber dem, der es doch für seine Schuldigkeit hielt, es auf sich zu nehmen, nur zur größten Ehre gereichen kann.

* * *

„Wer kauft Liebesgötter?“

Der Aufsatz Herman Grimm's, auf welchen S. 383 und 390 des Märzheftes in den Noten verwiesen wird, erschien unter dem Titel „Engel und Liebesgötter“ zuerst im Bd. XXXIV der „Preußischen Jahrbücher“, sodann in umgearbeiteter Gestalt in den „Fünfzehn Essays“, Neue Folge, S. 94 ff.

ζ. **Klaus Groth's Gesammelte Werke.** 4 Bde. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1893.

Zum ersten Male erscheint hier von Klaus Groth's dichterischen Werken eine Gesammtausgabe,— sehr erwünscht für die Freunde seiner Muse, zumal einige dieser Dichtungen seit langer Zeit bereits aus dem Handel verschwunden waren, und doppelt erfreulich durch eine sehr geschickte Redaction des Inhaltes wie durch ein höchst gefälliges typographisches Aeußeres. Von den mundartigen Dichtungen haben sich die unter dem Titel „Quickborn" gesammelten einer ungewöhnlichen Verbreitung zu erfreuen gehabt. Im Frühling 1852 zuerst erschienen, liegen sie jetzt in siebzehnter Auflage vor, wohl ein zureichender Beweis, daß ihr Leserkreis sich nicht auf den dithmarsischen Volksstamm beschränkt hat, sondern daß sie auch da, wo man in Deutschland sich jenes Dialektes nur mit einiger Mühe bemächtigt, festen Boden gewonnen haben. Der große Erfolg ist wohl verdient. Nach und nach, so ziemlich durch ein volles Menschenalter hin, in der Seele des für seinen Volksstamm und dessen Sprache tief und warm empfindenden Dichters entsprungen, haben sich jene Poesien allmälig zu einem Gesammtbilde dithmarsischen Volkslebens gestaltet und reiche Geistesschätze, nationales Empfinden und nationale Eigenart in echtem Naturlaut, vor der Verflüchtigung im Umschwung der Zeiten bewahrt. Zur Zeit füllen die Quickborn-Lieder zwei starke Bände, genug, um noch manche nachgeborene Generation zu erquicken. Der mundartlichen Schreibung, jedem Schwanken und Tasten entrückt, ist hier unter Müllenhoff's Beihülfe sicherer Boden gewonnen. — Der dritte und vierte Band umfassen die vier Erzählungen „Vertelln", zum Theil Schilderungen schleswig-holsteinscher Zustände vor, während und nach 1848; ferner die Geschichte „Um de Heid", die drei Erzählungen „Ut min Jungsparadies", die Dorf-Idylle „Büsum". Den Schluß des vierten Bandes bilden die „Hundert Blätter, Paralipomena zum Quickborn", ein Liedercyklus „An meine Frau", ein Kranz Sonette und einige Anhänge unter dem Titel: „Schleswig-Holsteinsches" — „Leben, Lieb' und Tod" — und „Weihelieder", sämmtlich Dichtungen in hochdeutscher Sprache und ein Beweis, daß nicht bloß die Mundart des Dichters tiefstem Empfinden Ton und Form verliehen. Es sind Lieder darunter, die zum Besten gehören, was unsere deutsche Lyrik überhaupt zu bieten hat. So entschädigen dieselben auch alle die Leser, denen der schwierige dithmarsische Dialekt ein unübersteigliches Hinderniß reinen Genusses bleibt.

ζ. **Aus den Vorbergen.** Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilh. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1893.

In einem, seinen „Moralischen Novellen" vorgedruckten, unter graziöser Scherzform den tiefsten künstlerischen Ernst bergenden offenen Sendschreiben „An Frau Toutlemonde in Berlin" theilte der Dichter einst seine Novellen, je nach dem Grade ihrer geringeren oder größeren Verfänglichkeit, in „moralische" und „bloß sittliche" ein und wollte damit mindestens die ersteren gegen die Verbannung in den „Familien-Giftschrank", von welcher letztere betroffen waren, geschützt wissen. Gilt dem Dichter diese Classificirung noch heute, so darf man billig in Zweifel sein, wohin dieser neueste Novellenband „Aus den Vorbergen" zu rechnen sei. Es ist fast, als habe der schalkhafte Poet das sonst so sichere „Discernement" der trefflichen „Frau Toutlemonde" in Verwirrung bringen wollen, indem er sehr Ungleichartiges zusammenfaßte und das Ganze mit ehrbarer Miene der gestrengen Freundin in die Hand drückte. „Moralisch" dürften nämlich, genau genommen, nur die zweite und die vierte Novelle, das „Marienkind" und „Dorfromantik", zu nennen sein; während die erste und die dritte, „Broni" und „Xaverl", als „bloß sittlich" und damit dem „Index" verfallen erscheinen. So empfiehlt sich das künstlerisch höchst reizvolle Buch zur Lektüre für junge Damen, in kurzen oder langen Kleidern, allerdings nicht. Von anderen Gründen abgesehen, erscheint es nicht rathsam, die noch Erziehungsbedürftigen einen Blick in so tragisch-schwere Probleme thun zu lassen, wie sie hier — und mit bekannter Meisterschaft — behandelt werden. Das Buch ist aber auch nicht für sie geschrieben. Die Muse, mag sie sich noch so sehr um die Erziehung des Menschengeschlechtes verdient machen, ist, wie Heyse selbst einmal hervorhebt, darum noch keine Bonne oder Gouvernante, sondern, trotz ihres hohen Alters, noch immer von jenem „heiligen Wahnsinn" durchglüht, der sie über die nüchterne Durchschnittsmoral hoch hinweghebt und darum ihre Einfügung in die bürgerliche Hausordnung oft so schwer macht. Fertige, welt- und lebenserfahrene Leser werden, wie an Heyse's Dichtungen überhaupt, so auch an diesem neuen, im Verlauf der beiden letzten Jahre entstandenen Werke eine ernsthafte Freude haben und das Buch nicht ohne tiefgehende kathartische Wirkung aus der Hand legen.

ρρ. **Briefwechsel Friedrich Lücke's mit den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm.** Mit erläuternden Zusätzen und Zugaben aus dem gemeinsamen Freundeskreise besonders über die akademische Krisis des Jahres 1837. Herausgegeben von F. Sander, Regierungs- und Schulrath. Hannover-Linden, Manz & Lange. 1891.

Im letzten Juli-Heft der „Deutschen Rundschau" ist das „Lebens- und Zeitbild" des Göttinger Theologen Friedrich Lücke besprochen worden, das F. Sander von ihm entworfen hat. Lücke stand in der Schule Schleiermacher's, dem das Lavieren in schwierigen Lagen eigenthümlich war. Lücke wollte immer nur „nützen, ohne zu schaden." Eine solche Natur, zumal mit der Lauterkeit und feinen Bildung Lücke's, war wie geschaffen für geselligen Umgang. Auch mit den Brüdern Grimm, als sie von Kassel nach Göttingen um das Jahr 1830 übergesiedelt waren, sehen wir ihn bald durch die innigste Freundschaft verbunden. Diese Freundschaft

war aber doch nicht kräftig genug, um Lücke zu entschiedenem Eintreten zu bewegen, als die Göttinger Sieben den politischen Wirren des Jahres 1837 zum Opfer fielen. Lücke stand in dieser Zeit einsam und vereinsamt. Die alte Freundschaft drang erst allmälig wieder hervor, als die Stürme vorüber waren und die Verhältnisse anfingen zur Ruhe zurückzukehren. Gemeinsame Trauer um den herrlichen, 1840 in Athen verschiedenen Otfried Müller gab dem Austausch ihrer Gefühle neuen Schwung. Noch einmal blühte die Freundschaft auf, als im Jahre 1851 Karl Lachmann, der Göttinger Studienfreund Lücke's und Arbeitsgenosse der Brüder Grimm, aus diesem Leben schied. Alle diese Verhältnisse treten uns aus den von Sander herausgegebenen Correspondenzen gar schön und unmittelbar vor die Seele. Wo die Briefe, während persönlichen Zusammenseins der Freunde, schweigen, hat Sander aus andern Materialien her die Lücken gefüllt. Es seien in diesem Betracht nur die Briefe Dahlmann's und Julius Müller's, des Bruders von Otfried, erwähnt. Unsre Kenntniß dieser Zeiten und Verhältnisse ist durch Sander's Buch und Bemühen sehr wesentlich gefördert worden.

γ. **Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850.** Von Wilhelm Oechelhäuser. Berlin, Julius Springer. 1892.

Der bekannte nationalliberale Socialpolitiker Wilhelm Oechelhäuser, Reichstagsabgeordneter für Bernburg, hat im verflossenen Jahre für den engeren Familienkreis seine Lebenserinnerungen niedergeschrieben und theilt nun auf den Antrieb politischer Freunde Einiges daraus öffentlich mit. Oechelhäuser war in den Jahren 1848—1850 im Reichshandelsministerium zu Frankfurt angestellt, übernahm zu Anfang 1850 eine politische und handelspolitische Sendung in die Schweiz und rückte, als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich auszubrechen drohte, als Landwehrofficier ein; bald nach Neujahr 1851 aber wurde er, da die Kriegsgefahr durch die Olmützer Ereignisse funestae memoriae beschworen war, mit seiner Landwehrabtheilung nach Hause entlassen. Was er in der zwischen dem Sommer 1848 und dem Neujahr 1891 liegenden bedeutsamen Spanne Zeit mit angesehen und erlebt hat, das erzählt Oechelhäuser in schlichter, frischer, anschaulicher Weise und liefert somit einen lehrreichen Beitrag zur Erkenntniß einer für unser Vaterland überaus denkwürdigen Zeit. Kleine Irrthümer wollen wir ihm um so weniger anrechnen, als das Ganze von einem wohlthuenden deutschen Patriotismus beherrscht und der Gesichtspunkt, aus dem Alles betrachtet wird, der richtige ist. Unter den zahlreichen interessanten Einzelheiten, die Oechelhäuser mittheilt, seien hier nur ein paar hervorgehoben: zunächst seine lebensvolle Schilderung des Septemberaufstandes vom Jahre 1848, wo er u. a. den Fürsten Lichnowsky in dem Augenblick sah, als ihn der Prinz Felix von Hohenlohe ermahnte, die Stadt Frankfurt zu verlassen: „mit einer übermüthigen Handbewegung setzte er sein Pferd in Galopp und sprengte die Eschenheimer Gasse hinunter. Es war sein Todesritt. drei Stunden später theilte uns ein Bekannter mit, daß er ermordet worden sei." Dann folgende bezeichnende Episode aus einer Sendung Oechelhäuser's nach Paris, wo er die Industrieausstellung des Jahres 1849 besuchen sollte. Er hatte eine Vollmacht mitbekommen, die anfing: „Jean, archiduc d'Autriche, vicaire de l'empire germanique, réquerons etc." Oechelhäuser hatte Schwierigkeiten, diese Vollmacht in Paris zur Geltung zu bringen, weil Frankreich den von der Centralgewalt als Gesandten nach Paris geschickten Herrn v. Raumer gar nicht anerkennen wollte; Erzherzog Johann mußte schließlich die Vertretung des Reichs dem Gesandten Badens übertragen, einem Herrn v. Schweizer, dessen völkerrechtliche Stellung die Franzosen anerkannten. Durch seine Vermittlung wurde Oechelhäuser bei dem Vorstand der Ausstellung, Herrn Dieu, eingeführt und erhielt einen Passirschein, auf dem er zu seinem Erstaunen als „Delegierter Oesterreichs" bezeichnet war. Sofort kehrte er zu Herrn Dieu zurück und erklärte, das sei ein Irrthum: er sei Abgesandter des deutschen Reiches. „Mein lieber Herr", sagte da der Franzose mit seinem Lächeln, „zürnen Sie mir nicht. Ich glaubte in Ihrem Interesse zu handeln, weil es möglich wäre, daß die Aufseher der Ausstellung nicht wüßten, was das deutsche Reich ist." Mit einem Humor, der erst durch die Ereignisse von 1870 möglich wurde, fügt Oechelhäuser hinzu: „ich fühlte tief im Innern die in mir dem ganzen deutschen Reiche zugefügte Beleidigung; allein da sie nicht zu einer Kriegserklärung angethan und ich auch nicht zu einer solchen ermächtigt war, verschluckte ich die völkerrechtliche Pille und ging als österreichischer Delegierter ein und aus." Es thut ganz gut, sich daran erinnern zu lassen, wie man uns, ehe wir ein Staat waren, in Europa behandelte.

δ. **Berlin 1688—1840.** Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt von Ludwig Geiger. Bd. I, 1 u. 2. Berlin, Gebrüder Paetel. 1892 u. 93.

Die namhaften Verdienste, die Ludwig Geiger sich seit mehr denn zwei Jahrzehnten um die Geschichte deutschen Schriftthums und deutscher Geistescultur überhaupt erworben, erfahren durch die Publication obengenannten Werkes eine bedeutende Steigerung. Man darf nach dem Studium schon dieser beiden ersten Halbbände nicht anstehen, das Buch als eine sehr hohe Leistung seiner Gattung zu bezeichnen und es dem literarischen Publicum nicht bloß der preußischen Hauptstadt, sondern des deutschen Vaterlandes aufs Wärmste zu empfehlen. — Der vorliegende erste Band umfaßt den Zeitraum von 1688—1786, also das Jahrhundert von der Thronbesteigung Friedrich's I. bis zum Tode Friedrich's des Großen, und entfaltet eine solche Fülle fleißig gesammelten, kritisch gesichteten und lebendig vorgetragenen Stoffes, daß der Leser mit Vergnügen und Theilnahme folgen wird. Als vorzüglich, beispielsweise, darf die Charakteristik der drei ersten Könige und ihrer Frauen bezeichnet werden; ihre Lebens- und Charakterbilder sind bis zu plastischer Anschaulichkeit heraus-

gearbeitet, und dasjenige des viel verkannten, mindestens höchst oberflächlich beurtheilten ersten preußischen Königs wirkt mit überzeugender Kraft. Die Regierungszeit Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I. erfährt unter den Hauptgesichtspunkten: Religiöse Bewegung, Entwicklung der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur, Sittlich-ökonomische Zustände die interessanteste Beleuchtung; daneben wird auch das Leben am Hofe in Festen, Illuminationen, dramatischen Spielen, sowie die Reaction der Kirche gegen das Theater höchst lobenswerth und farbenreich geschildert. Der Zeit des Großen Königs sind unter den Titeln: „Die Stadt und der Kriegsherr. Der Damenhof. Die Aufklärung. Mendelssohn und die Juden. Zeitungen und Zeitschriften. Lessing und die deutschen Schriftsteller. Die Franzosen. Entwicklung der Wissenschaft. Schule und Erziehung. Theater und Musik. Sittliche und ökonomische Zustände. Bildende Kunst" Abhandlungen von großem Reiz der Darstellung und sicherer Beherrschung des immensen Materials gewidmet. — Der für den Herbst dieses Jahres in Aussicht gestellte Abschluß des Werkes wird erwünschte Gelegenheit bieten, eingehender darauf zurückzukommen.

γ. **Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik,** actenmäßig dargestellt. Von Dr. Alfred Zimmermann. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1892.

Es ist oft betretener und in den wesentlichen Zügen bekannter Boden, den diese umfangreiche Arbeit behandelt. Aber wie jetzt überhaupt, durch actenmäßige Genauigkeit Vervollständigung des bisher Gewußten angestrebt wird, so auch in diesem Buche. Die Mühsale des preußischen Staats, dann der mit ihnen vereinigten Zollvereinsstaaten, im Kampfe um die handelspolitische Stellung seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, von Jahr zu Jahr verfolgt, insbesondere die Mühsale bei dem Zustandekommen des Zollvereins selber — sie werden hier nach den archivalischen Quellen geschildert und zwar mit einem quellenmäßigen Fleiße, welcher in der keineswegs leichten Lectüre ein Abbild liefert von den Schwierigkeiten der Wirklichkeit. Der vorliegende Band führt die Geschichte nur bis zur Mitte dieses Jahrhunderts; die Vorarbeiten zur Fortsetzung sind schon vorhanden. An die Darstellung, welche die Hälfte des starken Bandes einnimmt, schließt sich eine Auswahl von Actenstücken als Anhang. Neben so vielen andren Schriften mag diese neue verdienstvolle Arbeit für ein weiteres Publicum (neben den engeren Fachkreisen, auf die sie vorzugsweise berechnet ist) die historisch-patriotische Aufgabe erfüllen, in dem Abstande der Gegenwart des Deutschen Reiches gegen die kümmerlichen Zustände der voraufgegangenen Menschenalter die Ermunterung zu gewähren, die über die Bedrängnisse des neuen Zeitalters leichter hinweghebt.

χ. **Der wirthschaftliche Verkehr der Gegenwart.** Nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen dargestellt von Dr. Carl von Scherzer und Eduard Bratassevic. Zugleich als Ergänzungsheft zu Dr. Carl von Scherzer's: Das wirthschaftliche Leben der Völker. Wien, Ed. Hölzel. 1891.

Das vorliegende Werk ist eine Art volkswirthschaftlichen und kaufmännischen Nachschlagebuches. Mit staunenswerthem Fleiße ist in ihm das gesammte statistische und sonstige Material zusammengetragen, welches über die Production und den Handel der wichtigeren Gegenstände des Weltverkehrs vorhanden ist. Man findet hier Auskunft über die Getreideernte aller größeren Staaten, wie über den Export und Import jedes derselben an Brodfrüchten. In gleicher Weise gibt das Buch zuverlässige Auskunft über alle bedeutenderen Colonialproducte, Rohstoffe der Industrie, Bier, Wein, Spiritus und dergleichen. Am Ende befindet sich die Statistik des Welthandels, des Börsen-Geldverkehrs, der Auswanderung, der Schiffahrt, Eisenbahnen, Posten, Telegraphen und Telephone. Wir haben es also hier mit einer Fortsetzung der Neumann-Spallart'schen Uebersichten des Welthandels zu thun, welche zum Bedauern aller Politiker und Geschäftsleute mit dem Tode ihres Herausgebers vor einiger Zeit leider erloschen sind. Es wird damit eine Lücke in der Literatur ausgefüllt, und wir können nicht umhin, dabei zu constatiren, daß in diesem Falle der Ersatz das Vorbild wesentlich überragt. Das Scherzer'sche Werk ist sehr sorgfältig gearbeitet und wesentlich bequemer als das Neumann'sche zu handhaben, da in ihm alle Maße auf das Metersystem, alle Werthe auf Reichsmark umgerechnet sind. Man gewinnt daher bei jeder Sache auf den ersten Blick das gewünschte Bild und erspart umständliche Reductionen. Auszusetzen haben wir nur das zu große Format des Bandes im Verhältniß zu seiner Stärke. Die Neumann'schen Uebersichten erschienen in Octav und auf stärkerem Papier. Sie waren daher handlicher, und es wäre zu wünschen, daß bei neuen Auflagen des Scherzer'schen Werkes zu einem ähnlichen kleineren und bequemeren Format gegriffen würde.

μ. **Un royaume polynésien,** Iles Hawaii par M. G. Sauvin. Paris, Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Das vorliegende Buch, wie es scheint, von dem ehemaligen französischen Geschäftsträger in Honolulu unter einem Pseudonym geschrieben, gibt im Wesentlichen Reiseerlebnisse und Eindrücke wieder, welche sich auf die Stadt Honolulu und ihre Umgebung, auf den thätigen Vulcan Kilauea und auf die in Molokai errichtete Lepraſtation beschränken. Den landschaftlichen und ethnologischen Schilderungen ist ein kurzer Abriß der Geschichte der hawaiischen Inseln seit ihrer Entdeckung bis zum Jahre 1892 beigefügt. Die für Hawaii bedeutsamen historischen Ereignisse haben sich fast alle innerhalb des letzten Jahrhunderts abgespielt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts vereinigte Kamehameha I., welcher auch der „Napoleon der Südsee" genannt wird, sämmtliche hawaii'sche Inseln zu einem Königreiche, und erst vor wenigen Wochen wurde die letzte Königin Hawaii's, Liliuokalani, mit Hülfe der Amerikaner ent-

thront. Der historische Theil des vorliegenden Buches schließt noch vor der letzten Revolution ab: der Verfasser hat denselben im Wesentlichen nach dem ausgezeichneten Buche des besten Kenners von Hawaii, Prof. Alexander's „Brief history of the Hawaiian People" (New-York) bearbeitet. — Im Tone einer leichten und anziehenden Plauderei behandelt M. Sauvin seinen interessanten Gegenstand, ohne im Allgemeinen tiefer einzudringen. Nur das letzte Capitel, welches über die Lepra handelt, und vor Allem die Reise der Königin Liliuokalani nach Molokai zum Besuch der unglücklichen Opfer jener unheilbaren Krankheit beschreibt, macht hiervon eine Ausnahme. Dieses Capitel ist entschieden der beste und gründlichste Theil des vorliegenden Buches, wenn der Verfasser auch die neueren, besonders von deutscher Seite vor mehreren Jahren auf Hawaii ausgeführten medicinischen Untersuchungen über die Lepra nicht erwähnt. Derselbe Mangel an Kenntniß deutscher Arbeiten über die hawaii'schen Inseln macht sich übrigens auch in der Literaturübersicht am Schlusse des Buches bemerkbar. Des in seiner Art vortrefflichen, 1885 in Leipzig erschienenen Buches vom Grafen Anrep-Elmpt über die Sandwich-Inseln wird keine Erwähnung gethan. Daß der Verfasser auch von seinen persönlichen Beziehungen zu Damen der dortigen Gesellschaft spricht und dieselben zwar nur mit den Anfangsbuchstaben, aber für Kenner doch deutlich genug bezeichnet, drückt dem sonst ernst gehaltenen Buche an manchen Stellen allzu sehr den Stempel des Pikanten auf. — An einer wirklich erschöpfenden Monographie über die hawaii'schen Inseln, ohne Zweifel die wichtigste und interessanteste Inselgruppe der Südsee, fehlt es zur Zeit überhaupt. Ein solches Buch, von sachkundiger Seite geschrieben und mit Original-Abbildungen von Land und Leuten Hawaii's geschmückt, würde sicherlich sowohl in wissenschaftlichen Kreisen als auch im größeren Publicum dankbare Aufnahme finden. Wer weiß, wie bald der letzte Rest polynesischen Lebens aus jenem Inselreiche entschwunden sein mag, dessen vollständige Amerikanisirung nahe bevorsteht.

q. **Brehm's Thierleben.** Dritte gänzlich neubearbeitete Auflage. Bd. VII, VIII, IX. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Drei neue Bände vom „Brehm" sind für jeden Naturkundigen eine dreifache Freude. Sie sind mit Spannung erwartet und werden nach der Lectüre mit Stolz und Befriedigung aus der Hand gelegt. Herr Professor Pechuel-Loesche, welcher diese dritte Auflage mit glänzendem Erfolge neubearbeitet hat, gab den siebenten Band über die Kriechthiere und Lurche mit O. Boettger gemeinsam heraus: der achte Band über die Fische ist unter Dr. Wilhelm Haake's, des Frankfurter Zoologen, Mitwirkung entstanden, und den neunten Band über die Insekten hat Professor Taschenberg aus Halle verfaßt, der als ein erster Kenner dieses Gebietes weithin geschätzt ist. Die Kriechthiere nehmen in der gegenwärtigen Thierwelt nicht mehr den großen Raum ein, wie in der vorweltlichen, wo die Saurier, Meerdrachen, Theromoren eine so bedeutende Rolle spielten; auch bei den Fischen stehen den neuntausend lebenden Arten etwa zehntausend untergegangene gegenüber. Ebenso ist das geistige Leben bei diesen beiden Classen verhältnißmäßig wenig entwickelt. So kommt es, daß ihrer Schilderung kaum der dritte Theil des Raumes gewidmet wird, wie den Säugethieren und den Vögeln. Aber es wäre falsch, zu glauben, daß darum der Inhalt der beiden Bände weniger des Interessanten böte. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß zu den Kriechthieren die Eidechsen, Krokodile, Schlangen und Schildkröten gehören, daß unter den Lurchen die Frösche einen breiten Raum einnehmen, um sofort das Gegentheil plausibel zu machen. Und unter den Fischen befinden sich alle die wohlbekannten Bewohner unserer Flüsse und Seen und diejenigen der Meere, vom Hering bis zum gefräßigen Hai. Das große und allgemeine Interesse, das sich an diesen Theil der Thierwelt knüpft, bekundet sich in dem Bestehen zahlreicher Aquarien, durch welche die Kenntniß von Form und Lebensäußerungen der Fische populär geworden sind. Aber durch diese Anstalten ist auch der Wunsch nach weiterer Belehrung gewachsen, welcher nirgends auf so leichte, angenehme und gründliche Weise befriedigt werden kann, wie durch die Schilderungen des vorliegenden Werkes. — Mit dem achten Bande hat der Meister die Feder niedergelegt und die Arbeit in andere, sehr bewährte Hände übergehen lassen. Der Zauber von Brehm's Diction ist allerdings dabei verloren gegangen. Es ist eine zu individuelle Kunst, die Brehm auszuüben verstand, als daß sie sich hätte wiederholen oder nachbilden lassen. Aber was man billiger Weise von irgend einem Forscher und Darsteller, der nicht Brehm heißt, verlangen kann, das wird in der Fortführung des Werkes reichlich geboten. Der Stoff des neunten Bandes, der über die Insekten handelt, ist sehr anziehend, was eigentlich kaum gesagt zu werden braucht. Denn wo Bienen, Wespen, Ameisen, über deren Leben J. Lubbock uns umfassendste Kenntniß erschloß, so kundig und so gewissenhaft behandelt werden, da gibt es zu hören und zu denken, wie nicht oft anderswo. Und zu schauen gibt es auch in diesem, wie in den beiden vorhergehenden Bänden. Was hier künstlerisch erreicht ist, findet in anderen zoologischen Werken kaum seines Gleichen. Der Insektenband hat über hundert neue Abbildungen bekommen. Ohne Uebertreibung: lauter Meisterwerke.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alt. — Vom charakteristisch Schönen. Ein Beitrag zur Lösung der Frage des künstlerischen Individualismus. Von Theodor Alt. Mannheim, J. Bensheimer. 1893.

Anders. — Hans Jedermann's Lebensphilosophie. Von Hans Anders. Berlin, Hugo Steinitz. 1893.

Bellardi. — Königin Luise, ihr Leben und ihr Andenken in Berlin. Von Paul Bellardi. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung (Henri Sauvage). 1893.

Bobertag. — Der Sprung auf die Klippe. Roman von Bianca Bobertag (Victor Valentin). Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Bobertag, Bianca. — Die Hochzeit von Ellersbrunn und andere Novellen. Von Bianca Bobertag (Victor Valentin). Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Bock. — Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. Von Alfred Bock. Leipzig, Karl Reißner. 1893.

Braune. — Thüringer Dorfgeschichten. Novellen von Rudolph Braune. Leipzig, Friedrich Schneider. 1893.

Briefe an Hans von Bülow von Ferdinand Lassalle. (1862—1864). Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1893.

Brink. — Geschichte der Englischen Literatur von Bernhard ten Brink. Zweiter Band, zweite Hälfte. Herausgegeben von Alois Brandt. Straßburg, Karl J. Trübner 1893.

Bruckner. — Reiseerinnerungen von Wilhelm Bruckner. Hermannstadt, W. Krafft. 1893.

Conrad. — Bergfeuer. Evangelische Erzählungen von M. G. Conrad. (Erste Reihe.) München, Dr. E. Albert & Co. (Separat-Conto).

Drei Weihnachtsabende der deutschen Hansestadt Dorpat in Livland in d. J. 1222, 1524 und 1802 nebst einem beglaubigten Anhang über die Weichselsehnsucht der Russen. Lübeck, W. Gläser. 1893.

Ehrlich. — Dreißig Jahre Künstlerleben. Von Heinrich Ehrlich. Berlin, Hugo Steinitz. 1893.

Frischbild. — Hundert ostpreussische Volkslieder in hochdeutscher Sprache. Gesammelt und mit Anmerkungen versehen von Hermann Frischbild, und aus dessen Nachlass herausgegeben von J. Sembrzycki. Leipzig, Carl Reissner. 1893.

Fullerton. — Die Gräfin von Bonneval. Eine Erzählung aus der Zeit Ludwig's XIV. und der Regentschaft. Von Lady Georgiana Fullerton. Münster, i. W., Adolph Russell's Verlag.

Geißler. — Ausfahrt. Dichtungen von Max Geißler. Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung. 1893.

George. — Herbstblätter. Novellen von Anna George. Dresden, E. Pierson. 1893.

Hamburgische Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerika's. Herausgegeben vom wissenschaftlichen Ausschuss des Comités für die Amerika-Feier. 2 Bde. Hamburg, L. Friederichsen & Comp. 1892.

Hecker. — Im alten Schloß und andere Erzählungen von Karl Hecker. Illustriert von H. Albrecht. Stuttgart, Karl Krabbe.

Henri. — Urania. Gedichte von El. Henri. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1892.

Hertzka. — Freiland. Ein sociales Zukunftsbild von Theodor Hertzka. Sechste durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Hottenroth. — Handbuch der deutschen Tracht von Fr. Hottenroth. 1. Lfg. Stuttgart, G. Weise.

Jagow. — Ratibor. Bühnendichtung in vier Theilen von Eugen von Jagow. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 1893.

Jastrow. — Drückt die Militärlast? Eine zeitgemäße Frage besprochen von Dr. J. Jastrow. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1893.

Keltie. — The partition of Africa. By J. Scott Keltie. London, Edward Stanford.

Lacroma. — Bagatellen. Skizzen und Studien von Paul Maria Lacroma. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Leneste. — Führungen. Eine Geschichte für alte und junge Mädchen von Louise Leneste. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Lévy. — Napoléon intime par Arthour Lévy. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Lindenberg. — Berlin als Kleinstadt. Von Paul Lindenberg. Fünfte Auflage. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1893.

Loewenthal. — Aquarelle aus Oesterreich. Von Hermann Loewenthal (Alfred d'Azany). Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Magnan. — Psychiatrische Vorlesungen. Von V. Magnan. Deutsch von P. J. Möbius. 1.—3. Heft. Leipzig, Georg Thieme.

Maissonneuve. — Madame Rivat. Roman par Henry Maissonneuve. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie.

May. — Das Modell und andere Novellen von George May. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Mengden. — Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Morgenstern. — Miza. Ein Reise- und Liebesgesang von Gustav Morgenstern. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Nelten. — Dramaturgie der Neuzeit. Essays und Studien über das moderne Theater von Ludwig Nelten. Halle a. d. S., Hugo Peter. 1893.

Neuvirth. — Petra. Von E. Neuvirth. Wien, Leopold Weiss. 1893.

Nibelungenlied, das, für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Neue Ausgabe. Stuttgart, Paul Neff. 1893.

Osterloh. — Unter Kameraden. Roman von Osterloh. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Patriotischer Hausschatz. Illustrirte Unterhaltungsblätter für das deutsche Volk und Heer. II. Jahrgang, 1. Heft. Berlin, Paul Kittel. 1893.

Pertia. — Leitfaden der Hygiene des Auges. Von Dr. Pertia. Hamburg & Leipzig, Leopold Voss. 1893.

Rubinstein, Anton. Erinnerungen aus fünfzig Jahren. (1839—1889). Aus dem Russischen von Eduard Kretschmann. Mit Porträts und Abbildungen. Berichtigte und vervollständigte Ausgabe. Leipzig, Barthold Senff. 1893.

Rückert. — Aus Saadis Diwan. Von Friedrich Rückert. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von E. A. Bayer. Berlin, Hans Lütenöder. 1893.

Ruseler. — König Konradin. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Georg Ruseler. Varel a. d. Jade, J. W. Acquistapace. 1893.

Saitschik, C. — Die Weltanschauung Dostojewski's und Tolstoi's. Neuwied und Leipzig, August Schupp. 1893.

Schiel. — Konrad Ferdinand Meyer. Von Albert Schiel. Hermannstadt, Josef Doetleff. 1893.

Schulthes' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. Achter Jahrgang 1892. Herausgegeben von Hans Delbrück. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Schumann — Schopenhauer-Briefe. Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher Briefe von, an und über Schopenhauer. Mit Anmerkungen und biographischen Analekten, herausgegeben von Ludwig Schumann. Nebst zwei Porträts Schopenhauer's von Ruhl und Zenbach. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893.

Skopnik. — Politik und Christenthum. Eine religiös-politische Studie von A. Skopnik. Berlin, Conrad Skopnik. 1893.

Sperling. —Vor dreitausend Jahren. Idyllisches Drama in fünf Aufzügen von Rudolf Sperling. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Stolle.—Der Ultramontanismus innerhalb der katholischen Bevölkerung Deutschlands. Wahlstatistische Studie von J. Stolle. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Stolle. — Suum Cuique. Eine Wahlbetrachtung von J. Stolle. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Streibel. — Heinrich Finke. Dichtung von Karl Streibel. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Strindberg. — Dramen. Von August Strindberg. II. Band: Das Band. — Herbstzeichen. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Sudermann. — Heimat. Schauspiel in vier Akten. Von Hermann Sudermann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1893.

Syrutschek. — Kinder der Sünde. Zwei Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius Syrutschek. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Glaubenslos.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

IV.

Das Zimmer des Cooperators bildete ein längliches Viereck, seine Wände verschwanden größtentheils hinter dicht besetzten Bücherbrettern, die bis zu den altersbraunen Balken der Decke reichten. Ein den beiden Fenstern gegenüber offen stehender Schrank enthielt Erd- und Himmelsgloben, astronomische und meteorologische Instrumente. Den Raum, den er frei ließ, nahm von der einen Seite das eiserne Bett, von der andern ein hinfälliges Oefchen ein, das sich beschämt über die Nutzlosigkeit seines Daseins hinter ein riesiges Waschbecken auf derbem Gestell zurückzog, und trübselig niederblickte zum Steinkrug zu seinen Füßen, in dem im Winter das Wasser regelmäßig einfror über Nacht. Wohlthat war es dann für Leo, die brennenden Augen, die von ringenden Gedanken heiße Stirn ausgiebig zu kühlen.

Den Rest der Einrichtung machten zwei Strohsessel aus, ein Kleider- und Wäscheschrank und ein Tisch aus weichem Holze, auf dem die verschiedensten Gegenstände neben und übereinander standen und lagen. Ein Reiseschreibzeug, ein Mikroskop, allerlei Mineralien, Bilderbücher und Spielereien primitivster Art, bestimmt, das Entzücken unverwöhnter Dorfkinder auszumachen, mit Rechnungen bedeckte Schiefertafeln, eine große Garbe Feldblumen, ein zerlesenes Büchlein: die heiligen Schriften des neuen Testaments, übersetzt von Kistemacker. Es war aufgeschlagen bei Lucas 19, eine Campanula als Buchzeichen eingelegt, und im zweiundvierzigsten Vers waren die Worte unterstrichen:

„Hättest auch Du es erkannt, ja an diesem Deinem Tage, was zum Frieden Dir gereichen sollte!"

An der Wand neben dem Bette hingen unter einem schönen Stiche von Carpaccio's Mariä Tempelgang zwei Miniaturbildnisse in Broncerähmchen. Sie stellten die Eltern Leo's vor, als Brautleute, sehr fein und charakteristisch gemalt. Ein ungleiches Paar, das sich da zusammengefunden hatte. Der Mann schon

ältlich, untersetzt und kurzhalsig. Man meinte ihn schnaufen zu hören, eingeknöpft und eingeschnallt wie er war in seine Uniform eines Jägerhauptmanns. Die eisenfarbigen Haare wuchsen ihm tief in die niedere und flache Stirn herein, die dunkelgrauen Augen blickten verdrossen und hochmüthig. Die Mundwinkel waren herabgezogen und von einem Ausdruck unüberwindlichen Eigensinns umlagert. Gegen die Behauptungen und Befehle, die von diesen Lippen fielen, hatte ein Untergebener oder ein Schwacher wohl kaum einen Einwand gewagt. Die letzte aber, die sich einer solchen Kühnheit unterfing, das war gewiß des Hauptmanns junge Braut gewesen. Weltfremd, wie aus irgend einer verzauberten Insel kommend, den kleinen Kopf mit seiner Krone hellblonden Haares etwas gesenkt, schaute sie unter ihrem Schleier hervor, und schien mehr angethan, den Kampf des Lebens fliehen als ihn aufnehmen zu wollen. Von ihr hatte der Sohn die sanften blauen Augen, das kindlich reine Oval des Gesichtes, die hochaufgeschossene Gestalt. Und nicht bloß äußerlich war die Aehnlichkeit zwischen ihnen, die Seele der Mutter lebte in Leo fort. Zwölf Jahre zählte er, als er sie verlor, aber das geistige Erbe, das sie ihm hinterließ, trat er an als ein Volljähriger. Zu diesem Erbe gehörte auch die Erinnerung an das stille Märtyrerthum der Verstorbenen in ihrer Ehe, deren Trostlosigkeit ihm immer klarer zum Bewußtsein kam, während sie sogar von Nahestehenden für eine glückliche gehalten wurde. Zu einem Streit kam es nie, denn Elisabeth fügte sich widerspruchslos in den Willen ihres Herrn. Allerdings war er oft verdrießlich, aber durfte man ihm das übel nehmen? Sein Dienst war schwer, sein Auskommen knapp; er fühlte das Alter und so manches Gebreste herannahen und hatte sich doch täglich und stündlich als der feste, stramme, eifrige Hauptmann zu erweisen, dessen Tauglichkeit zum Avancement unzweifelhaft scheinen mußte. Der Majorsrang einmal erreicht, dann mochte das Verhängniß in Gestalt des blauen Bogens hereinbrechen. Bei der Stabsofficierspension würden er und die Seinen wenigstens nicht hungern. An sich dachte er zuerst, an sie aber doch auch; er hatte liebevolle Regungen in all' seiner Unliebenswürdigkeit. Zur Erkenntniß des Unheils, das diese Lebensverderberin für ihn bedeutete, brachte er's freilich nicht. Er liebte seine Frau leidenschaftlich und ausschließend, er lechzte nach Gegenliebe und hatte keine Ahnung davon, daß sein eigenes Wesen Zuneigung nicht aufkommen ließ. Als ewig Gekränkter, ewig in seinem besten Rechte Verkürzter, schritt er neben dem jungen, ihm angetrauten Geschöpf als verkörperter Vorwurf einher. Er belastete die zur Selbstquälerei ohnehin nur zu sehr Geneigte mit einem nie ruhenden Schuldbewußtsein, und sie bedurfte all' ihrer Kraft, um gegen die stets wachsende Abneigung, die ihr unglücklicher Peiniger ihr einflößte, anzukämpfen. Im Gebete suchte und fand sie Trost und Stärke. Die Kirche, die sie, ihren Sohn an der Hand führend, gebeugt und gebrochen betrat, sah er sie aufgerichtet und ermuthigt wieder verlassen. Damals schon mußte sich dem Kinde die Antwort auf die Frage aufdrängen, wo Frieden und Muth in der Trübsal zu holen sind. Die segenspendende Quelle versagte nie; sie floß am reichsten, als man ihrer am meisten bedurfte, in den ganz bösen Tagen, da Hauptmann Klinger erfuhr, daß er statt der ersehnten Beförderung die Versetzung in den Ruhestand zu erwarten habe.

Kurze Zeit nach dieser bitteren Enttäuschung verließ er die Stadt und zog sich mit Frau und Kind nach seinem Geburtsort, einem kleinen Dorfe in Schlesien zurück. Man hatte von dort eine halbe Meile weit zu gehen bis zur nächsten größeren Ortschaft, wo sich eine Kirche befand und wo der Bezirksarzt lebte, aber eine deutsche Schule war vorhanden, und mitten im Dorfe stand noch halb und halb aufrecht das Häuschen, in dem Klinger das Licht der Welt erblickt hatte und in dem seine Eltern, bescheidene Bauersleute, gestorben waren. Das zum Hause gehörende Feld hatte sich im Laufe der Zeiten in Uniformen, Goldsorten und Federbüsche verwandelt, denn ein Officier, der avanciren will, muß sich auch in seiner Adjustirung vor Anderen auszeichnen; aber ein Garten von mäßigem Umfang und die Ruinen eines Stalles, der einst zwei Kühe beherbergte, waren übrig geblieben. Als locum tenens lebte die Wittwe des Dorfschneiders in dem Häuschen, eine Großtante des Eigenthümers, eine rüstige alte Frau, die in Dankbarkeit gegen den Neffen zerschmolz, als er ihr erlaubte, den Verschlag auf dem Dachboden, in dem sie sich mit ihrem Bett und ihrer Truhe eingerichtet hatte, auch ferner zu bewohnen. Wenn das eine gute That war, so brachte sie reichen Lohn. Die alte Schneiderswittwe leistete den Verwandten aus der Stadt unschätzbare Dienste. Sie wurde Frau Elisabeth's Rathgeberin und kräftige Hülfe bei der Einrichtung des kleinen Haushalts, und Leo's beste Freundin, denn so schöne Märchen, wie sie erzählen konnte, hatte er noch nie gehört. Die zwei Frauen und das Kind griffen beherzt zur Schaufel, zum Besen, zur Hacke und sogar zur Kelle, wenn es dem, den Gewohnheiten seines Standes unterworfenen Maurer einfiel, „blau zu machen" vom Montag bis zum Samstag. Der Zimmermann, der Schlosser, der Glaser fanden eifrige Handlanger an ihnen, indeß der Hausvater mit finsterer Miene spazieren ging, mit finsterer Miene heimkehrte, oder von seinem Schmollwinkel aus, was die Anderen thaten, bespöttelte und tadelte. Der schlimmste Tag für seine Frau war der letzte in der Woche, an dem sie zitternd und bebend zu ihm kam, um ihm die Rechnungen vorzulegen. Da brach er in Zorn aus und erklärte nicht zahlen, nicht der Narr sein zu wollen, der sich ausbeuten läßt.

Am Sonntag, zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter, wanderte die Familie mit der übrigen Gemeinde auf stellenweise sehr schlechten Wegen hügelauf, hügelab zur Kirche. Anfangs kamen sie gar stattlich angerückt, der Hauptmann in seiner noch fast neuen Uniform mit blitzblank geputzten Knöpfen, die Gattin und die Tante in ihren besten Gewändern, der schöne Knabe im dunkelblauen, von der Mutter nach englischem Muster angefertigten Matrosenanzug. Von Jahr zu Jahr wurde die Uniform Klinger's fadenscheiniger, das Kleid und der Umhang Frau Elisabeth's zweifelhafter in der Farbe, dünner im Stoffe. Leo trug nur noch Jacken, die ihm bis zu den Handgelenken, und Hosen, die ihm kaum bis zu den Knöcheln reichten. Nur Tante Philomena's weiter, dunkelgrüner Rock, ihr großes, rothgestreiftes Tuch mit den langen Fransen trotzten den Unbilden der Witterung und waren das Bleibende im Wechsel, wie ihr lederfarbiges Gesicht, ihre lebhaften braunen Augen, die dürre, aber allzeit aufrechte Gestalt. In der Kirche fiel die Hauptmannsfamilie allgemein sehr angenehm auf durch ihre große Andacht. Der alte Soldat schüttete jeden Sonntag während der Messe sein

schweres Herz vor dem Ewigen aus. Ein dunkles Bewußtsein der Widerwärtigkeit, die er eben erst seiner vielgeliebten Frau gegenüber entfaltet hatte, beschlich ihn wohl, gestaltete sich aber mehr zur Anklage gegen sie, als zum Gewissensvorwurf gegen ihn selbst. Die Frau trug ihm nichts nach, verlor nie die Geduld, blieb immer sanft, nachgiebig, gehorsam, sie bemühte sich sogar ihn zu erheitern, ja warum? woher diese unerschöpfliche, fast beleidigende Langmuth? Woher? Klinger beantwortete sich die Frage selbst: aus einem Schuldgefühl. Schuldig war die Frau gegen ihn, die ihm Liebe und Treue geschworen hatte und nur die Hälfte ihres Schwures hielt. Treue übte sie, Liebe versagte sie ihm. Sie verstand nicht einmal seinen ganzen Werth zu schätzen. Sie würde vergessen, daß er sie aus tiefster Verlassenheit und Noth zu sich emporgehoben hatte, wenn er es ihr nicht ins Gedächtniß zurückriefe. Er nahm Gott zum Zeugen seines edlen Benehmens beim Leichenbegängniß einer weitläufigen Verwandten, der Mutter Elisabeth's. Mit ihr, die als Wittwe eines kleinen Beamten eine minimale Pension, wie man sagt: „genoß", verlor das junge Mädchen die letzte Stütze. Jetzt hieß es, nur vom Ertrag ihrer Näharbeit leben, und Klinger erfuhr, was das bedeute, als er sich mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Theilnahme für Andere, nach den Verhältnissen des Mädchens erkundigte. Wie hatte er sich da benommen? Was hatte er für die ihm fast fremde Base gethan? An seinem Arme hatte er sie vom Friedhof weg zum Altare geführt — er wiederholte die Phrase gern, sie gefiel ihm so sehr — Er hatte die Verlassene zu seiner Frau gemacht, nicht weil ihre Schönheit ihn überrascht und geblendet, nicht, weil er sich plötzlich in sie verliebt hatte, o nein — aus reiner Großmuth. Nun verdankte sie ihm Alles, vom Hemde, das sie trug, bis zur sorgenfreien, geachteten Lebensstellung, Alles. Und was forderte er dafür? Du weißt es Herr und Gott, das Geringste, das ein Mann von dem ihm angetrauten Weibe fordern kann: ein wenig Liebe! nur einen schwachen Widerschein der großen, heißen Liebe, die er für sie hat. Herzlichkeit, auch etwas Bewunderung, abwechselnd mit Bedauern, nicht immer nur pflichtgemäße Rücksichten und gebührende Obsorge. „Großer, guter Gott, erwecke in ihr die Liebe, nach der ich schmachte, die sie mir versagt. Warum versagt? Weil ich um einige Jahre älter bin als sie? Ich fühle mich nicht alt — wird denn ein Mann überhaupt alt, der sich jung fühlt und liebreich und liebesbedürftig? Erwiderung, Herr! Schenk' meiner Liebe Erwiderung!" —

So betete der Mann, und die Frau betete:

„Mein Gott, gieb mir Selbstüberwindung und die Kraft zu verbergen, daß ich sie üben muß; nicht nur treu, auch freudig lasse mich meine Lebensaufgabe lösen; mir fehlt die Freudigkeit in der Pflichterfüllung. Mir graut vor zwei mir ewig geöffneten Armen, vor einem ewig heischenden Blick. Du weißt, daß ich vor ihnen fliehen möchte ans Ende der Welt — aus der Welt. Du kennst die Gewalt dieser gräßlichen Versuchung, die mich oft ergreift. Laß mich ihr nicht erliegen!" Schauer durchrieselten sie; sie fühlte ihre Wangen kalt werden, sie versteckte das Gesicht im Gebetbuch, damit Niemand ihr Erbleichen sehe.

Das Kind an ihrer Seite aber schwelgte im Gefühl der göttlichen Nähe. Seine junge Seele flog zu Gott empor, ihm brachte es sein ganzes Herz dar.

Voll Inbrunst und Begeisterung sang es das Meßlied mit; seine frische Stimme tönte aus dem schnarrenden Gesang der Gemeinde wie ein helles Glöcklein heraus.

Sehr würdevoll verrichtete Tante Philomena ihre sonntäglichen Gebete. Sie hatte Hausfrauengefühle in der Kirche, die sie fegen und schmücken half, und übte die schwierige Kunst, ein Auge in ihrem großgedruckten „Goldenen Himmelsschlüssel" ruhen zu lassen, und mit dem anderen den Meßner zu beobachten, der noch ziemlich neu im Amte, sich zuweilen beim Schwingen des Weihrauchfasses, beim Präsentiren des Klingelbeutels und besonders beim Umhängen des Velums kleine Ungeschicklichkeiten zu Schulden kommen ließ. Auch über die Schulbuben, die vor den Stufen des Altars knieten, übte Philomena strenge Aufsicht, die Strafe, die ihr scharfer Blick den Ungeberdigen androhte, ging am Montag in der Schule richtig in Erfüllung. Deshalb verfehlte er auch selten seine Wirkung. Die Alte war gefürchtet, das hieß in ihrem Kreise so viel wie geachtet. Ihre ehrliche Frömmigkeit erbaute. Niemand klopfte stärker an seine Brust, Niemand beugte sich tiefer vor dem Allerheiligsten, und Niemand that's mit so inniger Andacht.

Auf dem Heimweg erzählte sie dem Großneffen eine schöne Legende, der auch Frau Elisabeth aufmerksam lauschte. Der Familienvater schritt pustend voraus. Alle Honoratioren und die meisten Bauern grüßten ihn. Er dankte militärisch, was sehr imponirte. Seine Verdrossenheit und Unzugänglichkeit gaben ihm ein großes Ansehen; die Beamten, deren Besuch er erwiderte, fühlten sich ausgezeichnet. Auch die bescheidene Elisabeth erfreute sich allgemeiner Sympathie, und alle Männer, die viel älter waren als ihre Frauen, stellten die schöne friedliche Ehe, die Klinger und seine Gattin führten, als Beispiel einer Musterehe auf.

Diese schöne und friedliche Ehe, die an inneren Kämpfen viel reicher war als manche, in der ein frischer fröhlicher Krieg regiert, wurde auf die dem Manne unerwartetste Weise gelöst. Seine Frau enthob ihn der Sorge um ihre Zukunft, in deren Namen er ihr die Gegenwart oft unerträglich gemacht hatte. Sie begann zu kränkeln; der Arzt, den man herbeirief, nahm es fast übel, daß man ihn für nichts und wieder nichts dahergesprengt hatte. Die Frau Hauptmann sei, etwas Fieber abgerechnet, ganz wohl. Was sollte er verordnen? Sich gut nähren, Ueberanstrengung vermeiden? Das verstand sich ja bei einer solchen Dame von selbst.

Sechs Monate später schrieb er in den Todtenschein: „An Erschöpfung der Kräfte." Wenige Tage nur war sie bettlägerig gewesen, und täglich einige Male hatte Klinger seine Tante gefragt: „Steht sie noch nicht auf? Was fehlt ihr denn eigentlich?"

Er grollte, er machte der Kranken kurze Besuche, ermahnte sie zur Selbstbeherrschung, stellte die These auf und verfocht sie auch, daß Niemand, der sich nicht verweichlicht, krank zu werden braucht. Einmal erschrak er aber doch über ihre Bläße und über den Ausdruck des Leidens in ihren Zügen. Es war an einem rauhen Märzabend, der Sturmwind hatte den Himmel rein gefegt. In schimmernder Herrlichkeit stand der Vollmond schon hoch am Firmamente; sein milder Schein drang durch die kleinen Fenster der Krankenstube, breitete sich über

das Bett, badete die Sterbende in Licht: Sie lag still und ruhig und war noch hold im Tode. Ihr Sohn kniete neben ihr. Er preßte sein Gesicht auf ihre Decke, um die Thränen zu verbergen, in die er ausgebrochen war beim Anblick der Mutter.

Als der Mann hinzutrat und sich, plötzlich weich und besorgt, über die schwer Athmende beugte, sprach sie, eine Hand in seinen Händen, die andere auf dem Haupte ihres Kindes, ihre letzte und zugleich ihre erste Bitte an ihn aus. Die lautete:

„Laß unseren Sohn geistlich werden, das ist sein Beruf, das ist für ihn das Beste."

Leo erhob sich bei diesen Worten und schlang den Arm um den Hals seiner Mutter, der Hauptmann jedoch versicherte, Niemandem läge das Beste des Jungen mehr am Herzen, als ihm, dem Vater. Ueber den Beruf, für den er ihn bestimme, nachzudenken, dürfe er sich aber noch Zeit gönnen. Höchste Zeit hingegen sei, daß die Hausmutter sich der Gefahr entzöge, bettkrank zu werden, und ihre gewohnten Beschäftigungen wieder aufnehme.

Elisabeth lächelte bei dieser Zumuthung und äußerte nicht einmal den guten Willen, ihr nachzukommen, was den Hauptmann peinlich berührte. Eine solche Stumpfheit war ihm neu an seiner Frau. Sie nahm überhaupt keine Notiz mehr von seiner Anwesenheit; sie sah die Tante, die eben eintrat, mit eigenthümlich verändertem Blick gespannt und fragend an. Die Alte nickte. Draußen ließ Pferdegetrappel und das Rollen eines Wagens sich vernehmen, und dazwischen das Läuten einer kleinen Glocke.

Klinger trat ans Fenster. „Oho!" sagte er. „Der Herr Dechant in eigener Person. Kommt Jemanden versehen. Wen nur?"

Hilf Gott! der Wagen, in dem der hochwürdige Herr und der die Glocke schwingende Kirchendiener saßen, hielt vor des Hauptmanns eigenem Hause. „Was soll das heißen? Wer hat den Geistlichen rufen lassen? Wer erlaubt sich so etwas, ohne mich zu fragen?"

Die Tante erklärte sehr gelassen: „Ich hab mir's erlaubt. Elisabeth sehnt sich schon lange darnach, ihre Andacht zu verrichten, weiß aber nicht, woher den Muth nehmen, es Dir zu sagen."

„So?" war Alles, was er herausbrachte. Unwillen, Kränkung, Zorn grollten in dem einen Worte. Mit wuchtigen Schritten verließ er das Zimmer durch die eine Thür, während der Priester durch die andere eintrat.

Leo wußte heute noch, mit welchem, dem Haß verwandten Gefühl er dem Vater nachgeblickt hatte. Das war anders geworden im Laufe der Zeit; allmälig war ein Gefühl des brennenden Mitleids in ihm erwacht mit diesem Manne, der, selbst unglücklich, das Unglück der Menschen, die er am meisten liebte, verschuldet hatte.

Allen, auch dem endlich wieder herbeigerufenen Arzte unerwartet, war Frau Elisabeth am folgenden Tage gestorben.

Sie hatte nach Leo gefragt, erstaunt geschienen, als er rief: „Da bin ich ja, da steh ich neben Dir!" hatte ihn küssen wollen und nicht die Kraft dazu gehabt,

den Kopf auf die Seite geneigt, die Augen zufallen lassen — und war eingeschlafen wie ein müdes Kind.

Klinger raste in Verzweiflung und trug sich mit Selbstmordgedanken. Anfangs ernstlich, befreite sich aber allmälig von ihnen, indem er sie aussprach, und kam zuletzt zu dem Schlusse, es sei nicht mehr der Mühe werth, auch nur einen Finger zu rühren, um sich von der Last des Lebens zu befreien. Der Tod, der ihm schon im Nacken saß, werde das ehestens besorgen.

Die Qualen, die er als Ehemann durchgemacht hatte, setzten sich dem Wittwer in der Erinnerung fort. Er verschmerzte den Beweis mangelnden Vertrauens, den seine Frau ihm noch kurz vor ihrem Ende gegeben hatte, nie. Ein Wahrzeichen! Nicht ihm, dessen größtes Glück es von jeher war, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, hatte sie sagen können: „Laß den Priester rufen;" hinter seinem Rücken war's geschehen. Und wenn sie sich schon lange vorher krank gefühlt haben sollte (was ihm gar nicht ausgemacht war), warum hatte sie es ihm nicht gesagt, warum nicht Anspruch gemacht auf die Rücksicht, die eine Kranke verlangen darf? Sie wollte eben keine Rücksichtnahme von ihm, sie verhielt sich immer ablehnend gegen ihn, sie, seine Frau. „War das recht?" fragte er die alte Philomena, die ihm mit ihren klugen Augen fest ins Gesicht sah und unwillkürlich die schmalen, trockenen Lippen spöttisch verzog.

War's recht? Stundenlang konnte der Hauptmann über die Frage nachsinnen und ersparte sie später auch seinem heranwachsenden Sohne nicht.

Dieser litt unter der Liebe des Vaters fast ebenso sehr, wie die Mutter darunter gelitten hatte. Der Hauptmann gab zwar seinen Bitten nach, und brachte ihn aufs Seminar in die drei Stunden weit entfernte fürsterzbischöfliche Residenz, erwartete aber mit aller Bestimmtheit, daß der Student zur Ferienzeit, abgekühlt von seinen überspannten Ideen und enttäuscht durch die strengen Regeln des geistlichen Instituts, nach Hause kommen werde. Das Lob, das Leo erntete, die guten Zeugnisse, die er heimbrachte, machten seinen Vater nicht irre. Im Anfang sind die Herren Professoren immer nachsichtig, meinte er. Daß sie den Eifer des Zöglings auch in der Folge lobten, verdroß ihn. Gut denn, gut, es bleibt dabei, der Sohn setzt seinen Willen durch, wird Priester, und der alte Klinger ist kinderlos, denn, natürlich, ein Priester gehört der Kirche.

Die Zusammenkünfte zwischen den Beiden gestalteten sich, so selten sie stattfinden konnten, immer unerquicklicher. Mit Keulen schlug der Hauptmann das Vertrauen seines Sohnes todt, und war dann außer sich darüber, daß ihm auch der keines entgegenbrachte.

Ein Wort Leo's über die Mühsal, die Verantwortlichkeit seines Berufes, und Klinger triumphirte: „Deine Sache! Warum hast Du ihn gewählt!"

Kam der Sohn mit heiterer Stirn, ruhig und zufrieden, dann wurde er am schlechtesten empfangen. Er konnte das Leben freilich auf die leichte Achsel nehmen, er, den sein Amt jeder Verpflichtung gegen die Familie enthob, der nie für eine Frau, für ein Kind, immer nur für das liebe Ich zu sorgen haben werde.

Leo hatte die Priesterweihen empfangen, versah seit Jahresfrist eine äußerst bescheidene Caplanstelle in einem niederösterreichischen Dorfe. Immer spärlicher flossen die Nachrichten aus der Heimath. Er trug das bedrückende Bewußtsein

mit sich herum, das Herz seines Vaters sei schwer von unausgesprochenem Groll gegen ihn. Da kam endlich als Antwort auf seine vielen Anfragen ein kurzer vom Schullehrer geschriebener, vom Hauptmann dictirter Brief.

„Ich bin zwar ganz gesund," hieß es darin, „in meinem Alter kann man aber jeden Augenblick abberufen werden, und es ist gut, sich bei Zeiten vorzusehen für die letzte Reise. Da ich nun schon einen Sohn habe, der Geistlicher ist, so möchte ich auch von ihm die Tröstungen der Kirche empfangen."

Zwei Tage später war Leo da. So früh hatte man ihn nicht erwartet. Der Vater sah ihn voll Staunen an, die Tante schlug halb freudig, halb erschrocken die Hände zusammen und stammelte: „Leo! . . . Hochwürden!"

Was waren sie alt geworden, die Zwei! Im Sterbezimmer Frau Elisabeth's, vor ihrem Arbeitstischchen saßen sie neben einander, die sonst unermüdlich fleißige Tante am hellen Sommernachmittag mit gekreuzten Händen, der Greis in seinem farblos gewordenen Militärpaletot, kahl und gebeugt, ein gebrochener Mann.

„Wir haben heute nichts Warmes zum Nachtmahl," sagte Philomena, stand auf, legte die Rechte auf die Lehne des Sessels und sah den Neffen voll Verlegenheit, Bewunderung und Ehrfurcht an. Plötzlich besann sie sich und wollte einen Sessel für ihn herbeiholen, denselben Holzsessel, auf dem er als Knabe die Nacht vor dem Tode seiner Mutter zugebracht hatte, und trotz des Vorsatzes, wach zu bleiben, fest eingeschlafen war, zu ihren Füßen, mit dem Kopf auf ihrem Bette . . . Dort stand es noch . . . Er mußte sich zusammennehmen, um nicht darauf zuzustürzen. Fast unhörbar traten die Worte: „Mutter! Meine liebe Mutter!" auf seine Lippen. Wenn sie noch lebte, welcher Empfang wäre ihm zu Theil geworden!

Der Vater begrüßte ihn mit den Worten: „Die Geistlichkeit hat's gut, beim Militär ist ein Urlaub nicht so schnell zu haben." Es freue ihn recht sehr, seinen Sohn kräftig und gesund zu sehen und auch vergnügt, wie ihm scheine; etwas mehr Zeit hätte er sich aber lassen können. Besonders eilig sei es mit dem Beichten nicht.

Es kam aber doch bald dazu, schon am nächsten Morgen. Der Doctor, der den alten Herrn regelmäßig besuchte, war bald nach der Ankunft Leo's dagewesen und hatte gesagt: „Ich an Ihrer Stelle würde mich jetzt gleich ins Reine setzen mit unserem lieben Herrgott. Einen besseren Fürsprecher als den eigenen Sohn können Sie nicht finden," und mit schlauer Miene hinzugesetzt: „Es ist nur die Frage, ob Sie dem sein Urtheil zu fürchten haben."

Das entschied. Leo erhielt vom Vater den Befehl, alle Vorbereitungen zu treffen; nicht nur beichten, auch communiciren wollte er; er war auch jede Stunde bereit, die heiligen Sterbesacramente zu empfangen. Das mag der Sohn, der Arzt, das ganze Dorf im Voraus wissen, sprach er erregt, Geheimthuerei sei nicht seine Sache.

Als Leo am nächsten Morgen in das Zimmer seines Vaters getreten war, hatte er ihn aufrecht im Bette sitzend gefunden. Das vertrauliche Lächeln, das die Lippen des Greises umschwebte beim Anblick seines Sohnes, der im Chorhemd, mit umgehängter Stola vor ihm erschien, erstarb vor der wehmüthig feierlichen Miene des jungen Priesters. Todtenblaß und bebend sprach er den

Segen über den alten Mann, und der empfing ihn voll Andacht, machte das Zeichen des Kreuzes und sagte:

„Vor Allem höre, geistlicher Herr, und lieber Sohn: Ich bin ein armer sündhafter Mensch, wie Du, wie alle Menschen überhaupt. Eines besonderen Unrechts wüßt ich mich nicht anzuklagen. Ich hab immer gethan, was recht war, aber geworden ist mir mein Recht nicht. Ich hab' für gute Dienste schlechten Lohn geerntet, und für große Liebe nicht die kleinste Erwiderung. Auf Erden hat's für mich keine Gerechtigkeit gegeben, so erwarte ich sie denn von meinem gnädigen Gott im Jenseits. Die Meisten fürchten die Vergeltung, ich hoff' auf sie. So ruhig wie ich kann nicht Jeder hinübergehen." Unmittelbar an diese Worte fügte er die übliche Formel und eine Beichte etwas seltsamer Art an, und schloß: „Alle meine wissentlichen und unwissentlichen Sünden . . ."

„Unwissentlichen," wiederholte Leo, es kam mit einem Schmerzens- und Angstschrei aus seiner Brust, „meine unwissentlichen Sünden!"

„Sind mir von Herzen leid," fuhr Klinger fort, „und ich verspreche, lieber zu sterben, als Gott wissentlich zu beleidigen."

Leo war auf beide Kniee gesunken und hatte mit unaussprechlich heißer Inbrunst gebetet: „Allbarmherziger! Du hörst ihn. Seine unwissentlichen Sünden! Verzeih, Allbarmherziger, nimm Dein mit Blindheit geschlagenes Kind in Gnaden auf!"

Und er hatte ein seliges Gefühl der Erfüllung gehabt, als er sich erhob von seinen Knieen. Unbegrenztes Vertrauen, höchster Muth durchdrangen und beseligten ihn.

Dieses herrliche Bewußtsein des Zusammenhangs mit seinem Schöpfer hatte ihn immer treu erhalten in der Pflichterfüllung, siegreich in der Versuchung. Als er die Entfernung der Fixsterne von der Erde zu ermessen begann, als unser Sonnensystem ihm zusammengeschrumpft war zu einem Punkt im All, auch da hatte sein Glauben nicht gewankt. Und heute stand er am offenen Fenster und sah zum sternenübersäten Himmel hinauf, und der Anblick, der ihn sonst hoch über sich selbst erhoben hatte, drückte den in qualvoller Herzensnoth ringenden Mann nieder — nieder bis zur Verzweiflung.

V.

Am frühen Morgen klopfte der Pfarrer an die Thür Leo's. Der alte Herr sprach mühsam, Schauer durchfröstelten ihn.

„Ich kann nicht auf die Kanzel," sagte er, und glitt mit seiner breiten, sehnigen Hand über die Stirn. „Gestern war die Predigt fertig in meinem Kopfe, jetzt sind alle Gedanken fort, bis auf einen einzigen . . . Du mußt predigen, Du mußt ihnen den Text auslegen: ‚Jesus weint über Jerusalem.' Das Hochamt will ich selbst lesen, ich will beim feierlichen Gottesdienst für einen Verirrten beten."

Er hatte sich auf einen Sessel sinken lassen: „Ja — der eine Gedanke frißt alle anderen auf."

„Ich hätte schweigen sollen," sagte Leo finster.

„Nein! nein! . . . die Wahrheit über Alles“ . . . Er unterbrach sich, er sah rathlos zu seinem Cooperator hinauf: „Oder nicht? Führt das Suchen nach Wahrheit auf Irrwege? — Wozu dort nach Wahrheit suchen, wo sie längst gefunden ist? Die Wahrheit,“ rief er, „die gut genug war für große Propheten, wird auch für Dich gut genug sein.“

Er erhob sich, er klopfte dem Freunde liebreich auf die Schulter und sprach ermunternd und flehentlich:

„Befestige Dich wieder im Glauben!“

Jede seiner Mienen und Gebärden bat um ein Zeichen der Zustimmung, der Theilnahme wenigstens, mit den Sorgen, die ihn quälten. Leo konnte es ihm nicht geben, er hätte es heucheln müssen. Er geleitete ihn zurück in seine Stube, verließ ihn schweigend und dachte: — „ein Funken Verständniß wäre mehr als all' diese Güte und Liebe.“

In dumpfer Versunkenheit ging er an sein Tagewerk und erwachte erst aus ihr, als die Kirchenglocke zur Predigt rief. Noch nie hatte er die Kanzel unvorbereitet betreten, für den gewissenhaft erwogenen Inhalt seiner Rede immer die klarste, einfachste Form gesucht, mit unermüdlichem, oft bis zur Pein gesteigertem Fleiße, und immer sich selbst die Schuld gegeben, wenn es ihm nicht gelungen war, zu rühren und zu ergreifen. Heute wußte er nur, daß er sprechen werde und über welchen Text.

Die Kirche war von einem verwilderten Rasenplatze, dem ehemaligen Kirchhofe, umgeben. Eine niedere Mauer schloß ihn gegen die Straße, den Pfarrgarten und gegen die angrenzenden Felder ab. Seine beiden Zugänge aber standen Tag und Nacht offen. Ein breites Gitterthor, das in gerader Linie zum Portale der Kirche führte, bildete den einen, den anderen jenseitigen ein hölzernes Pförtchen, zu dem man vom Pfarrhofe aus über einige Stufen und von dort zur Sacristei gelangte. Als Leo den betrat, bot sich ihm der altgewohnte Anblick. Die weibliche Dorfbevölkerung strömte scharenweise ins Gotteshaus hinein, die Männer, Gruppen bildend, ließen sie vorbei defiliren und schickten sich an, das Ende der Predigt im Freien abzuwarten. Junge Burschen lagen faul ausgestreckt im Grase. Sie blickten zur Seite, als Leo vorüberging. Jeder von ihnen grüßte schon von Weitem, wenn er dem Cooperator allein begegnete; in großer Gesellschaft aber genirte sich die goldene Jugend, höflich zu sein. Einige ältere Männer zogen die Hüte, am freundlichsten that's ein auffallend großer, schöner Mensch mit offenem Gesichte und ehrlichen Augen. Zimmermann hieß er und war er, und hatte durch einige Jahre die Bürgermeisterstelle bekleidet. In dieser Zeit wurde die Gemeinde ihre Schulden los. Bei der Wiederwahl fiel er aber durch. Wer mit sich nicht reden läßt, wer nicht einsieht, daß eine Hand die andere waschen muß in jedem Gemeinwesen, den setzen sie in Schlan aus eigenem Antriebe nicht zum Vorgesetzten ein. Mehrere Bauern und Gewerbsleute, auch der Müller gehörte zu ihnen, verloren sich hinter der Kirche, als sie den Geistlichen kommen sahen; andere wünschten offenbar, von ihm bemerkt zu werden: „I wart' nur, daß 's anfangt, dann geh i glei hinein,“ sagte ein dicker Wirth mit militärisch zugeschnittenem Schnurrbarte absichtlich laut zu seiner Umgebung. Und nun, knapp vor der Thüre der Sacristei, lief ein kleiner Junge mit rother Nase

und weit abstehenden rothen Ohren auf den Priester zu, ihm die Hand zu küssen, und ein Weib knickste und knickste, als wollte es sich in den Boden hinein knicksen. Es war die Schober, die Mutter des Jungen, — Leo's Augen funkelten zornig, er biß die Zähne zusammen und ging vorbei.

Bald darauf betrat er die Kanzel, betete, erhob sich und blickte zu den Versammelten nieder. Die Bänke der Frauen waren dicht besetzt, die der Männer wiesen große Lücken auf. Nun wackelte mit geschäftiger Miene der Müller herein, besprengte sich mit Weihwasser und beugte das Knie vor dem Altare. Ihm folgte einer von Denen, auf die er sich gestern berufen hatte, ein Sündengenosse. Einer, der dieselben Wege ging, wie er, und eben so unbehelligt — nicht nur von Außen, auch durch das eigene Gewissen. Gelassen ging er seinem Platze in der Kirchenbank zu, setzte sich bequem hin und sah aus wie ein Patriarch mit seinem kahlen Schädel, seinem silberweißen Barte und dem tiefen Seelenfrieden, den sein wettergebräuntes Gesicht widerspiegelte.

Den Priester überlief's, ein Grauen ergriff ihn. —

Der Frieden, der ihn anträumte aus diesem Menschenantlitze, war der Frieden des Thieres. Er wandte sich ab, er richtete den Blick auf das Landschaftsbild, das, vom offenen Kirchenthore umrahmt, in heller Schönheit glänzte, und begann zu sprechen. Langsam und schwer. Er mußte mit Gewalt bei jedem Worte eine Last heben, die ihm erdrückend auf der Brust lag, und alle seine Kraft aufbieten, um sich die Herrschaft über seine Stimme zu erkämpfen. Allmälig aber begann diese sonst so milde Stimme zu dröhnen und schwoll immer mächtiger an zu einer Stimme des Zornes, die zum Himmel schrie, nicht um Sühne — hinter der Sühne birgt sich die Verzeihung —, um Rache. Jesus weinte über die Verworfenheit der Menschen, aber seine heiligen Thränen flossen umsonst; die Sünde wuchert weiter und fordert die ewige Gerechtigkeit heraus. Leo wies ihr unerbittliches Walten nach. Die reifsten Gedanken seines Geistes, die tiefsten Empfindungen seiner Seele lebten in ihm auf und hinterließen eine leuchtende Spur. Wie Wolken hatte sich's auseinander geschoben vor seinem inneren Auge, wie auf einem Bilde sah er mit wunderbarer Deutlichkeit verzeichnet den oft verhüllten, immer unauflöslichen Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe. Der Schein ist nichts. Aeußeres Gelingen, blühende Gesundheit, lärmende Freude — dabei kann im Inneren die Verzweiflung wohnen und nach und nach Alles rings um sich herum verzehren, wie ein still glimmendes Feuer. Jede vergeblich über Euch vergossene göttliche Thräne wird zum Flammenstrom, in den der Engel des Gerichtes die Rechte taucht und damit an Euere Herzen schlägt, und, mögen sie dreifach gepanzert sein durch Kaltsinn, Stumpfheit, Verstocktheit, einen Brand hineinwirft, vor dem, was Ihr Lust und Glück nennt, wie Zunder in Asche fällt.

Mächtiger mit jedem Satze wurde seine Rede, und der Ton seiner Stimme klangvoller; sie drang ins Freie und lockte allmälig die draußen Gebliebenen herein. Viele, besonders die jungen Burschen, kamen lächelnd, mit Mienen, die spöttisch sein sollten, aber sich sehr bald in verlegene und bestürzte verwandelten.

Der Engel des Gerichtes, von dem der Priester sprach, das war er selbst! . . . So erschien er ihnen, wie er dort auf der Kanzel stand, in furchtbarer Schönheit, marmorblaß, mit glühenden Augen.

Und als ein Richter fühlte er sich. Ihm war, er brauche nur die Hand auszustrecken, um all' die Verworfenheit, die ihn umgab, in den Abgrund zu schmettern.

Kein Plätzchen war mehr unbesetzt in der Bank der Männer, hinter den Bänken im Eingange, vor dem Eingange drängten sie sich. Bange Betroffenheit, Sehnsucht nach einem befreienden Worte lag auf allen Gesichtern, leise und unheimlich ertönte manchmal ein trockenes Aufschluchzen, ein angsterpreßter, sofort unterdrückter Schrei.

Aber den Priester auf der Kanzel überkam nicht eine barmherzige Regung. Dräuend blickte er von seiner Höhe herab. Die Selbstanklage schwieg, die Demuth war todt. Er durfte verwerfen, es kam ihm zu, ihm, dem im Streite wider sich selbst unerbittlichen, unermüdlichen Ringer, der feigen Stumpfheit gegenüber. Sein Kampf stellte ihn über Alle. Einmal streifte sein Blick den zweier zu Tode erschrockenen Mädchenaugen, die zu ihm hinaufflehten; einmal glitt er über ein dunkles Männerangesicht, das ihn anstaunte und mit dem trotzigen Schrecken eines ungerecht Angeklagten fragte: Wie komm' ich dazu?

Du rührst ihn nicht, kleine Vroni, Du fragst umsonst, armer Seppl. Auch die Gerechten bestehen vor diesem Kämpfer nicht.

Er schloß, er kniete, betete stumm und lang, die Stirn auf die Kanzelbrüstung gepreßt.

Kein Aufathmen wurde in der Kirche hörbar, kein Laut, bis die ersten Orgelklänge sie durchrauschten und das Hochamt begann.

Als Leo den Betstuhl neben dem Altare betrat, hatte schon ein Fremder darin Platz genommen, ein halb weltlich gekleideter Geistlicher, von stattlichem Aussehen, der, vertieft in sein Andachtsbuch, den stummen Gruß des Cooperators unerwidert ließ. Auf den Priester am Altare warf er aber von Zeit zu Zeit einen scharf beobachtenden Blick. Dem alten Herrn wurde das Darbringen des heiligen Meßopfers heute recht schwer. Mühsam ließ er sich auf die Kniee nieder, noch mühsamer erhob er sich. Mit der Brille hatte er auch immerfort zu thun, er mußte sie öfters herabnehmen, um sie abzuwischen, seine Augen sahen gar müd' aus, und einmal fiel eine schwere Thräne auf das Meßbuch, über das er sich beugte.

Leo wußte wohl, für wen der Greis heute mit so ganz besonderer Innigkeit und Inbrunst betete.

Das Hochamt dauerte ungewöhnlich lange, erschöpft kam der Pfarrer in die Sacristei und verließ sie, auf seinen Cooperator gestützt, der, den Greis geleitend, voll Besorgniß zu ihm niederblickte.

Die Kirchenbesucher, die sonst nicht eilig genug den Ausgang, der auf die Dorfstraße, das heißt in die Nähe des Wirthshauses, führte, gewinnen konnten, mäßigten heute ihre Ungeduld. Sehr Viele machten sogar den Umweg um die Kirche, um die geistlichen Herren, die ihrem Hause zugingen, zu begrüßen. Das war sonst fast ausschließlich die Sache der Armen und Bresthaften und etlicher Betschwestern und Betbrüder, die sich der Gunst des Pfarrers nicht zu rühmen hatten. Selten ersparte er ihnen die Worte des Erlösers: „Dieses Volk ehret mich mit den Lippen, aber sein Herz ist weit von mir."

Plötzlich befanden der alte Herr und sein Führer sich in einem Gedränge. Die Leute wichen langsam aus, alle grüßten. Die zwei Hoffärtigsten, der Bürgermeister und der Gemeinderath Steindl, der Besitzer des Steindlhofes, der dem Koglerhofe nicht viel nachgab, zuerst, dann die Anderen, und ein Gemurmel entstand. Fast Jeder hätte den Geistlichen etwas zu sagen gehabt und sah sie darauf an, scheute sich aber, sie anzusprechen, ohne dazu aufgefordert zu werden. Nur der Müller kratzfußte und begann in verbindlichem Tone: „Habe die Ehre, einen ...," wurde erdfahl unter dem Blicke Leo's, und die Stimme versagte ihm. Er stieß die Schober, die dicht neben ihm stand, mit dem Ellbogen fort, und sie wieder suchte sich loszumachen von ihrem Buben, der sie am Rocke festhielt. Ueber Nacht war er die Fabel des Dorfes geworden; der Zank zwischen seiner Mutter und dem Müller mußte versteckte Zeugen gehabt haben. Erwachsene und Kinder ertheilten dem Schober Franzl im Vorübergehen Rippenstöße und Püffe. Der Sohn des Zimmermanns, ein hübscher Bursche von fünfzehn Jahren, der das Käppchen aufs linke Ohr geschoben und hinter das rechte eine blutrothe Nelke gesteckt hatte, versetzte ihm einen Tritt und schimpfte ihn „Hendelschinder".

Nun ließ eine dünne, messerklingenscharfe Stimme sich vernehmen: „Platz für den Herrn Pfarrer!" befahl sie. „Treisinger, Vogler, drängt nicht so! Platz für den Herrn Pfarrer und den Bezirksrichter!"

Er selbst rief's, der kleine alte Beamte, und schwenkte, um sich bemerkbar zu machen, seine Kopfbedeckung in der Luft. Die Leute gaben Raum, er gelangte in die vorderste Reihe, und die weltliche und die kirchliche Behörde tauschten herzliche Händedrücke: „Ich komme heute noch zu Ihnen," sagte Leo leise. Der Bezirksrichter nahm eine bärbeißige Miene an. „Wegen der G'schicht mit dem Schober-Franzl. Das is eine G'schicht. Größte Energie durchaus nothwendig. Ich bin für häusliche Züchtigung, bei so einer G'schicht."

Nochmalige Händedrücke, und die Priester setzten ihren Weg fort, jetzt ungehindert, denn der Zimmermann ging voraus und stieß Jeden, der nicht gleich auswich, nach rechts und links zur Seite. Das Gartenpförtlein war vom Wind halb zugelehnt worden, der emeritirte Bürgermeister schob es zurück und sprach laut zum Cooperator: „Heute haben Sie es ihnen gegeben, Hochwürden!"

Der Pfarrer blieb abermals stehen, drohte sanft mit dem Finger und flüsterte, nur dem Angeredeten verständlich: „Ei, ei, Zimmermann, lieber Freund, hat Er das Evangelium vom Zöllner und vom Pharisäer vergessen?" Er wandte sich und erblickte nun, an den Pfeiler des Pförtchens gelehnt, die kleine Vroni und dicht hinter ihr die Kogler-Bäuerin. Vergeblich hatte Seppl gemahnt, es wäre Zeit nach Hause zu fahren, die Pferde ständen eh' schon lang g'nug im G'schirr. Vroni widersetzte sich. Daß man ihr in aller Gottesfrüh' die Erdbeeren aus dem Pfarrhof zurückgeschickt hatte, ließ ihr keine Ruhe. Sie mußte den Herrn Pfarrer sehen, ihn fragen, ob er denn bös' auf sie sei, und warum? ... Die Erdbeeren, die furchtbare Predigt, standen sie vielleicht in einem ihr unerklärlichen Zusammenhang?

„Ich möcht' so gern auf den Herrn Pfarrer warten," hatte sie inständig gebeten, und die Mutter hatte nachgegeben, und der hölzerne Seppl hatte die Vroni angeschaut, daß ihr der Athem völlig ausgegangen war, und gesagt: „Ja

so, Sie muß warten wegen 'n Alten," und sich auf dem Absatz umgedreht und zu der Koglerhof-Equipage begeben, die unter der Obhut des Wirthshausknechtes auf der Straße stand.

Leo erschrak vor der Angst, mit der Broni ihn rasch ansah. Ihre Wangen brannten, die seinen überflog eine schwache Röthe. Und nicht nur der Anblick Broni's, auch der der Bäuerin setzte ihn in Verwirrung. Sie grüßte ihn fremd und scheu, nachdem sie dem Pfarrer mit einem ihr eigenthümlichen, würdevollen und traurigen Neigen des Hauptes ihre Ehrfurcht bezeugt hatte.

Thalberg sprach sie lebhaft und freundlich an: „Wie geht's zu Hause? Ein Bissel besser? Das freut mich. Sie wissen ohnehin, aber ich wiederhol's doch: Wenn der Bauer heut' oder morgen wünschen sollte, mich zu sehen, Sie brauchen nur schicken, — der alte Seelenhirt ist immer da. — Und Sie Bronerl, verzeih' Sie mir, daß ich Ihr schönes Präsent zurückgeschickt habe. Nahrungsmittel, weiß Sie, darf ich nicht annehmen. Aber den schönen Almenrausch, mit dem Sie Ihre Erdbeeren aufgeputzt hat, den hab' ich mir behalten. Er steht im Glas auf meinem Fenster, Sie kann ihn vom Garten aus sehen. Gott befohlen! Gott befohlen!" wiederholte er, als die Kleine sich über die Hand, die er ihr gereicht hatte, beugte und ihre Lippen in demüthigem Kusse auf ihr ruhen ließ.

Schweigend durchschritten die Geistlichen den Garten. Dem Greise war das Herz schwer. Sein Cooperator, der Mann des Friedens, hatte sich ihm gestern und heute in entsetzlichem Lichte gezeigt. Abtrünnig, glaubenslos und ohne Erbarmen mit der Schuld des Nächsten. Was wird jetzt noch geschehen? Was wird die Unterredung, die ihm mit diesem ganz verwandelten Menschen bevorsteht, bringen?

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer Thalberg!" rief's plötzlich hinter ihm, und er wandte sich um.

Der Fremde, derselbe Priester in halb weltlicher Kleidung, den Leo in der Kirchenbank getroffen hatte, näherte sich mit großen Schritten: „Kennen Sie Ihren einstigen Caplan nicht mehr?"

„Pater Pinzer!" Thalberg schrie es fast, entschuldigte sich aber sogleich: „Das heißt, Herr Consistorialrath. Du bist, Sie sind ein großer Herr geworden, in den Jahren — wie viele sind's nur? — in denen wir einander nicht gesehen haben. Willkommen! das ist doch schön, daß Sie sich meiner noch erinnern. Woher des Wegs? Wie geht's? Na, wie soll's gehen? Gut geht's ihm. Sie sehen ja prächtig aus!"

Wie neu belebt vor Freude hieß er seinen Gast eintreten und vorausgehen mit Leo, indeß er selbst sich in die Küche begab und triumphirend ausrief:

„Besuch, Frau Sperber! Frühstück, Frau Sperber! schnell und ausgezeichnet! Was für ein Glück, daß heut' Sonntag ist. Wir haben Brezeln."

„Zum Gerstenkaffee," sagte die Wirthschafterin. „Echten gibt's nicht bei uns."

„So gehen Sie zum Kaufmann, Frau Sperber! gehen Sie, laufen Sie! Wissen Sie, wer da ist? Der Pinzer, der Pater Pinzer, Madame!"

Sie lachte: „Unser ehemaliger Caplan? Das war ein lustiges Herrlein!"

„Ist jetzt ein großer Herr: Con=si=sto=ri=al=rath." Thalberg sprach jede einzelne Silbe mit feierlichem Nachdruck aus. „Stellen Sie sich das vor, wenn Sie können, und warten Sie ihm mit einem Frühstück auf, das sich gewaschen hat."

„Wir haben um und um nichts im Haus," erwiderte die Wirthschafterin. „Daß Sie auch so sind, Hochwürden! Die Erdbeeren von der kleinen Broni, die könnten wir jetzt brauchen, die möchten uns den Tisch aufputzen. Aber so was darf's ja bei uns nicht geben. Außer dem Schmalhans dulden Hochwürden keinen Küchenmeister."

„Sie werden schon machen. Ich verlass' mich auf Sie, Frau Sperber, eine solche Hausfrau! barbe bleue!"

Seelenvergnügt und ach, wie dankbar, daß er nur wieder einen Grund hatte, vergnügt zu sein, ging er, seinen lieben und hohen Gast zum zweiten Mal willkommen zu heißen.

Dieser bemühte sich eine Zeit lang umsonst, das Gespräch, das der Pfarrer immer von Neuem auf ihn zurückführte, auf die kirchlichen und Gemeindeangelegenheiten Schlans zu lenken.

Vom Kaffee, den Frau Sperber voll Stolz servirte, und der pur und echt war, wollte er durchaus nur eine Tasse nehmen. Thut sich gewiß einen Abbruch, indeß ich schwelge, dachte Thalberg, und konnte nicht umhin, den Würdenträger seiner Hochachtung zu versichern und auch nochmals zu sagen:

„Eine schönere Ueberraschung als Ihren Besuch hätte ich nicht haben können."

„Mich wundert nur, daß es eine Ueberraschung ist," versetzte der Consistorialrath. „Ich war angesagt. Seine bischöfliche Gnaden, dessen allerherzlichste Grüße ich mündlich wiederholen soll, haben mich brieflich ansagen lassen. Ist das Schreiben nicht eingetroffen?"

„Das Schreiben?" — Der Greis gerieth in Bestürzung — „Doch", stotterte er. „Das Schreiben mit dem großen Siegel — das habe ich erhalten . . ."

Aber noch nicht gelesen, sagte sich der Gast im Stillen, ich kenne Dich, mein Alter. Du scheust die Gemüthsbewegungen. Das große Siegel hat Dir imponirt, und ganz rein ist Dein Gewissen nicht. Eine Weile weidete er sich an der Verlegenheit Thalberg's, dann that er, als hätte er dessen letzte Worte überhört: „Der Brief wird sich verspätet haben. Kein Wunder; die Wege hier sind unter aller Kritik. Ich bin über Ols gekommen. Dieses Nest ist doch hier eingepfarrt. Sie riskiren den Hals, so oft Sie hinüber fahren. Wär's denn nicht Sache Ihrer Gemeinde, den Weg in gutem Stand zu halten?"

„Ja ja, freilich. Aber wissen Sie, ich fahre nicht, ich gehe, und wenn der Weg im Winter gar zu schlecht wird für mich, dann geht mein Cooperator."

Pater Pinzer schüttelte den Kopf: „Sie haben das Recht zu fordern, daß der Weg unterhalten werde, und ein Recht soll man ausüben. Mit Strenge, wenn's nöthig ist. Ganz aufrichtig, Verehrter, ich bin geschickt worden, um Sie aufmerksam zu machen, daß die Leute Ihre Nachsicht und Güte mißverstehen und mißbrauchen. Es gibt räudige Schafe in Ihrer Herde."

Der Pfarrer warf Leo einen ängstlichen Blick zu, der deutlich sprach: Das wissen sie schon dort oben!

„Gesindel," fuhr der Consistorialrath fort, „das anonyme Briefe schreibt, in denen Sie verleumdet werden."

„Verleumdet, ich? —" Thalberg hatte ein unbeschreiblich sanftes und gleichmüthiges Lächeln: „Vielleicht nicht verleumdet — ich muß selbst meine räudigen Schafe in Schutz nehmen —, vielleicht nur angeklagt."

„Sie haben gut scherzen, Herr Pfarrer. Seine bischöfliche Gnaden, Ihr Schulkamerad, Ihr treuer Freund, der Sie liebt und hochhält, läßt Sie aber doch warnen. Un homme avisé en vaut deux."

Er sagte den letzten Satz in sehr gutem Französisch, und Thalberg konnte ihn nicht genug bewundern: „Nein, was Sie für Fortschritte gemacht haben! Mein ehemaliger Caplan spricht französisch wie ein Botschafter," rief er aus, „und ich — ich hab's über ‚barbe bleue' nicht gebracht!"

Etwas ungeduldig über die Unterbrechung, fiel Pater Pinzer ein: „Darf ich die ‚Anklagen' vorbringen? darf ich gleich mit der schwersten anfangen? . . ."

„Fangen Sie an," erwiderte Thalberg munter.

„Man hat uns geschrieben, Sie hätten vor sechs Wochen eine Selbstmörderin auf dem Friedhofe begraben. Nun bin ich sogleich nach der heiligen Messe hingegangen, komme von dort und habe das Grab gefunden, die Daten stimmen. Die Hauptsache wird nicht stimmen. Die Todte war keine Selbstmörderin."

„Doch, lieber Herr Consistorialrath, doch," versetzte Thalberg mit einem tiefen Seufzer. „Unser Doctor hat zwar constatirt, daß die That in einem Zustand von Unzurechnungsfähigkeit begangen wurde, und das strengste kirchliche Gericht müßte mich absolviren; meine Ueberzeugung aber ist: das Mädchen war bei Sinnen, wie sie in den See gegangen ist."

Pater Pinzer spreizte die ausgestreckten Arme gegen den Tisch und sprach: „Darüber zu entscheiden ist Sache des Arztes, Sie hatten sich an seinen Ausspruch zu halten."

„Ich hätte die Unglückliche unter allen Umständen begraben, und Sie hätten es auch gethan, und Seine bischöfliche Gnaden hätten es gebilligt. Einer, der unserem Stand angehört, darf den Stab über sie nicht brechen."

„Einer, der unserem Stande angehört?" wiederholte Pinzer betroffen.

„Es ist eine traurige Geschichte . . . Schwere Strafe für freilich schwere, schwere Schuld . . . Aber die zwei Menschen waren gar jung, und er hat sich seinen Beruf nicht ausgesucht, er ist gezwungen worden."

„Wie kann man sich zwingen lassen?" versetzte Pinzer wegwerfend.

„Ja, wie kann man sich zwingen lassen? — Je nun, um so trauriger. Die Lina war ein schönes Mädchen, und das Kind so braver Leute, wie man hier nicht viele findet, des Frieselbauers und seiner Frau. Nach dem Tod der Eltern, die früh gestorben sind, haben die Lina und ihre vier Brüder miteinander weiter gehaust. Es sind rabiate Burschen, aber die Schwester hat über sie nicht zu klagen gehabt, und so ist Alles gut gegangen, bis der Aelteste, der Loisl, geheirathet hat. Da war's aus. Die Schwägerinnen haben sich nicht vertragen. Zuletzt kam's so weit, daß die Lina sich entschloß, zu einer alten kränklichen Tante in Tirol, die vor Kurzem wieder um sie geschrieben hatte, zu ziehen.

„Ins Frieselhaus ist aber nach ihrer Abreise der Frieden doch nicht eingekehrt.

„Die Brüder, und der Loisl am meisten, haben der Frau nicht verziehen, daß die Lina ihretwegen in die Fremde mußte. Von der ist im Anfang alle heiligen Zeiten einmal ein Brief eingetroffen, dann ein ganzes Jahr lang keine Nachricht. Auf einmal ist sie selbst da . . . Vor der Pfarrei zusammengebrochen, mit der Stirn auf der Schwelle hat die Sperber sie gefunden. Das stolze Mädel, mit der Stirn auf der Schwelle.

„Wie das unselige Geschöpf bei mir angeklopft hat, so hat's vorher schon angeklopft gehabt bei seinen Brüdern, und die haben sie fortgejagt, grausam, und — nun", — Thalberg unterbrach sich, um in unsagbar milder und entschuldigender Weise fortzufahren: „Sie haben halt immer geglaubt: Eher fällt der Himmel ein, als daß unsere Schwester etwas Unrechtes thut.

„Und da kommt sie so zurück.

„Es war eine entsetzliche Verwirrung in ihr. Sie hat immer gesagt: Ich bin die Schuldige, ich hab' ihn unglücklicher gemacht als er mich, und nicht zugegeben, daß der Schuldigere der ist, der die Pflicht hat zu sorgen für die Seelen."

„Hat sie Beweise gehabt?" fiel Pinzer ihm ins Wort.

„Ja, Briefe, die sie mit den paar, vor der Flucht aus dem Haus der Tante zusammengerafften Sachen bei den Brüdern liegen gelassen hat, nach dem schrecklichen Auftritt mit ihnen. Ich bin gleich hin gegangen, mir diese Schuldbeweise auszubitten, aber die Frieseln sind gegen mich nicht viel anders gewesen als gegen die arme Lina. So hab' ich nichts thun können, als ihr unterdessen ein Obdach verschaffen, für sie sorgen und denken: kommt Zeit, kommt Rath.

„Da werd' ich eines Tags mit der schrecklichen Nachricht geweckt.

„Der Todten haben die Brüder den Einlaß ins Vaterhaus nicht mehr verweigert. Wie ich eintrete, liegt sie mitten im Zimmer auf der Bahre, und die vier wilden Kerle, Menschen wie die Bäume, stehen daneben. Dem ältesten sind große Thränen langsam über die Wangen geflossen, der jüngste, der Hansl, hat laut geschluchzt . . . Sie waren sehr verwundert und sehr betroffen, wie ich wiedergekommen bin; das hätten sie nicht erwartet nach dem Empfang, den sie mir vor ein paar Tagen bereitet hatten. Sie haben die Köpfe zusammen gesteckt und gewispert; dann tritt auf einmal der Loisl auf mich zu und sagt: Wir haben die Briefe, an denen Ihnen so viel liegt, in der Zeitung abdrucken lassen wollen. Wenn Sie uns aber die Schwester in g'weihter Erde begraben, geben wir Ihnen die Briefe heraus; machen's mit ihnen was s' wollen."

„Und was haben Sie damit gethan?" fragte Pinzer eifrig.

„Auch begraben."

„Das können Sie nicht verantworten, Herr Pfarrer!"

„Mir scheint doch, Herr Consistorialrath; ich sage es Ihnen wieder: Sie hätten es auch gethan, wenn Sie die Briefe gelesen hätten. Angeschrien hat's einen aus jedem Wort: ich bin nicht schlecht, ich bin nur schwach gewesen. Und dann hab' ich ihn auch gesehn. Er war bei mir. Solche Reue thut Wunder; sie hat schon aus manchem schweren Sünder einen Heiligen gemacht."

Eine lange Pause entstand. Jeder wartete, daß der Andere zu reden anfange. Endlich sprach Pater Pinzer in ganz verändertem Tone: „Von den übrigen Denunciationen muß ich Ihnen noch berichten."

„Thun Sie 's in Gottesnamen," erwiderte Thalberg.

„Es wird behauptet, Sie hätten — aus guten Gründen, sind wir überzeugt — einen Bittgang um Regen, den die Leute abhalten wollten, untersagt."

„Auch richtig. Das war im April. Auf dem fürstlich Trauburgischen Gut hinter Ols ist ein Meierhof abgebrannt und am Tag drauf in unserer Nachbarschaft ein großer Bauernhof. Natürlich sollte Alles so geschwind als möglich wieder aufgebaut und unter Dach gebracht werden. Unsere Handwerker, Fuhrleute, Taglöhner, die das ganze Jahr nach Arbeit seufzen, haben reichlich verdient, weder der Fürst noch der Bauer sind Sparmeister, und immer noch war Noth an Arbeitern. Und gerade da wollen die Leute einen Bittgang unternehmen, in der Zeit, in der sie jede Stunde verwerthen können zu eigenem und zu fremdem Nutzen! Und noch dazu hat mein Cooperator, der ein Astronom und ein Meteorologe ist, fast mit Bestimmtheit voraussagen können, daß es innerhalb der nächsten acht Tage ohnehin regnen wird."

„Sie wußten, daß ein Regen zu erwarten war, und unterließen deshalb den Bittgang um Regen? Sehr gut, Hochwürden." Pater Pinzer lächelte etwas ironisch. — „Und nun zur letzten der gegen Ihr Regiment ausgestreuten Verleumdungen. Sie richtet sich übrigens selbst durch ihre Unwahrscheinlichkeit, indem sie uns auftischt, daß Karten gespielt wurde hinter einem Seitenaltar, während Sie auf der Kanzel standen und predigten."

„Dieser Vorwurf trifft," erwiderte der Greis mit schmerzlicher Beschämung. „Ja, ja, das ist vorgekommen, leider. Mein Cooperator hat die Urheber dieses Scandals auf frischer That ertappt und verwarnt."

Der Consistorialrath wandte sich sehr huldvoll an Leo: „Ich bin überzeugt, daß eine von Ihnen ertheilte Verwarnung ihre Wirkung ebenso wenig verfehlt haben kann, wie Ihre heutige Predigt sie verfehlen wird. Ich habe den Eindruck, den sie hervorbrachte, beobachtet, er war mächtig und tief und wird gute Früchte tragen. Und was ich am meisten bewundere, Sie haben nicht einmal mit der Hölle gedroht."

„Ich glaube an eine Hölle in der menschlichen Brust," sprach Leo.

Der Consistorialrath betrachtete ihn sehr ernst, und Thalberg unterbrach das Schweigen durch allerlei Erkundigungen nach Berufsgenossen, von denen er lange nichts mehr gehört hatte. Er war äußerst enttäuscht, als Frau Sperber den Wagen melden kam, der „den hohen Gast" weiter befördern sollte.

„Das ist ja die ganze Frau Sperber. Einmal heißt es: ‚hoher Gast', und dann will sie mich ‚weiter befördern'" sagte Pinzer, begrüßte sie freundlichst, stand auf und erwiderte Thalberg's Bitten, doch noch länger zu bleiben, mit der Versicherung, daß die Pflicht ihn rufe: „Ich muß heute noch Jemandem meine Aufwartung machen, dem ich nicht so überraschend komme wie Ihnen, und der mich gewiß nicht so freudig empfangen wird wie Sie."

Schon im Begriffe, sich zu verabschieden, sagte er plötzlich: „Ich möchte doch auch Ihnen, Herr Cooperator, meinen Besuch machen. Wo wohnen Sie?"

Thalberg blieb in banger Sorge zurück. Wovon werden sie sprechen? Nur kein Wort zu viel, mein armer, ringender Sohn! Er trat ans Fenster und blickte ins dichte grüne Laub der Bäume. Sein Herz war wieder recht schwer.

„Eine Bibliothek, kein Zimmer," hatte der Consistorialrath beim Betreten der Stube Leo's gesagt, nicht Platz nehmen wollen auf dem Sessel, den der Cooperator ihm hinschob, den astronomischen Instrumenten große Aufmerksamkeit gewidmet und noch größere den Büchern auf den Regalen. „In denen steckt ein Vermögen," sagte er, und Leo versetzte:

„Das kleine Vermögen, das mein Vater mit Mühe zusammengespart hat."

„Da sind sie alle," sprach Pinzer, auf eine lange Bücherreihe hindeutend. „Von Kopernikus über die Astronomia nova, die Philosophia naturalis, die Kosmogonie, bis Sciaparelli. Und da steht der große Jesuit neben dem großen Juden. Pater Secchi neben Baruch Spinoza. Die sind mit gutem Bedacht nebeneinander gestellt worden. In einem Punkte hat der Jude recht: alle Wissenschaft führt zu Gott. Wer ihn da nicht findet, ist auf einen falschen Weg gerathen, oder auf halbem stehen geblieben. Nur zu also! nur vorwärts! Und noch Etwas. Ihr alter Herr ist ein besonderer Günstling des Bischofs, man wird ihn hier ganz ruhig absterben lassen. Bleiben Sie so lange seine Stütze, Ihr nächster Schritt wird dann kein kleiner sein."

„Ich bin ohne Ehrgeiz," erwiderte Leo.

Der Consistorialrath sah ihn von der Seite an: „Ich mag nicht fliegen, sprach der im Käfig geborne Vogel. Warten Sie auf das Gefühl, das Sie haben werden nach Ihrem ersten Flug. Es ist etwas Großes um das Bewußtsein, Du hast die Macht, Vielen zum Heil zu verhelfen."

„Hochwürden," rief der Cooperator aus, „das ist 's, was ich suche, das Heil der Anderen und das meine."

Ein stummes, ungemein wohlwollendes Kopfnicken war die Antwort, die er erhielt.

VI.

Noch am selben Nachmittag kamen der Pfarrer, der Cooperator, der Bürgermeister und der Schullehrer beim Bezirksrichter zusammen, um zu berathen, was mit dem Schober-Franzl zu geschehen habe.

Als Vormund des ungerathenen Buben hatte auch der Zimmermann sich eingestellt. Er und der Bürgermeister erhoben Bedenken gegen den Vorschlag des Pfarrers und des Schullehrers, den Jungen in eine Besserungsanstalt zu bringen, und der Bezirksrichter betonte abermals seine Vorliebe für häusliche Züchtigung.

„Die Schober, die Hex', is im Stand und zündt einem 's Haus überm Kopf an, wenn ihr der Bub weggenommen wird," flüsterte der Bürgermeister dem Cooperator zu, neben dem er saß, und der Zimmermann war von der Ueberzeugung nicht abzubringen, wer als ungerathenes Kind in die Besserungsanstalt tritt, kommt als Galgenvogel wieder heraus. Seitdem der Herr Cooperator sich des Buben angenommen, habe er, der Vormund, sich nicht mehr nach ihm „umgschaut und denkt: Wenn im Guten mit Dem was zu richten is,

bringt's der Herr Cooperator zuweg". Im Guten ist aber mit dem Kerl nichts anzufangen, und so will denn er ihn in die Zucht nehmen, vielleicht sogar ins Haus, damit er ihn immer unter den Augen hat. Er kann's thun, Platz hat er g'nug, und daß sein Bub ihm verdorben wird durch den Nixnutz, braucht er nicht zu fürchten. Seinem Buben is der Franzl von jeher z'wider gwest und er hat ihn schon als a kleiner „beutelt", so oft er ihn g'sehn hat.

Der Bezirksrichter hatte während der Rede des Zimmermanns öfters gemurmelt: „So ist die G'schicht!" und verstohlen nach der großen Wanduhr geblickt, die ihm anzeigte, daß seine Tarokpartner seit einer Viertelstunde unten im „Gartensalettel" auf ihn warteten. Er war wie auf Nadeln und sagte eilig mit seiner dünnen Stimme: „Beuteln, Schopfbeuteln, aber nicht mehr als recht ist, sonst haben wir die G'schicht. Ich bin für häusliche Züchtigung, an der Hand des Gesetzes, Paragraph 145, auf eine nicht übertriebene und der Gesundheit schädliche Art. Somit glaube ich, meine Herren" — er sah sich im Kreise um und machte einen schüchternen Versuch, seinen Sessel zu rücken.

Der Pfarrer nahm keine Notiz davon: „Lieber Freund," sprach er zum Zimmermann, „Ihr Sohn hat in der Sache überhaupt nichts zu thun, als sich jeder Feindseligkeit gegen Ihren Mündel zu enthalten. Und Sie selbst, lieber Freund, seien Sie so gut, ergreifen Sie nicht gar zu scharfe Maßregeln, mit Grausamkeit curiren Sie Grausamkeit nicht."

„'s is auch deswegen," setzte der Bürgermeister hinzu, „daß einem das Weib nix anzündt."

Der Schullehrer, der die ganze Zeit über stille Wuth geschnaubt, aber kein Wort gesprochen hatte, rief jetzt: „Ich bleib' bei meiner Meinung: Zwangsarbeitsanstalt, sonst gibt's nichts für den Rangen. Sie übernehmen ihn, Herr Zimmermann, ich wünsch' Ihnen viel Glück dazu, ich hab' keins mit ihm g'habt."

Die Sitzung wurde aufgehoben. Der Zimmermann begab sich zur Schober, um ihr zu verkünden, wer von nun an ihren Buben „zwiefeln" werde. Der Schullehrer und der Bürgermeister gingen nach Ols zum Bier, der Bezirksrichter eilte seelenvergnügt zur Tarokpartie.

Auf dem Heimwege sagte Leo zum Pfarrer:

„Es ist trostlos. Die Leute, die da beisammen saßen, gehören zu den besten in der Gemeinde, und was haben wir bei ihnen gefunden? Gehässigkeit, Feigheit, stumpfe, stumpfsinnige Gleichgültigkeit! Es handelt sich um ein ganzes Menschenleben, um alles Unheil, das es erfahren und bereiten kann, und der Gedanke macht ihnen nicht kalt noch warm . . . Solchen gegenüber hat sogar die Langmuth des Gottmenschen versagt: ‚Die Lauen werde ich ausspeien aus meinem Munde, sprach Er.'"

Eifrig ging Thalberg auf das von Leo angeschlagene Thema ein. Ihm war jedes lieb und recht, nur von der Möglichkeit eines Treubruchs sollte es nicht handeln.

Die Prophezeiung Pater Pinzer's erfüllte sich, die Predigt des Cooperators trug gute Früchte. Einige dörfliche Don Juans faßten den Entschluß, zu heirathen und solide Hausväter zu werden. Leute, die man seit Jahren im Beichtstuhl nicht mehr gesehen hatte, erschienen darin mit allen Zeichen der Reue und

gelobten hoch und heilig Besserung. In der Armenkasse fand sich eine ansehnliche Geldsumme, die seit Jahren nur auf dem Papier gestanden hatte, in Wirklichkeit vor.

Thalberg war glücklich.

„Jetzt kann Er doch nicht mehr leugnen, daß Er einen segensreichen Einfluß auf die Menschen nimmt, daß Er sie zum Guten zurückführt, also zu Gott, Er Glaubensloser!"

„Ja, lieber Vater, ja, meine Predigt hat einigen Eindruck gemacht. Wie bald wird der verwischt sein!"

„Nun, wenn wir bemerken, daß sie rückfällig werden, mußt Du eben wieder auf die Kanzel," sprach der Pfarrer mit einem freundlich bittenden Blick.

Leo schwieg, bei ihm stand es fest, daß er die Kanzel nicht mehr betreten werde; Gericht zu halten über die Gemeinde stand ihm nicht zu, dem ziellos irrenden Zweifler. Und die Sprache der Güte und Milde war an dieses Volk verschwendet.

Den deutlichsten Beweis dafür lieferte ihm Kogler, der doch geistig etwas höher stand als die übrigen Bauern. Gar bald nach seiner Einkehr in sich selbst war er wieder der zornwüthige, für seine Umgebung unerträgliche Mensch von je und immer. Dauerhaftere Früchte trug die Versöhnung zwischen den Ehegatten bei der Bäuerin. Sie brachte jetzt den Launen ihres Mannes eine verzeihende und verständnißvolle Geduld entgegen, die etwas Großartiges hatte und den Kranken, wenigstens für Augenblicke, zu beruhigen vermochte.

Broni lebte auf unter dem Hauch von Wärme, der die frostige Gelassenheit im Herzen ihrer Mutter schmelzen machte, ihr strenges Angesicht überflog und manchmal sogar den Schmerzenszug um ihren Mund verwischte. Da wußte das Kind sich vor Wonne und Entzücken nicht zu fassen. Auf solche Gefühle war es nicht eingerichtet, fand keinen Ausdruck für sie, mußte sich mit stummen Liebkosungen behelfen und mit dummen, zärtlichen Verkleinerungsnamen, die gar nicht paßten auf die würdevolle Erscheinung der Bäuerin. Aber Broni meinte sich die Mutter dadurch näher zu bringen und fand das so schön.

Einmal kam's wie eine Erleuchtung über sie, und sie rief plötzlich: „Mutter, Du und der Herr Cooperator, Ihr seid die höchsten Menschen!"

Das war im Garten an einem Sonntag-Nachmittag. Der Seppl, statt mit den Andern ins Wirthshaus zu gehen, beschäftigte sich damit, junge Bäume auszuschneiden; an einem Werktag hatte er nicht Zeit zu solcher Spielerei.

Bei den Worten Broni's zuckte er nicht, die große Schere bewegte sich so sicher und gleichmäßig in dem Gezweig wie früher. Der hölzerne Seppl machte seinem Spitznamen Ehre. — „Ich bin schon so," dachte er. „Wie's da drin bei mir aussieht, das weißt Du, lieber Gott, Du schaust hinein."

Ein eben so arger Tag für ihn war der nächste. Da mußte er mit dem Wägelchen zwei Stunden weit fahren auf die Eisenbahn, um den Großfuhrmann Poisbrunner aus Nieder-Oesterreich abzuholen. Eine angesehene Persönlichkeit, und erschien als Freiwerber für seinen Neffen, den Michl. Vor ein paar Wochen war der nach Schlan gekommen zum Hochamt, und hatte während des ganzen Gottesdienstes kein Auge von der Broni verwandt, dafür aber auch der Seppl

keines von ihm und vor sich hingemurmelt: „Kommt man dazu in die Kirch? Daß Dich! daß Dich!“ — und nur aus Rücksicht für die Heiligkeit des Ortes den Satz nicht beendet. Jetzt aber kam ein: „Daß Dich der Teufel hol'!“ nach dem andern über seine Lippen. Sie glühten, und der ganze Seppl glühte, und dabei beschimpfte er sich: „Esel, was bildest Dir ein? Hast um und um nix, bist ein Knecht und möchtest die Koglertochter haben?“ Er blinzelte mit unbewußter Selbstironie zur Sonne hinauf und sprach sie an: „Jungfer Sonn', hat Sie vielleicht Lust, die Meinige zu werden?“

Vor dem Stationsgebäude, als der Poisbrunner auf einer Seite ins Wägelchen stieg, wäre er bei einem Haar auf der anderen wieder hinausgefallen, so heftig rissen just in dem Augenblick die Pferde an.

„Hoiho!“ schrie der kleine, kugelrunde Mann, im Gefährt niederfallend, und focht in der Luft herum mit den kurzen, dicken Armen, und strampelte ganz sinnlos mit den kurzen, dicken Beinen. „Hoiho! was für einen Dalken, der nicht fahren kann, schickt mir da der Kogler!“

Statt anderer Antwort knallte Seppl mit der Peitsche über die aufgeregten Eisenschimmel hin, daß das Echo in den Bergwänden widerhallte, und fegte haarscharf an der jäh abfallenden Steile des Weges hin.

„Jo, jo, die Eseln halten sich immer am Rand,“ brummte der Fahrgast, aber dabei regte sich im alten Großfuhrmann der einst eleganteste und kühnste Wiener Trabfahrer, und er bewunderte im Stillen Seppl's Fahrkunst.

Und der dachte: „Wenn ich die Pferd' nit in der Faust hätt', wenn ich dem Hantigen sein'n Willen ließ, unten thäten wir alle liegen und heut käm kein Freiwerber mehr auf den Koglerhof. Freilich, is der nit, is ein Anderer. Donner und Wetter! . . . Und dann is noch Einer . . .“ Da war er recht aufs Lebendige seiner Eifersuchtsqualen gekommen.

Ja, da, der Eine, mit dem es dem Seppl so seltsam erging. Ihr höchster Mensch, wie sie sagte, neben der Mutter. Bis aufs Blut hassen konnte ihn Seppl, so lang' er ihn nicht sah. Sobald er ihn aber erblickte, wenn sie, ganz genau von gleicher Größe, Aug' in Aug' standen, da redete Ehrlichkeit mit Ehrlichkeit. Die des Knechtes plump und unbeholfen, die des Priesters von höchster, reinster Natur. Und da war's dem Seppl immer, als träte ein Unsichtbarer an ihn heran und legte ihm einen Centner auf jede Schulter, daß er sich beugen mußte, so schwer das einem Hölzernen wird.

In fast ähnlicher Art wie mit dem Cooperator erging es Seppl mit der kleinen Broni. Auch gegen sie konnte er sich aus der Entfernung aufbäumen und wurde in ihrer Nähe sofort mitleidig und gut.

Wenn der Gedanke: „Die kriegst du nie!“ ihn gar zu bitter peinigte, warf er sich in die Brust und suchte Hülfe im Trotz:

„Was scherst Dich drum? bist der Seppl, die Bauersleut' brauchen Dich mehr, als Du sie. Laß ihnen's merken, und g'fallt's Dir nimmer bei ihnen, gehst halt.“

Um solche Vorsätze fassen zu können, mußte er aber mindestens im Steinbruch an der Sängerwand, gute zwei Stunden weit vom Koglerhof, zu thun haben. Auf dem Heimweg ging das innerliche Schmelzen an. Wär' die große Bauerstochter nur nicht gar so zart und blaß und schmächtig, und — hol's der

Kuckuck, das war das Aergste — und erbarmte sie einen nicht in die Haut . . . Was Haut! das ging tiefer, das ging ins Herz hinein. Er glaubte sich's selbst nicht, daß er's bis zu einem Spaß gebracht hatte, unlängst da sie gar so traurig aus dem Zimmer des Vaters gekommen war, in die große Stube. Die Bäuerin saß am Tisch vor dem Rechenbuch und trug die Wochenausgaben ein. Seppl dictirte aus den Aufzeichnungen in seiner Brieftasche.

Da hatte die Kleine ihn ersucht, ihr im Garten ein zweites Blumenbeet herrichten zu lassen, das eine langte nicht mehr. Es kamen zu viele Bittsteller, die für ihre Todten auf dem Friedhof grad' solche Levkoyen und Violen haben wollten, wie die schönen, mit denen Broni die Gräber ihrer Geschwister schmückte.

Ihm war grimmig zumuth geworden: neue Blumen? Nur zu! wenn der Bauer noch lang' lebt, putzen wir Dein eigenes Grab mit ihnen auf. Aber er hatte dem Einfall nicht Worte geliehen, im Gegentheil sich auf den Lustigen gespielt und gesagt: „Was bitt't Sie denn? Sie braucht nur zu befehlen. Ich geh' jetzt zum Kaufmann und kauf' ein rosenfarbnes Bandel und bind' mir's um. Sie kann mich dann herumkutschiren wie ein Lamperl."

Da hatte sie so heiter gelacht, daß Alles davon hell wurde, das dunkle Gesicht der Mutter und das dunkle Zimmer mit den kleinen Fenstern.

An dieses Lachen erinnerte sich Seppl so deutlich, daß er's zu hören meinte, und weil ihm dabei behaglich wurde, gönnte er auch dem Gespann sein Behagen; das Wägelchen rollte über die jetzt sanft abwärts laufende Straße, im kurzen Trabe der Pferde, und vor der letzten Anhöhe setzte er sie gar in Schritt.

Der Poisbrunner machte sich immer breiter auf dem Polstersitz, dampfte eine dicke, schwarze Cigarre und rief dem Seppl zu: „Im Anfang sind Deine Ross' g'flog'n wie die Adler, jetzt wackeln's wie die Enten."

„Ich kann s' nit heiß in Stall bringen," versetzte Seppl gleichmüthig, „muß s' ausschnaufen lassen. Ihr seid's zu schwer, von dem vielen Geld."

Der Großfuhrmann lächelte geschmeichelt, zog seine Cigarrentasche heraus, suchte lang, bevor er darin den Glimmstengel fand, von dem er sich noch am leichtesten trennte, und wollte ihn dem Seppl schenken. Der aber dankte; lieber hätte er die Finger nach einer glühenden Kohle ausgestreckt, als nach einem Präsent von dem Geschäftsmann da.

War das ein Zusammenlaufen, Gucken und Wispern, als sie angefahren kamen auf dem Koglerhof! Alle hatten's „gleich weg", was der reiche Mann aus Nieder-Oesterreich da wollte. Nur Broni ahnte nichts, und als die Großmagd ihr zuraunte: „Wegen Deiner kommt er, ein Freiwerber is!" fing sie an zu zittern, lief davon und versteckte sich hinterm Geschirrkasten in der Küche.

Die Mutter suchte und fand sie. Sie schwamm in Thränen, und die Bäuerin mußte das Kind förmlich mit Gewalt hineinziehen in die große Stube, in der Kogler freudig aufgeregt mit seinem Gaste tafelte. Dem fielen sogleich Broni's vom Weinen geröthete Augen auf, und da ihm der vorzügliche Schnaps, der aufgetragen worden und dem er tüchtig zusprach, mehr als gut die Zunge gelöst hatte, plumpste er mit der Frage heraus:

„Hat's vielleicht schon einen Schatz?"

Kogler besann sich sogleich des Verdachts, der unlängst in ihm aufgestiegen war. Die halt's mit dem Seppl! und die Zornader auf seiner Stirn schwoll: „Ich wüßt' nicht, wen!" stieß er hervor und hielt die Kleine im Bann seines dräuenden Blickes, den sie aushalten mußte, wenn auch schaudernd, sie konnte nicht anders.

„Ich wüßt' nicht, wen!" wiederholte der Vater, „'s wär' aber auch ganz alles Eins; g'fragt wird die nicht."

Damit entließ er sie, und die Männer fuhren fort über das Geschäftliche der Angelegenheit zu verhandeln, bis sich endlich die Bäuerin die Bemerkung erlaubte, gar zu feste Abmachungen solle man doch nicht treffen, ehe die jungen Leute einander wenigstens gesprochen hätten.

Kogler gebot ihr Schweigen und rief: „Was ich will, das g'schieht."

„Wenn's auch Gottes Willen ist," erwiderte sie.

Da lachte der Poisbrunner so heiser, daß es ordentlich wie in einem Dampfkessel brauste, schlug auf die Brieftasche voll Banknoten, die er recht großthuerisch auf den Tisch gelegt hatte, und sprach mit schwerer Zunge:

„Da is mein Herrgott, was der will, das g'schieht!"

Vor dem Schlafengehen warf sich Broni ihrer Mutter um den Hals und schluchzte: „Ich möcht' gar so gern ins Kloster!"

Frau Anna dachte im Stillen: „Wär' g'wiß besser für Dich als in die Verwandtschaft hinein heirathen."

Am nächsten Morgen beschäftigte sich Seppl mit der Herrichtung des neuen Blumenbeets für seine kleine Herrin. Er hatte den Boden ausgegraben und schon vor Tag Erde aus dem Walde geholt, mit Gartenerde vermischt und gesiebt, und als er eben anfing sie aufzuschütten, kam Broni schon mit dem Rechen und strich über die Unebenheiten hin, bis die Erde fein und glatt wurde wie Sammet und einen kräftigen, gesunden Duft ausströmte.

„Ich riech' schon die Blumen, die aus ihr heraus wachsen werden," sagte die Kleine.

Seppl hielt den Kopf hartnäckig gesenkt und schwieg.

Nach einer Weile begann Broni von Neuem und rechte dabei fleißig fort: „Weißt Du, daß ich wieder ins Kloster möcht'?"

Er verwandte auch jetzt keinen Blick von seiner Arbeit. Ohne einander anzusehen, führten sie ihr wortkarges Gespräch.

„So dumm wirst doch nit sein," sagte er, und sie sagte:

„Das is nicht dumm."

„Aufsitzen is dumm."

„Wem sitz' denn ich auf?"

„Verstell' Dich nicht, Du weißt recht gut — dem Pfaffen halt."

„Um Gotteswillen," rief sie, „Seppl, wen meinst?"

„Den Cooperator, den . . ." Er wagte nicht seinen Satz zu beenden. In dem leisen Aufschrei, den sie ausstieß, bebte eine schmerzvolle Herzensangst, die ihn muthlos machte.

„Gegen den sag' nix. An unserm Herrgott versündigt sich, wer gegen den was sagt."

Seppl höhnte: „Der is Dir halt 's Höchste."

„Das is er mir auch," erwiderte sie mit trotzigem Stolze.

Sie ahnte nicht, welchen Haß sie in ihm entfesselte. Hätt' er den Priester doch da unter seinen Händen, daß er ihn zermalmen könnte, wie er die Erdschollen zermalmt. — „Ich werd' noch ein Narr," dachte er.

Am frühen Nachmittag ging Seppl ins Dorf herunter, Riemzeug abholen, das er beim Sattler bestellt hatte. Die Arbeit war beinahe fertig, nur noch eine Viertelstunde Zeit brauchte der Meister dazu.

„Wenn's g'wiß nit länger dauert," meinte der Knecht, „auf eine Viertelstund' kommt's mir grad nit an." Er stopfte seine Pfeife und setzte sich auf die Bank vor dem Hause. Und nun mußte, wie er später immer gedacht hat, der Satan die Schober daherführen, die Platz nahm neben ihm und sofort anfing Alle zu beschimpfen, die zugegeben hatten, daß der Franzl, ihr „Einzig's auf der Welt", ihr weggenommen wurde.

„Da kommt grad Einer von Denen," sagte sie, auf den Cooperator deutend, der aus dem Gärtlein der Pfarrei getreten war und jetzt die Straße überschritt. „Und man muß noch G'schicht'n mit ihm machen."

„Ich nit," brummte Seppl und blieb sitzen, indeß die Schober den Cooperator demüthig becomplimentirte. Leo, in Gedanken versunken, würde sie schwerlich bemerkt haben ohne ihre aufdringlichen Begrüßungen.

„Der Hochwürden geht ein bissel spazieren, noch vorm Gewitter, im Winkel hinterm Hundskopf steigt's bös' auf," sprach sie kriechend freundlich, mit großer Zungenfertigkeit. — „Oder will der Hochwürden einen Krankenbesuch machen, beim Kogler vielleicht? Soll ihm schlecht sein, wie man hört, dem Kogler. Ich thät's aber nit rathen, wegen dem Gewitter."

„Es wird nicht viel machen," antwortete Leo kurz und schritt weiter.

„Wer weiß," nahm nun Seppl das Wort, „Sie sollten heute nit hinaufgehen, Herr Cooperator, Sie kommen am End' nimmermehr herunter."

Es war ihm nicht die geringste Aufregung anzusehen, als er diese Warnung sprach.

Sie blieb unberücksichtigt, Leo setzte seinen Weg fort, und die Schober flüsterte dem Knechte mit einem abscheulichen Grinsen zu:

„Wär' ihm wahrscheinlich grad' recht, wenn er nicht mehr herunter könnt'."

Auch da veränderte Seppl's Miene sich nicht, nur daß ihm das Blut in die Augen stieg und daß seine Lider sich rötheten: „Verdammtes Lästermaul," brummte er, ging ins Haus zurück, trat an den Werktisch und fand die Arbeit nicht genug fortgeschritten, um ihre Beendigung abwarten zu können. Am Abend werde er die Sachen abholen lassen, sagte er, bat sich vom Sattler ein scharf geschliffenes Messer aus, weil er auf dem Heimweg ein paar Handvoll Weidenruthen mitnehmen wolle und sein Messer verloren habe, und ging langsam die Dorfstraße entlang und auch ganz gemächlich an den einzeln stehenden Häusern, außerhalb des Ortes, vorbei. Freilich, einer seiner Schritte gab aus für zwei, und die lange, schwarze Gestalt, die er im Auge behalten wollte, hob sich deutlich ab von der weißlichen Straße und vom Grün der Wiesen. Von Minute zu Minute verminderte sich die Entfernung zwischen ihm und ihr.

Jetzt bog sie links in den Waldpfad ein, und Seppl murmelte: „Gut is.“ Der Cooperator hatte den sacht ansteigenden Weg gewählt. Ihm den abzuschneiden und auf einmal vor ihm zu stehen, war für einen Kenner des Waldes und einen Kletterer wie Seppl sehr leicht. Aber dann? Was dann? Wird Seppl etwas sagen, etwas thun, was er noch nicht weiß, was aber geschehen muß, was eine Entscheidung herbeiführen wird, vor der unser Herrgott selbst den Schwarzen dort nicht mehr rettet? Seppl will's zuerst im Guten versuchen, weil ihm sprechen aber schwerer fällt als thun, meint er, es wäre nicht übel, sich etwas Beredtsamkeit anzutrinken.

Halb versteckt in einer Mulde, die der Boden da bildete, lag am Waldessaum eine kleine Schenke. Bei Tag still und leer, bei Nacht viel besucht von lichtscheuem Gesindel. An der Gaunerherberge war Seppl immer stolz vorüber gegangen, heute ließ er sich vom Wirth eine Flasche Schnaps in den Flur heraus bringen und stürzte die Hälfte ihres Inhalts stehenden Fußes hinunter. Nun fühlte er sich gewappnet und gerüstet, nun wollte er's dem Feinde nicht nur geben, sondern auch sagen. Das Messer benützte er zuerst, um sich einen tüchtigen Stock zu schneiden; dann ging's zur dicht verwachsenen Kluft, die jäh hinaufführte zum Waldpfade. Er maß sie mit den Augen, stieß einen wilden Jauchzer aus, trieb den Stock ein, sprang ins Geröll und in großen Sätzen die Steile hinan.

Im selben Augenblick betrat Leo den ihm liebsten Theil des Waldes. Eine rissige Felswand begrenzte ihn von der einen Seite. Aus ihren Spalten wuchsen zierliche Nadelbäumchen hervor, klare Wässerchen kamen heruntergeschossen, in der Ferne rauschte ein Wasserfall. Ausgezackte Felsblöcke krönten die Höhen, mächtige Ahornbäume breiteten ihre kraftstrotzenden Aeste, schlanke, hoch aufgeschossene Buchen hatten all' ihr Laub in die Kronen getrieben, durch sie gedämpft fiel das Licht herein, in dem die weißlichen Stämme fast geisterhaft schimmerten. Den Boden bedeckten wuchernde Moose und kerniges Waldgras mit einem weichen, elastischen Teppich, und weithin breitete sich schmucker Sauerklee in seinem immer frühlingsgrünen Kleide.

Leo sah umher mit dem für alles Gute und Schöne, das er verlassen soll, geschärften Auge des Scheidenden. Er hatte Mühe, seine Gedanken immer wieder zu dem Briefe zurückzuzwingen, der die Beweggründe seiner Flucht erklären und dem Consistorialrath geschickt werden sollte. Der Priester konnte ihn nicht entschuldigen, der hochgebildete Mann, der Menschenkenner ihn vielleicht begreifen. „Geben Sie mich auf, aber verdammen Sie mich nicht,“ wollte er ihm schreiben. „Nicht als ein Kind der Welt fühle ich mich, ich trete hinaus, um einen Platz unter ihren Verstoßenen einzunehmen, und werde über das Ringen um das tägliche Brot, das schwerste Ringen, das zwischen unvereinbaren Pflichten, zu vergessen suchen.“

Der Wald wurde dichter, der Weg schmal, er schlängelte sich nun längs des Abhanges hin und den eingefaßten Wiesenplätzen zu, die schon zum Koglerhof gehörten. Tiefe Stille herrschte, der Himmel hatte sich allmälig verfinstert, das Gewitter zog langsam herauf. Ein fahles Leuchten zuckte auf am Himmel, dann ließ aus weiter Ferne das dumpfe Rollen des Donners sich vernehmen und fast

zugleich in der Schlucht, an der Leo schon vorbei gekommen war, ein Rieseln von zu Thal gleitendem Sand und ein Herabkollern von locker gewordenen Steinen. Im Gezweig regte sich's, wie wenn ein Wild durchbräche.

Der Cooperator horchte, wandte sich, und — stand vor Seppl, der ihn mit haßfunkelndem Blick anstarrte. Er sah erhitzt und verstört aus, sein Athem flog, in dem halbgeöffneten Munde glänzten die kräftigen, gelblichweißen Zähne, der Hölzerne war nicht er selbst, er hatte etwas von einem Raubthier, das im Begriff ist, sich auf seine Beute zu stürzen.

„Seppl!" rief Leo, „wie siehst Du aus? was ist Dir? was ist geschehen?"

Eine zornige Frage war die Antwort: „Wo wollen's hin?"

„Du siehst, ich bin auf dem Weg zum Koglerhof."

„Dahin gehen's nit! . . . Ich sag' Ihnen, im Guten sag' ich's," würgte Seppl hervor, „dahin gehn's nit!"

„Nicht? warum nicht?"

„Mit dem Koglerhof hat's ein End. Wenn der Bauer, wie's heißt — wahr is nit — geistlichen Zuspruch brauchen thut, soll der Pfarrer kommen . . . Sie nit! Ich will nit — weil ich weiß, was Sie woll'n. Ich weiß, ich bin der einzige. Die Andern sind blind" . . . Ha! wie floß ihm's nur so von den Lippen! Mit welchem sieghaften Gefühl erfüllte ihn seine so rasch und leicht erworbene Beredtsamkeit.

„Ich will's nit, ich duld's nit, ich weiß, was schon geplauscht wird drunten im Dorf. Die im Koglerhof, die hören's freili nit. Das G'sind will sich's Maul nit verbrennen, der Bauer sitzt krank in der Stub'n, die Bäuerin is selber verschossen in Sie."

Er hielt inne, er erschrak. Was er da gesagt hatte, war mehr, war auch Anderes, als er hatte sagen wollen.

Leo erwiderte noch immer nichts, er schien auf eine Fortsetzung der Rede Seppl's zu warten, und sprach erst, als nach einer Weile nichts nachkam:

„Bist fertig? ganz fertig? weißt nichts mehr?"

„Ich mein, 's wär' g'nug," versetzte Seppl, drängte den Cooperator zur Seite und vertrat ihm den Weg.

„Und ich meine, daß Du mich nicht länger aufhalten sollst, und rathe Dir, bleib' da, versteck' Dich, laß Dich nicht sehen auf dem Koglerhof in dem Zustand, in dem Du bist. — Du, Seppl, der den Leuten mit gutem Beispiel vorangehen soll. Was würde der Bauer sagen, und wie leid wäre es der Bäuerin und der kleinen Vroni!"

Die Aufregung Seppl's hatte sich ein wenig gemildert unter dem Einfluß der sanft zuredenden Worte Leo's. Als der aber den Namen Vroni's aussprach, flammte der Zorn des Burschen wieder auf:

„Die nennen's nit! die haben's nit zu nennen! Ich sag's Ihnen im Guten, weil ich mir's vorg'nommen hab'; die nennen's nit, mit der machen's Ihnen nix zu thun, sonst . . ." in die Tasche greifend, erfaßte er das Messer und zog es aus der Scheide: „Ich sag' Ihnen zum letztenmal im Guten: Kehren's um . . . Sonst gibt's was — ich weiß jetzt was 's gibt . . ." Er schoß einen Blick

nach Leo — der Ausdruck ruhigen Staunens im Antlitz des Priesters verwirrte ihn, doch wiederholte er: „Ich weiß jetzt, was 's gibt."

„Du thust mir leid, Seppl, in Deiner Tollheit. Einem Tollen gibt man nicht nach, weißt Du," sprach Leo, und streckte den Arm befehlend aus: „Mach' Platz!"

„Wer nit hör'n will, muß fühl'n. Ich stech' Ihnen nieder," schrie Seppl. „Denken's an die Friesel Lina, wir wollen nit noch eine Friesel Lina im Ort!" Er schäumte, er stürzte auf den Cooperator zu.

Der sah das Messer glänzen, sah den Rasenden, der es schwang, und es durchzuckte ihn: — da wäre ja die Erlösung, der Frieden, der Tod. Eine selige Erwartung verklärte seine Züge, unwillkürlich breitete er die Arme aus. Fast zugleich aber kam auch die Besinnung: „Du darfst nicht — du darfst es nicht geschehen lassen; seine Schuld ist deine Schuld." Da senkte er die Arme und sagte:

„Thu' nicht, was Dich reuen würde!"

Seppl war wie geblendet zurückgetaumelt vor dem leuchtenden Blick des Priesters, vor seinem emporgerichteten Angesicht. Die Wuth in ihm wollte erlöschen, er bemühte sich, sie von Neuem anzufachen. Es wurde ihm auch so schwach im Kopf und seine Zunge immer schwerer. Wo war sein Verstand, wo waren die vielen Worte, die er eben erst zur Verfügung gehabt hatte? Hastig suchte er nach ihnen und fand nur die:

„Kehren's um! Ich stech' Ihnen nieder, ich duld' nit, daß Sie von ihr sagen: die kleine Vroni, ich duld' nit, daß sie von Ihnen sagt: mein höchster Mensch."

„Ihr höchster Mensch?" wiederholte Leo, „ist das so viel? hat sie denn hohe Menschen überhaupt schon gesehen? . . . der höchste Mensch eines unerfahrenen einsamen Kindes!" Er trat dicht an den Knecht heran und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Seppl's Blicke verschleierten sich plötzlich, er preßte sein Kinn an seine Brust, das Messer fiel ihm aus der Hand.

Da war sie, die wohlbekannte Empfindung, da hatte sie ihn: „Nieder! nieder! beuge Dich!"

„Was für ein Narr bist Du," fuhr Leo fort. „Jemanden so lieb haben, wie Du die kleine Vroni hast, und ihr einen Schmerz und einen Schrecken bereiten wollen. Ich begreif' Dich nicht. Thut sie Dir denn nicht leid? Du hast gewiß eine harte Jugend gehabt, die meine war auch nicht leicht, aber schwerer als wir beide zusammen hat's die Kleine. Leg' nicht auch Du einen Stein auf die Last, die ihr ohnehin aufgebürdet ist, laß sie nicht verzweifeln an Dir."

Seppl wußte jetzt gar nichts mehr zu erwidern, seine Augen rollten unstät, und der Ton, in dem er brummte: „No jo, daß Sie reden können, weiß ich," hatte etwas von dem eines besänftigten Kettenhundes. „Aber das Thun?" fuhr er nach kurzem Nachdenken fort. „Is mit dem Thun auch Alles in Ordnung? . . . Woher die Ruh'? könnten's denn sterben, mir nix, dir nix?"

„Das ja. Ich wäre gern gegangen und mit leichtem Herzen."

„Ein so gutes G'wissen haben's?" . . .

Leo bückte sich, nahm das Messer vom Boden auf, betrachtete es und las langsam und nachdrücklich vom Hefte ab: „Johann Peter. — Das Messer hätteſt Du, wenn ich jetzt todt daläg', nicht vergessen dürfen, dafür hätte der Sattlermeister sich bedankt.“ Er schüttelte den Kopf: „Schau' nur, alles Gute was Du in Deinem Leben schon gethan hast, hast Du gescheit angefangen, beim ersten bösen Vorsatz, den Du ausführen willst, benimmst Du Dich wie ein thörichtes Kind. Bleib' beim Guten, das paßt für Dich. Nimm das Messer, nimm doch, sträub' Dich nicht und sprich auch nicht mehr. Der Rausch entschuldigt viel, den Rausch entschuldigt nichts. Und komm' in dem Zustand nicht nach Haus, sage ich Dir noch einmal.“

„Wie's glauben — Hochwürden,“ — das letzte Wort wurde mit einem letzten leisen Widerstreben ausgesprochen.

Leo setzte seinen Weg fort, und der Knecht blieb wie angewurzelt stehen und sah ihm nach.

(Schluß folgt.)

Chicago.

Von

Ed. Reyer.

I. Geschichtliche Entwicklung.

Zwischen Prärie und See liegt die Weltstadt des Westens mit ihren Getreidethürmen, mit ihren vierzig Bahnen, welche der Stadt die Schätze des flachen Landes zuführen, mit ihrer Flotte, welche den brotarmen Ländern des Ostens Weizen und Mehl bringt.

Die Weltausstellung, welche demnächst eröffnet werden soll, lenkt Aller Augen auf Chicago. Zwanzig Millionen Dollars sind für diesen Zweck bestimmt, fünfundzwanzig Hôtels sind im Laufe des letzten Jahres aus dem Boden geschossen, eine Welt von Sehenswürdigem wird sich unseren Blicken bieten.

Das Höchste wird erwartet von der technischen Abtheilung. Während die Maschinenhalle der Pariser Ausstellung über 6000 Pferdekräfte verfügte, wird Chicago in der entsprechenden Abtheilung mit 24000 Pferdekräften arbeiten. Elektrische Krahne mit einer maximalen Geschwindigkeit von zwei Meter pro Secunde bestreichen die ganze Anlage, sie bewältigen spielend die riesigen Lasten. Die aufgestellten Pumpwerke heben täglich 180000 Cubikmeter Wasser. Mehrere Maschinen mit 16000 Pferdekräften erzeugen die für Beleuchtung und mechanische Leistungen nöthige Elektricität; 75000 Tonnen Kohle werden während der Ausstellung zur Krafterzeugung verbraucht werden.

Die Haupthalle der Ausstellung, welche 5900 Tonnen Eisenconstructionen enthält, ist an sich eine gewaltige Leistung der Technik, doch wird sie in Schatten gestellt durch den gigantischen Stahlthurm mit 7500 Tonnen Eisenconstruction, welcher den berühmten Eiffel-Thurm bei Weitem übertrifft. Zehn Aufzüge führen die Besucher der Ausstellung 346 Meter empor in den Luftraum und gewähren einen einzig großen Ueberblick über die Weltstadt der Prärie und über das Meer des Westens.

Die Stadt, welche ihren Gästen so Großes bieten kann, hat eine Geschichte, welche ebenso kurz wie gewaltig ist und welche ich im Folgenden dem Leser in einigen prägnanten Bildern vor Augen zu führen versuche.

* * *

John King hatte sich in diesem Gebiete im Jahre 1804 zwischen Sümpfen und Indianern niedergelassen. 1812 wurde die kleine Colonie von Indianern niedergemetzelt. Anfangs der dreißiger Jahre sind wieder ein paar Dutzend Blockhäuser von weißen Männern besetzt.

Die Indianer kamen ab und zu, verkauften ihre Pelze und blieben dann im Orte, bis sie den Kaufschilling vertrunken hatten.

Im Jahre 1833 ging es in der kleinen schmutzigen Landstadt besonders lebhaft zu. Die Vereinigten Staaten hatten das Land von den Ureinwohnern abgelöst, nun holten die Rothhäuter ihre erste Rate ab und vertheilten dieselbe untereinander. Die welthistorische Scene endete mit einer blutigen Schlägerei zwischen den Indianern und mit ihrem endgültigen Abzug. So rasch und unwiderstehlich hat der weiße Mann Besitz ergriffen. Bald war der Rothhäuter ein gehetztes Wild, und heute ist der Ureigenthümer in seiner Väter Land nur noch ein geduldeter Bettler. —

Das frisch besiedelte Land war in jener frühen Zeit allerdings noch kein beneidenswerther Besitz. Im Jahre 1834 erlegten die Bürger von Chicago in der Umgebung des Ortes einen Bären und vierzig Wölfe. „Darby's Gazetteer" schreibt in jenen Tagen (1833): „Die Lage des Ortes ist traurig, hinter der Stadt ausgedehntes Prärieland, davor der See, welcher auf eine Strecke von dreihundert miles keinen brauchbaren Hafen besitzt." Die künftige Weltstadt war noch so elend, daß sie selbst von den Indianern nur mit wenig freundlichen Spottnamen bezeichnet wurde. Und doch kamen jährlich einige hundert Einwanderer, so daß der Ort 1840 schon auf viertausend Einwohner anwuchs und zur Stadt erhoben wurde.

Schon damals dachten Manche, daß der Ort eine große Zukunft haben werde. Als aber der Pionier Brown bei einer festlichen Gelegenheit seine Rede mit der prophetischen Behauptung schloß: „Einige von uns werden fünf Millionen Einwohner in Illionis und 200 000 Einwohner in Chicago sehen" — da konnten die Bürger der jungen Stadt doch nicht umhin, die pompöse Phrase mit einem Gelächter zu erwidern.

Und doch behielt Brown Recht. Mindestens dreißig Männer, welche jener Versammlung beigewohnt, haben die Stadt auf 300 000 Einwohner anwachsen sehen. —

Noch zu Ende der vierziger Jahre konnte der Farmer bei schlechtem Wetter sein Sechsgespann kaum durch die bodenlosen Wege des Marktes bringen. Im Winter besorgten nur wenige Boten mit Schneeschuhen und Hundeschlitten den Verkehr zwischen dem Flachland und der Stadt. Im Jahre 1854 gab es erst zweihundert Meter Holz- und zweihundert Meter theures Straßenpflaster. Im Jahre 1882 hatte die Stadt 220 Kilometer Holz- und 56 Kilometer Steinpflaster, im Jahre 1890 gehören nicht weniger als 3500 Kilometer Straßen dem städtischen Gebiete an. Die Pferdebahn, welche in den sechziger Jahren eröffnet wurde, beherrschte im Jahre 1873 schon 140 Kilometer und transportirte täglich über 100 000 Personen. Zwei Tunnels führten bereits in den siebziger Jahren unter dem Flusse durch, um die Kreuzung des Verkehres zu Wasser und zu Land zu erleichtern.

Im Jahre 1834 meldete der „Chicagoer Demokrat“: „Kaum ein Schiff kommt, das nicht von Emigranten überladen wäre, und die Post, welche jetzt zweimal vom Osten anlangt, ist jedesmal vollgepfropft von Reisenden — binnen zehn Tagen kamen hundert Personen zu Wasser und zu Land an.“ —

Das waren die ersten großen Fortschritte des Verkehres; aber noch im Jahre 1848 gab es keine Eisenbahn, die bis an die Stadt reichte. Wer von New-York kam, mußte bis Albany mit dem Dampfer, von da bis Buffalo mit der Bahn, dann mit dem Dampfer nach Detroit, dann benützte er eine Strecke die Michiganbahn, endlich die Post bis Chicago. Lange legten die Bürger von Chicago dem Bahnbau Hindernisse in den Weg, weil sie fürchteten, „der Handel könnte hierdurch der Stadt entzogen werden.“

Im Jahre 1852 erhielt die Stadt die erste Bahn. Im Jahre 1870 verkehrten bereits täglich 250, im Jahre 1880 aber 700 Züge in den Bahnhöfen der Weltstadt. 1853 betrug die Zahl der ein- und auslaufenden Briefe 30000; im Jahre 1883 war die Briefzahl auf 49 Millionen angewachsen, dazu kamen 15 Millionen Postkarten. 1890 wurden 200 Millionen Briefe und Karten in Chicago expedirt.

Im Jahre 1853 kamen und gingen 40000 Zeitungen, im Jahre 1890 dagegen wurden $3^1/_2$ Millionen Journale durch die Post besorgt (im Ganzen 10 Millionen Kilo). Chicago versendet so viele Zeitungen wie Boston, Baltimore, New-Orleans und Cincinnati zusammen; 530 Zeitungen, darunter 24 Tageblätter und 260 Wochenblätter, werden in Chicago verlegt (1890).

Der Postverkehr ist binnen vier Decennien auf das Dreitausendfache angeschwollen, während die Einwohnerzahl auf das Dreißigfache gewachsen ist.

* * *

In die sechziger Jahre, gerade in die Zeit des großen Krieges, fiel der entscheidende Aufschwung der Stadt, deren Bürger durch die riesigen Armeelieferungen zu Millionären wurden.

Unter den Leistungen und Fortschritten jener Zeit war besonders bedeutungsvoll die Anlage des neuen Schiffscanales. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts verkehrten im Mississippigebiet nur wenige kleine Fahrzeuge, welche zu Strecken, die jetzt in einem Tage durchmessen werden, mehrere Monate brauchten. Schon damals war bekannt, daß man durch den Illionis-River weit nordwärts vordringen könne und die Waaren schließlich nur über eine sechs Kilometer breite Landschwelle tragen müsse, um das Ufer des Michigansees zu erreichen. 1814 erwähnt Niel's Register, daß Illinois in der Zukunft der Sitz eines bedeutenden Handels werden könne, falls der Wasserweg von Buffalo über die Seen und durch besagten Illinois-River bis zum Mississippi ausgebildet würde. 1818 brachte Governor Bond bereits das Project vor die Legislatur, doch war damals die Zeit für so weitgreifende Unternehmungen noch nicht gekommen. Erst im Jahre 1836 begannen die Arbeiten, und 1848 war der wichtige Illinois-Michigancanal vollendet.

Die für jene Zeit bedeutenden Schleußen gestatteten in einem Zuge dreitausend Hektoliter Getreide zu befördern. In den sechziger Jahren wurde der Einschnitt auf eine Strecke von vierzig Kilometer zwei bis drei Meter tief in felsigem Boden

ausgeführt. Das Wasser des Sees, welches vordem nur nordwärts abgeflossen war, strömt seitdem zum Theil durch den Canal südwärts dem Mississippi zu.

Die Austiefung des Canales war nicht nur für die Schiffahrt, sondern auch für die Desinfection der Stadt von größter Bedeutung; denn jetzt erst war das Gefälle genügend, um eine einheitliche städtische Canalisation durchzuführen. Die Stadt gab für diesen Zweck in den sechziger und siebziger Jahren jährlich 200000 bis 500000 Dollars aus.

Diesen Auslagen entsprechen die Leistungen auf anderen Gebieten: Ein gewaltiger Wassertunnel wurde von der Stadt aus zum Seegrunde hinabgeführt, um reines Wasser aus den Tiefen des Sees zu gewinnen. Das Straßennetz wurde ausgelegt, die bestehenden Wege wurden erweitert und zum Theil mit Holz gepflastert. Millionen wurden jährlich für diese und andere technische Leistungen verausgabt.

Im Zusammenhang mit der Canalisation wurde eine allgemeine Hebung der Stadt durchgeführt, weil man in anderer Weise eine vollständige Entsumpfung und Desinfection der Niederung nicht erreichen konnte. Bereits zu Ende der fünfziger Jahre hatte die Commune diesen Beschluß gefaßt; im Laufe der sechziger Jahre wurden die Straßen in den Niederungen ein bis drei Meter hoch angeschüttet und die Häuser entsprechend gehoben. Diese technische Leistung steht in der Weltgeschichte einzig da. Vereinzelte Hebungen von Gebäuden sind zwar schon in früherer Zeit in Europa zur Durchführung gelangt; die Hebung als Großgeschäft (House Raising Business der Ingenieure Brown und Hollingsworth) ist aber eine neue Erscheinung in der Culturgeschichte.

Unter das zu hebende Haus werden einige hundert Hebeschrauben eingebracht; auf ein Signal der Vormannspfeife ziehen die Arbeiter alle Schrauben einmal an. Nach vier Umdrehungen ist das ganze Gebäude um einen Centimeter in die Luft gestiegen. Hat es die gewünschte Höhenlage erreicht, so wird es untermauert.

In dieser Weise wurden zu Anfang der sechziger Jahre viele hundert Häuser um $^1/_2$—2 Meter gehoben. Ein mehrstöckiges, eisernes Vorrathshaus (15 : 45 Meter Basis), welches 37000 Tonnen Waaren enthielt, wurde, ohne die Waaren zu entfernen und ohne das Geschäft zu unterbrechen, in dieser Weise in die Luft gehoben. Eine ganze Straßenfront von hundert Meter Länge, fünfunddreißig Meter Haustiefe und zwanzig Meter Höhe wurde mittels sechstausend Schrauben in einem Zuge gelüftet. Der Bauunternehmer garantirte mit seinem Vermögen und leistete die ganze Arbeit für 18000 Dollars, d. i. zwei Mark pro Tonne.

In all' diesen Fällen ging der Verkehr in den sich hebenden Häusern ungestört fort und nach wenigen Jahren war Chicago ohne Verkehrsstörung gehoben. Wie viel Millionen die Arbeit kostete, wurde nicht gefragt; es war nöthig, und es geschah.

Die gewaltige Zunahme des Hauswerthes, welche durch den Aufschwung und die technischen Leistungen der Stadt bedingt wurden, ist aus Folgendem ersichtlich: In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte das Land in Amerika noch einen sehr geringen Werth; selbst in den kleinen Städten

des Ostens kostete ein Familienhaus nur 50—100 Pfd. Sterling (1000—2000 Mark). Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stieg der Preis der Bauplätze in kleinen Städten des Ostens auf 1—2 Mark pro Quadratmeter, in guter Lage auf 5—10 Mark. Der Grundwerth auf dem Lande stieg dagegen mäßig.

Die Canalprojecte der dreißiger Jahre, welche versprachen, den Westen mit dem Osten direct zu verbinden, bewirkten natürlich auch im Westen eine starke Belebung. Die Speculation warf sich mit einem Male auf diese Landwerthe. Die Vereinigten Staaten, welche vordem jährlich nur für etwa zwei Millionen Dollars öffentliches Land verkauft hatten (zwei Dollars pro Acker, d. i. zwanzig Mark pro Hektar), veräußerten in den Jahren 1835—36 für vierzig Millionen Dollars Staatsland.

Eine Verkaufsagentur hatte ihren Sitz in Chicago, und Frau Martineau, welche in jenen Tagen den Westen besuchte, gibt uns ein anschauliches Bild des Treibens, welches damals in Chicago herrschte. Sie schreibt: „Die Stadt sieht roh und kahl aus, die Häuser sind alle unbedeutend und scheinen ohne irgend ein Princip angeordnet. Eine Freundin, welche hier wohnt, versicherte mir, daß ich die Wirthshäuser gerade jetzt, zur Zeit des großen Landverkaufes, unerträglich finden würde, und so war es: unsere Gesellschaft fand überhaupt in den Hôtels kein Unterkommen. Unsere Ankunft war aber bekannt, und es wurde in freundlichster Weise für uns gesorgt. Wir wurden bei drei Familien untergebracht, welche die Kunst verstanden, alle Scrupel, welche wir uns über unser Eindringen machten, zu beseitigen. Keiner von uns wird den lebhaften und angenehmen Eindruck vergessen, welchen der gastfreundliche Ort auf uns gemacht hat.

„Nie sah ich einen geschäftigeren Platz als Chicago zur Zeit unserer Ankunft. Die Straßen waren vollgepfropft mit Mäklern. Es drängten sich die Landspeculanten, welche von Verkauf zu Verkauf eilten. Ein scharlachroth gekleideter Neger saß hoch zu Roß, er hielt eine rothe Fahne in der Hand und verkündete die Zeit des Verkaufes. Ueberall, wo er still stand, scharten sich die Leute. Das ganze Volk schien von einer Manie befallen. Während die Herren unserer Gesellschaft durch die Straßen gingen, schrien ihnen die Geschäftsleute von ihren Thüren aus zu, sie trugen ihnen Farms und alle Arten von Grundstücken an und riethen ihnen dringend, zu speculiren, bevor die Preise höher stiegen. Die Ursache des herrschenden Treibens war der Verkauf von Bauplätzen im Betrage von zwei Millionen Dollars längs des projectirten Canales. Wüstes unvermessenes Land erzielte dort höhere Preise als das Land im besten Theile des Mohawkthales, am Ufer eines Canales, welcher fertig ist und einen bedeutenden Verkehr vermittelt.

„Viele Fröhlichkeit herrscht neben dem großen Geschäftsgetriebe, und der Ort thut sich nicht mit Unrecht etwas zu Gute auf seine Bewohner. In der That ist es eine auffallende Erscheinung, gebildete und reiche Leute in diesen kleinen und unbehaglichen Häusern an der Grenze der Prärie anzutreffen."

So weit Mrs. Martineau's Bericht. —

Wie der Boden im Gebiete der Canäle, so stieg natürlich auch der Werth des Baugrundes in der kleinen Stadt unermeßlich. Ein Meter, welcher im Jahre 1830 0,2—0,4 Mark gekostet hatte, stieg in den Jahren 1835—36 auf

4—12 Mark. In bester Lage stiegen die Preise im gleichen Zeitraume von 1—3 bis auf 80 Mark. Viele Geschäftsvermittler gewannen binnen Kurzem ein Vermögen. Ein junger Advocat nahm täglich für die Ausfertigung der „Landtitel" 2000 Mark ein, und Alles, was nur entfernt mit dem Geschäft in Berührung kam, gewann.

Aber schon im Jahre 1837 trat der Krach ein, welcher sich im Fluge über die Vereinigten Staaten ausbreitete. Der Verkauf der Staatsländer, welcher in den zwei Fluthjahren vierzig Millionen Dollars eingetragen hatte, warf in den folgenden Jahren nur wenige Millionen ab. Das Landoffice von Chicago, welches 1835—36 eine halbe Million Aecker verkauft hatte, brachte im folgenden Jahre nur 16000 an den Mann. Die Landpreise sanken im Durchschnitt auf ein Viertel. Erst zu Ende der fünfziger Jahre wurden wieder Preise erreicht, welche namhaft höher standen als die des Jahres 1836; dann trat abermals eine Baisse ein, und erst während des Krieges wurden die hohen Preise der dreißiger und fünfziger Jahre abermals überboten. Im Jahre des Aufschwunges 1873 kostete ein Meter in centraler Lage 300—1000 Mark, und diese Preise, welche damals exceptionell waren und nur durch Paris und New-York überboten wurden, sind derzeit normal. Im Laufe von vierzig Jahren waren in Chicago die Preise guter Plätze auf das Tausendfache gestiegen; wer Gründe so lange in der Hand hatte, wurde hierdurch allein zum reichen Mann. Ein Officier, welcher sich zu Anfang der dreißiger Jahre mit einer Ersparniß von sechshundert Dollars ein Stück Grund gekauft hatte, schätzte seinen kleinen Grundbesitz anfangs der siebziger Jahre mit drei Millionen Mark ein, und Newberry, welcher im Jahre 1833 vierzig Acker in der nächsten Umgebung des Städtchens um tausend Dollars gekauft hatte, besaß im Jahre 1873 etwa vier Millionen Mark Grundwerthe.

Der Anwachs der Millionenstadt wird anschaulich, wenn man die Leistungen im Baufach ins Auge faßt. Im Jahre 1890 wurden gebaut 11600 Häuser mit einer gesammten Frontlänge von achtzig Kilometern. Stünden alle diese Neubauten in einer Linie, so müßte man zwei Tage marschiren, um die Reihe abzuschreiten. Unter diesen Bauten, welche einen Werth von zweihundert Millionen Mark darstellen, sind fünf Riesenhäuser mit fünfzehn bis achtzehn Stockwerken, fünf Häuser mit acht Treppen u. s. w. verzeichnet.

Entsprechend dem riesigen Aufschwung mußten sich die Auslagen der Gemeinde steigern. 1832 betrug die Stadttaxe nur 150, im Jahre 1837 dagegen 5900 Dollars. Mitte der sechziger Jahre erhob die Stadt eine Million Dollars, Anfangs der achtziger Jahre drei Millionen Dollars. Die gesammten Stadtsteuern stiegen pro Einwohner im Laufe der sechziger Jahre von 4 auf 15 Dollars. Das war die Zeit der großartigen Canalisirung, der Straßenerweiterung und Nivellirung. Im Decennium 1870—1880 sinkt die Stadtsteuer pro Einwohner auf 7, und jetzt steht sie auf 5 Dollars pro Einwohner.

Der Staat Illinois hat keine Schulden, und die Schulden von Chicago könnten durch eine unbedeutende Steuer von etwa 10 Dollar pro Einwohner sogleich getilgt werden.

Die größten Auslagen der Stadt entfallen nicht, wie in vielen europäischen Städten, auf die Zinsen der Schuld, auch nicht auf die Verwaltung, sondern auf technische Leistungen. Straßen, Canäle und Feuer beanspruchten zu Anfang der achtziger Jahre je 0,4—0,8 Millionen Dollars, und seither sind die Beträge der Vermehrung der Bevölkerung entsprechend gestiegen.

Daß die technischen Arbeiten so viel kosten, ist wohl begreiflich, wenn man die gewaltige Ausdehnung der Stadt berücksichtigt. Die Straßen der Weltstadt würden, aneinander gereiht, eine Strecke von der Nordsee bis zur Adria dreiundeinhalbmal durchmessen!

Unter allen communalen Leistungen ist jedoch nur die Feuerwehr so specifisch amerikanisch, daß sie eine besondere Besprechung erheischt.

II. Der Brand von Chicago (1871) und die Feuerwehr.

Ein regenloser Herbst hatte die mächtige Handelsstadt der Prärien für ihr Geschick vorbereitet. Ein scharfer Wind fegte über das Land, als spät Abends Feuer in einem der ärmeren Viertel ausbrach. Trotzdem das Feuer sich mit rasender Schnelligkeit über die hölzernen Gebäude und Buden ausbreitete, gelang es den Anstrengungen der Feuerwehr doch, dasselbe einzudämmen. Kurze Zeit schien es, als sei der Sieg gewonnen; da fuhr der Sturm mit vermehrtem Anprall in die Gluthen und riß Funkengarben und brennendes Getrümmer mit sich. Die Brände sanken auf die Holzdächer entfernter Straßengevierte nieder und entzündeten dieselben.

Mehrere Alarme trafen zu gleicher Zeit ein. Das Volk wurde von Entsetzen ergriffen; Alles wurde auf die Straßen geschleppt und geworfen, nach allen Richtungen drängten die flüchtenden Haufen. Während die Mannschaft ohnmächtige Versuche machte, die Ordnung herzustellen, flogen die glühenden Garben fort und fort über die Stadt hin, und immer neue Brände brachen aus; nach Verlauf von $^5/_4$ Stunden standen zweiunddreißig Straßengevierte in Flammen. Jetzt überschritt das feindliche Element den Fluß, und die jenseitigen Gaswerke mit ihren gewaltigen Kohlenvorräthen geriethen in Brand; die ganze Stadt loderte auf gegen den stürmischen, glühenden Nachthimmel.

Die Arbeit der Feuerwehr war aufreibend und trostlos. Ihre freie Bewegung war gehemmt durch die flüchtenden Massen; der mächtige Wasserstrahl wurde durch den rasenden Sturm zu Staub zerblasen, und gelang es trotzdem an einem Orte das Feuer zu begrenzen, so brachen dafür neue Brände in entfernten Gebieten los.

Alarm folgte auf Alarm. „Der Gerichtshof, die Handelsbank haben Feuer gefangen.“ „Die Wasserwerke (zwei Kilometer vom Feuerherde abliegend) haben Feuer gefangen!“ — —

Endlich brach der Morgen an, und mit ihm trafen die Feuerwehren aller benachbarten Städte ein; aber Sturm und Feuer rasten noch den ganzen Tag, und erst in der folgenden Nacht legte sich die Wuth des Sturmes. Nun gelang es, den Riesenbrand endgültig zu umgrenzen und schließlich zu bezwingen.

Ein Gebiet von 6 Kilometer Länge und 1,6 Kilometer Breite war verwüstet. 17000 Häuser waren eingeäschert, 42000 standen noch, das vernichtete Drittel umfaßte aber gerade die Geschäftsstadt und enthielt weit mehr als ein Drittel sämmtlicher Werthe. Ein Drittel der Getreide- und Holzvorräthe war verbrannt. 180 hausgroße Massen (1800000 Hektoliter) Getreide wurden gerettet, von allen übrigen Vorräthen war aber kaum der dritte Theil der Vernichtung entgangen. Neunzigtausend Einwohner waren obdachlos. Der Verlust an Getreide betrug 200 Millionen Mark, die Einbuße an Waaren 320, der Verlust an Mobilien überstieg 23 Millionen Mark.

Die berüchtigten Brände von London (1666) und Boston (1872) haben je $^1/_4$ Milliarde Mark vernichtet; der Brand von Moskau wird auf eine halbe Milliarde Mark veranschlagt, der Schaden von Chicago aber beziffert sich auf 740 Millionen Mark. Moskau verlor seiner Zeit 30000, d. i. $^5/_6$ all seiner Häuser, während Chicago nur 17600, also den dritten Theil seiner Häuser einbüßte. Insofern ist allerdings die Katastrophe von Moskau noch entsetzlicher; der dritte Theil von Chicago repräsentirte aber einen höheren Werth als die ganze russische Metropole des Jahres 1812.

In normalen Jahren gehen einige Promille aller verbrennlichen Werthe zu Grunde, in den Vereinigten Staaten gingen anfangs der achtziger Jahre jährlich 300—360 Millionen Mark (d. i. etwa 7 Mark pro Kopf) durch Feuer zu Grunde.

Der größte Theil des Schadens entfällt auf die Städte. In Boston betrug der Brandschaden schon in den dreißiger Jahren pro Einwohner 6 Mark, in Chicago belief er sich in normalen Jahren vor dem großen Brande auf 17 Mark. So groß dieser Verlust auch erscheinen mag, er verschwindet doch, wenn man ihn vergleicht mit dem Verluste des Jahres 1871. Chicago verlor damals 2500 Mark pro Einwohner. In zwei Tagen verlor die Stadt doppelt so viel als die gesammten Vereinigten Staaten in den achtziger Jahren durch Feuerschaden einbüßten.

Es begreift sich, daß die Assecuranz-Gesellschaften einem Ereignisse von solcher Größe nicht gerecht werden konnten. Von den 740 Millionen Mark Schaden waren etwa 300 Millionen versichert, die Gesellschaften zahlten aber nur 180 Millionen aus, und auch dies war nur durch außerordentliche Anstrengungen möglich; sie mußten Darlehen aufnehmen und ihre Actionäre zu Nachzahlungen veranlassen, viele konnten ihren Verpflichtungen überhaupt nicht nachkommen. Von den sechzig New-Yorker Gesellschaften wurden zwanzig bankerott, von den zwölf Gesellschaften der Stadt Chicago, welche hundert Millionen Mark zahlen sollten, überlebten nur zwei das furchtbare Ereigniß. Die besseren glichen mit 10—20 Procent aus; wer bei der Fireman's Insurance eingetragen war, erhielt gar nur ein paar Procente.

Trotzdem wurde durch die Auszahlungen etwa der vierte Theil des gesammten Schadens gedeckt, und die Gesellschaften haben erst seit jener Zeit das Verhältniß zwischen Capital und Haftung normirt und überdies die Concentration des Geschäftes auf *eine* Stadt vermieden, so daß selbst bei enormen Schadenfeuern schmähliche Bankerotte gleich jenen des Jahres 1871 nicht mehr vorkommen können. —

Die großen Verluste raubten den Bürgern von Chicago weder den Muth noch die Thatkraft. Sogleich wurden Contracte abgeschlossen und auf den Brandstätten provisorische Buden errichtet. Viele tausend Zelte und Baracken entstanden im Umkreise der Stadt. Die meisten Hôtels (mit tausend Zimmern) waren zerstört; sogleich schossen mit einer Auslage von vierzig Millionen Mark zwanzig neue Gasthöfe mit fünftausend Zimmern auf: „Pacific" allein hatte damals zweitausend Betten. Binnen wenigen Wochen war wieder fast Alles in gutem Zuge; einen Monat nach dem Brande gingen die Geschäfte fast so hoch wie ein Jahr zuvor zur selben Zeit.

Dieses überraschende Ergebniß verdankt Chicago allerdings nicht der eigenen Energie allein, sondern vor Allem dem Verhalten der New-Yorker Geschäftswelt, welche den Junior Partner um jeden Preis halten wollte, halten mußte.

Von allen Seiten flossen bedeutende Gaben für die Nothleidenden zu. Der Staat New-York gab fünf Millionen Mark, jede Familie dieses Landes spendete also im Mittel etwa fünf Mark, Massachusetts gab pro Familie sogar acht Mark. In England spendete jede Familie sieben Pfennige, jede deutsche Haushaltung gab einen Pfennig u. s. w. So kamen durch milde Gaben siebzehn Millionen Mark, d. i. zwei Procent des Brandschadens, zusammen. Die erste Noth der Aermsten wurde überwunden; die Stadt erstand aus der Asche und war wenige Jahre nach dem Brande reicher als zuvor.

Die Bürger waren durch den Schaden klug geworden und tilgten manchen Fehler. Die Häuser der Geschäftswelt wurden großen Theils feuersicher aufgeführt, das Holzpflaster wurde auf weite Strecken durch Stein ersetzt und die Feuerwehr mustergültig reformirt. Ich versuche in Folgendem die Ausbildung dieses wichtigen Zweiges der communalen Technik zu schildern.

* * *

Bekanntlich besaßen viele unserer deutschen Städte schon vor einem halben Jahrtausend eine organisirte Feuerwehr. Die Mannschaft war meist sehr bedeutend, die technischen Hülfsmittel dagegen unzureichend. Erst mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnt die Aera des modernen Löschwesens mit der Erfindung der Feuerspritze, welche zwar schon Hero und Ktesibius bekannt war, die in Deutschland aber erst eine praktische Bedeutung gewann. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts besaß Nürnberg bereits eine Spritze, welche mit achtundzwanzig Mann Bedienung einen zolldicken Strahl 25 Meter hoch warf. London stand damals noch weit zurück gegen die süddeutschen Städte: 1633 hatte es nur drei kleine Feuerspritzen, welche den Dienst versagten, und erst nach dem großen Brande sorgte die Stadt für bessere Maschinen.

Zwei Jahrhunderte später (1831) construirte Brathwait in London die erste Dampfspritze, eine zwar schwerfällige, aber wirksame Maschine, welche binnen zwanzig Minuten in volle Thätigkeit versetzt werden konnte und pro Minute eine Tonne Wasser 35 Meter hoch warf. 1839 bezog Berlin seine erste Dampfspritze (für 24 000 Mark) von London, und zwei Jahre später baute Hodges den ersten Apparat dieser Art für New-York.

Die Wassermasse, welche bei den alten Handspritzen selten ¼ Tonne überstieg, wurde bei der Dampfspritze auf zwei bis drei Tonnen pro Minute ge-

steigert und die anfänglich plumpen Apparate sind heute so compendiös, daß sie auch auf schwierigem Terrain ebensogut gehandhabt werden können, wie die alten Handspritzen.

Die vermehrte Leistung der modernen Spritzen hat es ermöglicht, die Zahl der Spritzen sowohl, als auch die Stärke der Mannschaft bedeutend zu vermindern. Während die europäischen und amerikanischen Städte noch vor einem halben Jahrhundert oft zwanzig bis dreißig schwache Handspritzen auf 100 000 Einwohner besaßen, hat London auf die gleiche Einwohnerzahl derzeit nur drei mächtige Spritzen (1880), und in den Großstädten des Continentes treffen wir meist fünf bis zehn Spritzen (von mäßiger Leistung) pro 100 000 Einwohner.

Dieselben Zahlen weisen auch die amerikanischen Städte auf, doch sind diese Ziffern durchaus nicht gleichwerthig, weil unsere Städte fast nur Handspritzen, die Amerikaner aber fast ausschließlich mächtige Dampfspritzen verwenden. Amerika hat eben hohe Löhne und ersetzt deshalb womöglich die Menschenkraft durch Dampf. Aus diesem Grunde hatten die amerikanischen Städte schon in den sechziger Jahren viele Dampfspritzen und eine kleine Mannschaft, während wir Handspritzen und eine doppelt bis sechsmal so starke Mannschaft verwenden. In den sechziger Jahren hatten die Städte Europa's nur wenige Dampfspritzen, selbst London besaß nur eine solche Maschine auf 300 000 Einwohner, während New-York schon damals vier Dampfspritzen auf 100 000 Einwohner zählte und die Handspritzen allmälig ganz beseitigte. Dafür haben die amerikanischen Städte auf 100 000 Einwohner nur vierzig bis siebzig Mann, während wir hundert bis dreihundert Feuerwehrleute auf die gleiche Einwohnerzahl beschäftigen. Trotzdem ist eine amerikanische Stadt mit vier Spritzen und fünfzig Mann auf 100 000 Einwohner gewiß leistungsfähiger, als unsere meisten Großstädte. Unter allen amerikanischen Städten aber stehen obenan Chicago, Cincinnati und Boston mit sieben bis acht Dampfspritzen und fünfzig bis hundertfünfzig Mann pro 100 000 Einwohner.

Der Wasserbedarf der Feuerwehr, welcher in alter Zeit dem Mangel an Wasserleitungen entsprechend minimal war, beträgt auch derzeit in normalen Jahren selten mehr, als ein Promille des gesammten städtischen Consumes, bei großen Bränden ist die Feuerwehr aber in den Stand gesetzt, im Laufe eines Tages mehr Wasser zu werfen, als man sonst zum Löschen sämmtlicher Brände im Laufe eines ganzen Jahres verbraucht. Während Berlin für alle Brände eines Jahres (1880) nur etwa drei hausgroße Wassermassen (3000 Kubikmeter) brauchte, während London im Jahre 1880 fünfundzwanzig hausgroße Wassermassen verwendete, warf die Feuerwehr von Boston während des großen Brandes (1872) nicht weniger als fünfzig Haus Wasser.

Diese gewaltige Leistungsfähigkeit geht Hand in Hand mit einer raschen Wirksamkeit der Feuerwehr: Im Jahre 1845 schlug Channing in Boston telegraphische Alarmstationen vor; 1851 wurde sein System eingeführt und derzeit haben alle namhaften Städte Amerika's ihr weitverzweigtes Netz von Leitungen. Die Stationen sind so zahlreich, daß Jeder den nächsten Alarmapparat binnen wenigen Minuten erreichen kann. Abermals verlaufen wenige Minuten, und die Feuerwehr ist zur Stelle.

In den meisten Städten wird des Abends eine Probe abgehalten, welche sehenswerth ist und welcher deshalb meist einige Bürger beiwohnen. Im Moment, wo das Signal von der Centrale aus in Bewegung gesetzt wird, geht ein elektrisches Treiben durch die ganze Löschstation. Die Gasflammen, welche abgedreht waren, leuchten auf, die Thüren springen automatisch auf, die dressirten Pferde rennen an die Deichsel, ihr Geschirr, welches von der Decke herabhängt, wird herabgelassen, das zweitheilige Kummet wird zusammengeklappt, und fort saust der Zug.

Es ist natürlich, daß solche Leistungen auch bedeutende Auslagen voraussetzen. Die europäischen Städte verausgaben für diesen Zweck jährlich eine halbe bis zwei Mark pro Einwohner, so viel zahlten auch die Amerikaner vor einem halben Jahrhundert; jetzt aber kostet die Feuerwehr in den amerikanischen Städten drei bis acht Mark pro Einwohner. Während also eine europäische Stadt mit einer Million Einwohnern für die Feuerwehr jährlich etwa eine Million Mark ausgibt, beläuft sich das Feuerbudget einer amerikanischen Millionenstadt auf das Fünffache. Selbst wenn man die höheren Preise in Amerika in Rechnung zieht, ergibt sich für Amerika ein namhaft höheres Budget. Trotz des außerordentlich großen Aufwandes und trotz der unübertrefflichen Leistungen der amerikanischen Feuerwehren können aber immer noch unter ungünstigen Verhältnissen Ereignisse gleich jenen von Chicago und Boston eintreten, so lange die Feuergefährlichkeit der Bauten nicht durch die Einsicht der Bürger oder durch gesetzliche Verfügungen vermindert wird. In früheren Jahrhunderten waren auch die Städte des mittleren Europa großentheils aus Holz gebaut, der Osten Amerika's hat erst seit zwei Generationen vorherrschend solide Häuser, im Westen aber gab es in den meisten Städten eine große Ueberzahl von Holzhäusern, bis der Brand von Chicago die Bürger bewog, wenigstens die Neubauten solider auszuführen. Da die Häuser aus der alten Zeit aber nicht so rasch verschwinden, begreift es sich, daß die Brandquote der amerikanischen Städte noch heute viel bedeutender ist, als die der meisten europäischen Städte. In den amerikanischen Städten ereignet sich jährlich auf 1000 Einwohner ein Brand, während Wien und London kaum einen Brand auf 2000 Einwohner verzeichnen.

Ueberblickt man größere Zeiträume, so findet man, daß hüben und drüben zwar die Zahl der Brände dem vermehrten Verkehr und der Anhäufung feuergefährlicher Objecte entsprechend zunimmt, daß aber anderseits die Zahl der großen Brände, Dank der ausgezeichneten Feuerwehr und dem Telegraphen, abnimmt. Dies Ziel wird in Amerika erreicht durch riesige Auslagen für das Löschwesen, bei uns aber trotz geringerer Auslagen durch eine gute Bauordnung und strenge Baupolizei.

Wie die Epidemien sind auch die großen Brände nur da möglich, wo das individuelle Leben noch nicht durch jene Gesetze geregelt ist, welche einer langen Erfahrung und einer reifen Cultur entsprechen; und wie die Epidemien vor den technischen und sanitären Reformen schwinden, so weichen auch die großen Brände, sobald das Volk sich entschließt, dem Einzelnen um des allgemeinen Gedeihens willen gewisse Beschränkungen aufzuerlegen.

Schon die Bürger Roms mußten sich manche Verordnung gefallen lassen, und noch mehr hatten die deutschen Städte im 15. und 16. Jahrhundert zu klagen über die Bauordnung und über die Feuerpolizei. Aber die Ordnungen wurden durchgeführt und schließlich nicht nur ertragen, sondern dankbar hingenommen. Selbst die englischen Communen, welche dem Einzelnen die größten Freiheiten gewähren, sind in dieser Beziehung dictatorisch vorgegangen. Die ersten Verfügungen reichen zurück ins frühe Mittelalter. Schon Alfred der Große hatte anbefohlen, wenn die Glocken zum Curfew (couvre-feu) läuteten, in jedem Hause das Feuer zu verwahren. 1189 verordnete der Bürgermeister von London, an gewissen Stellen Feuermauern zu errichten. Die Häuser der guten Straßen mußten auch mit feuersicherem Material gedeckt werden. 1605 wurde weiter verfügt, die Front aller Häuser Londons solle aus Stein oder Ziegel ausgeführt werden. Als die Stadt trotz alledem im Jahre 1666 abbrannte, petitionirten viele Bürger um ein Gesetz, welches die Verwendung von Holz und Stroh bei allen Neubauten verbieten sollte. Leider hatten in diesem Falle die Leichtfertigkeit und Trägheit mehr Macht, als Erfahrung und Einsicht. Das Gesetz wurde nicht erlassen, und man begnügte sich, einige andere Punkte der Feuerpolizei und insbesondere die Feuerwehr zu bessern. Erst ein Jahrhundert später kam eine strenge Bauordnung zur Durchführung, und seitdem hat London, trotzdem es für die Feuerwehr wenig ausgibt, eine auffallend niedere Brandquote.

Die amerikanischen Städte beginnen mit dieser großen und wichtigen Reform erst seit den sechziger Jahren, und es werden wohl ein paar Generationen vergehen, bevor es gelingt, die Bauweise der Städte durchgreifend umzugestalten. Vorläufig haben die Brände von Chicago und Boston die Bürger veranlaßt, die Neubauten großentheils aus feuersicherem Material aufzuführen; die Communen bewilligen enorme Summen für die Feuerwehr; sie lassen Nothleitern anbringen und verlangen wenigstens im Verkehrscentrum feuersichere Bedachung, im übrigen kann der Bürger aber in den meisten Städten bauen wie er will. Ueberdies werden auch bei der Verwendung feuersicherer Materialien noch vielfach Mißgriffe begangen. Man baut noch immer Granitfaçaden, obwohl dieser Stein, wenn die Umgebung brennt, durch die Gluth zerbröckelt, wodurch das Haus trotz seines anscheinend soliden Materiales doch vollständig entwerthet wird. Man errichtet Eisenbauten in einer Weise, daß sie, wenn im Innern ein Feuer ausbricht, nicht bloß ganz ausbrennen, sondern sogar zertrümmert werden. Wo die Zwischenwände eines solchen Gebäudes nicht feuersicher sind und durch automatisch sich schließende (mit Weißblech bekleidete) Thüren verwahrt sind, ist das Gebäude eben nicht gesichert. Gußeisensäulen, welche zerspringen, wenn sie glühend vom Wasserstrahl getroffen werden, finden noch immer häufig Verwendung u. s. f.

Unter all diesen Fehlern fällt am meisten auf, daß die Baumeister in vielen Fällen die ungleiche Ausdehnung von Stein und Eisen bei hohen Temperaturen nicht gebührend berücksichtigen. Vielfach läßt man einzelne Eisenglieder durch ganze Gebäude laufen, und oft wird das Eisen mit dem Mauerwerk fest verbunden, was zur Folge hat, daß bei einem heftigen Brande die Mauern gesprengt und selbst geworfen werden. Diese Uebelstände waren in manchen Fällen so

verhängnißvoll, daß die sogenannten feuersicheren Gebäude zu Anfang der achtziger Jahre weniger gebaut wurden, als in den sechziger Jahren. In der letzten Zeit aber scheinen die Eisenconstructeure doch den Sieg davonzutragen. Die schwersten Fehler werden beseitigt, indem man radical vorgeht und nicht einzelne Theile, sondern das ganze Gebäude aus Eisen baut.

Das amerikanische Eisenhaus unserer Tage ist im Wesentlichen ein mit Terracotta verkleideter Stahlthurm, dessen Theile so verspreizt sind, daß das Gebäude unter keinen Umständen einstürzen kann. Selbst im Falle eines heftigen Erdbebens dürften die Stahlthürme unversehrt bleiben, während die Kirchthürme der alten Aera eine Katastrophe dieser Art bekanntlich nicht überstehen. Dem Feuer gegenüber haben allerdings auch diese Stahlthürme mitunter nicht Stand gehalten. Wenn der Brand in einem der unteren Stockwerke ausbrach, raste er mit solch' elementarer Gewalt durch den Thurm empor, daß viele Menschenleben und alle Güter verloren waren. Die amerikanischen Ingenieure bezweifeln jedoch nicht, daß auch diese Gefahr durch die neuesten Reformen beseitigt werde.

All diese technischen Fortschritte werden aber erst dann eine volle Sicherung bringen, wenn die Baupolizei den Einzelnen zwingt, die erprobten Neuerungen durchzuführen. Eine strenge Bauordnung ist um so nöthiger, als die Feuergefährlichkeit der Objecte, abgesehen von der Bauweise, in den letzten Decennien allerwärts unzweifelhaft zugenommen hat. Gas, Petroleum und Elektricität, der vermehrte Verkehr, die Nachtarbeit, die Ausdehnung der Waarenlager, die Aufzüge, welche in keinem großen Hause Amerika's fehlen, endlich die Ausführung zehn bis zwanzig, ja dreißig Stock hoher Gebäude sind gefahrbringende Momente. Sie verlangen eine wesentliche Verschärfung der Bauordnung.

So lange Amerika den Einzelnen frei gewähren läßt, wird natürlich die Brandquote hoch bleiben, werden immer wieder verheerende Brände sich ereignen. Entschließen sich die Amerikaner aber, einer strengen Bauordnung zu gehorchen, so wird es ihrer ausgezeichneten Feuerwehr sicher gelingen, die Zahl der Brände mindestens auf den Stand von London und Wien zu reduciren. Dann werden große Brände in den amerikanischen Städten ebenso unmöglich sein, wie Epidemien in Städten mit einer strengen Sanitätsordnung. Die Verluste werden auf ein Minimum herabgehen und die Auslagen für Feuerwehr und Assecuranz entsprechend sinken. Addirt man aber diese Posten, so dürfte sich leichtlich eine jährliche Ersparniß von ein paar Mark pro Einwohner, d. i. etwa hundert Millionen pro Staat ergeben. So hoch beziffert sich der Werth einer guten Bauordnung.

III. Die Mühlen und Getreidespeicher Amerika's.

Im alten Testament, bei den Griechen und Römern wird das Getreide in Handmühlen verarbeitet, und diese primitive Methode herrscht noch heute im Orient, ebenso wie in mancher weltentlegenen Alpenwirthschaft.

Zu Augustus' Zeit wird bereits die erste Wassermühle in Rom errichtet, im 12. Jahrhundert werden in Frankreich und den Niederlanden Windmühlen erwähnt. In Amerika wurden diese Erfindungen im 17. Jahrhundert eingeführt. Im Jahre 1783 wurde die erste Dampfmühle in London gebaut. Pennsylvanien,

damals der führende Staat Amerika's, folgte dem Vorbilde im Jahre 1809, und in den zwanziger Jahren erstand die berühmte achtstöckige Dampfmühle in Cincinnati, welche jährlich 2000 Tonnen producirte. Die bahnbrechenden Reformen des Amerikaners Evans bewährten sich bei diesen und anderen Anlagen so ausgezeichnet, daß bald alle Neubauten nach seinem Princip durchgeführt wurden.

Vordem konnten die kleinen Wasser- und Pferdemühlen Amerika's den Anforderungen oft nicht nachkommen, und die Kunden mußten nicht selten das halbe Getreide als Mahllohn abgeben. Die Folge war, daß Amerika trotz billigen Getreides theures Brot hatte. Das änderte sich in Folge der großartigen Fortschritte der Technik. Der Preis von einem Faß Mehl, welcher zu Anfang des Jahrhunderts neun bis zehn Dollars betrug, sank in den folgenden Decennien auf fünf.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts erzeugte eine amerikanische Mühle (mit einem Gang) täglich nur etwa hundert Kilo Mehl, die besten Mühlen konnten pro Arbeiter und pro Tag höchstens eine halbe Tonne erzielen. In den ersten Decennien unseres Jahrhunderts steigert sich die Tageserzeugung pro Mann auf eine Tonne, in den vierziger und fünfziger Jahren aber auf zwei Tonnen. Schon die ersten Dampfmühlen hatten mit mehreren Gängen gearbeitet und eine entsprechend bedeutende Production erzielt; in den siebziger Jahren brachten es die größten Mühlen bereits auf eine Tageserzeugung von hundert Tonnen Mehl.

Bei Odysseus bereiteten zwölf Sclavinnen das Mehl für zweihundert Menschen; in unserer Zeit erzeugen zwölf Arbeiter in der Dampfmühle Mehl für hunderttausend Menschen.

Während in den zwanziger und dreißiger Jahren Europa von den amerikanischen Müllern gelernt hatte, war Amerika in den folgenden Decennien in der Lage, von den Deutschen zu lernen. Im Jahre 1816 hatte Pauer in Wiener-Neustadt seine bahnbrechenden Reformen begonnen, und in den sechziger und siebziger Jahren sind die Pester Walzmühlen mit gradueller Zerkleinerung die technischen Vorbilder für die ganze Welt. Nach diesem System wurden die gewaltigen Mühlen von Minnesota, Dakota, Illinois und Ohio gebaut, und erst seit Durchführung dieser Reformen kann das amerikanische mit dem österreichischen Mehl auch in Bezug auf Feinheit und Güte sich messen.

Jeder große Getreidestaat hat seinen Mühlenkönig, einen Mann, welcher mit seinem Besitz und seiner Mannschaft eine Großmacht darstellt. Das ist an sich nicht bewunderungswürdig; mit Recht aber sind die Amerikaner stolz auf diejenigen Mühlenfürsten, welche ihre Macht und ihren Reichthum in großartiger Weise zum Wohl ihres Volkes und ihres Landes verwerthen. Der Name des Californiers Lick, welcher einen großen Theil seines Reichthums wissenschaftlichen Zwecken gewidmet hat, ist in Europa rühmlichst bekannt. Ein anderer ausgezeichneter Selfmademan ist Washburn, der Mühlenfürst von Minneapolis, welcher sich aus dürftigen Verhältnissen emporgearbeitet hat. Im Jahre 1841 begann er die juridischen Studien, nach deren Vollendung er als Lehrer und Landmesser sein Brot verdiente. Im Bürgerkrieg wurde er Generalmajor, 1867 wurde er in den Congreß gewählt, 1871 wirkte er als Gouverneur von Wisconsin. Diese Erfolge gingen Hand in Hand mit glücklichen industriellen Unternehmungen, welche den

unermüdlichen Mann bald in Stand setzten, im größten Stile zu arbeiten. Er verband sich mit dem deutsch-amerikanischen Mühlentechniker Christian und baute zu Anfang der siebziger Jahre die drei gewaltigen Mühlen von Minneapolis. Eine derselben hatte 42 Paar Steine — sie war zu jener Zeit die größte Mühle der Vereinigten Staaten. 1878 explodirte eine der Mühlen; sogleich wurde eine noch mächtigere Walzmühle neuester Construction an ihrer Stelle aufgeführt. Von dem erworbenen Reichthum spendete Washburn in großartiger Weise. Er baute in seiner Stadt ein Waisenhaus, eine Volksbibliothek und ein Spital mit einem Aufwand von vier Millionen Mark.

Minneapolis, welches vorwiegend durch diesen Mann seinen Weltruf erworben hat, zählte im Jahre 1870 13000, im Jahre 1882 aber bereits 60000 Einwohner. Einundzwanzig große Mühlen standen damals, und vier neue Riesenbauten wurden errichtet. In einem Jahre wurden zwanzig Millionen Mark für den Bau von Mühlen und Arbeiterhäusern aufgewendet. Im Jahre 1892 zählte Minneapolis bereits 165000 Einwohner, deren Bildung Schritt hält mit der Wohlhabenheit.

Noch im Jahre 1870 hatte San Louis unter allen Städten der Vereinigten Staaten die meisten Mühlen, jetzt ist Minneapolis die erste Mühlenstadt der Welt. —

Chicago ist zwar nicht als Mühlenstadt, wohl aber durch seinen Mehlhandel ersten Ranges bekannt. Die Stadt producirte im Jahre 1890 430000 Faß Mehl — an sich eine bedeutende Masse — außerdem bezog Chicago aber genau die zehnfache Menge aus den großen Getreidestaaten und verfrachtete diese Schätze nach New-York und England. Im Jahre 1890 exportirten die Vereinigten Staaten 12,2 Millionen Faß Mehl. Auf Chicago allein entfällt der dritte Theil dieser gewaltigen Summe (4,1 Million Brl.).

Die Bedeutung der Müllerei wird klar, wenn wir bedenken, daß das Volk etwa den dritten Theil seines Geldes für Mehl und Brot ausgibt. Natürlich liefert auch in Amerika die Müllerei unter allen Gewerben die bedeutendsten Werthe (obwohl in der Eisen- und Baumwollindustrie mehr Capital angelegt ist, als in der Müllerei). Es ist lohnend, die Entfaltung dieser Industrie an der Hand der statistischen Daten zu verfolgen:

Pennsylvanien war im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts der bedeutendste Müllereistaat. Im Jahre 1810 zählte man in diesem Staate zweitausend Mühlen, welche 840000 Faß Mehl im Werthe von elf Millionen Dollar erzeugten. In den sechziger Jahren erobert New-York die erste Stelle, zugleich treten aber auch die Weststaaten als mächtige Concurrenten ein; sie überflügeln die Oststaaten im Laufe der achtziger Jahre. Im Jahre 1790 besaßen die Vereinigten Staaten auf vier Millionen Einwohner mindestens zehntausend Paar Steine, 1880 hatten die Staaten fünfzig Millionen Einwohner und vierundzwanzigtausend Mühlen. Im Zeitraume 1850—1880 hat sich die Zahl der Mühlen und die Zahl der Arbeiter verdoppelt, während der Werth des erzeugten Mehles sich vervierfacht hat.

Weniger als in anderen Gewerben, immerhin aber sehr merklich, ist auch in der Müllerei die Unterdrückung des kleinen Betriebes durch die Fabriken und

der Ersatz der menschlichen Arbeit durch Maschinenleistung im Laufe der letzten Decennien. Während in Deutschland noch in den siebziger Jahren auffallend viele kleine Betriebe mit vielen Arbeitern bestehen, werden in Amerika viel weniger Betriebe und Arbeiter, dagegen eine gewaltige Maschinenkraft verzeichnet. Deutschland verwendete zu jener Zeit pro Arbeiter nur 0,3 Pferdekraft, während die Vereinigten Staaten im Jahre 1870 pro Arbeiter bereits zehn Pferdekräfte notirten. Im Jahre 1870 wurden in Amerika in allen Gewerben zwei- bis vierunddreißig Millionen Pferdekräfte verwendet, und der vierte Theil dieser Kraftfülle entfiel allein auf die Müllerei.

Noch halten sich die vielen kleinen Mühlen auf dem Lande, welche das Mehl für die nächste Umgebung liefern; aber längst wird die Hauptmasse des Mehles von den großen Dampfmühlen producirt. In nicht ferner Zeit dürften die 30 000 kleinen Landmühlen der Vereinigten Staaten großentheils verfallen sein, während der gesammte Consum und Export von einigen hundert gewaltigen Dampfmühlen gedeckt wird. Der Zug der technischen Cultur geht hüben wie drüben dem gleichen Ziele entgegen.

* * *

Amerika nimmt in Bezug auf die Technik der Müllerei heute nicht mehr jene hervorragende Stellung ein, wie zu Evans' Zeiten, aber es zeichnet sich seit einem Jahrhundert durch seine geniale und großartige Getreide-Magazinirung und Verfrachtung aus. Während bei uns den billigen Löhnen entsprechend noch heute fast die ganze Speicherarbeit durch Menschen besorgt wird, hat Amerika seine theuren Arbeitskräfte längst durch Maschinen ersetzt.

Rom rühmte sich in der Kaiserzeit, daß seine Getreidespeicher im Laufe eines Tages etwa eine hausgroße Masse Getreide an das Volk abgaben (das cubische einstöckige Haus von 10 Meter Seite enthält zehntausend Hektoliter). Ein einziger Getreidethurm von New-York oder Chicago enthält aber hundert hausgroße Getreidemassen und kann dieselben in unglaublich kurzer Zeit abgeben. Wir wollen diese merkwürdigen Schöpfungen des amerikanischen Genius im Folgenden näher betrachten.

Die Getreidethürme zeichnen sich nicht nur dadurch aus, daß sie gewaltige Mengen von Getreide rasch aufnehmen und abgeben, sie besorgen auch das Wägen und Reinigen, das Lüften und Kühlen des Getreides rasch und automatisch. Der Speicher ist compendiös, und wenige Leute leisten mittels der gewaltigen Maschinen sämmtliche Arbeiten. Die Lösung all dieser Aufgaben verdankt Amerika dem großen Oliver Evans, welcher zu Ende des 18. Jahrhunderts die wesentlichen Principien des modernen Systems in Vorschlag gebracht und ausgeführt hat.

Im Jahre 1782 hatte der junge Evans, damals ein einfacher Müllergeselle, den Auftrag erhalten, nach altbewährtem Muster eine Mühle zu bauen. Diese Arbeit regte ihn zu jenen Entwürfen an, mit welchen er in den folgenden Jahren vor seine Landsleute trat. Schon im Jahre 1786 suchte er in Pennsylvanien Patente zu erlangen für eine Dampfmühle und einen Dampfwagen. Im Jahre 1795 faßte er all seine auf die Müllerei und Magazinirung bezüglichen Erfahrungen und Projecte im „Millwrights Guide" zusammen. Er hielt einen

Agenten, welcher das Buch und seine Erfindungen vertreiben sollte. Mehrere Müller nahmen die neue Erfindung an. Die Prämien, welche einliefen, waren aber so unbedeutend, daß Evans kaum seine Auslagen decken konnte.

Solange seine Erfindungen nicht durchdrangen, hatte er Verluste, sobald sie aber populär wurden, machte ihm die Mißgunst der Concurrenten und Geschäftsleute zu schaffen. Was ihm von Seite einiger Müller zufloß, verlor er in zahlreichen Processen, welche er gegen die unbefugte Anmaßung seiner Patente anstrengte. Die Advocaten jener großen Müller, welche entschlossen waren, Evans' Erfindung unentgeltlich auszunützen, bestritten das Patent schlechtweg, „weil Conveyer und Elevator im Princip alte Instrumente seien". Evans richtete gegen diese praktischen und gewissenlosen Männer die Vertheidigungsschrift „To his Counsel", in welcher er die wesentlichen Leistungen seiner Methoden klar darlegt:

Das Getreide wird in dieser Weise besser gereinigt, der Verlust durch Stauben fällt weg, und der Transport wird erleichtert. Würde die Erfindung allgemein eingeführt, so könnte man im Laufe einer Generation eine Kraftersparniß von dreißig Millionen und eine Wertherhöhung von dreihundert Millionen Dollar erzielen. Er klagt, daß seine Erfindung von den trägen Massen nicht beachtet, von den Klugen aber ausgebeutet werde, und daß er von seinen Gedanken und seiner Arbeit nicht Gewinn, sondern Schaden ernte. Wohl ist er sich bewußt, daß er gegen den gemeinen Eigennutz der menschlichen Gesellschaft nicht aufkommen könne, und resignirt beschließt er seine Schrift. Von all seiner Lebensarbeit bleibt ihm nichts als die ruhige Ueberzeugung, „daß seine Erfindung die Probe der Zeit bestehen werde".

* * *

Sicher haben schon in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts einige große Mühlen nach Evans' Vorschlag Becherwerke angewendet; wann das Princip aber auf die Getreidespeicher übertragen wurde, konnte ich nicht ermitteln. Ein praktisches Hemmniß lag in dem Umstande, daß die Speicher eben nicht eo ipso über eine bedeutende mechanische Kraft verfügten. Viele beschränkten sich deshalb darauf, in den Magazinen Aufzüge zu errichten, welche durch Pferdekraft getrieben wurden. Die Dampfkraft wurde angeblich erst im Jahre 1848 durch Capitän Bristol zur Magazinirung des Getreides verwendet. Derzeit ist ein Elevator ohne Dampfkraft in Amerika nicht denkbar, und imposant sind diese vielstöckigen Riesengebäude mit dem Pilonenthurm, welcher noch fünf Stockwerke hoch über das Dach aufragt. Eisenbahnzüge fahren unter das Gebäude ein, Schiffe legen an ihm an. Aus und ein fließen die Getreideströme. Eine Dampfmaschine von einigen hundert Pferdekraft besorgt das ganze Getriebe. Drahtseile, welche doppelt so schnell gleiten, als ein Fußgänger geht, reichen durch die Räume und vom Thurm aus über das Dach hin; dumpf sausend und surrend tragen sie die Kraft von hundert Pferden von Raum zu Raum.

Wir treten ein und folgen dem Getreide, das eben eingenommen wird, auf seinem Wege. Zunächst sehen wir das Becherwerk: einen endlosen Gurt, welcher von einer Rolle am Dach zur Erde reicht und mit kleinen Blechtrögen besetzt ist. Der Gurt bewegt sich und baggert das Getreide ins Gebäude hinauf. Soll

das Getreide aus einem Schiff gehoben werden, so verwendet man ein Becherwerk, welches wie ein Schöpfarm vom Speicher aus in das Schiff hinabgreift und in dem Maße, als das Getreideniveau im Schiffsraum sinkt, niedergelassen wird. Ein mit Getreide beladener Zug fährt in das Gebäude ein, ihm zur Seite verläuft im Fußboden ein Kanal, in welchen das mittelst Dampfschaufeln aus den Wagen geförderte Getreide strömt, und aus welchem dasselbe sogleich von einer Serie von Becherwerken gehoben wird. Das aufgebaggerte Getreide rinnt, wenn es die Höhe erreicht hat, zunächst in einem mächtigen Wagekasten, welcher drei bis fünf Tonnen auf einmal faßt und sich automatisch leert, sobald das Gewicht voll ist. Das gewogene Korn rieselt dann weiter der Tiefe zu, aus welcher es vor Kurzem aufgestiegen. Auf diesem Wege wird es gereinigt, indem es einen entgegentreibenden Luftstrom und ein Gitterwerk passirt.

Die nöthige horizontale Verschiebung der Massen besorgte schon Evans entweder durch eine archimedische Schraube ohne Ende (welche das Getreide durch ein Rohr schiebt), oder auch durch einen flachliegenden Gurt, welcher, über Rollen gleitend, das Korn zum Bestimmungsorte führt. Evans verwendete Ledergurten; seit den sechziger Jahren stehen meterbreite Kautschukgurten in Verwendung, welche in manchen Elevatoren seit zwanzig Jahren fungiren, während jedes andere Material unter diesen Umständen rasch zu Grunde geht. Mehrere tausend Meter solcher wandernder Laufteppiche sind in jedem großen Speicher. Sie dienen nicht nur zur horizontalen Beförderung, sondern auch zur Lüftung und Kühlung des Getreides, wenn es dumpfig geworden. Man zapft das Getreide in diesem Falle aus dem Speicher ab, läßt es über die Gürtel laufen und führt es zurück, sobald es abgekühlt ist. Elevator, Wage und Gürtel, welche in den vierziger Jahren stündlich nur wenige Tonnen besorgten, sind heute auf eine Förderung von hundert und selbst zweihundert Tonnen pro Stunde eingerichtet.

Das Getreide, welches auf die beschriebene Art auf und ab, hin und her transportirt werden kann, fällt, wie erwähnt, bei der ersten Reinigung wieder der Tiefe zu. Nun wird es abermals aufgebaggert und zwar diesmal bis zur Höhe des Thurmes; von hier aus aber strömt es durch geneigte Blechröhren den Speichern zu. Diese Behältnisse haben nach Evans' Vorgang die Form von Schächten, von deren trichterförmigem Boden das Getreide nach Bedarf abgezapft werden kann. Wie die Zellen einer Wabe sind etwa hundert bis dreihundert solcher Getreideschächte im Gebäude so angeordnet, daß sie dessen Hauptkörper bilden und vom Dach bis zum ersten Stockwerk hinabreichen. Je drei bis fünf derartige Getreideschächte enthalten eine hausgroße Masse Getreides (10 000 Hektoliter), die ganze Getreidewabe enthält aber zwanzig bis fünfzig, ja hundert hausgroße Massen Getreides.

Wie ökonomisch die Arbeit dieser amerikanischen Speicher ist, hat man in Europa, wo die Elevatoren erst Anfangs der achtziger Jahre in Liverpool und Bordeaux adoptirt wurden, erprobt. Vordem wurde eine mächtige Mannschaft verwendet, um das Getreide von den Schiffen in den Speicher zu schaffen, um es zu wägen und zu reinigen. Ein Mann besorgte stündlich höchstens eine Tonne. Der Elevator besorgt aber stündlich hundert Tonnen mit wenig Mannschaft und mit einer geringen Auslage für Heizung. Früher brauchte man zwei

bis drei Wochen, um ein Schiff mit zweitausend Tonnen in die Speicher zu entladen; der Elevator besorgt die Arbeit leicht in einem Tag. Früher kostete das Umladen von Schiff zu Schiff (in Bordeaux) pro Tonne drei Mark, der Elevator besorgt jetzt dieselbe Leistung für eine Mark. Die Reinigung des Getreides, welche früher drei Mark kostete, wird durch den Elevator für eine bis zwei Mark besorgt. In New-York rechnete man für die gesammte Behandlung (incl. zehntägiger Magazinirung) in den achtziger Jahren nur eine Mark pro Tonne. Bei der Füllung eines großen Speichers nach amerikanischer Methode kann man also wohl hunderttausend Mark ersparen. Wie groß der Verlust ist, welchen die europäischen Staaten im Laufe von dreißig Jahren erlitten haben, und um wieviel theurer wir unser Brot zahlen mußten, nur weil wir die amerikanische Erfindung ablehnten, entzieht sich der Berechnung.

Die Ausdehnung und Leistung der Getreidespeicher hat in den letzten Decennien bedeutend zugenommen. Um das Jahr 1860 faßte ein mittelgroßer Elevator drei hausgroße Getreidemassen, jetzt ist der Inhalt durchschnittlich zehnmal so groß; die größten enthalten aber hundert hausgroße Massen (eine Million Hektoliter). Ehedem brauchte ein Elevator von mäßiger Dimension ein bis zwei Wochen zur Füllung, jetzt werden die größten Speicher binnen weniger Tage gefüllt. Ein Paar Getreideschiffe oder tausend Eisenbahnwagen mit Getreide werden leicht im Laufe eines Tages aufgenommen.

Chicago, welches seit Langem neben New-York die größten Getreidemassen verwahrt und verhandelt, magazinirte um die Mitte der fünfziger Jahre mit seinen kleinen Elevatoren kaum soviel Getreide, als heute ein mittelgroßer Elevator besorgt. In den sechziger Jahren hatte die Stadt dreizehn Getreidespeicher, welche hundertsiebzig hausgroße Getreidemassen beherbergen konnten, die sechsundzwanzig mächtigen Thurmspeicher des Jahres 1890 fassen aber tausend hausgroße Massen, sage eine Wanne von tausend Meter Länge, hundert Meter Breite und zehn Meter Tiefe. Unsere Maßeinheit (das kubische, einstöckige Haus) enthält tausend Tonnen à zehn Hektoliter und die Riesenkufe, von welcher eben die Rede war, enthält demnach zehn Millionen Hektoliter. Soviel Getreide beherbergen die Speicher von Chicago. Die Baukosten dieser Speicher repräsentiren allein einen Werth von fünfzig Millionen Mark und die jährlichen Einnahmen für Magazinirung belaufen sich auf zehn bis vierzehn Millionen Mark. Die Stadt exportirt jährlich etwa sechstausend hausgroße Massen Getreides, die Speicher müssen also sechsmal gefüllt und wieder entleert werden. Zu diesem Behufe müssen sämmtliche sechzig Millionen Hektoliter — abgesehen von der horizontalen Verschiebung — mindestens dreimal thurmhoch gehoben werden: einmal behufs Reinigung, das zweite Mal, um in die Schachtwabe abgeliefert zu werden, das dritte Mal behufs Verladung in die Schiffe. Diese riesige Arbeit besorgen die Elevatoren von Chicago mit einer kleinen Mannschaft, während wir nach der alten Methode ein Heer von Arbeitern beschäftigen.

IV. Chicago und die amerikanische Viehzucht.

Der gewaltige Viehreichthum der Vereinigten Staaten ist bereits sprichwörtlich; nur in Bezug auf die Schafzucht wird Amerika derzeit noch von Laplata, Australien und Rußland übertroffen. Der Rinderbesitz der Vereinigten Staaten war bereits im Jahre 1880 doppelt, ja dreimal so groß, als der unserer großen europäischen Staaten. Selbst Laplata's großer Schafbesitz wird durch den größeren Rinderreichthum Nordamerika's weit überwogen. Am großartigsten aber ist Amerika's Schweinezucht. Das Land besitzt fünfmal soviel Schweine als Rußland oder Deutschland und etwa zehnmal soviel als Frankreich.

Ein Pferd kommt in Nordamerika auf eine Familie, in Deutschland dagegen besitzt erst jede dritte Familie ein Pferd.

In Amerika kommen auf jede Familie drei bis vier Stück Rindvieh und ebenso viele Schafe; die deutsche Familie besitzt nur halb soviele Rinder und Schafe, und während eine deutsche Haushaltung im Durchschnitte ein Schwein besitzt, kommen (in den achtziger Jahren) auf eine amerikanische Familie fünf Schweine. Der Werth aller Pferde und Maulthiere der Vereinigten Staaten wird im Jahre 1890 auf elfhundert Millionen Dollar veranschlagt, der Rinderwerth auf neunhundert Millionen; dazu kommen Schweine im Werthe von zweihundertvierzig und Schafe im Werthe von hundert Millionen Dollar.

Die Ausfuhr animalischer Producte aus Amerika datirt aus früher Zeit und hat bis in unsere Tage begreiflicherweise relativ die höchsten Werthe geliefert. Im Jahre 1860 wurden für sechzehn Millionen Dollar (davon zehn Millionen Schweinefleisch) exportirt, im Jahre 1890 betrug der Werth der Fleischausfuhr hundertsechsunddreißig Millionen Dollars (für fünfundachtzig Millionen Dollars Schweine und dreißig Millionen Dollars Rinder) u. s. w.

Im Jahre 1890 entfiel $^3/_4$ des Exportwerthes der Vereinigten Staaten auf landwirthschaftliche Erzeugnisse, und zwar repräsentirte der Animalexport neben dem Baumwollexport die höchsten Werthe:

Gesammter Export . .	1700	Millionen Dollars
Baumwolle-Export . .	260	" "
Animal-Export . . .	170	" "
Brotstoff-Export . . .	154	" "

Der Staat Indiana allein besaß im Jahre 1880 mehr Rinder als Frankreich, und Illinois hatte das Deutsche Reich in dieser Beziehung schon in einer viel früheren Epoche überholt.

Seit der Besiedelung haben die westlichen Staaten das natürliche Princip befolgt, einen großen Theil ihrer Ernten zu verfüttern und so in compendiöser und werthvoller Form auf den Markt zu bringen. Der größte Theil dieses Reichthums ist seit Menschengedenken erwachsen in jenen westlichen Gebieten, welche in den vierziger Jahren noch kaum besiedelt waren und nur einigen Indianerhorden karge Nahrung gewährten. Die Mormonen im Gebiete des Salzsees und die Goldgräber haben den letzten Vorstoß gegen den Westen gemacht.

Im Jahre 1847 zogen die Mormonen mit siebenhundert Wagen, welche mit Rindern bespannt waren, in ihr Kanaan ein. Diese zwei- oder dreitausend Rinder erscheinen im Jahre 1850 auf 12600 vermehrt, im Jahre 1880 aber zählte man in jenem Gebiete 130000 Rinder. Schon damals trieben die Leute vom Salzsee jährlich 60000 Rinder auf den westlichen Markt. Texas, welches im Jahre 1850 kaum ein Drittel Million Rinder besaß, zählte im Jahre 1870 vier Millionen und jetzt acht Millionen. Derselbe Staat besaß im Jahre 1850 100000 Schafe, im Jahre 1880 aber drei Millionen. Diese Daten geben einen Begriff von der gewaltigen Expansion der Viehzucht im Westen. Dabei ist zu beachten, daß die Rasse fortwährend verbessert wird, daß z. B. ein $3^1/_2$jähriges Rind (Kreuzung von Texaskuh und Shorthorn) in den achtziger Jahren fünfhundert Kilo wog, während das Rind in den fünfziger Jahren kaum vierhundert Kilo wog.

Das Vieh wird im Westen nach spanischem Vorbild in dem Ranch aufgebracht. Ein Treiber kauft in den Rinderdistrikten eine Herde Rindvieh, dann erwirbt er in einem Pferderanch die nöthigen Pferde, sage für einen Trieb von 2300 bis 2500 Rindern vierzig Pferde. Am ersten Tag müssen die Thiere scharf bewacht werden, damit sie nicht durchbrechen und der Heimath zueilen. Nachts werden sie auf ein Rudel zusammen getrieben (gerundet). Die Lehrburschen (Greenhorns) bilden den Troß, auch der Proviantwagen mit dem Koch folgt im Nachtrab. So rückt eine Herde mit Kälbern täglich etwa zwanzig Kilometer weiter. Im Jahre 1880 wurden aus den Farwestregionen, welche dreißig Jahre vorher noch unbesiedelt waren, hundertdreißig Triebe, also etwa eine Drittel Million Rindvieh in solcher Weise auf die westlichen Märkte gebracht.

Die Rolle, welche Chicago in Bezug auf Viehhandel und Schlachtgewerbe spielt, soll im Folgenden geschildert werden, doch werde ich nur den großartigsten Zweig dieses Berufskreises, die Schweineschlächterei, ausführlicher behandeln.

Noch in den fünfziger Jahren hatte Ohio dies Geschäft beherrscht, in den folgenden Decennien eroberte Illinois die erste Stelle. Cincinnati, welches in der alten Zeit den ehrenden Spottnamen „Porkopolis“ trug, wurde bereits im Jahre 1862 von Chicago eingeholt, und in den achtziger Jahren beherrscht diese Stadt allein die Hälfte des „Pork-Business“ des ganzen Mississippigebietes.

Die Zahlen und Werthe dieser Großindustrie sind imposant. Schon Anfangs der fünfziger Jahre verarbeitete man im Westen jährlich eine Million Schweine für den Großhandel. Anfangs der siebziger Jahre wurden drei und 1880 zehn Millionen Schweine verpackt, trotzdem Frankreich und England den Import von amerikanischem Schweinefleisch untersagt hatten. Chicago verarbeitete allein sechs Millionen und versendete fünf Millionen verpackter Schweine.

Im Ganzen wurden im Jahre 1890 430 Millionen Kilo, d. i. 430000 Tonnen oder etwa fünfhundert hausgroße Massen Fleisch und andere animale Producte von Chicago ausgeführt (nach Berechnung des Herrn G. F. Stone, Secretär der Handelskammer von Chicago). Hiervon entfiel der größte Theil auf das „Pork-Business“.

Die Arbeit geschieht in großartigen Schlachtkasernen. Eine Herde Schweine wird vom Viehhof zum Aufzug des Schlachthauses getrieben und fährt in das

zweite oder dritte Stockwerk auf, dann rollen die an einem Fuße aufgehängten Thiere über eine längs der Decke verlaufende Stabbahn weiter zum Stecher, von ihm zum Brüher, zum Zerleger u. s. f. Das Fleisch wird gekühlt und wandert dann verschiedene Wege; jeder Theil wird einer Truppe von Specialisten übergeben. Die Zerleger, die Salzer, die Wurster, die Packer — alle haben ihre eigenen Säle. Die Arbeit geht so rasch, daß ein Schwein binnen zehn Minuten vollständig verarbeitet ist. Die Abfälle kommen in eine Reihe gewaltiger cylindrischer Kessel, welche, nebeneinanderstehend, durch zwei Stockwerke des Gebäudes reichen. Im oberen Stock beschickt man die Kessel, im unteren läßt man sie ab.

So wird das Fett fast vollständig gewonnen, während man früher kaum die Hälfte desselben aussieden konnte. Eine Leimsiederei und eine Knochenmehlfabrik verwerthen den Rest, sodaß von dem verarbeiteten Thiere schließlich wirklich nichts übrig bleibt. Der Fleischer, der Gerber, der Bürstenbinder, der Schreiner und der Landwirth beziehen die gewonnenen Producte. Die fertige Fleischwaare wird in gekühlten und gut ventilirten Sälen aufbewahrt bis zur Versendung.

Anfangs der achtziger Jahre hatte das Geschäft seine höchste Blüthe. Die größten Schlächtereien verarbeiteten täglich tausend bis fünfzehnhundert Schweine, alle Firmen von Chicago verpackten während der Saison täglich 100 000 Schweine.

Die Chicago-Company allein verarbeitete während der kühlen Zeit eine halbe Million, die Anglo-American-Company $^3/_4$ Million, und Armour, der Schweinekönig, bewältigte in seinen Anstalten jährlich in der Saison eine Million Schweine. Der letztgenannte Mann beschäftigte in seinen Schlächtereien in Chicago, Kansas und Milwaukee zu jener Zeit zehntausend Arbeiter. Die Großartigkeit dieser Verhältnisse erhellt wohl am besten aus der Thatsache, daß die Schlächtereien von Chicago im Laufe eines Winters die sämmtlichen Schweine Preußens verschlachten und verpacken könnten und dann über die flaue Campagne klagen würden.

Die folgenden statistischen Daten ergänzen diese Schilderung. Die Großschlächtereien der Vereinigten Staaten verarbeiteten im Jahre 1880 $1^3/_4$ Millionen Rinder (Werth = 71 Millionen Dollar). Illinois allein schlachtete 600 000 und New-York 400 000 Rinder. Außerdem wurden in den Vereinigten Staaten geschlachtet und verpackt sechzehn Millionen Schweine (Werth = 18 Millionen Dollars), auf Illinois allein entfällt ein Drittel dieser Summe. Chicago, welches in den fünfziger Jahren kaum eine nennenswerthe Rolle gespielt hatte, beherrscht in den siebziger Jahren bereits das halbe Geschäft des Westens.

Im Laufe des Jahres 1890 bezog die Stadt 136 Millionen Stück (d. i. 312 000 Waggons) Vieh aller Art, im Werthe von nahezu einer Milliarde Mark.

Während das Schweinegeschäft in dem letzten Decennium stationär geworden, entfaltet sich das Rindergeschäft in diesem Zeitraume riesig, wie aus der folgenden Tabelle ersichtlich ist (Import):

Jahr	Millionen Rinder	Schweine	Schafe	Werth Millionen Dollars
1880	1,4	7	0,3	143
1890	3,7	7,7	2,2	231

Wesentlich sind das Viehgeschäft, der Verkehr und Transport, die Controle und Verpflegung erleichtert durch die vereinten Viehhöfe, welche im Jahre 1865

eingerichtet wurden. Der Viehhof hat eine besondere Bedeutung als Erholungsstation für das Vieh, insbesondere für das Rind, welches nach langem Transport zerrüttet und zerstoßen und so erschöpft ist, daß es Futter und Trank verschmäht. Auf eine Strecke von tausend Kilometern (etwa von Triest bis Hamburg) erleidet das Rindvieh einen Gewichtsverlust von fünfzig bis hundert Kilo, das Fleisch der geschlachteten Thiere ist bläulich, zerquetscht und ekelerregend. Mehr als die Bestrebungen der Thierschutzvereine haben die hierdurch verursachten pecuniären Verluste den großen Viehhändler veranlaßt, sehr wohl darauf zu achten, daß sein Vieh nicht übermäßige Touren macht, auf den Raststationen erquickt wird und schließlich sich im Viehhof ordentlich erholt.

Die Viehhöfe bedecken einen Raum von hundertvierzig Hektar; vierzig Hektar werden beherrscht von den Stallungen, fünfzig Kilometer Canäle besorgen den Abfluß. Die Wassertröge allein, würden aneinandergelegt, eine Marschstunde weit reichen (5 Kilometer), und die Futtertröge bilden in gleicher Weise angeordnet, eine dreimal so lange Zeile (16 Kilometer). Die Ställe haben Raum für 20000 Rinder, für ebenso viele Schafe und für 100000 Schweine. Einundzwanzig Localbahnen stehen mit den vereinten Viehhöfen in Verbindung.

Schon im ersten Jahre seines Bestehens bezog der Viehhof 400000 Rinder, nahezu eine Million Schweine und 200000 Schafe. In den Berliner Viehhof wurden im Jahre 1880 115000 Rinder zugetrieben, der Viehhof von Chicago empfing im selben Jahre 1382000 Rinder, und während der Berliner Viehhof 400000 Schweine aufnahm, hat der Hof von Chicago in der gleichen Zeit sieben Millionen Schweine empfangen. Wenn man den Viehbezug auf eine Familie (à fünf Personen) repartirt, wird der Vergleich noch schlagender. Auf eine Berliner Familie kommt jährlich nur ein halbes Rind, während auf eine Familie von Chicago fünfzehn Stück Rindvieh entfallen. Pro Berliner Familie entfallen zwei Schweine, während auf jede Familie von Chicago siebzig Schweine kommen. Diese Zahlen geben eine Vorstellung von der Bedeutung des Viehgeschäftes.

Noch ein erläuterndes Bild füge ich hinzu: Man denke sich vier Reihen Ochsen und sechs Reihen Schweine, welche von der Nordsee bis zur Adria reichen, dazu noch zwei ebenso lange Reihen Schafe — all das wird *im Laufe eines Jahres* in Chicago eingebracht (1880 f.) und theils lebend, theils verarbeitet weiter verfrachtet. Ein Eisenbahnzug müßte, um die in eine Reihe aufgelöste Herde zu passiren, zehn Tage und zehn Nächte fahren.

Der Gesammtwerth des jährlichen Viehbezuges betrug Anfangs der achtziger Jahre etwa 800 Millionen Mark, also mehr, als der gesammte Schaden des großen Brandes.

V. Chicago's Welthandel.

Die commercielle Bedeutung der Stadt beginnt in den fünfziger Jahren mit der Ausbildung des Eisenbahnnetzes, welches im Jahre 1850 in Illinois erst 650 Kilometer, im Jahre 1857 aber bereits 5000 Kilometer umfaßte. Chicago, welches aus dieser Entfaltung den größten Vortheil zog, überflügelte schon in den sechziger Jahren alle anderen Handelsstädte des Westens. Im Jahre 1890 besitzt Illinois unter allen amerikanischen Staaten die meisten

Bahnen. Seine Schienenwege würden Mitteleuropa zwischen Nordsee und Adria sechzehn Mal durchqueren.

Dazu kommt die Flotte, welche die durch die Bahnen zugeführten landwirthschaftlichen Schätze über die Seen nach dem Osten führt. Im Jahre 1854 liefen von Chicago 4500 kleine Segler aus, 1867 dagegen schon 12100 Schiffe mit 2,5 Millionen Tonnen. Im Jahre 1890 werden 10500 Schiffe mit 5,1 Millionen Tonnen von Chicago nach dem Osten geschickt. Man bemerkt, daß die Zahl der Schiffe abgenommen hat, während der Inhalt seit den sechziger Jahren sich verdoppelt. In den fünfziger Jahren existirten nur wenige Dampfer, während jetzt bereits $^4/_5$ des Geschäftes durch Dampfer besorgt wird. Dies ist unmittelbar aus der Clearage-Liste ersichtlich, während das Verzeichniß der Schiffe allein keinen Aufschluß gibt. Die Flotte bestand im Jahre 1890 aus 2050 Schiffen mit 826000 Tonnen Inhalt. Die 900 Segler jenes Jahres waren klein und legten den Weg viel seltener zurück als die 1150 Dampfer, welche durch ihre Größe und Schnelligkeit in Stand gesetzt waren, achtzig Prozent der ganzen Arbeit zu leisten. Die Tendenz geht hier, wie schon längst in England, dahin, die kleinen Segler durch mächtige Dampfer und das Holzschiff durch das Stahlschiff zu ersetzen. Die alte Generation kleiner Holzsegler stirbt langsam aus, während die mächtigen Stahldampfer siegreich einziehen in das zwanzigste Jahrhundert.

Im Jahre 1838 war die erste Schiffsladung Getreide von Chicago abgegangen. In den fünfziger Jahren begann das Zeitalter der Eisenbahnen, und bereits um die Mitte der sechziger Jahre war keine Farm in Illinois weiter, als zwei Bahnstunden (80 Kilometer) von der nächsten Station entfernt.

Die Vertiefung des Illinois-Michigancanales in den sechziger Jahren hatte die neue Aera eingeleitet; seitdem haben die schweren und billigen Waaren, welche nur niedrige Frachtsätze vertragen, vorwiegend den Wasserweg eingeschlagen. Der gewaltige Verkehr über die Seen ist aus dem Folgenden zu entnehmen: In den siebziger Jahren waren bereits durch den St. Marys-Fallcanal jährlich eine Million Tonnen Reg. passirt, im Jahre 1890 aber gingen 8,4 Millionen Tonnen Reg. über diesen Weg. Herrn Ch. H. Keep's Report berechnet, daß im Jahre 1890 28 Millionen metrische Tonnen im Mittel 900 Kilometer weit auf dem inländischen Wasserweg befördert wurden. Wären diese Waren per Bahn gegangen, so hätte die Fracht 143 Millionen Dollar gekostet; auf dem Wasserwege aber stellt sich die Auslage für die Fracht nur auf 23 Millionen Dollar. Die meisten Waaren zahlen kaum vier Pfennige pro Tonnkilometer, Kohle kaum einen Pfennig. Der Anthrazit wird tausend (engl.) Meilen weit für dreißig Cent pro Tonne befördert.

Das Hauptgeschäft von Chicago bezieht sich auf die landwirthschaftlichen Producte. Unsere europäischen Staaten produciren jährlich pro Einwohner fünf bis sieben Hektoliter, während die Vereinigten Staaten nach Dodge zu Ende der achtziger Jahre fünfzehn Hektoliter pro Einwohner ernteten. Wenn man auf Grundlage dieser Daten die Getreidemassen berechnet, welche ein Land von fünfzig Millionen Einwohnern hervorbringt, bez. verzehrt, erhält man imposante Maße, welche wir uns nur schwer versinnlichen können.

Als kleinste Maßeinheit verwende ich das kubische einstöckige „Haus" von zehn Meter Seite. Ein solches Hohlmaß enthält 1000 Kubikmeter = 10000 Hektoliter. Als Maßeinheit höherer Ordnung schlage ich eine „Riesenkufe" von 100 Meter Seitenlänge mit zehn Meter hohen Wänden vor. Eine derartige Kufe enthält 100000 Kubikmeter d. i. eine Million Hektoliter (= 100 „Haus" à 1000 Kubikmeter).

Amerika producirte in den siebziger Jahren jährlich etwa 600 bis 700 derartige Riesenkufen Getreide und Rußland kam ihm nahe, während die anderen europäischen Großstaaten nur 200 bis 240 Riesenkufen erzeugten. Diese Verhältnisse haben sich nicht so bedeutend geändert, als man glauben möchte; in mittleren Jahren ist die Ernte heute nicht viel größer, als eine reiche Ernte der siebziger Jahre. Die Schwankungen der gewonnenen Mengen sind von Jahr zu Jahr sehr beträchtlich, während die erzielten Werthe weniger von einander abweichen. Bei reicher Ernte sinken eben die Preise, während sie bei karger Ernte steigen. Immerhin bleibt aber der Unterschied aufeinander folgender Ernten, auch dem Werthe nach, sehr namhaft. Im Jahre 1889 wurde die Maisernte der Vereinigten Staaten auf acht Milliarden Mark veranschlagt, im folgenden Jahre werden nur sechs Milliarden Mark erzielt. Jowa und Illinois decken allein etwa den vierten Theil dieser wichtigsten Production der Vereinigten Staaten. Die Weizenernte wird im Jahre 1890 auf 1,2 Milliarden Mark geschätzt; Dakota und Minnesota decken den fünften Theil.

Diese Production, welche nicht bloß absolut, sondern auch in Bezug auf die Einwohnerzahl riesig ist, setzt Amerika in Stand, einen großen Theil seines Getreides zu verfüttern und dem entsprechend eine gewaltige Viehzucht zu entfalten. Der Ueberschuß der Cerealien und der animalen Production wird nach dem Osten exportirt.

Vordem hatten nur die Oststaaten einen kleinen Theil des westlichen Getreides verbraucht; mit der irischen Hungersnoth begann in der Geschichte des Getreidetransportes eine neue Aera. Im Jahre 1849 wurden aus den östlichen Häfen plötzlich große Mengen Getreides ausgeführt und zwar: 4 Millionen Hektoliter Mais, 0,3 Millionen Hektoliter Weizen und 1,1 Millionen Faß Mehl. Das Meiste ging nach England, und seit jener Zeit ist England von den Vereinigten Staaten in dieser Beziehung in immer bedenklicherer Weise abhängig geworden. Im Jahre 1890 gingen 20 Millionen Hektoliter Mais, 14 Millionen Hektoliter Weizen und 7,4 Millionen Faß Mehl von Amerika nach England ab. Fast all diese Materialien werden vom Westen und zwar von Chicago bezogen.

Anfangs der vierziger Jahre hatte Chicago wenig Getreide nach dem Osten verfrachtet, zur Zeit der irischen Hungersnoth wurden bereits jährlich dreißig bis fünfzig „Haus" Getreide von Chicago geliefert. Der große Krieg brachte einen ungeahnten Aufschwung des Provianthandels. Um die Mitte der sechziger Jahre exportirte die Stadt bereits 300 bis 400 Haus Weizen, 200 bis 300 Haus Weizenmehl, 600 Haus Mais und viel anderes Getreide — im Ganzen 1500 Haus verschiedener Getreidearten (incl. Mehl). 1880 steigt der gesammte Cerealexport auf 4000 Haus, im Jahre 1890 beträgt derselbe (bei mäßiger Ernte) 7300 Haus. Etwa die Hälfte dieser Masse entfällt auf den Mais, welcher im

Jahre 1890 von 140 000 Eisenbahnwagen zugeführt und von einer entsprechenden Dampferflotte weiter nach dem Osten verfrachtet wurde.

Die Getreidebörse, welche mit London telegraphisch verbunden ist, besorgt jährlich Geschäfte im Betrage von einer halben Milliarde Mark (1880 f.); die einzelnen Verkäufe, welche noch Anfangs der siebziger Jahre 1000 Hektoliter selten überstiegen, verfügen heute bereits in einem Zuge über mehrere hausgroße Getreidemassen (100 000 Bushel).

Außer dem Getreide-, dem Mehlgeschäft und dem Viehhandel ist Chicago auch durch seinen Branntweinhandel hervorragend. Im Jahre 1810 deckte Pennsylvanien mit 4,4 Millionen und New-York mit zwei Millionen Dollar fast den ganzen amerikanischen Bedarf. Im Jahre 1870 hat Pennsylvanien, welches in anderen Gebieten eine beherrschende Stellung einnimmt, nur für 4,6 Millionen Dollar Branntwein erzeugt, und noch weiter ist New-York zurückgeblieben. Die Weststaaten haben diese Production in die Hand genommen. Illinois und Ohio beherrschten den Markt mit einer Jahresproduction im Werthe von sechzig Millionen Mark (im Jahre 1870). Im Jahre 1880 notiren beide Staaten für neunzig Millionen Mark Alkohol, d. i. die Hälfte der gesammten Erzeugung der Vereinigten Staaten.

Nicht den gleichen Erfolg haben die Weststaaten in der Bierbrauerei aufzuweisen. Seit den sechziger Jahren deckt der Staat New-York etwa ein Drittel der amerikanischen Bierproduction. Es ist jedoch kaum zweifelhaft, daß der Westen sowohl durch seine Cerealproduction, als auch durch das Vorwiegen der deutschen Bevölkerung berufen ist, in nicht ferner Zukunft auch in diesem Gebiete die Führung zu übernehmen.

Der gesammte Handel der Stadt ist, wie aus den vorgeführten Daten zu entnehmen ist, großartig. Im Jahre 1882—1883, als das Schweinegeschäft culminirte, belief sich der Werth der landwirthschaftlichen Producte auf eine und eine halbe Milliarde Mark, der Handel ebenso hoch. Die Industriewerthe werden auf 1,3 Milliarde geschätzt (Bericht der Handelskammer von Chicago).

Schon in den sechziger Jahren hatte Chicago als landwirthschaftliche Handelsstadt den Sieg über Cincinnati davongetragen. In den siebziger Jahren zog es auch den Großhandel in anderen Waaren an sich; überdieß begann es in mehreren Industrien eine hervorragende Stellung einzunehmen. Anfangs der siebziger Jahre besaß die Stadt zwei der größten Bessemer- und Schienenwerke der Vereinigten Staaten; die in Chicago erzeugten Eisenbrücken versorgten mehrere Staaten des Westens. Großartige Zimmereien, Tischlereien und Fabriken landwirthschaftlicher Geräthe schossen empor und eroberten ein weites Marktgebiet. Im Jahre 1850 hatte Chicago zehn Millionen Mark Industrialwerthe erzeugt; das unbedeutende Landstädtchen konnte damals neben dem mächtigen Philadelphia nicht genannt werden. In den achtziger Jahren holt die Stadt der Prärien Philadelphia ein, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann es New-York überholen wird.

Der gesammte Werth des Handels und der Industrie von Chicago wird Anfangs der achtziger Jahre auf vier bis fünf Milliarden Mark veranschlagt — so viel wie der große Krieg gekostet hat. Der Werth der verhandelten landwirth-

schaftlichen Werthe beträgt zu jener Zeit 1,5 Milliarden Mark, also doppelt so viel, als der Brandschaden des Jahres 1871. Fügen wir hinzu, daß das Clearing-House von Chicago schon im Jahre 1877 Forderungen im Betrage von einer Milliarde Dollar, im Jahre 1890 aber bereits vier Milliarden Dollar ausgeglichen hat, so haben wir ein eindrucksvolles Bild von der commerciellen Bedeutung dieser Stadt gewonnen.

* * *

Ich habe in der vorliegenden Studie diejenigen Züge der Großstadt, welche dem Reisenden vor Allem in die Augen fallen, nicht berührt. Die öffentlichen Gebäude, der mächtige Verkehr, das gesellige Leben, das Theater (mit achttausend Sitzplätzen), welches derzeit wohl das größte der Welt ist und ein ganzes Arsenal prachtvoller Decorationen aus Kautsky's Atelier in Wien bezogen hat, das Alles sind Dinge, die man, von bewährten Meistern geschildert, bereits kennt. Auch die ausgezeichneten Schulen und die Bibliotheken, welche Chicago schon heute eine Stellung unter den ersten Städten der Welt sichern, habe ich übergangen, weil wir diese Leistungen und Seiten des geistigen Lebens Amerika's doch füglich passender in Boston studiren werden.

Meine Aufgabe war es, vor Allem diejenigen Elemente hervorzuheben, welche absolut charakteristisch sind für diese jüngste und großartigste Schöpfung des amerikanischen Volkes.

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

Intermezzo.

Klagenfurt 1850—1852.

Es war ein trauriger, naßkalter, nebliger Februarmorgen, als ich in Klagenfurt, meinem amtlichen Bestimmungsort, eintraf. Zwei Tage lang währte die Reise, denn von Wien reichte die Eisenbahn nur bis Marburg in Steiermark, von da ging's mit der Postkutsche, meist der Drau entlang, nach Kärnten. Klagenfurt, jetzt so häufig besucht und gepriesen, hatte damals, aus Mangel einer Eisenbahn, fast keinen Zusammenhang mit der übrigen Welt. Es war in Allem, was Comfort, Bildungsmittel, künstlerische Anregung betrifft, eine zurückgebliebene Provinzialstadt. Sie kam mir manchmal vor wie eine Insel inmitten des bewegten Meeres der Civilisation. Dazu die leblose Stille, die nur an Sonntagabenden von dem Gesang italienischer Arbeiter auf den Straßen, oder dem Lärm zechender Bauern aus den Wirthshäusern unterbrochen wurde. Schlechtes Pflaster in der Stadt, gar keines in den Vorstädten. Die Straßenbeleuchtung so kümmerlich, daß während der Frühjahrsnebel ein Gang in die Vorstadt lebensgefährlich wurde. Auch die Treppen der meisten Privathäuser waren nicht beleuchtet, so daß man zu Abendbesuchen stets Wachslichtchen mitnahm, um heil hinauf zu gelangen. Kein Orchester, keine Concerte, ich darf wohl auch sagen: kein Theater, denn die klägliche Wandertruppe, die drei Wintermonde hindurch in einem kleinen, verwahrlosten Gebäude spielte, verdiente kaum diesen Namen. Die Mängel und Uebelstände der kleinen Stadt hatte ich in vierundzwanzig Stunden weg; ihre Schönheit, die herrliche Alpengegend, die mir später zu Freude und Trost gedieh, verdeckte der Nebel und Regen dieses unholden Wintermonats. Ja, mein Eintritt in Klagenfurt war traurig, und trauriger noch als die Außenwelt mein Inneres!

Ich meldete mich in meiner Eigenschaft als neuer „Aushülfsreferent" bei dem Vorstande des Fiskalamts, einem bissigen, alten Finanzrath, vor dem ich jetzt noch erschrecke, wenn er mir im Traum erscheint. Ein untersetzter Sechziger

mit glühend rothem Gesicht, in welchem zwei stechende grüne Aeuglein lauerten; auf dem Kopf eine schlecht sitzende braune Perrücke. Ueber gelben Nankingbeinkleidern trug der Unhold eine grasgrüne Weste mit Metallknöpfen! Nun wußte ich Alles, was mir bevorstand. Es war ein Slave, ein Krainer, wie ich gleich aus seinem Accent entnahm, also kein Freund der Deutschen. Zwischen Kärnten und Krain herrscht, wie zwischen Spanien und Portugal, eine gewisse Antipathie der Nachbarschaft; die Deutschen, der überwiegende Volksstamm in Kärnten, mögen die „Windischen" nicht und umgekehrt. Mein „Amtsvorstand" war ein eingefleischter Bureaukrat alten Schlages und dem „Staatshämorrhoidarius" in den Fliegenden Blättern aus dem Gesicht geschnitten. Er hatte nur Gefühl und Interesse für die alten Hofdecrete, das Alpha und Omega seiner Jurisprudenz. Mit Ungeduld wartete er auf das Eintreffen des neuen Aushülfsreferenten, da sein bester Concipient zur Staatsanwaltschaft übergangen war. Eine Menge der schwierigsten Arbeiten hatte er schon für mich aufgestapelt. Unter Anderem sollte ich gleich die Einrede auf eine umfangreiche Erbschaftsklage verfassen, die den Nachlaß eines längst verstorbenen Fürstbischofs betraf. Dieser überaus verwickelte Proceß reichte in die Zeiten der französischen Occupation zurück und war auf Grund des Code Napoléon zu bearbeiten. Mein in Fiskalprocessen ergrauter Chef hatte diese Arbeit als zu unappetitlich Jahre lang liegen lassen; nun wurde sie mir, dem unerfahrenen Neuling, zugemuthet. Ich erwähne dieses bureaukratische Detail, um zu beweisen, daß meine Verzweiflung nicht unbegründet war. Andererseits konnte ich es dem Mann mit der grasgrünen Weste nicht verdenken, wenn er sich höchst unzufrieden gebärdete über die neue Acquisition. Nur der Wiener Hofkammer mußten wir beide grollen, daß sie einem „blutigen Anfänger", wie es im Theaterjargon heißt, Lasten auflud, welche einen erprobten, starken Rücken erheischten. Gewiß war das nicht angenehm für den Amtsvorstand. Aber ein humaner und einsichtsvoller Chef hätte meine noch weit unangenehmere Stellung gewiß dadurch erleichtert, daß er mir für den Anfang ein wenig helfend und rathend an die Hand ging. War ich doch jederzeit für Belehrung empfänglich und dankbar, auch nicht ungeschickt. Allein mein Höllenrichter empfand offenbar eine Wonne, mich, so oft ich ihn um Rath und Aufklärung ersuchte, mit den Worten abzuschütteln: „Das müssen Sie wissen, Herr Doctor, Sie sind ja Aushülfsreferent." Eines Tages schiebt er mir ein Bündel Acten zu: „Gehen Sie zur Tagsatzung aufs Landesgericht!" Nun wußte ich wohl aus der Gerichtsordnung, was eine Tagsatzung ist, hatte aber nie im Leben eine gesehen, nie bei Gericht intervenirt. Es war nicht meine Schuld. Er aber wollte meine offene Erklärung nicht hören; ich mußte zur Tagsatzung, wo ein wildfremder Advokat mich schnell in die nöthigen Förmlichkeiten einweihte. Einmal wollte der edle Krainer mich zu einer Verhandlung mit slovenischen Bauern entsenden; es war nämlich durch die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph ein lehensrechtlicher „Herrenfall" eingetreten, und die Vasallen wurden zur Erfüllung ihrer, meistens in Naturalien bestehenden Lehenspflicht aufgerufen. Die slovenischen Bauern in Kärnten hatten natürlich keinen Begriff davon, und ich war der Letzte, sie in ihrer Sprache darüber aufzuklären. Diesmal mußte also doch mein Peiniger selbst gehen. So denke ich denn an meine

erste Klagenfurter Zeit als an eine der trübseligsten meines Lebens. Nicht bloß weil ich hier weit von Allem, was mich liebte, freute und erhob, rettungslos festgenagelt war, sondern obendrein just an eine Stelle, die ich mit bestem Willen nicht auszufüllen vermochte.

Das Fiskalamt war mit verschiedenen anderen Aemtern in der „alten Burg" untergebracht, einem massiven, düsteren Gebäude mit dicken Mauern und ausgetretenen steinernen Treppen. Die Fenster meines Bureaus gingen auf einen ziemlich geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Hof. Da pflegten sich Nachmittags die Kinder aus der angrenzenden Volksschule spielend zu tummeln. Wie oft trat ich für einen Augenblick ans Fenster und schaute auf den fröhlichen Uebermuth dieser kleinen Welt, von dem ich so gern etwas für meinen Arbeitstisch aufgefangen hätte! Nach dem Bureau pilgerte ich dann in das sogenannte Casino, einem dumpfigen Lesesaal, wo die Wiener Zeitungen auflagen; das heißt jene wenigen, die sich nicht zwischen den Fäusten, Armen oder Knieen lesewüthiger pensionirter Officiere eingeklemmt befanden. Klagenfurt war damals das Eldorado invalider Heldengreise vom Feldmarschalllieutenant abwärts, sowie Graz das „Pensionopolis" der Generalität.

Meine fiskalämtlichen Leiden sollten nicht die einzigen bleiben. Ich erkrankte und lag an die drei Wochen zu Bett, ohne eine befreundete Seele, die sich um mich gekümmert hätte — bloß mit den Acten, die man mir zur Bearbeitung ins Haus zu schicken so gütig war. Der Arzt, der mich behandelte — ein in der Stadt sehr angesehener, tüchtiger Homöopath — war ein sonderbarer Kauz. Wie so manche dicke Riesen hatte auch Dr. H. ein überaus weiches, sentimentales Gemüth. Wenn er sich an meinem Bett von mir verabschiedete, sah er mich lange wehmüthig an, that einen schrecklichen tiefen Seufzer und sprach: „Gott gebe Glück und Segen!" Diese Abschiedsworte sagte er langsam, bedeutungsvoll, in einem so trostlos schmerzlichen Ton, daß ich überzeugt war, mit „Glück und Segen" sei es für immer vorbei. Ich habe in meinem von Krankheiten nicht verschonten Leben Aerzte kennen gelernt, die schon durch ihr bloßes Erscheinen dem Kranken Muth einflößten; ihre Miene, der Ton ihrer Stimme wirkte wie halbe Genesung. Diese sind die größten Wohlthäter der Menschen. Auf meinem Klagenfurter Krankenlager mußte ich jetzt auch die gegentheilige Erfahrung machen: wie sehr ein muthloser, weichherziger Arzt bei aller Geschicklichkeit die Genesung seines Patienten auf psychologischem Wege verzögern könne.

Noch während meiner Krankheit traf mich ein neuer, unerwarteter Schlag. Der Vater meiner Braut, der nur sehr widerwillig meiner Werbung zugestimmt hatte, schrieb mir aus Wien, er habe in Erfahrung gebracht, daß ich nicht so bald auf ein ausreichendes Avancement hoffen könne, weshalb er unser Bündniß unwiderruflich löse. Offenbar hatte er, mir von Anfang an abgeneigt, nur auf meine Abreise gewartet, um den Schlag zu führen. Ich war davon in tiefster Seele verwundet, und meinen Schmerz erreichte an Heftigkeit nur der Haß gegen den tyrannischen Vater. Jetzt weiß ich freilich, daß der Mann ganz recht gehabt. Es dauerte thatsächlich zehn Jahre, bevor ich zu einer Stellung gelangte, die, zusammengenommen mit der bescheidenen Mitgift meiner Braut, einen halbwegs anständigen Haushalt ermöglicht hätte. Also zehn Jahre trübseligster

Arbeit, unausgesetzter Seelenqual, aufreibenden Kampfes gegen eigene und fremde Vorwürfe! — Und dann am ersehnten Ziele angelangt? Eine ärmliche Existenz, wachsende Familiensorgen und die stumme Klage einer Frau, die, mit mir in gleichem Alter, sich um ihre schönsten Jahre getäuscht sieht. Ich war diese Verlobung mit größter Unbesonnenheit eingegangen, unter dem Zauber goldener Jugendeindrücke. In Prag hatten wir als Kinder miteinander gespielt, „Mann und Frau" gespielt. Als ich das Mädchen zwölf Jahre später in Wien wieder sah, erwachten plötzlich jene Kindheitsspiele in meinem Herzen. Auf einem Hausball bei meiner Tante schlug ich ihr vor, wir möchten uns für die Dauer des Cotillons wieder „Du" nennen, wie einstens. Der romantische alte Adam war aus mir niemals auszutreiben. Als Prager Jugendfreund kam ich sehr häufig in das Haus; das heimliche „Du" wurde fortgesetzt; wir hatten uns sehr lieb und fanden es, als meine Abreise nahte, ganz ausgemacht, daß wir ohne einander nicht leben könnten. Der Brief ihres Vaters, der mir auch unbarmherzig alle die kleinen Andenken, die ich ihr geschenkt, zurückschickte, hat diesen Wahn zerstört. Was ich als höchstes Glück ersehnte, es wäre bei der weichen Empfindlichkeit meines Charakters das Unglück meines Lebens geworden.

Wie oft hängen wir uns leidenschaftlich an einen Wunsch, für dessen Nichterfüllung wir später Gott danken müssen! Auf einer kleinen Insel im Veldeser See (Krain) steht ein Wallfahrtskirchlein, von dessen Thurme der Glockenstrang in das Innere der Kirche herabhängt. Es herrscht der fromme Glaube, daß, wer diese Glocke läutet, auf die Erfüllung des Wunsches hoffen darf, den er dabei im Stillen ausspricht. Bei einem Ausflug nach Veldes mit Klagenfurter Freunden habe ich ein paar Jahr später auch einmal dieses Wunschglöcklein gezogen. Es wäre mein Verderben geworden, hätte ich das vermeintliche Glück wirklich auf mein Haupt herabgeläutet. Das mußte ich mir bald nachher selbst gestehen. Was ich mir damals, den Glockenstrang in Händen, vom Himmel erbeten habe, weiß ich jetzt nicht mehr genau. Jedenfalls etwas sehr Dummes.

Als ich ein Jahr nach meiner Vertreibung aus dem Paradies in Wien meinem Ex-Schwiegerpapa auf der Straße begegnete, meinte Freund Schön: was ich dem Tyrannen wohl hätte mit Lust anthun mögen? „Ich hätte ihm gern dankend die Hand gedrückt," antwortete ich wahrheitsgetreu. Aber die klare Einsicht, daß das Schicksal es besser mit uns gemeint als wir selbst, die haben wir nicht augenblicklich. Ein Stich ins Herz thut lange weh, wenn auch die Zeit ihn allmälig heilt. Es kamen Monate der düstersten Stimmung über mich; menschenscheu und leidensmüde suchte ich weder noch fand ich Ansprache oder Aufheiterung. Die Stunden, welche der gräßliche Bureaudienst mir gönnte, theilte ich zwischen der Musik und dem Studium von Vischer's Aesthetik, deren zwei erste Bände mein guter Vater mir zum Trost in mein Exil geschickt hatte. Ich verbrachte die Abende am Clavier und spielte mit unersättlichem Eifer Schumann, der so trefflich zu meiner Stimmung paßte. Oder legte, statt der Noten, das Porträt meiner Geliebten aufs Pult und phantasirte dazu.

Da kam endlich der Frühling, dieser göttliche Tröster. Nach allen Seiten durchstreifte ich die so reizvolle nächste Umgebung der Stadt. „Im Thale grünet Hoffnungsglück." Mit diesem Wunder von vier Worten hat mir Goethe

Balsam aufs Herz gelegt. Das Leid bröckelte allmälig von mir ab. O wunderbare Heilkraft der Jugend! Goethe erzählt in einem Brief an Frau von Stein, man habe ihm, der bereits schlafend im Bette gelegen, die Nachricht gebracht, seine Lili sei Braut. „Kehre mich um, und schlafe fort.“ Aehnlich ist es mir, etwa ein Jahr nach jener gewaltsamen Trennung, ergangen. Auf einem Ausflug nach Tirol fuhr ich an einem herrlichen Sommermorgen in leichtem Wägelchen über den Paß Finstermünz. „Frei wie ein Gott und aller Noth entladen“ fühlte ich mich so glücklich, daß ich laut vor mich hin sang. Da fiel mir plötzlich ein, daß heute in Wien die Vermählung meiner einstigen Verlobten mit einem Generalstabs-Officier stattfinde. Ich wünschte ihr im Stillen Glück dazu, und mir auch, und sang mein Liedchen fröhlich weiter.

An dem Punkte, wo ich meine Erzählung verlassen, war ich aber noch lange nicht so weit. Es ging mir recht miserabel. Da kam mir von außen eine unverhoffte Ueberraschung, ein Gruß aus der Heimath, der mich dem Leben wieder näher brachte. Hofrath Vesque von Püttlingen (als Componist J. Hoven genannt) besuchte mich auf dem Wege nach Gastein und blieb zwei Tage in Klagenfurt. Es war mein erster angenehmer Augenblick im Bureau, als der liebenswürdige, geistreiche Mann, der mir stets besonders wohlwollte, unvermuthet da eintrat. Ein Hofrath aus dem Ministerium des Auswärtigen und Ritter so vieler hoher Orden! — Das kupferige Gesicht meines Amtstyrannen nahm einen ganz neuen, weichen und süßschmunzelnden Ausdruck an. Es sollte noch besser kommen. Ich brachte mit Vesque den Abend beim Statthalter, Baron Schloißnigg, zu, seinem intimen Freunde und Schulcollegen. Da äußerte Vesque den Wunsch, ich möchte ihn auf der Fußwanderung über den Malnitzer Tauern nach Gastein begleiten. Ich wendete die sichere Opposition meines Amtschefs ein; der Statthalter versprach aber zu helfen. Am anderen Morgen kam Vesque in mein Bureau und erbat mir einen dreitägigen Urlaub. Als der Cerberus die erdenklichsten Schwierigkeiten machte, überreichte ich ihm ein Briefchen des Statthalters, welcher das gleiche Verlangen stellte. Da war keine Weigerung mehr möglich. Nun war es köstlich anzusehen, wie in dem Mann der schwer verhaltene Zorn, mich nicht zurückhalten zu dürfen, mit den Regungen einer sklavischen Unterwürfigkeit kämpfte. Es schien ihm politisch, recht gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Eine mütterliche Zärtlichkeit für mich überkam ihn plötzlich: „Geben Sie nur Acht, Herr Doctor, daß Sie sich nicht erkälten! Herr Doctor, vergessen Sie ja nicht einen warmen Plaid mitzunehmen!“ Die ganze Natur eines slovenischen Amtsdrachen kam da zum Vorschein. Mir aber blühten drei köstliche Tage.

Wir fuhren eine Strecke mit dem Statthalter in dessen Wagen, dann mit der Post bis an den Fuß des Malnitzer Tauern. Vesque bestieg ein Maulthier, ich ging fröhlich neben ihm her. An einem schroffen Abhang wurde dem Reiter Angst. „Fürchten's Ihnen nit,“ rief ihm der Führer zu, „der Muli ist gescheidter als ein Mensch.“ In ununterbrochen fließendem, anregendem Gespräch über Kunst, Literatur, Politik, einem Gespräch, wie ich es seit Wien nicht genossen, gelangten wir den Berg herab, durch das herrliche Naßthal, nach Wildbad Gastein. Hier ward mir noch die Freude, den Dichter Julius Mosen kennen zu lernen. Er be-

wohnte ein Parterrezimmer in ein und demselben Hause mit Vesque. Ich faßte Muth und klopfte an seine Thüre. Da bot sich mir ein trauriger Anblick. Der unglückliche Dichter lag vollständig gelähmt in einem Krankenstuhl, an welchem ein kleines Tischchen befestigt war. Vor ihm stand seine Frau, eine sanfte Dame, mit einer großen Kaffeetasse in der Hand, aus welcher sie den Kranken wie ein kleines Kind fütterte. Der Arme, damals kaum fünfzig Jahre alt, war seit mehreren Jahren gelähmt und hatte die weite beschwerliche Reise von Oldenburg unternommen, in der Hoffnung auf die Heilkraft Gasteins. Es freute ihn, von mir zu hören, daß wir schon als Prager Gymnasiasten seine Gedichte recitirten, von denen insbesondere zwei: „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" und „Andreas Hofer" („Zu Mantua in Banden") in ganz Oesterreich populär waren. Seine breiten, nicht schönen Züge verklärte ein wundervoller Ausdruck von Geist und Wohlwollen. Mosen sprach lebhaft und fragte voll Antheil nach den politischen Zuständen in Oesterreich. Davon war freilich wenig Gutes zu melden; die Reaction entfaltete eben unter dem Einfluß Alexander Bach's und der Jesuiten ihre volle Blüthe. „Lesen Sie Macaulay's Geschichte der englischen Revolution!" rief mir Mosen zu, „daraus werden Sie und die österreichische Jugend lernen, wie lange und ausdauernd ein Volk um seine Freiheit kämpfen muß!" Ich empfahl mich nach einem fruchtbaren Gespräche von dem Dichter und seinem guten Engel, der ihn zärtlich pflegenden Gattin. Sein Hoffen auf Genesung erwies sich leider als trügerisch; noch zehn Jahre lang lag auch er „in Banden", kaum leichter drückenden als jene des Andreas Hofer. Erst der Tod hat den edlen Mann im Jahre 1863 daraus befreit.

Am nächsten Morgen nahm ich dankbaren Herzens Abschied von meinem lieben Reisegefährten und trat — wieder zu Fuß über den Tauern — den Rückweg nach Klagenfurt an. Das freundliche Lächeln war aus dem Antlitz des rothen Tyrannen verschwunden — für immer verschwunden. Hingegen erwies sich durch Vesque mein Verhältniß zum kaiserlichen Statthalter auf die angenehmste Weise gefestigt. Baron Schloißnigg, ein liebenswürdiger und liberaler Mann, war ein großer Musikfreund und liebte es, mit mir vierhändig zu spielen. Freilich büßte er dieses Vergnügen mit Strömen von Schweiß, da ich ihm durchaus nicht gestatten konnte, die Ouverture zu „Zampa" oder zur „Stummen von Portici" in dem ihm bequemen tempo giusto zu spielen. Aber nicht bloß im Hause des Statthalters, sondern in der gesammten guten Gesellschaft von Klagenfurt verhalf mir die Musik bald zu einer angenehmen, bevorzugten Stellung. Ich war der Liszt von Klagenfurt. Darauf brauchte ich mir nicht viel einzubilden, that es auch nicht. Es freute mich aber, mit meinem bischen Musik eine Lücke ausfüllen und Anderen Vergnügen machen zu können. Mehrere junge Damen aus den besten Familien sangen recht hübsch und ließen sich gern von mir accompagniren. Ueberhaupt herrschte eine lebhafte Vorliebe für Musik in diesen Kreisen. Baron Edmund Herbert ließ nach meiner Angabe eine schwere Menge vierhändiger Musik aus Wien kommen; er kam ungefähr dem Statthalter gleich im guten Willen und — Transpiriren. Im Viktringer Schloß, einem ehemaligen weitläufigen Kloster, wohnte die liebenswürdige, fein gebildete Familie von Moro; bei ihr und der ihr verschwägerten

Familie von Rainer wurde lebhaft musicirt. Die jungen Herren dieser beiden, unter den Patriciern von Klagenfurt oben anstehenden Familien sangen im Quartett sehr hübsch kärntnerische Volkslieder. Eine Auswahl dieser ungemein charakteristischen, naiv anmuthigen Volkslieder hat Herbert unter meiner Mitwirkung herausgegeben.

Eine der interessantesten musikalischen Persönlichkeiten war Graf Ferdinand Egger, Besitzer der Herrschaft Lipitzbach, ein alter Herr mit weißen Haaren, stets sehr elegant gekleidet und von den feinsten aristokratischen Manieren des ancien régime. Mit seiner stark verwitterten Baritonstimme, welche durch ihre meisterhafte Schulung noch immer Freude machte, wußte er Loewe'sche Balladen geistvoll und wirksam zu interpretiren. Ebenso anziehend war sein Vortrag italienischer Buffoarien und französischer Romanzen. Er pflegte sich nur kurze Zeit in Klagenfurt aufzuhalten, war viel auf Reisen und im Sommer auf seiner Herrschaft Lipitzbach. Dort besuchte ich ihn einmal mit Edmund Herbert; wir beide natürlich in bequemem Sommeranzug. Wir waren die einzigen Gäste — als man aber zu Tische ging, erschien der alte Graf in Frack, weißer Cravatte und ausgeschnittenen Schuhen, seine Gemahlin Nothburga — ein winziges, armes Gerippe — decolletirt, mit Handschuhen bis an den Ellenbogen. Auch auf dem Dorfe hielt er fest an seinen Cavaliers-traditionen. Cavalleria rusticana. Hingegen nahm er nicht den mindesten Anstand, in den Concerten, die man zeitweilig zu wohlthätigen Zwecken in Klagenfurt zu Stande brachte, öffentlich aufzutreten.

In einer Stadt, die kein Orchester, keine Virtuosen, keine Sänger von Fach besitzt, darf sich eben Niemand ausschließen, Alles muß mitthun und thut gerne mit. Der musikalische Dilettantismus, in großen Residenzen meist ein unnöthiges Uebel, ist auf dem Lande eine nothwendige Wohlthat. Einstens hat er auch in den Hauptstädten unserer Cultur Erfreuliches, ja Großes geschaffen; man denke nur an Wien, das zu Haydn's und Mozart's Zeiten keine Orchester- und Chorconcerte gehabt hätte ohne die überwiegende, ja entscheidende Mitwirkung der Dilettanten. Ich selbst habe noch kurz vor dem Jahre 48 „Spirituel-Concerte" und Concerte der „Gesellschaft der Musikfreunde" in Wien gehört, die von Dilettanten geleitet und größtentheils von Dilettanten ausgeführt wurden. Indem die Liebhaber durch ihre eifrige Thätigkeit den Geschmack an guter Musik und das Bedürfniß danach popularisirten, in immer weitere Kreise leiteten, haben sie das Anwachsen und den Zusammenhalt von Fachmusikern gefördert und so — mehr oder minder unwillkürlich — dahin gewirkt, sich selbst überflüssig zu machen. Welche Langeweile, wenn uns heute in einem Wiener Salon Dilettanten ein Trio oder Clavierquartett mangelhaft vorspielen, das wir Tags zuvor von Künstlern vortrefflich gehört! Anders in der kleinen Stadt. Da gäbe es gar keine Musik, wollten nicht die Liebhaber, ihre Scheu überwindend, damit hervortreten. Ob da etwelche Passagen etwas holperig und ungleich herauskommen — daran liegt gar nichts. Zu meiner Zeit besaß Klagenfurt keinen Singverein, nicht einmal eine Liedertafel. Da brachte denn, wenn ein Concert in Sicht war, der wackere Kaspar Harm, ein längst invalider Sänger und einziger Musiklehrer in Klagenfurt, aus den Töchtern und Söhnen der besten Familien einen kleinen

Chor zusammen, exercirte ihn ein, und die ganze Stadt freute sich über diese vielstimmige neue Ausschmückung des Programms. Wie erwähnt, wurden auch die Solonummern durchweg von Dilettanten ausgeführt. Daß ich selber darunter war und mein Scherflein zu einem Armenconcert mit einer selbstcomponirten Phantasie über kärntische Volkslieder beisteuerte, brachte mich um den letzten Rest von Achtung, den ich vielleicht bei meinem Amtschef noch genoß. In seinen Augen war ich fortan ein verlorener Mensch, ein räudiges Schaf in der bureaukratischen Herde.

Es gab noch ein zweites der Art, zum Glück unter einem minder grausamen Hirten. Der Landgerichtsadjunct Franz Ruckgaber glänzte in unserem Dilettantenkreis als Violinspieler; er war gleich mir ohne jedweden Rivalen, also der Vieuxtemps von Klagenfurt. Wir beide waren den musikalischen Familien und bald auch einander unentbehrlich. Aus Ruckgaber's technisch ungepflegtem Spiel sprach eine eminent musikalische Natur. Was er vortrug, war erwärmt von echter Empfindung, angeglüht von der ewigen Lampe der Begeisterung. Mit aufrichtiger Bescheidenheit wehrte er sich gegen jedes technisch schwierigere Stück, aber die meisten Duos von Beethoven und Schubert, auch die F-moll-Sonate von Mendelssohn (unser Lieblingsstück) spielten wir recht gut. Wie er beim Spielen seinen schönen dunklen Kopf so zurücklehnte und seine großen braunen Augen vor Wonne glänzten, da erinnerte er mich an Robert Heckmann, den begeisterten Primgeiger des „Kölner Quartetts". Offenbar war Ruckgaber für ein Orchester oder ein Quartett geboren, durch eine schadenfrohe Fee aber heimlich ins Landesgericht verschleppt worden. Er hat es dort auch nicht weit gebracht. Verstimmt und nervös am Actentisch, blühte er förmlich auf, wenn es ans Musiciren ging. Im Sommer hatten wir fast für jeden Sonntag einen Ausflug für den ganzen Tag vorbereitet. Da hielt Ruckgaber früh mit einem Wägelchen, worin schon sein Geigenkasten und die Notenmappe lag, vor meiner Wohnung, und wir fuhren seelenvergnügt in die schöne Landschaft hinaus nach Völkermarkt, St. Veit oder sonst wohin, wo man uns freundlich aufnahm und bewirthete. War doch der „Geigenfranzi" wie Papageno bekannt im ganzen Land. Auch im Winter unternahmen wir manchmal solche Fahrten. Wie herrlich glitt der Schlitten über den silbernen sonnbeglänzten Schnee, wie glitzerten die Bäume im Reinfrost! Die Schönheit des Winters habe ich erst in Kärnten kennen gelernt. In großen Städten hat man keine Ahnung davon. Wo wir hinkamen, erwartete uns ein bequemes Fremdenzimmer; wir brauchten uns die Freude am Musiciren nicht durch den Gedanken an eine nächtliche Heimfahrt stören zu lassen. Erst am anderen Morgen fuhr unser offenes Wägelchen wieder vor. Es brachte uns leider direct ans Thor unseres Zwing-Uri. Immerhin — den Sonntag wenigstens hat man uns nicht nehmen können.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ich immer mehr in die Strömung der Geselligkeit gerieth; bildeten doch alle besseren Häuser der Stadt gleichsam Eine Familie. Ungefähr denselben Gästen, die man in einem Salon fand, begegnete man auch in den andern. Das gab dem Verkehr etwas Unbefangenes, Gemüthliches, das wohlthuend von dem steifen, kalten Luxus großstädtischer Soiréen abstach. Zweier interessanter Erscheinungen, die ich bei den befreundeten Familien häufig traf, muß ich da gedenken. Die eine war eine historische Berühmtheit:

der ungarische Insurgentengeneral Arthur von Görgey. Er war nach der Waffenstreckung bei Világos nach Klagenfurt internirt worden. Ich erinnere mich noch aus meiner Prager Studentenzeit, Görgey als jungen Mann gesehen zu haben, als er bei Professor Redtenbacher Chemie studirte. Man erzählte sich in Prag von seiner Heirath folgende Geschichte, deren Wahrheit ich freilich nicht verbürgen kann. Görgey hielt in einem vornehmen Bürgerhause um die Hand der einzigen Tochter an. Er bekommt von ihr einen Korb. Ohne ein Wort zu verlieren, geht er in das anstoßende Zimmer zu der Gouvernante, macht ihr einen Antrag und heirathet sie. Er war ein Mann der raschen, kaltblütigen Entschlüsse. Diese Heirath „par dépit" scheint übrigens besser ausgefallen zu sein, als sie es verdiente; ich habe Görgey in Klagenfurt stets im besten Einvernehmen mit seiner Frau und seinem anmuthigen Töchterlein Bertha gesehen. Der politische Sturm des Jahres 48 führte Görgey, den ehemaligen Lieutenant, rasch von Prag hinweg in seine ungarische Heimath, wo er sich bekanntlich als General nicht bloß durch beispiellosen persönlichen Muth, sondern auch durch eminentes, strategisches Talent ausgezeichnet hat. Weshalb er vor den Russen bei Világos die Waffen gestreckt? „Weil ich," antwortete er mir, „mit mathematischer Gewißheit erkannte, daß wir in regelrechtem Kampf uns nicht länger halten können. Als Guerillabanden durchs Land streifen, — das wollte ich nicht! Den Russen aber, nicht den nach unserem Blut lechzenden Oesterreichern, ergab ich mich, weil ich von jenen mit Sicherheit eine mildere Behandlung der Insurrectionsarmee erwarten durfte." Daß er allein begnadigt, die übrigen Führer hingegen in Arad durch Henkershand sterben würden, das habe er nicht geahnt, und das allein brannte als nimmer heilende Wunde auf seiner Seele. Görgey ging nicht müßig, er suchte praktische Thätigkeit und fand sie. Der Soldat war untergegangen, nun tauchte wieder der Chemiker an die Oberfläche. Wo es ein Fabriketablissement einzurichten oder zu verbessern gab, suchte man Görgey's Rath und Mitwirkung. In der berühmten Moro'schen Tuchfabrik zu Viktring wirkte er unermüdlich; er galt fast für einen Beamten dieser Firma. Die ganze Haltung Görgey's in Klagenfurt erregte meine aufrichtige Bewunderung, verstand ich doch die Größe seines resignirten Wesens besser, als seine militärischen Heldenthaten. Vom Gipfel des Ruhmes und der Thätigkeit sich plötzlich herabgestürzt zu sehen in das Dunkel ewiger Vergessenheit, ein Dunkel, das nur zeitweilig die Blitze der Verleumdung erhellten, — das ist ein Schicksal, welches doch nur eine große Seele mit Würde zu tragen vermag. Unbefangen, ruhig, ohne Klage oder leidenschaftlichen Vorwurf, fern von jeder weltschmerzlichen Miene oder Märtyrerpose benahm sich Görgey, wie wenn er nie etwas Anderes gewesen wäre, als Chemiker in einer Fabrik. Energischer Wille und unbestechlicher kalter Verstand schienen mir die vorherrschenden Elemente seines Charakters. Der Adel ritterlicher Haltung war ihm verblieben bei aller Bemühung, ein Philister unter Philistern zu scheinen. Zeitweilig verrieth immerhin ein sarkastisches Wort, eine ironische Anspielung, daß er kein frommes Lämmchen sei und scharfe Zähne habe. Es war keine sentimentale Ader in ihm. In allen gebildeten, politisch unabhängigen Familien der Stadt hieß man Görgey willkommen; der Salon des Statthalters war vielleicht der einzige, der selbstverständlich ihm verschlossen blieb. Ich begegnete

Görgey zuerst in dem trauten „Stöckel“ (— so heißt hier jedes einstöckige Landhaus —) des Barons Theophil von Ankershofen, mit dessen liebenswürdiger Familie ich gern und häufig verkehrte. Dort habe ich die authentische Vortragsweise des Rakoczimarsches von Görgey gelernt. Er ließ sich das Stück von mir vorspielen, das ich in ziemlich raschem Marschtempo, aber streng im Tact vortrug; Görgey zeigte mir, halb singend, halb pfeifend, wie die Zigeuner den Rakoczimarsch spielen, rhapsodisch, leidenschaftlich, wechselnd im Tact und Tempo. Wenn Görgey nicht praktisch beschäftigt war, las er unermüdlich, arbeitete rastlos an seiner geistigen Fortbildung. Je weniger er aus sich machte, desto sicherer war ich, einen bedeutenden Mann vor mir zu haben. Görgey's Waffenthaten kann irgend ein beherztes Glückskind ihm vielleicht nachthun; sein bürgerliches Heldenthum im Unglück schwerlich.

Ein Ordensgeistlicher ist in der „guten Gesellschaft“ beinahe ebenso auffallend, wie ein Insurgentenchef. Pater Vinzens Rizzi, ein aufgeweckter Kopf und lebhafter poetischer Geist, war eine solche Erscheinung. Im Priesterstande fand er ebensowenig Befriedigung, wie Ruckgaber im Landesgericht oder ich im Fiscalamt. Es war ihm gelungen, einen mit seinem Stande verträglichen Seitenweg aufzufinden: er redigirte das belletristische Beiblatt der Klagenfurter Zeitung „Carinthia“, das er mit manchen hübschen kleinen Erzählungen und lyrischen Gedichten schmückte. Aesthetische Studien und eigene literarische Thätigkeit halfen ihm über den Zwiespalt in seinem Innern hinweg. Ein anregender, warmherziger Mensch, mit dem ich mich recht innig befreundete. Trotz seines lebhaften Temperaments und liebebedürftigen Herzens hat Rizzi niemals ein zärtliches Verhältniß gehabt: „Ich war stets in die Geliebten meiner Freunde verliebt,“ schrieb er mir einmal, „mich könnte kein Mädchen, keine Frau begeistern, die nicht ernstlich liebt.“ Eines seiner kleinen Gedichte lautete:

Ließe mir einst Gott zum Sterben
Stunde ganz nach Willkür frei,
Wünscht' ich, daß es eben Frühling
Und ein schöner Morgen sei.
Und die Vöglein müßten singen
In dem frühen Morgenschein,
Und da nickt' ich still und friedlich
In den ew'gen Schlummer ein.

Sein Wunsch ging — nur zu früh! — in Erfüllung. An einem schönen Frühlingsmorgen 1856 that Rizzi in noch jugendlichem Mannesalter den letzten Athemzug.

Neben diesem bescheidenen geistlichen Poeten besaß Klagenfurt noch einen eigentlichen Schriftsteller und Dichter von Fach, einen Einzigen: Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Unter den vormärzlichen Poeten und Novellisten Oesterreichs zählte er zu den bekanntesten und begabtesten. Ich kannte Gedichte und Novellen von ihm, die er, nach damaliger Sitte, meistens in Almanachen veröffentlicht hatte. Seine Bekanntschaft zu machen war mir in dieser kleinen, ganz unliterarischen Stadt natürlich sehr erwünscht, wenn mir Tschabuschnigg auch Unrecht that mit der Behauptung, mir fange der Mensch eigentlich erst beim Schriftsteller an. Das Gegentheil zeigte sich nur zu bald, denn mit

Niemandem pflog ich geringeren Verkehr, als gerade mit ihm, dessen eitles und sarkastisches Wesen mich bald unsympathisch berührte. Daß mein instinctives Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit begründet war, erfuhr ich gelegentlich meiner Abreise nach Wien auf komische Weise. Er hatte mir eine Empfehlung an seinen Schwager, einen belletristischen Hofsecretär im Unterrichtsministerium, mitgegeben. Ich öffnete den Brief und las folgende Zeilen: „Herr Dr. Hanslick, Aushülfsreferent im Fiskalamt, wünscht Deine Bekanntschaft zu machen. Eh bien, le voilà. Besondere Liebenswürdigkeit nicht nöthig." Punktum. Ich habe es vorgezogen, mir den Brief zum Andenken aufzuheben, anstatt ihn abzugeben. Der geistreiche Verfasser der „Ironie des Lebens" wird aber schwerlich vermuthet haben, daß die „Ironie" sich auch einmal gegen ihn selbst wenden und ein unbedeutender „Aushülfsreferent" klüger sein könne als Er.

Ein willkommenes, schmuckes Element der Klagenfurter Gesellschaftskreise bildeten die Officiere des kärntischen Landesregiments Prochaska. Junge, hübsche Leute, die den italienischen Feldzug unter Radetzky mitgemacht, also auch ein Stück Welt und den Ernst ihres Berufes kennen gelernt hatten. Das verlieh ihnen ein männliches und zugleich bescheidenes Auftreten, im Gegensatz zu so vielen jungen Officieren der vormärzlichen langen Friedenszeit, die ja in der Armee weniger Helden, als eitle Salonjünglinge ausbrüten konnte. Ich war wenig mit Militärs umgegangen, fühlte auch — genau wie mein Vater — geringe Sympathie für den Stand, als dessen Typus mir stets der prahlerische „miles gloriosus" des römischen Satirikers vorschwebte. Diese Empfindung konnte sich nach der Einnahme Wien's im October 1848 nur verstärken; damals standen fast alle jungen Männer vom Civil grollend den Officieren gegenüber, die auch im Salon und Ballsaal ein übermüthiges Siegerbewußtsein zur Schau trugen. Mit den Officieren in Klagenfurt war das etwas ganz Anderes; sie benahmen sich durchaus bescheiden und liebenswürdig. Die Musikliebe des Einen und Andern, welcher die lebhafteste Freude an meinem Clavierspiel verrieth, machte mich bald mit Allen bekannt und befreundet. Wir trafen uns bei den bekannten Familien, auch häufig Nachmittags in demselben Kaffeegarten oder auf der Schwimmschule am Wörthersee, welcher damals noch nicht durch Eisenbahn oder Dampfschiff mit der Stadt verbunden war. Ich stand fast mit Allen auf Du und Du. Mittags am Officierstisch im „Kaiser von Oesterreich" war ich regelmäßig der einzige Schwarzrock unter den weißen Waffenröcken. Eines Tags kam der Banus von Croatien, Jellačić, auf der Durchreise in den Speisesaal des Hôtels; es freue ihn, äußerte er, auf mich deutend, daß hier das Militär so gut mit dem Civil harmonire. „Ja, Excellenz," lautete einstimmig die Antwort, „das ist aber auch der Einzige!" Der Verkehr mit den jungen Officieren wirkte erfrischend auf mich. Was mich an ihnen anzog, möchte ich — im weitesten Sinne — das ästhetische Element nennen. Die frische Jugend, das sichere Auftreten, die anmuthigen gesellschaftlichen Manieren, der hoffnungsfreudige leichte Sinn. Welcher Gegensatz zu meinen Collegen! Man fühlte sich bedrückt und sorgenschwer, wenn man eine Stunde unter ihnen verweilt hatte. Die Herren von der Justiz oder Verwaltung, sie waren gewiß sämmtlich tüchtige Beamte, aber — mit Ausnahme Ruckgaber's — nichts als Beamte; Beamte bis in den

letzten Winkel ihrer Seele. Es stimmte doch zu trostlos, auch nach den Bureaustunden nur von Akten und Verordnungen, von gehofften oder vereitelten Avancements reden zu hören. Etwas Unfrohes, Gedrücktes lastet doch meistens auf diesen sitzenden Wesen: die Sorge, Weib und Kind zu ernähren, oder die Sorge, ja recht bald Weib und Kind zu bekommen. Unter meinen Officieren wußte ich mich sicher vor all' dieser Misère; von ihrem heiteren Muth überströmte etwas in mein eigenes Gemüth.

So floß nach dem ersten trüben und einsamen Jahr meines Klagenfurter Exils das zweite rascher und fröhlicher vorüber. Kleine Sonntagsausflüge in die herrliche Umgebung, Besuche bei Baron Herbert im Lavantthal, auf Schloß Freienthurn bei Rainer, in Victring bei Moro's, im Rosenthal, — Resi Rauscher hieß nicht umsonst die Rose des Rosenthals — und andern anmuthigen Sommersitzen belebten die schöne Jahreszeit. Der Winter hatte seine gemüthlichen und geselligen Abende mit Musik und Lecture, auch Weihnachtsfreuden und Faschingsunterhaltungen.

Von letzteren muß ich eine der reizendsten und seltsamsten erwähnen, die ich erlebt habe. Ihr Schauplatz war — ein Nonnenkloster. Die Elisabethinerinnen in Klagenfurt, ein hochgeachteter, der Krankenpflege gewidmeter Orden, brachten ihre sonntäglichen Kirchenmusiken hauptsächlich durch die gefällige Mitwirkung von Dilettanten zu Stande; Freund Ruckgaber als Primgeiger an der Spitze. Eine musikalische Nonne des Klosters, Schwester Franziska, spielte die Orgel und war für diese Kirchenmusik, ihre einzige Freude, rastlos thätig. Sie bewog die Oberin, jenen Herren, welche regelmäßig aus Gefälligkeit ihr Kirchenorchester versahen, eine Art Revanche zu bieten, und sie einmal im Jahr zu einem bescheidenen Souper zu laden. Dabei wurde auch ein bischen musicirt und schließlich tanzten die Schwestern miteinander. Das sollte sich während meiner Anwesenheit im Fasching 1851 wiederholen. Ich hatte stets eine poetische Leidenschaft für Klosterromantik und war als siebenjähriger Knabe in Prag in eine Ursuliner-Nonne Hedwig, die wir mit unserer Lehrerin besuchten, verliebt. Der Name Hedwig hat zeitlebens einen verklärenden Weihrauchduft für mich behalten. „Du mußt mich mitnehmen, Ruckgaber, um jeden Preis!" Das Mittel war bald gefunden. Ruckgaber meldete im Kloster, daß für den Abend eigentlich ein Clavierspieler nöthig sei, den er mitbringen werde. Schwester Franziska ließ ihr kleines Clavier aus ihrer Zelle hinabbringen ins Refectorium. Ein Nachtmahl wurde dort aufgetragen. Nur die Oberin, eine würdige alte Dame, saß an dem Tisch mit uns vier bis fünf Musikern und dem Beichtvater des Klosters; die Nonnen an einer größeren Tafel für sich. Die Laienschwestern bedienten geräuschlos. Es ging ziemlich stockend und feierlich her. Dann ließ ich einen Strauß'schen Walzer ertönen, zu welchem einige Nonnen allmälig zu tanzen begannen, eine auch mit dem langen hagern Beichtvater. Das kann ich auch, dachte ich mir, und besser. Ich nöthigte Ruckgaber ans Clavier und engagirte die jüngeren Nonnen, eine nach der andern, zum Tanz. Zwei der hübschesten hatten goldene Krönchen auf dem Kopf als „heilige Bräute", die nächstens Profeß ablegen sollten. Diese durften nicht tanzen. Die andern aber thaten es mit desto innigerer Freude. Ich hielt mich bald an einige Lieblingstänzerinnen, deren

Gesicht sich erhellte, wenn ich sie mit „Fräulein" ansprach. Fräulein Philomela, Fräulein Angelica, — die Nonnen haben alle so hübsche Namen! — tanzten mit niedergeschlagenen Augen, aber sichtlich gehoben von dem langentbehrten unschuldigen Vergnügen. Außer dem langen Beichtvater, der sich einigemale gravitätisch herumdrehte, war ich der einzige Tänzer. Ich arbeitete seelenvergnügt im Schweiße meines Angesichts, denn meine guten Nonnen waren in ihren schweren Schuhen, ihrem groben Tuchhabit und ihrer geistlichen Schüchternheit nicht eben flink im Tanzen. Am andern Morgen, beim Aufstehen, wie thaten mir da alle Glieder so himmlisch weh! Eines war mir doch sehr merkwürdig und erfreulich: die ernste Sittsamkeit, der tadellos gute Anstand, welchen die Nonnen, trotz der ganz ungewohnten vergnügten Aufregung, durchaus bewahrten. Nicht eine Miene, nicht eine Bewegung, welche die feinste Dame sich hätte vorwerfen können. Und doch sind alle diese Klosterfrauen aus niederem Stande, Töchter armer Bauern oder Handwerker, ohne jegliche Bildung! Was bewirkt wohl diese wunderbare Haltung, welche ihnen so natürlich saß, und doch nicht angeboren war, noch anerzogen? Ich glaube, es ist die Macht des Kleides. So schweigsam wir Eingeladenen uns aus Dankbarkeit auch verhielten, die Kunde von dem improvisirten Klosterball verbreitete sich doch, — wahrscheinlich mit etlichen Ausschmückungen, — in der Stadt. Der Statthalter, neugierig gemacht, fragte mich darnach. „Ich will's Ihnen erzählen, Herr Baron," erwiderte ich, „aber Sie dürfen es dem Statthalter nicht weiter sagen!" Er hat auch wirklich die Sache treulich ignorirt. Leider glaubte der Fürstbischof, dem Gott weiß was berichtet wurde, strenger sein zu müssen und es ist seit jenem Faschingsabend kein Walzer mehr getanzt worden im Refectorium der ehrwürdigen Elisabethinerinnen. —

So gab's denn auch schöne Tage, heitre, durch Kunst und Freundschaft anregende Abende für mich in Klagenfurt. Unter dieser anmuthigen Oberfläche arbeitete freilich rastlos die nagende Unzufriedenheit mit meinem Beruf, das Verbannungsgefühl, der hoffnungslose Drang nach fruchtbarer Thätigkeit, die Sehnsucht nach Wien! Es nimmt aber Alles sein Ende. Meine Freunde in Wien hatten es doch endlich durchgesetzt, daß ich zum Finanzministerium einberufen wurde. Die Osterwoche 1852 war die letzte, die ich in Klagenfurt verbrachte. Wenn man für immer einen Ort verlassen muß, in dem man, sei es auch wider Willen, heimisch geworden, — da sieht man doch erst mit klaren Augen und fühlt es mit dankbarem Herzen, was man Gutes da genossen hat und anderswo nicht mehr wiederfinden wird. Die wohlthätige Ruhe, die tägliche Erholung in freier Natur, der ungebundene herzliche Verkehr mit liebenswerthen Familien, — lauter Dinge, auf die man in der Großstadt verzichten muß! So fiel mir der Abschied doch schwerer, als ich gedacht. Aber so bald die ersten Meilensteine vorüber waren, regte sich doch wieder in mir das Gefühl frohen Daseins, der Triumph einer unwürdigen Amtstyrannei entronnen und meinen geistigen Bestrebungen halb und halb zurückgegeben zu sein[1]).

[1]) Hier bricht das Manuscript ab; doch haben wir — und die Leser unserer Zeitschrift werden es gern vernehmen — die Zusage Hanslick's, daß er die Mittheilungen „Aus meinem Leben" demnächst wieder aufnehmen und an dieser Stelle fortsetzen wird.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren.

Von

Ludwig Stein in Bern.

IV.

Die Probleme der Cultur und Moral, denen Nietzsche mit bohrendem Scharfsinn und concentrirter Spürkraft nachgegangen ist, verfließen in seiner Auffassung und Darstellung so sehr ineinander, daß auch hier eine gesonderte Behandlung dieser beiden Probleme nicht rathsam erscheint. Moral ist ihm das Mittel, Cultur der Zweck. Zweck und Mittel sind in diesem Zusammenhang untrennbar. Stellt es sich nämlich heraus, daß Etwas, was bisher als Zweck oder gar als Endzweck gegolten, verfehlt war, so müssen folgerichtig auch die Mittel, durch welche jener Zweck erstrebt worden ist, verfehlte sein, und dies um so mehr, je rascher und sicherer sie die Erreichung des betreffenden Zweckes herbeizuführen geeignet waren.

Nach Nietzsche nun ist der Sinn aller bisherigen Cultur, aus dem Raubthier-Menschen ein zahmes und civilisirtes Thier, ein Hausthier, zu züchten. An die Stelle der wilden Urinstincte des Raubmenschen soll vermittelst der Cultur und ihrer Werkzeuge (der Reactions- und Ressentimentsinstincte, wie sie Nietzsche verdunkelnd nennt), der gezähmte, gesänftigte, gesittigte Mensch treten. Das vornehmlichste Werkzeug dieser Domesticirung des Menschen, jenes unfehlbare Mittel, welches allgemach den vieltausendjährigen Umwandlungsproceß des ursprünglichen Raubmenschen in einen modernen Culturmenschen vollzieht, ist die Moral in jenem weitesten Verstande, in welchem sie Religion, Wissenschaft und Kunst als ihre Theilelemente in sich befaßt.

Ist nun dieses Culturideal, das bisher allen normalen Menschen als höchste erreichbare Stufe der Entwicklung vorgeschwebt hat, ein hohes und erstrebenswerthes, so sind naturgemäß auch die Mittel, durch welche wir uns im Laufe der Geschichte demselben mälig zu nähern suchen — nämlich die Moral mit Einschluß von Religion, Kunst und Wissenschaft —, die geeigneten und einzig zulässigen, da sie uns ja, wie schon ein flüchtiger Blick auf die civilisirten

Staaten im Gegensatz zu den Naturvölkern lehrt, der Cultur als dem Zweck des Daseins um ein Erkleckliches näher gebracht haben. Ist nun aber dieses Culturideal an sich ein erstrebenswerthes? Gehen wir nicht vielmehr seit Jahrtausenden in die Irre? Ist gar vielleicht das, was wir Zähmung nennen, Widernatur; was wir Sänftigung heißen, Verweichlichung; was wir als Sittigung ehrfürchten, Entartung und Verfall? Ist denn nicht durch die Einwirkung der eben genannten Culturwerkzeuge die „blonde Bestie", der kraftstrotzende Recke des Urwaldes, allmälig zu jenem zitterigen, schlotterigen Culturknirps physiologisch heruntergebracht worden, der als Typus des modernen Lebemannes unsere Salons füllt und unsere — Bäder bevölkert? „Diese Werkzeuge der Cultur," ruft Nietzsche einmal zornglühend aus, „sind eine Schande der Menschen und eher ein Verdacht, ein Gegenargument gegen Cultur überhaupt!"

Damit sind wir gleich bis zum Herzpunkt der Nietzsche'schen Sociologie vorgerückt. Hier stecken eben die Probleme von Cultur und Moral, die bei ihm unlöslich mit einander verknüpft sind. Das bisherige Culturideal, das auf ein gewaltsames Niederringen aller wilden Urinstincte gestellt war, hat sich als ein falsches erwiesen, weil es die ganze civilisirte Menschheit physiologisch degenerirt hat. Der „zahme Mensch", der Heillos-Mittelmäßige und Unerquickliche, fühlt sich bereits als Ziel und Spitze, als Sinn der Geschichte, als „höheren Menschen", während er nach Nietzsche doch nur abwärts gegangen ist ins „Dünnere, Gutmüthigere, Klügere, Behaglichere, Mittelmäßigere, Gleichgültigere, Chinesischere, Christlichere . . ." Und weil diese Entartung erst vermittelst der europäischen, jüdisch-christlichen Moral herbeigeführt worden ist, deshalb muß mit dieser durchgreifend aufgeräumt werden; ja er nennt sich geradezu einen „Immoralisten und Antichristen". Hat sich eben der Zweck aller Cultur, die Domesticirung der menschlichen Urbestie, als ein verfehlter erwiesen, dann muß auch ihr Mittel, die bisherige Moral, grundmäßig beseitigt werden; fällt der Mantel, so folgt eben der Herzog nach.

Läßt sich somit bei der Darstellung der in ihrem Wurf imponirend kühnen, aber in ihrer Einzelausführung mitunter heillos krausen Nietzsche'schen Gedankengänge eine scharfe, reinliche Scheidung der Probleme von Cultur und Moral nur schwer vollziehen, so lassen sich doch aus der chaotisch verwirrenden Fülle seiner geschichtsphilosophischen und sociologischen Aphorismen zwei Gesichtspunkte herausheben, unter welche man die ungeordneten, regellosen, jeder Systematisirung widerstrebenden Gedankenmassen leidlich unterbringen kann. Der erste dieser Gesichtspunkte ist der *historisch-kritische*, der zweite der *positiv-aufbauende*.

Findet Jemand den Muth zu dem tollkühnen Unterfangen, sich dem seit Jahrtausenden geregelten Lauf der Cultur trotzig entgegen zu stemmen und ihr neue, von den bisherigen nicht bloß abweichende, sondern ihnen geradezu entgegengesetzte Wege weisen zu wollen, so muß man, will man ihn anders ernst nehmen, von ihm einmal den Nachweis verlangen, daß und warum der bisherige Lauf der Cultur ein verfehlter war, andererseits gebieterisch fordern, daß er die Bahn genau und scharf bezeichne, in welche er die Cultur lenken möchte. Gelingt es ihm aber nicht, den überzeugenden, zwingenden Beweis zu erbringen,

daß auf der einen Seite der bisherige Culturzustand ein unhaltbarer und auf der anderen der von ihm vorgeschlagene künftige ein durchführbarer ist, dann mag er sich nicht wundern, wenn er bei ernsten Denkern — und nur um diese handelt es sich hier — keine andere Wirkung erzielt, als Zeichen des Unwillens über die mit solchen Phantasmagorien vertrödelte Zeit zu erregen, oder im günstigsten Falle ein malitiöses, ironisches Lächeln über die geistreiche utopistische Spielerei hervorzurufen.

Nietzsche aber will ernst genommen werden. Und so nimmt er denn in seinen historisch-kritischen Bemerkungen wenigstens einen Anlauf, die logische Unhaltbarkeit des bisherigen Culturverlaufs aufzudecken, die Cultur also logisch ad absurdum zu führen, um sodann in einigen positiv-aufbauenden Bemerkungen sein neues Culturideal in flüchtigen Umrissen hinzuwerfen. Wären ihm diese beiden Beweisführungen gelungen: der negative, daß die heutige Cultur ein logischer Nonsens und eben darum unhaltbar sei, und der positive, daß das von ihm seherhaft erträumte künftige Culturideal durchführbar sei, dann hätten wir als Vernunftwesen, für deren Handlungen immer nur Gründe entscheidend sind, die von Nietzsche angedeuteten Consequenzen unweigerlich zu ziehen. Diese vermeintlichen Beweisführungen werden sich indeß bei schärferem kritischen Zusehen theils als willkürliche, weil nicht auf exacte Beobachtung gestützte, sondern am Studirtisch aus freier Phantasie zusammengeklügelte Vermuthungen, anderentheils — bei seinen positiven Vorschlägen zumal — in unverkennbarer Weise als ungesunde Ausgeburten mystischer Verzückung, gleichsam als eine sociologische fata morgana, entpuppen.

Die Entstehung der Cultur, jenes modernste philosophische Problem, an welchem heute Ethnologen, Archäologen, Anthropologen, Paläontologen, Sprachforscher und Culturhistoriker in edlem Wettbewerb ebenso herumräthseln, wie man ehedem über den Ursprung der Sprache geforscht, hat für Nietzsche nichts Abschreckendes. Er löst es mit spielender Leichtigkeit. „... Sagen wir es ohne Schonung, wie bisher jede höhere Cultur auf Erden angefangen hat. Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jenem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden, warfen sich auf schwächlichere, gesittetere, friedlichere ꝛc. Rassen, oder auf alte, mürbe Culturvölker, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderbniß verflackerte. Die vornehmste Kaste war im Anfang die Barbarenkaste.“ .... „Auf dem Grunde der vornehmen Rassen ist das Raubthier, die prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie, nicht zu verkennen; es bedarf für diesen verborgenen Grund von Zeit zu Zeit der Entladung, das Thier muß wieder heraus, muß wieder in die Wildniß zurück: — römischer, arabischer, germanischer, japanischer Adel, homerische Helden, skandinavische Wikinger“ ....

Diese vornehme Rasse, bei welcher der Wille zur Macht sich in elementarer Weise äußert, ist ursprünglich gesetzgebend und werthbestimmend. Das Werthurtheil „gut“ rührt nach Nietzsche nicht von Denen her, welchen Güte erwiesen worden ist, wie dies die englischen Psychologen angenommen haben. „Vielmehr sind es die „Guten“ selber gewesen, das heißt die Vornehmen, Mächtigen, Höher-

gestellten und Hochgesinnten, welche sich selbst und ihr Thun als gut, nämlich als ersten Ranges empfanden und ansetzten, im Gegensatz zu allem Niedrigen, Niedrig-Gesinnten, Gemeinen, Pöbelhaften. Aus diesem Pathos der Distanz heraus haben sie sich das Recht, Werthe zu schaffen, Namen der Werthe auszuprägen, erst genommen. . . . Das dauernde und dominirende Gesammt- und Grundgefühl einer höheren, herrschenden Art im Verhältniß zu einer niederen Art, zu einem „Unten" — das ist der Ursprung des Gegensatzes „gut" und „schlecht" („Zur Genealogie der Moral" S. 4).

Diese Grundgedanken Nietzsche's über den Ursprung von Cultur und Moral, die er mit ermüdender Häufigkeit variirt, mußten hier wörtlich wiedergegeben werden, sollten sie von ihrer belustigenden sociologischen Naivität nichts einbüßen. Während die Sociologie im Verband mit einer stattlichen Reihe von Specialwissenschaften sich heute abmüht, aus den Entdeckungen der Geologen und den Funden aus prähistorischer Zeit das Alphabet der vorgeschichtlichen Cultur zu entziffern; während Männer wie Morgan, Mc. Lennan, Maine, Lubbock, Spencer, Bachofen, Post, Bastian, Lavelaye, Letourneau u. A. mit bewunderungswerthem Bienenfleiß das vergleichende Material herbeitragen, um aus den verwitterten Schriftzügen der Urzeit herauszubuchstabiren, wie sich die Uranfänge von Familie, Gesellschaft, Staat, Eigenthum, Recht, Sitte, Moral u. s. w. herausgestaltet haben, schlüpft Nietzsche mit einem genialen Federzug über alle Schwierigkeiten durch die Erklärung hinweg: die Cultur entstand, indem sich stärkere Rassen auf schwächere stürzten, sie unterjochten und ihnen ihre eigenen Raubthiereigenschaften als moralisch gut suggerirten. Das ist freilich das sociologische Ei des Columbus.

So leichten Kaufs sind indeß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wissenschaftliche Erklärungen nicht zu haben. Nietzsche's Methode paßte vortrefflich in die von ihm so hochgepriesene Renaissancezeit, wo man aus einem Grundprincip, einem „Archeus", das willkürlich gesetzt war, alle Erscheinungen des Daseins spielend ableitete. Im günstigsten Falle kann Nietzsche's speculative Methode der Sociologie, die darin besteht, an der Hand eines vorausgesetzten, aber logisch nicht bewiesenen Princips die Erscheinungen der Cultur zu begreifen, mit Herder's geschichtsphilosophischer Methode in eine Linie gestellt werden. Heißt jenes Princip bei Herder „Entwicklung", so heißt das von Nietzsche aus einem Gemisch von Schopenhauer und Darwin zusammengebraute: „Wille zur Macht". So sehr sich daher Nietzsche auch „empirisch", „exact", „naturwissenschaftlich" gebärden, so überreichlich er die Lauge seines Spottes über die Metaphysiker ausgießen mag, er ist und bleibt seiner Methode nach auch in der Sociologie und Ethik ein Metaphysiker, so gut wie Herder. Die schweren Vorwürfe, die Herder und Nietzsche gegen Kant erhoben haben, können von Seiten der heutigen Sociologie mit noch höherer Berechtigung gegen sie selbst gerichtet werden.

Diese speculative, dogmatische Methode der Sociologie, welche das empirische Material, das ihr von Seiten der Paläontologie und vergleichenden Ethnographie, ferner von der vergleichenden Rechts-, Sagen- und Sprachforschung so überquellend reich zufließt, vornehmthuerisch ignorirt, die vielmehr ihr Erklärungsprincip von Vornherein in sich trägt und dasselbe in gezwungener Dialektik

auf die Einzelerscheinungen anwendet, diese Methode wird heute zum Glück von allen ernsten Forschern zum alten Eisen geworfen. Und nur aus jener gewollten aristokratischen Isolirtheit, vermittelst welcher Nietzsche sich in ein eigenes Gedankennetz eingesponnen hat, ohne Fühlung zu gewinnen oder auch nur Notiz zu nehmen von der mächtig emporstrebenden jungen Wissenschaft, der modernen Sociologie, nur daraus ist es zu erklären, daß Nietzsche's Ideen über die Entstehung von Cultur und Moral entsprechend dem heutigen Stande der Sociologie so zurückgeblieben und abgestanden, so naiv anachronistisch klingen.

Freilich klingen diese Ideen anachronistisch nur für den, der erstens den heutigen ernsten wissenschaftlichen Bestrebungen der Paläontologen, die Uranfänge von Cultur und Moral auf vergleichend-geschichtlicher Grundlage zu ermitteln, mit vertieftem Interesse nachgegangen ist, der aber zweitens auch die tastenden Versuche *früherer* Epochen, diesen Problemen auf die Spur zu kommen, im Geiste zu überschauen in der Lage ist. Der unbefangene, mit keinem allzu großen sociologischen und philosophie-geschichtlichen Ballast beschwerte Leser der Nietzsche'schen Schriften hingegen wird sich gar leicht von der überraschenden Einfachheit dieser Nietzsche'schen Lösung blenden lassen. Es ist ja so einleuchtend, daß der Stärkere den Schwächeren unterdrückt und diesem seine (des Stärkeren) Eigenschaften als verehrungswürdig vorgeschrieben hat, und darum ist nicht abzusehen, weshalb der Anfang der Cultur sich nicht in Wirklichkeit so abgespielt haben sollte, wie ihn die Phantasie Nietzsche's ausmalt. Allein die in ihren Anforderungen etwas strengere Wissenschaft rechnet nicht mit einleuchtenden Wahrscheinlichkeiten, sondern nur mit vollgültigen Beweisen. Hätte Nietzsche für seine These aus der Urgeschichte, der vergleichenden Völkerkunde, der vergleichenden Rechts-, Sagen- und Sprachgeschichte *Beweise* beigebracht[1]), so würde die Wissenschaft seine Lösung als eine verhältnißmäßig einfache und einleuchtende freudig gutheißen.

Allein Nietzsche's Beweise beschränken sich, unter Verzicht auf alle angedeuteten sociologischen Hülfswissenschaften, lediglich auf die — *Etymologie*, so unglaublich dies auch klingt. Es mag hier eine kleine Blumenlese von etymologischen Spielereien Nietzsche's, die mir jede weitere Kritik erspart, ihre Stelle finden. „Den Fingerzeig zum *rechten* Wege gab mir die Frage, was eigentlich die von den verschiedenen Sprachen ausgeprägten Bezeichnungen des „Guten" in etymologischer Hinsicht zu bedeuten haben: da fand ich, daß sie allesammt auf die gleiche *Begriffsverwandlung* zurückleiten, — daß überall „vornehm", „edel" im ständischen Sinne der Grundbegriff ist, aus dem sich „gut" im Sinne von „seelisch-vornehm", „edel" von „seelisch-hochgeadelt", „seelisch-privilegirt" mit Nothwendigkeit heraus entwickelt. . . . Das beredteste Beispiel ist das deutsche Wort „schlecht" selber: als welches mit „schlicht" identisch ist — vergleiche „schlechtweg", „schlechterdings" — und ursprünglich den schlichten, gemeinen Mann noch ohne einen verdächtigenden Seitenblick, einfach im Gegensatz zum

[1]) Wie dies zum Beispiel Ludwig Gumplowicz versucht hat, der, ohne Nietzsche zu erwähnen, in diesem sociologischen Hauptgedanken mit ihm zusammentrifft; vergl. dessen sociologische Hauptschriften: „Der Rassenkampf", 1883, „Grundriß der Sociologie", 1885, „Sociologie und Politik", 1892.

vornehmen, bezeichnete" („Zur Genealogie der Moral" S. 6). Und welche etymologischen Gewaltacte verübt der Philologe Nietzsche erst, um nachzuweisen, daß die Eroberer- und Herrenrasse ursprünglich mit dem Begriff des „Guten" zusammenfiel! Hier nur ein Beispiel: „Das lateinische bonus glaube ich als „der Krieger" auslegen zu dürfen.... Bonus somit als Mann des Zwistes, der Entzweiung (duo), als Kriegsmann: man sieht, was im alten Rom an einem Manne seine „Güte" ausmachte. Unser deutsches „gut" selbst: sollte es nicht „den Göttlichen", den Mann „göttlichen Geschlechts" bedeuten?" (ebenda S. 9[1]).

Diese etymologischen „Beweise", die in ihrer verzweifelten Künstlichkeit stellenweise schon bedenklich an die berühmte ἀλώπηξ-Fuchs-Ableitung anklingen, nach Gebühr zu geißeln, dazu fehlt mir die häufig genug in Galle getauchte Feder eines — Friedrich Nietzsche.

Erweist sich somit die sociologische Grundvoraussetzung Nietzsche's als willkürliche, weder durch empirisches Material noch durch zwingende logische Deduction unterstützte Hypothese, so verliert sich Nietzsche in seiner geschichts-philosophischen Ableitung unserer heutigen Cultur aus der antiken vollends ins Abenteuerliche und Romanhafte. Seine Geschichtsphilosophie wird sich uns bei näherem Zusehen als ein genial concipirter, mit virtuoser stilistischer Feinheit durchgeführter und namentlich in ihren prophetischen Ausblicken von dichterischer Kraft zeugender sociologischer Roman darstellen. Verfolgen wir nun die einzelnen Phasen dieses geschichts-philosophischen Romans.

Der Herrenmoral, d. h. den Eigenschaften der in ihrem Kraftüberschuß schwelgenden, die schwächeren Horden bezwingenden Recken der Urzeit, stand von jeher die Sclavenmoral gegenüber, d. h. die schwächlichen Eigenschaften Derer, die nicht Muth und Kraft genug besaßen, dem Ansturm jener Helden zu widerstehen. So lange diese Herrenmoral die Oberhand hatte, herrschte das goldene Zeitalter. Diese Moral kennt keine die Leidenschaften dämmenden Gebote, keine die natürlichen Triebe einengenden Vorschriften, sondern nur ungezügelte, durch keinerlei Convenienz gezähmte Natur-Instincte: „Die Instincte bekämpfen müssen, das ist die Formel für Decadence; so lange das Leben aufsteigt, ist Glück gleich Instinct," heißt es in der „Götzendämmerung" S. 17. Verschwenderisch ohne Maß, wie die Natur nach Nietzsche nun einmal ist, hat sie jene Helden mit einer überschäumenden Fülle von Lustempfänglichkeit ausgestattet, die erst das Leben lebenswerth machte. Das war der Höhepunkt aller bisherigen Cultur und der oberste Sinn aller Geschichte, deren Psychologie ja nur als „Morphologie und Entwicklungslehre des Willens zur Macht zu fassen ist" („Jenseits von Gut und Böse" S. 28). Man müsse eben unser gesammtes Triebleben erklären, als die Ausgestaltung und Verzweigung einer Grundform des Willens — „nämlich des Willens zur Macht, wie es mein Satz ist" (ebenda S. 49).

---

[1]) Etymologien ähnlicher Art zählen bei Nietzsche nach Dutzenden. Liebhaber solcher Spielereien verweise ich auf die Genealogie der Moral S. 8, 18, 58, 59 ff. Die etymologische Forschung ist von ihm zur Theorie erhoben, ebenda S. 37.

Unter der Herrschaft jener Herren-Moral aber hatte der Wille zur Macht — nach Nietzsche die Weltformel (Substanz) — seine vollendetste Ausprägung gefunden. Denn bei jener ritterlich-aristokratischen Herrenkaste war Leben noch gleichbedeutend mit Macht. Wie er sich das Leben und Treiben dieser Kaste ausmalt, schildert er einmal folgendermaßen: „Die ritterlich-aristokratischen Werthurtheile haben zu ihrer Voraussetzung eine mächtige Leiblichkeit, eine blühende, reiche, selbst überschäumende Gesundheit, sammt dem, was deren Erhaltung bedingt, Krieg, Abenteuer, Jagd, Tanz, Kampfspiele und Alles überhaupt, was starkes, freies, frohgemuthes Handeln in sich schließt" („Gen. d. Moral" S. 12). Man sieht, Nietzsche treibt einen förmlichen Cultus der Leiblichkeit. Die Lehre, die seine Schilderung der aurea prima in sich schließt, ist nicht bloß concentrirter Epikureismus, sondern carrikirter Hedonismus. Epikur selbst hatte die geistigen Freuden weit über die körperlichen gestellt; Aristipp, der Begründer des Hedonismus, hat sie wenigstens noch neben den physischen gelten lassen; Nietzsche erst findet den Muth zu dem brutalen Radicalismus, die geistigen Freuden, den Geist überhaupt, für ein Verfallssymptom und eine Entartungsform der Menschheit zu erklären. Sein Fanatismus der Leiblichkeit, der einer überhitzten oder vielleicht gar perversen Sinnlichkeit entsprungen sein mag, verführt ihn zu dem abstrusen, ungeheuerlichen Gedanken, in der Entwicklung der Geistescultur eine Degenerirung der Menschheit zu erblicken. „Die Gattungen," sagt er einmal, „wachsen nicht in der Vollkommenheit: die Schwachen werden immer wieder über die Starken Herr —, das macht, sie sind die große Zahl, sie sind auch klüger ... Darwin hat den Geist vergessen, die Schwachen haben mehr Geist ... Man muß Geist nöthig haben, um Geist zu bekommen. — Man verliert ihn, wenn man ihn nicht mehr nöthig hat. Wer die Stärke hat, entschlägt sich des Geistes ...."

Das Unglück der Menschheit besteht demnach im allmäligen Siege des Geistes über die „blühende Leiblichkeit". Der Geist, der ein Kennzeichen der Schwächeren, der Sclaven, ist, hat den Sündenfall der Menschheit herbeigeführt. Man muß die Logik dieses Radicalismus in ihrer ganzen Consequenz zu Ende denken, um die Ungeheuerlichkeit dieses Gedankenganges nach Gebühr würdigen zu können. Also der Starke entschlägt sich des Geistes. Stark im Nietzsche'schen Sinne ist Derjenige, der das Leben, d. h. den Willen zur Macht energisch bejaht. Was ist aber das Leben? „Leben selbst ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens, Ausbeutung" sagt Nietzsche. Der Grundzug jenes Starken, des Nietzsche'schen Idealmenschen, ist Bosheit und raffinirte Grausamkeit. Das Herrenrecht besteht wesentlich in einem Wohlgefühle, seine Macht an einem Machtlosen unbedenklich auslassen zu dürfen, in der Wollust „de faire le mal pour le plaisir de le faire". Ja, Nietzsche findet sogar, an Paul Rée erinnernd, „die Grausamkeit macht die große Festfreude der Menschheit aus, sie ist als Ingredienz fast jeder ihrer Formen zugemischt"; denn, fährt er fort, „Leidensehen thut wohl, Leidenmachen noch wohler".

Wie Nietzsche aus dieser trüben Quelle den Begriff von Vergeltung, Schuld und Gewissen als „Verhältniß zwischen Käufer und Verkäufer, Gläubiger und Schuldner" ableitet, mag billig übergangen werden, da ich in diesen breit angelegten Ausführungen, die zudem wieder mit seinen unglücklichen etymologischen Beweisen durchsetzt sind, im günstigsten Falle nur eine geistreiche Marotte zu erblicken vermag, der man den vornehmsten kritischen Dienst damit erweist, daß man stillschweigend über sie hinweggleitet. Fassen wir aber alle jene Eigenschaften zusammen, die seine Herrenklasse auszeichnen — ungezügeltes Instinctleben, Raub, Aneignung, Verletzung Fremder, Härte, Ausbeutung Schwächerer, Bosheit, Grausamkeit und Geistlosigkeit —, so sind wir in förmlicher Verlegenheit, selbst an der Hand von reichen Hülfsmitteln der heutigen beschreibenden Zoologie eine Bestie ausfindig zu machen, welche alle genannten Eigenschaften in so harmonischer Weise in sich vereinigt, wie die Nietzsche'schen Uebermenschen der Vorzeit, jene „prachtvollen, nach Beute und Sieg lüstern schweifenden, *blonden Bestien*," welche nach ihm die „ganzeren Menschen" waren.

Und doch haben diese Herrenrassen, die ihren „Instinct der Freiheit" eigentlich in der Wildniß am kräftigsten hätten bethätigen können, nach Nietzsche den „Staat" begründet, und zwar auf eine ebenso einfache Weise, wie sie Cultur und Moral überhaupt ursprünglich geschaffen haben: „Irgend ein Rudel blonder Raubthiere, eine *Eroberer- und Herrenrasse*, kriegerisch organisirt und mit der Kraft zu organisiren (notabene: die Bestie, mit der Kraft zu organisiren), legt unbedenklich ihre furchtbaren Tatzen auf eine der Zahl nach vielleicht ungeheuer überlegene, aber noch gestaltlose, noch schweifende Bevölkerung" („Genealogie der Moral" S. 79).

Sucht man nach einer philosophischen Formel, auf welche man seinen Idealmenschen der Urzeit taufen könnte, so ist man keinen Augenblick verlegen: er ist die *Incarnation des Egoismus*. Die blonde Bestie kennt nur sich und ihre Gelüste; sie ist sich selbst Zweck und ihr einziger Zweck; die übrige Welt ist nur Mittel, ihre Instincte zu befriedigen, indem sie dem „Willen zur Macht" Spielraum zur Bethätigung gewährt. Nun ist ja der Gedanke, unsere gesammte Moral auf den Egoismus als auf ihre einzige Grundquelle zurück zu führen, keineswegs neu. Von Thomas Hobbes an bis auf Herbert Spencer hat in der neueren Philosophie eine stattliche Reihe von Moralpsychologen — es seien nur Mandeville, La Rochefoucauld, La Bruyère, Helvetius hervorgehoben — unter Zugrundelegung des natürlichen Strebens nach Selbsterhaltung als ursprünglichen Triebes, eine Moral auf egoistischer Basis zu begründen gesucht. Neu ist bei Nietzsche nur, daß er nicht, wie jene, unsere Moral in Schutz zu nehmen sucht, *trotzdem* sie in letzter Linie dem Egoismus entquillt, sondern im Gegentheil die heutige Moral ablehnt, weil sie bereits mit altruistischen Elementen zu sehr durchsetzt ist, d. h. nicht mehr das Product des reinen, unverdorbenen Egoismus des Naturzustandes darstellt. Unser Verfall rührt nach ihm daher, daß wir nicht mehr *egoistisch genug* sind. „Es ist zu Ende mit dem Menschen, wenn er altruistisch wird; es fehlt am Besten, wenn es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt," hat Nietzsche den Muth („Götzendämmerung" S. 101) niederzuschreiben. Ja, der Egoismus gehört nach ihm ausdrücklich zum „Wesen der vornehmen Seele" („Jenseits von

Gut und Böse" S. 241). Dieses cynische Umkehren alles dessen, was bisher als edel und erhebend gegolten, diese grundmäßige Umwerthung aller moralischen Werthe, die sich nicht scheut, das als Ideal zu preisen, was der mehrtausendjährige consensus omnium als Inbegriff alles Verwerflichen verabscheut hat, überbietet an frivolem Radicalismus Alles, was bisher aus einer gebildeten Feder geflossen, auch Max Stirner's Buch, „Der Einzige und sein Eigenthum", nicht ausgeschlossen.

Gewiß ist Stirner neben Nietzsche der rücksichtsloseste Vertreter des egoistischen Individualismus. Aber selbst nach dem auf die äußerste Spitze getriebenen Egoismus Stirner's ist Menschenliebe, wenn auch als verhüllter Egoismus, wenigstens noch möglich. So heißt es bei Stirner: „Ich liebe die Menschen auch, nicht bloß einzelne, sondern jeden. Aber ich liebe sie mit dem Bewußtsein des Egoismus. Ich liebe sie, weil die Liebe Mich glücklich macht, ich liebe, weil Mir das Lieben natürlich ist, weil Mir's gefällt. Ich kenne ‚kein Gebot der Liebe'. Ich habe Mitgefühl mit jedem fühlenden Wesen, und ihre Qual quält, ihre Erquickung erquickt auch Mich: tödten kann ich sie, martern nicht."

Anders Nietzsche. Ihm ist gerade „die Grausamkeit, die Lust an der Verfolgung, am Ueberfall, am Wechsel, an der Zerstörung" das auszeichnende Merkmal, gleichsam die fine fleur der Herrenklasse. Mitgefühl für andere Geschöpfe empfinden, oder gar Mitleid haben, ist in seinen Augen das unverkennbare Anzeichen von Niedergang, Entartung, Décadence. „Unsere Mitgefühlsmoral . . . ist ein Ausdruck mehr der physiologischen Ueberreizbarkeit, die Allem, was décadent ist, eignet . . . Die vornehmen Culturen sehen im Mitleiden, in der ‚Nächstenliebe', im Mangel am Selbst und Selbstgefühl etwas Verächtliches" („Götzendämmerung" S. 107).

Diese mephistophelischen Gedanken, die den Culminationspunkt des Nietzsche'schen Ideenganges darstellen, sind fürwahr von einer wahrhaft originellen Bestialität. Wenn die höchste Potenzirung des Originellen darin besteht, einem Gedanken nachzuhängen und ihn zu verkünden, wie ihn noch kein Menschenhirn, selbst im höchsten Stadium des Fieberparoxysmus, ausgebrütet hat, so kann man Nietzsche, dem Verkünder einer neuen Heilswahrheit, die ihn als einen umgekehrten Christus kennzeichnet, den absonderlichen Ruhmestitel, in diesem Punkte etwas absolut Originelles, nie Dagewesenes verkündet zu haben, kaum vorenthalten. Die Menschenliebe als Verfallssymptom zu erklären, und dafür die Grausamkeit nicht bloß als geschichtliche Quelle, sondern als oberste Tugend des wahrhaft Edlen zu setzen, das ist allerdings eine Umwerthung aller moralischen Werthe, an die selbst der ausschweifendste antike Cyniker noch nicht heranreicht. Im Mittelalter freilich tauchten da und dort ähnlich geartete Nachtgedanken auf; aber sie galten als Specialtheorie des leibhaftigen Gottseibeiuns. — — — —

Allein bei Nietzsche handelt es sich hierbei nicht etwa um einen flüchtig hingeworfenen, aus vorübergehender misanthropischer Stimmung heraus geborenen Gedanken, sondern um eine förmliche Theorie, die seine gesammte Geschichtsauffassung beherrscht. Es ist dies gleichsam ein zum System erhobener Mephistophelismus, der Methode hat. Denn neben der Herrenmoral, welche die aristo-

kratischen Raubthiereigenschaften den unterjochten „Herdenthieren" aufzuzwängen sucht, kennt Nietzsche auch eine Sclavenmoral, die umgekehrt ein Conterfei der Sclaveneigenschaften der Schwächeren darstellt. Und so gut die Herrenmoral sich durchzusetzen und Geltung zu verschaffen versucht, so sehr strebt die Sclavenmoral ihrerseits darnach, den Kampf gegen die Herrenmoral aufzunehmen, um sie in ausdauerndem Ringen nach und nach völlig zu bezwingen.

In der Sclavenmoral werden „die Eigenschaften hervorgezogen und mit Licht übergossen, welche dazu dienen, Leidenden das Dasein zu erleichtern; hier kommt das Mitleiden, die gefällige, hülfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren —, denn das sind hier die nützlichen Eigenschaften und beinahe das einzige Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten. Die Sclavenmoral ist wesentlich Nützlichkeitsmoral. Hier ist der Herd für die Entstehung jenes berühmten Gegensatzes von „Gut" und „Böse" („Jenseits von Gut und Böse" S. 232).

Diese bekannte Stelle, die uns zugleich Aufschluß über den Titel seines Hauptwerkes („Jenseits von Gut und Böse") gewährt, enthält den Kern seiner Beurtheilung unserer heutigen Moral. Alle die hier aufgeführten Eigenschaften der Schwächeren, die ja in den Augen des heutigen Europäers ebenso viele Tugenden sind, werden von ihm als scharf hervorstechende Merkzeichen der Sclavenmoral angesehen. Und seine Geschichtsphilosophie gipfelt in dem Satz: „Diese Träger der niederdrückenden und vergeltungslüsternen Instincte, die Nachkommen alles europäischen und nichteuropäischen Sclaventhums, — sie stellen den Rückgang der Menschheit dar." Es ist ja nach Nietzsche ganz consequent, im Fortschritt der Cultur nur einen Rückgang zu sehen. Wer sich eben auf den Kopf stellt und so in einen Spiegel blickt, muß nothgedrungen Alles verkehrt sehen. Ist aber die Vergangenheit nur der Spiegel der Gegenwart, so muß Nietzsche naturgemäß alle Phasen der Geschichte anders sehen, als es bisher der normale Mensch gethan, und ihnen eine umgekehrte Deutung geben.

Zwischen die Herrenrasse und Sclavenklasse schiebt sich nun nach Nietzsche im Lauf der Zeit eine priesterliche Aristokratie ein, deren Werthungsweise sich von der ritterlich-aristokratischen zunächst abzweigt, um sich allgemach zu deren Gegensatz fortzuentwickeln. Diese Priester-Aristokratie kommt der Sclavenmoral zu Hülfe, und so wird denn die ritterliche Werthungsweise mit vereinten Waffen geschlagen. Diese Waffen aber sind vergiftet. Denn „die Priester sind, wie bekannt, die bösesten Feinde — weshalb doch? weil sie die Ohnmächtigsten sind. Aus der Ohnmacht wächst bei ihnen der Haß ins Ungeheure und Unheimliche, ins Geistigste und Giftigste. Die ganz großen Hasser in der Weltgeschichte sind immer Priester gewesen, auch die geistreichsten Hasser."

Und so mögen denn, so spinnt der sociologische Roman Nietzsche's den Faden der Weltgeschichte weiter, Sclaven und Priester Jahrtausende lang Schulter an Schulter gegen die Herrenmoral angekämpft haben, vorerst ohne greifbaren Erfolg, bis ein welterschütterndes, die Moral revolutionirendes Ereigniß eintrat: ein Priestervolk betritt die Weltbühne — die Juden.

Trotz des tiefgehenden Antagonismus, der geradezu polaren Gegensätzlichkeit, in welcher sich Nietzsche's Weltanschauung zu der des alten Bundes befindet, kenne ich keinen Philosophen, der einerseits dem Auftreten der Juden in der Weltgeschichte eine so tiefgreifende, entscheidende culturhistorische Rolle zugetheilt, und der andererseits dem Charakter der Juden als Nation eine solche an Ehrfurcht grenzende Hochachtung gezollt hätte, wie der Allerweltsnörgler Nietzsche. „Alles, was auf Erden gegen ‚die Vornehmen', ‚die Gewaltigen', ‚die Herren', ‚die Machthaber' gethan worden ist, ist nicht der Rede werth im Vergleich mit dem, was die Juden gegen sie gethan haben; die Juden, jenes priesterliche Volk, das sich an seinen Feinden und Ueberwältigern zuletzt nur durch eine radicale Umwerthung von deren Werthen, also durch einen Act der geistigsten Rache Genugthuung zu schaffen wußte. Die Juden sind es gewesen, die gegen die aristokratische Werthgleichung (gut = vornehm = mächtig = schön = glücklich = gottgeliebt) mit einer Furcht einflößenden Folgerichtigkeit die Umkehrung gewagt und mit den Zähnen des abgründlichsten Hasses (des Hasses der Ohnmacht) festgehalten haben, nämlich: „Die Elenden sind allein die Guten, die Armen, Ohnmächtigen, Niedrigen sind allein die Guten, die Leidenden, Entbehrenden, Kranken, Häßlichen sind auch die einzig Frommen, die einzig Gottseligen, für sie allein gibt es Seligkeit. . . . Mit dieser Werthumkehrung beginnt der Sclavenaufstand in der Moral, jener Aufstand, welcher eine zweitausendjährige Geschichte hinter sich hat und der uns heute nur deshalb aus den Augen gerückt ist, weil er — siegreich gewesen ist" („Gen. d. Moral" S. 13). Die Juden seien es also gewesen, die durch ihre „grundsätzlichste aller Kriegserklärungen" der Sclavenmoral zum endgültigen Siege verholfen hätten. „Was Europa den Juden verdankt? Vielerlei, Gutes und Schlimmes, und vor Allem Eins, das vom Besten und Schlimmsten zugleich ist: den großen Stil in der Moral . . . Wir Artisten unter den Zuschauern und Philosophen sind dafür den Juden dankbar." Das gilt nicht bloß vom historischen Juden, dem ja auch Andere einige Bedeutung beizumessen nicht umhin können, sondern auch vom lebendigen: „Die Juden sind ohne allen Zweifel die stärkste, zäheste und reinste Rasse, die jetzt in Europa lebt; sie verstehen es, selbst noch unter den schlimmsten Bedingungen sich durchzusetzen (besser sogar, als unter günstigen), vermöge irgend welcher Tugenden, die man heute gern zu Lastern stempeln möchte . . . . man sollte diesen Zug und Drang der heutigen Juden, von Europa ein- und aufgesaugt zu werden, wohl beachten und ihm entgegenkommen: wozu es vielleicht nützlich und billig wäre, die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen" („Jenseits von Gut und Böse" S. 207—210).

Plato von der philosophischen und die Juden von der geschichtlichen Seite haben den Bruch der europäischen Cultur mit der Herrenmoral, die noch im Dionysscult des genußfrohen, lebensfreudigen Hellas ihre letzten Triumphe gefeiert, herbeigeführt und den Uebergang zur Sclavenmoral vollzogen. Hieß das Ideal der ersteren ungebundene, durch keinerlei Rücksichtnahme eingeschnürte Lebensheiterkeit und Genußempfänglichkeit, so läßt sich die gesammte Tendenz der Sclavenmoral in einem einzigen Begriff zusammenfassen: Askese. „Während alle vornehme Moral aus einem triumphirenden Jasagen zu sich selber

herauswächst, sagt die Sclavenmoral von vornherein Nein." Optimismus und Pessimismus, Lustinstinct und Askese, Rom und Judäa haben Jahrtausende lang in verzweifeltem Wettkampfe mit einander gerungen, bis Judäa siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen ist; denn „daran, daß Judäa über Rom einstweilen *gesiegt* hat, ist gar kein Zweifel; man erwäge doch, vor wem man sich heute in Rom selber als vor dem Inbegriff aller höchsten Werthe beugt — vor drei Juden, wie man weiß, und Einer Jüdin, vor Jesus von Nazareth, dem Fischer Petrus, dem Teppichwirker Paulus und der Mutter des Anfangs genannten Jesus, genannt Maria" („Genealogie der Moral" S. 35).

Eine wunderliche Geschichtsauffassung fürwahr, die Platonismus, Judenthum und Christenthum zusammenmengt und mit der Aufschrift „Askese" versieht. Der logische Fehler dieser summarischen Zusammenfassungen ist, daß die Kategorien „Instinct" und „Askese" so weit gezogen sind, daß die unter solche Kategorien fallenden Begriffe nur eine flüchtige Aehnlichkeit mit einander, aber keine engeren Beziehungen zu einander zu haben brauchen. Falsch sind in diesem historischen Calcül Nietzsche's schon die elementaren Voraussetzungen. Ja, seine Grundvoraussetzung, daß wir Culturmenschen physiologisch degenerirt seien, ist eine ganz willkürliche, unbeweisbare, mit den Ergebnissen der vergleichenden Völkerkunde sogar unvereinbare Annahme. Sind etwa Naturvölker, wie die Kalmücken und Hottentotten u. s. w., die nicht durch die Cultur heruntergebracht worden sind, physiologisch vollkommener als wir? Oder nehmen wir die Kehrseite der Medaille: Jene Helden der Urzeit, die es Nietzsche vermöge ihrer „blühenden Leiblichkeit" so sehr angethan, kennt er ja nur aus griechischen und nordischen Sagen! Besitzen wir statistische Nachweise über deren Gesundheitszustand, oder bestimmte culturgeschichtliche Anhaltspunkte über deren Leben und Treiben? Die „blonde Bestie" Nietzsche's, den Gegenstand seiner Schwärmerei, kennen wir ja erst seit ihrem Auftreten in der Geschichte, wo sie zwar noch blond, aber keine Bestie mehr ist. Sich Helden, deren Existenz und Daseinsform sich geschichtlich gar nicht ermitteln lassen, aus der Phantasie zurechtschnitzen, um dann anbetungsvoll zu ihnen emporzuschauen, das geschieht freilich öfters; aber nur in jener religiösen Mythenbildung, die Nietzsche so verächtlich behandelt. Was ist seine zurechtphantasirte Herrenklasse Anderes, als sociologische Mythenbildung? Soll damit nur gesagt sein, daß es immer Herrschende und Beherrschte gegeben hat, so brauchte Nietzsche diese Zinsenweisheit nicht erst zu entdecken; soll aber damit gemeint sein, daß es besondere *Herrenrassen*, gleichsam von der Natur als fleischgewordene Verwirklichung des „Willens zur Macht" prädestinirte Völkerschaften gegeben hat, so fehlt hierfür jeder wissenschaftliche Nachweis. So lange wir aber keinen solchen besitzen, sind wir befugt, diese ganze Theorie von „Herren- und Sclavenrassen" vorläufig als sociologische Mythologie zu behandeln.

Ob die Culturmenschen übrigens physiologisch überhaupt zurückgekommen sind, ist mehr als fraglich. Bei einzelnen Jagdvölkern mag ja durch die Beschäftigung des Alltags im Durchschnitt eine robustere Constitution vorhanden gewesen sein. Bedenkt man jedoch, daß in der vorchristlichen Zeit Kindesaussetzungen, namentlich solche von schwächlichen, kränklichen und verkrüppelten,

bei einer großen Anzahl von Völkerschaften die Regel bildeten, so daß nur physiologisch untadelhafte Kinder Aussicht hatten, am Leben zu bleiben; daß ferner Krankheiten, Epidemien, Hungerjahre, feindliche Ueberfälle, Ueberschwemmungen, Brände, Naturereignisse aller Art, gegen welche man im Naturzustande keinen Schutz besaß, gerade den schwächsten Theil der Bevölkerung decimirt haben, so mag es immerhin sein, daß der widerstandskräftige Ueberrest physiologisch leidlich gut geartet war. Ob aber im Durchschnitt besser als wir, die wir alle Kränklinge und Krüppel sorgsam auferziehen und somit statistisch mit in die Wagschale werfen, wer möchte dies entscheiden? Daß die durchschnittliche Lebensdauer mit fortschreitender Cultur zunimmt, ist statistisch festgestellt. Vielleicht ist sogar die Summe der vorhandenen „blonden Bestien", jener Hünenfiguren, zu welchen Nietzsche in seinem einseitigen Cultus der physischen Kraft emporschaut, keine geringere als einstmals im Teutoburger Walde. Nur muß man sich seine Typen des heutigen Menschen nicht gerade wie Nietzsche nur auf den Pariser Boulevards suchen, sondern etwa auch aus der preußischen Garde holen, dann wird man die physiologische Entartung, die Nietzsche durchaus entdeckt haben will, nicht allzu tragisch nehmen[1]).

Mit dieser Grundvoraussetzung Nietzsche's aber steht und fällt das ganze Kartenhaus seiner Cultur- und Moraltheorie. Die einzige ernstliche Gegeninstanz gegen die herrschende Cultur war der Vorwurf, daß die Menschen unter ihrer Herrschaft physiologisch degenerirten. Stellt sich aber diese als eine willkürliche, weil durch keinerlei statistisches Material unterstützte, eben darum aber haltlos in der Luft schwebende Behauptung dar, der man eine entgegengesetzte mit gleichem, vielmehr mit noch besserem Recht gegenüberstellen kann, so wird man dem Culturmenschen wohl kaum zumuthen dürfen, einer luftigen Hypothese zu Liebe einen allgemeinen Weltbrand gewaltsam herbeizuführen. Und setzen wir selbst den etwas zweifelhaften Fall, die Menschheit wäre geneigt, mit der Vergangenheit radical zu brechen und auf Nietzsche's Ideen einzugehen, so könnte sie es nach Nietzsche's eigenem Ausspruch nicht. „Zum Menschen sagen: ‚ändere dich' heißt verlangen, daß Alles sich ändert, sogar rückwärts noch . . . keine kleine Tollheit!" heißt es in der „Götzendämmerung" S. 35 (noch schärfer ebenda S. 116). Wenn sich aber der Mensch gar nicht ändern *kann*, wenn sich die Causalkette des Naturlaufs zu einem förmlichen Fatum verdichtet, wie Nietzsche an der gleichen Stelle ausführt, so ist nicht abzusehen, zu welchem Ende solche sociologische Curpfuschereien, wie sie unser Denker vorschlägt, dienen sollen.

Es ergibt sich nämlich vom Nietzsche'schen Standpunkte aus folgende Alternative: Entweder ist der „Wille zur Macht" — gesetzt, wir seien geneigt, diesen Mischmasch von Schopenhauer'scher Willensmetaphysik und Darwin-Spencer'scher

[1]) Nach Herbert Spencer, dem berufensten Kenner und Beurtheiler sociologischer Streitfragen, sind die civilisirten Rassen physiologisch nicht entartet, sondern im Gegentheil höher entwickelt; vergl. *Spencer*, Einleitung in das Studium der Sociologie, deutsch von Marquardsen, Bd. I, S. 98: „. . . Wie man dies z. B. an der zu allen Zeiten landläufigen Meinung sieht, daß die Größe und Kraft unserer Rasse abgenommen habe, während sie, *wie durch Knochen, Mumien, Rüstungen und die Erfahrungen der mit den Ureinwohnern in Berührung gekommenen Reisenden bewiesen ist, im Durchschnitt zugenommen haben.*"

Descendenztheorie als Substanz anzuerkennen — die wirkliche Substanz, die Weltkraft, dann war sie es ja, welche die heutigen Culturformen mit fatalistischer Nothwendigkeit aus sich herausgetrieben hat: welchen Sinn hätte es dann, uns dem unabänderlichen Naturlauf trotzig entgegenstemmen zu wollen? Das hieße einen mächtigen Felsblock, der sich an einem Bergabhang loslöst und nun mit rasender Wucht der Tiefe zueilt, mit einem Stecknadelknopf in seinem Lauf hemmen wollen. Gibt es überhaupt nur eine Substanz und herrscht in ihr, wie Spinoza unter dieser Voraussetzung für immer dargethan, Nothwendigkeit, so wäre es eine täppische Don Quixoterie, die Räder der Weltgeschichte bremsen oder gar rückwärts schieben zu wollen. — Oder der Wille zur Macht ist durch den Sclavenaufstand in der Moral, durch das vermittelst der vereinigten Anstrengungen von Platonismus, Judenthum und Christenthum zur Herrschaft gelangte asketische Ideal, das in einer nach Innen gekehrten, gegen die eigenen Instincte gerichteten Grausamkeit besteht, abgeschwächt, verdünnt, verunstaltet worden: dann erwüchse dem von Nietzsche herbeigesehnten Uebermenschen die Aufgabe, dem „zurückgedrängten, zurückgetretenen, ins Innere eingekerkerten und zuletzt nur an sich selbst noch entladenden und auslassenden Instinct der Freiheit," d. h. dem Willen zur Macht, wieder zur vollen Herrschaft zu verhelfen. Mit anderen Worten: die Welt kann nur durch den Menschen „erlöst" werden. In die Worte Spinoza's übersetzt, würde dies heißen: die Substanz ist Modus geworden.

Allein nicht an Spinoza, sondern an Schopenhauer haben wir bei dieser absonderlichen mystischen Wendung der metaphysischen Sociologie Nietzsche's zu denken. Nicht umsonst theilt er („Götzendämmerung" S. 54) mit Schopenhauer die schwärmerische Vorliebe für den Buddhismus. „Man athmet auf, aus der christlichen Kranken- und Kerkerluft in diese gesündere, höhere, weitere Welt einzutreten. Wie armselig ist das „Neue Testament" gegen Manu, wie schlecht riecht es!" Man ersieht aus dieser bösartigen Blasphemie, wie er sich mit seinem Meister Schopenhauer, dem er ja sonst gründlich abhold ist, weil diesen die „jüdisch-christliche Mitleidsmoral" wieder in Schwung gebracht und damit „die größte psychologische Falschmünzerei, die es, das Christenthum abgerechnet, in der Geschichte gibt", begangen hat, gleichwohl eins weiß in Manu.

Man wird überhaupt gut thun, dem von Nietzsche mit so nachdrucksvoller Geflissentlichkeit hervorgekehrten Differenzpunkt zwischen ihm und Schopenhauer eine weniger tiefe Bedeutung beizumessen. Gewiß gipfelt Schopenhauer's Ethik in einer Verneinung des Willens zum Leben, Nietzsche's hingegen in einer Bejahung des Willens zur Macht. Sinn und Endzweck des Universums ist für Jenen das ewige Nichts, Nirwâna, für diesen die unumschränkte Herrschaft des Instincts. Doch liegt der Treffpunkt dieser scheinbar polaren Gegensätze darin, daß beide Denker in ihrer viel Uebereinstimmung aufweisenden Lehre vom Genie die „Erlösung" der Welt durch den Menschen für möglich, ja für den einzigen Ausweg aus dieser Culturmisere halten. Auch ist es nicht einmal zutreffend, Nietzsche im Gegensatz zu Schopenhauer einen grundsätzlichen Optimisten zu nennen. Er ist ein *transcendentaler* Optimist wie etwa Leibniz, sofern er die *Bejahung* des Willens zur Macht energisch fordert und bei consequenter Durchsetzung dieses Princips in einer fernen Zukunft ein hohes Ausmaß von Glückseligkeit in Aussicht stellt.

Aber für die empirische Welt, in Hinsicht auf die heutige Culturlage, ist er Pessimist so gut wie Schopenhauer und Hartmann. Ihm geht nicht, wie Schopenhauer, die energische Bejahung des Willens seitens der heutigen Menschen wider den Strich; ihm flößt auch nicht, wie Hartmann, die Aussichtslosigkeit der socialen Lage der heutigen Menschheit Bedenken ein: nein, der heutige Mensch selbst ist ihm zum Ekel. „Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll. . . Einst war ihr (Menschen) Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe" („Zarathustra" I, 9 u. ö). Sein empirischer Pessimismus gibt an Schärfe und Wildheit der Aeußerungsform desselben dem Schopenhauer'schen nichts nach. Stimmt er aber mit Schopenhauer einmal darin überein, daß die heutige Cultur überwunden werden muß, andermal darin, daß der geniale Mensch die Eignung besitzt, diese Ueberwindung anzubahnen und allmälig herbeizuführen, so ist die Scheidelinie zwischen beiden Denkern keine so tiefgehende mehr, wie Nietzsche glauben machen will. Eben damit aber, daß er Gott durch den Menschen, die Welt durch das Genie erlösen will, beschritt er mit Schopenhauer jene schlüpfrige Bahn der metaphysischen Mythologie, wohin wir den fernhin leuchtenden Gedankenblitzen der Schriftsteller Schopenhauer und Nietzsche zwar willig folgen, den Philosophen in ihnen aber nur mit wehmüthigem Kopfschütteln nachblicken können. Diese metaphysisch-mystischen Welterklärungen lassen wir uns heute allenfalls noch in erhebenden, vom Glorienschein des schöpferischen poetischen Genies umflossenen und vergoldeten Dichtungen gefallen, aber sie ernst nehmen oder gar zum Range einer wissenschaftlichen Weltanschauung erheben, dazu wird sich der naturwissenschaftlich geschulte Denker der Jetztzeit nicht so bald wieder verstehen. Die Lehren, welche uns die Geschichte der Philosophie über den wissenschaftlichen Werth solcher „Weltanschauungen" ertheilt, sind eben doch von einer gar zu grausamen Deutlichkeit, als daß wir ernstlich Gefahr liefen, die Nietzsche'sche Formel „Wille zur Macht" zur Würde einer auch nur zeitweilig wissenschaftlich befriedigenden Welterklärung zu erheben. Dazu müßte sie denn doch ganz anders fundirt und logisch abgeleitet sein, als sie es in Wirklichkeit ist.

In der Auseinanderfaltung des historisch-kritischen Theiles der Nietzsche'schen Sociologie und Ethik, wobei ich, soweit irgend angängig, den Denker selbst habe sprechen lassen, glaube ich nunmehr nachgewiesen zu haben, daß die Grundvoraussetzungen seiner Kritik der herrschenden Cultur auf thönernen Füßen ruhen. Statt wissenschaftlicher Deduction stießen wir Schritt für Schritt auf geistreiches Hypothesenspiel. Es wird nicht schwer fallen, auch seine historische Ableitung der heutigen Cultur aus dem Kampf Judäa's gegen Rom, dem Sclavenaufstand in der Moral, gelindestens als eigenwillige Einseitigkeit, als unzulässige Uebertreibung aufzudecken. Wer wie Nietzsche Evolutionist ist und selbst in der Schönheit nur „das Schlußergebniß der accumulirten Arbeit von Geschlechtern" sieht („Götzendämmerung" S. 123, ebenso S. 116), hat nicht das Recht, von einem plötzlichen Sclavenaufstand in der Moral, der noch dazu von einem einzigen Volke in Scene gesetzt worden sei, zu sprechen. Man mag dem Eingreifen des altjüdischen Volkes in den Lauf der Cultur eine so hohe Bedeutung zuschreiben, wie man nur irgend will: das, was Nietzsche den Sclavenaufstand in der Moral,

was wir die allmälige Hinüberleitung der Culturmenschheit zum Ideal der Nächstenliebe nennen, das haben nie und nimmer die Juden allein bewerkstelligt! Der Hauptstrom, der in das Christenthum mündete, mag aus Jerusalem stammen; aber auch Hellas, Rom und nicht zuletzt Alexandrien — von indischen Einflüssen zu schweigen — haben mächtige Gedankencanäle in dasselbe entsendet. Die griechische Philosophie, vorab die stoische, ist mit keinem geringen Antheil an der Entstehung und Ausgestaltung des Urchristenthums betheiligt. Es ist demnach mindestens willkürlich, im Christenthum nichts weiter zu sehen, als eine Fortsetzung des „asketischen Ideals" Judäa's, ebenso willkürlich, wie den Begriff Judäa's überhaupt mit dem des asketischen Ideals zu identificiren. Das alte Testament huldigt, in den Psalmen zumal, einem nichts weniger als asketischen Ideal[1]). Die ständig sich wiederholende Mahnung „Dienet Gott in Freuden" sieht nicht gerade danach aus, als ob das alte Testament einen Codex des asketischen Ideals darstellte.

Aber selbst von allen diesen Willkürlichkeiten abgesehen: wie kann Jemand, der sich trotz seines boshaften Ausfalls gegen den grunddeutschen, auf Herder zurückgehenden Begriff der „Entwicklung" („Jenseits von Gut und Böse" S. 200), seiner ganzen Weltauffassung nach als Evolutionisten aufspielt, von einem durch die Juden und nur durch diese herbeigeführten Sclavenaufstand in der Moral sprechen? Kann ein Volk zu einer gegebenen Zeit der Weltentwicklung plötzlich hemmend entgegentreten, unvermittelt alle moralischen Werthe umkehren? Haben wir es nicht vielmehr auch hier mit einem „Schlußergebniß der accumulirten Arbeit von Geschlechtern", und, fügen wir noch hinzu, von Geschlechtern nicht bloß Eines Stammes, sondern ganzer Zeitalter zu thun? An der Umkehrung aller moralischen Werthe, sofern man diese scharfe, in ihrer Allgemeinheit viel zu weit getriebene Zuspitzung überhaupt gelten lassen will, hat die griechische und die von dieser beeinflußte alexandrinische Philosophie und der Buddhismus so gut Antheil, wie die Religion Judäa's. Und so erweist sich denn auch diese Nietzsche'sche Deutung jenes entscheidenden Wendepunktes der Culturgeschichte, der Entstehung des Christenthums, als eine piquant zurechtgestutzte Episode seines sociologischen Romans.

V.

Doch wenden wir uns, nachdem wir die logische Unzulänglichkeit und wissenschaftliche Unhaltbarkeit von Nietzsche's historisch-kritischen Ausführungen dargethan zu haben glauben, dem positiv aufbauenden Theile seiner Sociologie zu. Da er in unzähligen, an beißendem Spott und zersetzender Bitterkeit kaum zu überbietenden Wendungen der Culturmenschheit zugerufen hat, wie sie nicht bleiben darf, soll sie nicht dem Untergange geweiht sein, so erwuchs ihm die unabweisliche Pflicht, ein Bild solcher Idealmenschen zu entwerfen, die mit herkulischer Kraft den festgefahrenen Culturkarren wieder flott zu machen und in ein

[1]) Nachdem diese Zeilen niedergeschrieben waren, erschien der interessante Aufsatz „Metaphysik und Asketik" von Prof. Wilhelm Bender in dem von mir herausgegebenen „Archiv für Geschichte der Philosophie", Bd. VI, Heft 1, S. 29. Bender führt aus: „Das Judenthum ist von Hause aus so wenig wie der Hellenismus asketisch gerichtet."

sicheres Geleise hinüberzuführen geeignet sind. Nun hatten wir bereits Gelegenheit, seine absonderliche Schwärmerei für den von elementaren Instincten geleiteten Kraftmenschen der Urzeit, für die „blonde Bestie", zu beobachten. Der Rückschluß war gestattet, daß er in diesem Typus der „Herrenrasse", der wieder herangezüchtet werden könnte, sein Ideal des „Uebermenschen" erblickt hat, den zu suchen sein Zarathustra nicht müde wurde. Empfindsame Naturen werden sich freilich dagegen sträuben, Nietzsche eine solche Ungeheuerlichkeit zuzutrauen, zumal er ausdrücklich erklärt, daß „eine Rückbildung, eine Umkehr in irgend welchem Sinn und Grad nicht möglich ist". Allein man würde Nietzsche selbst mit dieser Empfindsamkeit einen grundschlechten Dienst erweisen. Die „blonde Bestie" wäre noch das Schlimmste nicht. Der Rückgang auf den einfachen Naturzustand tel quel, d. h. wie er ohne die Segnungen, aber auch ohne die specifischen Laster der Cultur sich in seiner primitiven Form darstellt, ist immerhin eine namentlich von Rousseau und in jüngster Zeit mit einer gewissen religiösen Biegung von Tolstoi scharf pointirte Frage, die noch an der, allerdings äußersten Grenze des Discutabeln liegt. Es gibt aber noch Schlimmeres, als die blonde Bestie, nämlich eine zu den instinctiven Grausamkeiten des Urmenschen die ausgeklügelten Bosheiten und raffinirten Laster des Culturmenschen hinzugesellende schwarze Bestie. Und leider ist es gerade diese, der sich die Sympathien Nietzsche's in nicht mißzuverstehender Weise zuwenden. Man höre: „Der Verbrecher-Typus, das ist der Typus des starken Menschen unter ungünstigen Bedingungen, ein krank gemachter starker Mensch. Ihm fehlt die Wildniß, eine gewisse freiere und gefährlichere Natur- und Daseinsform, in der Alles, was Waffe und Wehr im Instinct des starken Menschen ist, zu Recht besteht" („Götzendämmerung" S. 119). Ein höherer Mensch, ein Art Uebermensch in diesem Sinne ist ihm — Cesare Borgia (ebenda S. 104). Auf diesen Mann, den man als die incarnirte Teufelei zu verabscheuen sich gewöhnt hat, ist der Dithyrambus gemünzt: „Allerdings gab es in der Renaissance ein glanzvoll-unheimliches Wiederaufwachen des classischen Ideals, der vornehmen Werthungsweise aller Dinge . . .; aber sofort triumphirte wieder Judäa, dank jener gründlich pöbelhaften (deutschen und englischen) Ressentiments-Bewegung, welche man die Reformation nennt" („Gen. der Moral" S. 35 f.).

Das ist unter den unzähligen krassen Urtheilen Nietzsche's doch das krasseste: Luther, Zwingli und Calvin nicht bloß als pöbelhafte Verderber der Menschheit hinzustellen, sondern noch dazu einen Cesare Borgia ihnen als Ideal gegenüberzustellen, das ist denn doch die raffinirteste literarische Frivolität, die ich kenne, und das will wahrlich bei unserer heutigen, nichts weniger als zimperlichen jungdeutschen Literatur viel sagen!

Damit man aber nicht glaube, diese Idiosynkrasie für Cesare Borgia entspringe einer persönlichen Vorliebe für den Mann, und nicht für die Thaten, besser Unthaten dieses Mannes, mag noch folgende Stelle (aus der „Gen. der Moral" S. 167) zum Vergleich herbeigezogen werden: „Als die christlichen Kreuzfahrer auf jenen unbesiegbaren Assassinen- (Mörder-) Orden stießen, jenen Freigeister-Orden par excellence, dessen unterste Grade in einem Gehorsame lebten, wie einen gleichen kein Mönchsorden erreicht hat, da bekamen sie auf

irgend welchem Wege einen Wink über jenes Symbol und Kerbholz-Wort, das nur den obersten Graden, als deren Secretum, vorbehalten war: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt“ .... Wohlan, *das war Freiheit des Geistes, damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt.*“

Der Grundsatz des Mörderordens: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt“, den Nietzsche hier als vollendete „Freiheit des Geistes“ feiert, somit implicite auch als Wahlspruch seines Uebermenschen verkündigt, das ist der in System gegossene Cesare Borgia, der zu einer unheimlich consequenten Theorie ausgestaltete Mephisto! Nicht umsonst thut Nietzsche einmal den Ausspruch: „Der Teufel hat die weitesten Perspectiven für Gott, deshalb hält er sich von ihm so fern — *der Teufel nämlich als der älteste Freund der Erkenntniß*“ („Jenseits von Gut und Böse“ S. 93). Faßt man nämlich alle Eigenschaften in ein Bündel zusammen, welche die durch alle denkbaren Folter-, Tortur- und sonstigen Marterwerkzeuge in eine bestimmte düstere Richtung gelenkte, Mythen bildende Volksphantasie des Mittelalters dem Teufel angedichtet hat, dann erhält man als Facit den Uebermenschen Cesare Borgia, dieses „unheimlich-glanzvolle, klassische Ideal“ Nietzsche's.

Wie sollen nun aber Uebermenschen von so vornehmer Werthungsweise, die uns von unserer auf Irrwege gerathenen Cultur zu erlösen berufen sind, gezüchtet werden? Durch eine allmälig groß zu ziehende Aristokratie. Der alten „Lügenlosung vom Vorrecht der Meisten“ stellt er „die furchtbare und entzückende Gegenlosung vom Vorrecht der Wenigsten“ gegenüber. Der Typus eines solchen Aristokraten ist ihm Napoleon, „jener einzelnste und spät geborenste Mensch, den es jemals gab, und in ihm das fleischgewordene Problem des vornehmen Ideals an sich“ — man überlege wohl, was es für ein Problem ist: „Napoleon, diese Synthesis von Unmensch und Uebermensch“ („Gen. d. Moral“ S. 36 f.).

Nur die Wenigsten aber eignen sich zu dieser höheren Erziehung. „man muß privilegirt sein, um ein Recht auf ein so hohes Privilegium zu haben. Alle großen, alle schönen Dinge können kein Gemeingut sein: pulchrum est paucorum hominum. Was bedingt den Niedergang der deutschen Cultur? Daß höhere Erziehung kein Vorrecht mehr ist — der Demokratismus der allgemeinen, gemein gewordenen Bildung.“ Natürlich muß man dazu Autodidakt sein; denn wo fände man einen Lehrer, der uns zu den Höhen vornehmen Denkens emporführen könnte? Das vermag nur das selbsteigene philosophische Denken. Aber bei Leibe nicht — die heutige deutsche Philosophie! Denn „wer kennt unter Deutschen jenen feinen Schauder aus Erfahrung noch, den die *leichten Füße im Geistigen* in alle Muskeln überströmen?“ (G. D. S. 64 und 67). So wenig wie die heutige deutsche Philosophie diese Erziehung zum aristokratischen Uebermenschen zu leiten vermag, so wenig kann dies die moderne Wissenschaft überhaupt. Auch sie ist heute nur die „beste Bundesgenossin des asketischen Ideals“. Seit Kopernikus scheint ihm der Mensch in eine schiefe Ebene gerathen zu sein; er rollt immer schneller aus dem Mittelpunkte hinweg. Wohin? ins Nichts! Ins „durchbohrende Gefühl seines Nichts“! Wenn aber weder die Philosophie noch die moderne Wissenschaft uns die Mittel an die Hand gibt, eine solche Aristokratie zu züchten, woher sonst sollen wir die erzieherische Mög-

lichkeit schöpfen, das Menschengeschlecht so umzugestalten, daß wir die erlesensten seiner Glieder auf jenen aristokratischen Ton stimmen? Statt einer wissenschaftlichen Antwort auf diese naheliegende, berechtigte Frage erhalten wir folgende, im Sehertone des Sectenstifters vorgetragene Prophezeihungen:

„Es sprechen alle Anzeichen dafür, daß ein männlicheres, ein kriegerisches Zeitalter anhebt, das vor Allem die Tapferkeit wieder zu Ehren bringen wird! ... Dazu bedarf es für jetzt vieler vorbereitender, tapferer Menschen, welche doch nicht aus dem Nichts entspringen können — und ebenso wenig aus dem Sand und Schleim der jetzigen Civilisation und Großstadtbildung: Menschen, welche es verstehen, schweigend, einsam, entschlossen, in unsichtbarer Thätigkeit zufrieden und beständig zu sein: Menschen, die mit innerlichem Hange an allen Dingen nach dem suchen, was an ihnen zu überwinden ist: Menschen, denen Heiterkeit, Geduld, Schlichtheit und Verachtung der großen Eitelkeiten ebenso zu eigen ist, als Großmuth im Siege und Nachsicht gegen die kleinen Eitelkeiten aller Besiegten: Menschen mit einem scharfen und freien Urtheile über alle Sieger und über den Antheil des Zufalls an jedem Siege und Ruhme: Menschen mit eigenen Festen, eigenen Werttagen, eigenen Trauerzeiten, gewohnt und sicher im Befehlen und gleich bereit, wo es gilt, zu gehorchen, im Einen wie im Anderen gleich stolz, gleich ihrer eigenen Sache dienend: gefährdetere Menschen, fruchtbarere Menschen, glücklichere Menschen! Denn — das Geheimniß, um die größte Fruchtbarkeit und den größten Genuß vom Dasein einzuernten, heißt: gefährlich leben! Baut eure Städte an den Vesuv! Schickt eure Schiffe in unerforschte Meere! Lebt im Kriege mit eures Gleichen und mit euch selber! Seid Räuber und Eroberer, so lange ihr nicht Herrscher und Besitzer sein könnt, ihr Erkennenden! Die Zeit geht bald vorbei, wo es euch genug sein dürfte, gleich scheuen Hirschen in Wäldern versteckt zu leben! Endlich wird die Erkenntniß die Hand nach dem ausstrecken, was ihr gebührt: sie wird herrschen und besitzen wollen, und ihr mit ihr! ...

Nur die an Leib und Seele Gesunden, die stolzen, starken Glücklichen, die echten Aristokraten können dereinst einen höheren Typus Mensch herausbilden. Eine solche gute und gesunde Aristokratie wird mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnehmen, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sclaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen. Ihr Grundglaube muß eben sein, daß die Gesellschaft nicht um der Gesellschaft willen da sein dürfe, sondern nur als Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgesuchte Art Wesen zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag: vergleichbar jenen sonnensüchtigen Kletterpflanzen auf Java — man nennt sie Sipo Matador —, welche mit ihren Armen einen Eichbaum so lange und oft umklammern, bis sie endlich, hoch über ihm, aber auf ihn gestützt, in freiem Lichte ihre Krone entfalten und ihr Glück zur Schau tragen können. Und irgend wann, in einer stärkeren Zeit, als diese morsche, selbstzweiflerische Gegenwart ist, muß er uns doch kommen, der erlösende Mensch der großen Liebe und Verachtung, der schöpferische Geist, den seine drängende Kraft aus allem Abseits und Jenseits immer wieder wegtreibt, dessen Einsamkeit vom Volke mißverstanden wird, wie als ob sie eine Flucht vor der Wirklichkeit sei ... Dieser Mensch der Zukunft, der uns ebenso vom bisherigen Ideal erlösen wird als von dem, was aus ihm wachsen mußte, vom großen Ekel, vom Willen zum Nichts, vom Nihilismus, dieser Glockenschlag des Mittags und der großen Entscheidung, der den Willen wieder frei macht, der der Erde ihr Ziel und dem Menschen seine Hoffnung zurückgibt, dieser Antichrist und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts — er muß einst kommen ...

Ihr sollt Zeugen und Züchter werden und Säemänner der Zukunft, — wahrlich kein Adel, den ihr kaufen könntet gleich den Krämern und mit Krämergolde: denn wenig Werth hat Alles, was seinen Preis hat. Nicht, woher ihr kommt, mache euch fürderhin eure Ehre, sondern wohin ihr geht! Euer Wille und euer Fuß, der über euch selber hinaus will, — das mache eure neue Ehre. Nicht zurück soll euer Adel schauen, sondern hinaus! Vertriebene sollt ihr sein aus allen Vater- und Urväterländern! Eurer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel! ... An euren Kindern sollt ihr gut machen, daß ihr eurer Väter Kinder seid: alles Vergangene sollt ihr so erlösen! —" („Fröhliche Wissenschaft" S. 202 f., „Genealogie der Moral" S. 90, „Jenseits von Gut und Böse" S. 227.)

Und zum Beschluß noch folgende Kraftstelle aus „Jenseits von Gut und Böse" S. 237:

„Endlich aber entsteht einmal eine Glückslage, die ungeheure Spannung läßt nach; es gibt vielleicht keine Feinde mehr unter den Nachbarn, und die Mittel zum Leben, selbst zum Genusse des Lebens, sind überreichlich da. Mit einem Schlage reißt das Band und der Zwang der alten Zucht: sie fühlt sich nicht mehr als nothwendig, als Dasein-bedingend; — wollte sie fortbestehen, so könnte sie es nur als eine Form des Luxus, als archaisirender Geschmack. Die Variation, sei es als Abartung (ins Höhere, Feinere, Seltenere), sei es als Entartung oder Monstrosität, ist plötzlich in der größten Fülle und Pracht auf dem Schauplatz, der Einzelne wagt einzeln zu sein und sich abzuheben. An diesen Wendepunkten der Geschichte zeigt sich nebeneinander und oft ineinander verwickelt und verstrickt ein herrliches, vielfaches, urwaldhaftes Heraufwachsen und Emporstrecken, eine Art tropisches Tempo im Wetteifer des Wachsthums und ein ungeheures Zugrundegehen und Sich-zu-Grunde-richten, dank den wild gegen einander gewendeten, gleichsam explodirenden Egoismen, welche „um Sonne und Licht" miteinander ringen und keine Grenze, keine Zügelung, keine Schonung mehr aus der bisherigen Moral zu entnehmen wissen. Diese Moral selbst war es, welche die Kraft ins Ungeheure aufgehäuft, die den Bogen auf so bedrohliche Weise gespannt hat: jetzt ist, jetzt wird sie „überlebt". Der gefährliche und unheimliche Punkt ist erreicht, wo das größere, vielfachere, umfänglichere Leben über die alte Moral hinweglebt; das „Individuum" steht da, genöthigt zu einer eigenen Gesetzgebung, zu eigenen Künsten und Listen der Selbsterhaltung, Selbsterhöhung, Selbsterlösung."

Ich konnte es mir nicht versagen, diese kleine Blumenlese aus den Schriften Nietzsche's zusammenzustellen, und zwar aus zwiefachem Grunde: einmal erwecken gerade diese mit der ganzen, ihm eigenen Stilkünstlerschaft aufgerollten Zukunftsbilder die richtige Vorstellung von der Größe des Schriftstellers, treffender gesagt, des Dichters Nietzsche. In seiner zukunftstrunkenen Ausmalung des dermaleinst hereinbrechenden Zeitalters des Uebermenschen entfaltet er eine so grandiose sprachliche Gestaltungskraft, daß weniger energische Denker dem von dieser Sprache ausströmenden Zauber sehr leicht erliegen. Man muß den Versucher gerade von seiner verführerischsten Seite zeigen, um ihn als Versucher entlarven zu können. Dann aber zeigt uns gerade die wörtliche Anführung seiner Ideen über den zu züchtenden aristokratischen „Europäer von Uebermorgen" am schlagendsten, daß wir es hier nicht mehr mit einem Philosophen oder Sociologen, überhaupt nicht mehr mit einem logisch denkenden Kopf, sondern nur noch mit einem in prophetischen Wallungen sich ergießenden Sectenstifter zu thun haben. Gegen das Prophetenthum ist aber die Logik niemals die zuständige Instanz gewesen. Oder sollen wir vielleicht die Durchführbarkeit der Nietzsche'schen Züchtungsmethode in ernstliche Erwägung ziehen? Wer soll und womit soll man diesen „Europäer von Uebermorgen" züchten? Wann und wo soll die Züchtung beginnen? Sind wir ihres Erfolges sicher? Wird der heutige Durchschnitts-Europäer, der nicht geborener Geistes-Aristokrat ist, aber dafür die erdrückende Zahl für sich hat, eine solche Züchtung zulassen? Wird er nicht vielmehr Jeden, der sich herausnimmt, etwa um drei geistige Kopflängen ihm überlegen zu sein und ihn diese Ueberlegenheit fühlen zu lassen, um einen einzigen Kopf kürzer machen? Gesetzt aber, der heutige Europäer, dem ja nach Nietzsche das Unsinnigste zuzutrauen ist, hätte die capitale Kopflosigkeit, das Aufkommen einer neuen Aristokratie, nachdem er kaum mit der alten fertig geworden ist, zu dulden oder gar zu begünstigen: was hülfe das Alles? Nietzsche

selbst erklärt ja den von den politisch-reactionären Parteien erträumten Rückschritt, diesen Krebsgang der Cultur für aussichtslos. „Es hilft nichts: man muß vorwärts, will sagen Schritt für Schritt weiter in der Décadence .... Man kann diese Entwicklung hemmen und, durch Hemmung, die Entartung selber stauen, aufsammeln, vehementer und plötzlicher machen: mehr kann man nicht" („Götzendämmerung" S. 117).

Und so hat uns denn Nietzsche dadurch, daß er sich zur evolutionistischen Weltansicht bekennt und zu den „Physiologen" zählt, selbst die Mittel in die Hand gegeben, den positiv aufbauenden Theil seiner Sociologie kritisch zu zerpflücken. Durch die eben angeführten Worte, denen man eine Reihe ähnlich klingender Aussprüche beigesellen könnte, hat Nietzsche dem positiven Theile seiner Sociologie selbst den Todtenschein ausgestellt. Müssen wir nach Nietzsche doch unaufhaltsam in unser Verderben rennen, und kann selbst der Cultus des Genies, in welchen seine Philosophie in letzter Linie ebenso ausmündet, wie die seines Meisters Schopenhauer, diesen unabänderlichen Lauf der Dinge im günstigsten Falle hemmen, aber niemals verwandeln, dann können wir uns auf sein eigenes Eingeständniß stützen, daß die von ihm im dichterischen Traum visionär geschaute Regeneration der Menschheit undurchführbar ist. Und so klingt es denn auch unsäglich traurig, wenn er uns in seinem letzten Werke (Zarathustra, vierter und letzter Theil S. 87) mit unheimlicher Resignation zuruft: „Diese Krone der Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter. *Keinen Anderen fand ich heute stark genug dazu.*" Jetzt versteht man auch sein hübsches Wort, daß ein Volk nur der Umschweif der Natur sei, um zu sechs, sieben großen Männern zu kommen. Und so stellt sich uns denn die Lehre Nietzsche's, in ihrer tiefsten Wurzel erfaßt, als *eine Aristokratie des Genies* dar, deren erster Fehler darin besteht, daß eine solche Species von Uebermenschen erzogen oder, wie Nietzsche im Anschluß an Darwin mit Vorliebe sagt, „gezüchtet" werden solle. Genies lassen sich nicht züchten!

Bedurfte demnach der historisch-kritische Theil seiner Sociologie einer ernstlichen Widerlegung, so sind wir im positiv-aufbauenden dieser Aufgabe überhoben. Dort mußte die *Unhaltbarkeit* seiner Ausführungen erst erwiesen werden, hier hat er die *Undurchführbarkeit* seiner Visionen, in Momenten wissenschaftlicher Ernüchterung, selbst angedeutet. Damit aber ist das ganze „System" Nietzsche's wissenschaftlich gerichtet. Wenn Ausgangspunkt und Endziel gleich falsch sind, so ist das in der Mitte Schwebende es nicht minder. Gegen die letzten Ziele seiner Lehre aber hat sich uns ein solcher Berg von Fragen aufgethürmt, auf welche der Denker aus wohlweislichen Gründen die Antwort schuldig bleiben muß, daß man uns kaum kritischer Härte zeihen darf, wenn wir in den positiven Vorschlägen dieses Neocynismus nichts Anderes zu sehen vermögen, denn mystische Offenbarungen einer überüppig wuchernden Einbildungskraft, versöhnende, in rauschenden Accorden ausklingende Schluß-Capitel seines sociologischen Romans.

Und doch wird, trotz der philosophischen Geringhaltigkeit dieser Lehre, fürderhin kein gewissenhafter Sociologe achtlos an ihr vorbeigehen dürfen. Handelt

es sich hier auch im Wesentlichen nur um eine galvanisirende Auffrischung älterer, vornehmlich cynischer Lehren, so ist doch dieser Neocynismus mit so viel bestechenden geistigen Flittern herausgeputzt und vor allen Dingen mit einer so unerbittlichen, schonungslosen, alle, auch die elementarsten Schicklichkeitsgrenzen rücksichtslos über den Haufen rennenden, radicalen Folgerichtigkeit durchgeführt, daß er für unsere geistig ohnehin über die Maßen revolutionirte, überreizte Zeit nicht zu unterschätzende Gefahren in sich birgt.

Hier komme ich auf den Punkt, der den Anlaß und Zweck dieses Essays bildet. Gewiß mochte manchem Leser die Frage auf den Lippen geschwebt haben: zu welchem Ende die vielen harten Worte gegen einen Mann schleudern, den das Schicksal in so grausamer Weise zur Wehrlosigkeit verurtheilt hat? Einzelne Fachgenossen, die der Nietzsche'schen Lehre noch nicht nähergetreten sind, mögen wieder meinen, dieselbe berge so greifbare logische Unmöglichkeiten und Widersprüche in sich, daß sie in ihrer durchsichtigen philosophischen Naivität gar zu ungefährlich sei, um einen solchen Angriff zu rechtfertigen. Wieder Andere, wie H. Türck z. B., der den wenig neidenswerthen Geschmack hat, in einem weitschweifigen, von allzu großer Jugendlichkeit zeugenden Pamphlet den „klinischen" Beweis zu erbringen, daß in Nietzsche ein Fall von moralischem Irresein (moral insanity, folie raisonante) vorliege, mögen gar urtheilen, daß die Schriften Nietzsche's nur pathologisches Interesse für den Psychiater, aber kein wissenschaftliches für den Denker darböten.

Gegen die rührselige Sentimentalität habe ich zu bemerken, daß die Wissenschaft weichherzige Rücksichtnahme auf Personen, wo es sich um die höchsten Güter der Cultur handelt, als Impotenz, als geistiges Castratenthum verurtheilt. Zudem würde eine solche, dem „asketischen Ideal" entsprungene Mitleids-Rücksicht Niemand gründlicher verabscheuen, als Nietzsche selbst. Endlich treffen meine Bedenken nicht den Mann, sondern nur die Lehre. Der Mensch und Schriftsteller Nietzsche besitzt meine Sympathien in einem Grade, der selbst von seinen kritiklosesten Nachbetern und Nachäffern nicht leicht überboten werden kann, so daß mich Bücher, wie das Türck's, welche die Zurechnungsfähigkeit der Geisteserzeugnisse des Denkers in Frage stellen, persönlich empfindlich verletzen, da ich in diesen Werken des begnadeten Schriftstellers die Ausstrahlungen eines wirklichen Genius verehre, der sich nur zum großen Schaden der Menschheit philosophisch verrannt hat. Damit ist aber auch gleich den Fachmännern die Antwort ertheilt, weshalb ich mich zu dieser entschiedenen Stellungnahme gegen den Denker Nietzsche entschlossen habe: wer die Erzeugnisse der jüngstdeutschen Literatur nicht aufmerksam verfolgt, der unterschätzt leicht die Gefahren, die Nietzsche's Ideen gerade für unsere Zeit haben.

Dem wirklich denkenden winzigen Bruchtheil der Menschheit sind diese Ideen freilich schon darum völlig ungefährlich, weil es für den Denkenden gar keine gefährlichen Ideen gibt. Wer den Werth von Ideen an den Gesetzen der Logik zu messen gewohnt ist, der scheut vor keiner Consequenz zurück. Denn entweder sind diese Ideen logisch unanfechtbar deducirt: dann sind sie eben richtig, und der Denker hat sich ihnen unweigerlich zu unterwerfen; oder sie bauen sich auf Fehl- und Trugschlüssen auf: dann wird er ihre Schwächen schon durchschauen. Gefährlich können daher Ideen immer nur dem breiten Strom der Halb- bis

Sechzehntelgebildeten, unter Umständen freilich auch jenen Vollgebildeten werden, denen die Technik einer specifischen philosophischen Fachbildung abgeht. Und wenn diese Ideen uns gar im lichtumflossenen Gewande poetischer Verklärung und in der Form einer geradezu bestrickenden Rhetorik erscheinen, wie dies bei Nietzsche in eminentem Grade der Fall, dann ist schon ein ziemlich hohes Ausmaß energischer Denkarbeit und philosophie-technischer Geschmeidigkeit erforderlich, um den verführerischen Lockrufen einer durch ihre äußere Erscheinung blendenden Idee einen kräftigen Widerstand entgegensetzen zu können.

Wie wenig verbreitet indeß diese philosophische Technik gerade in der heutigen gebildeten Generation ist, die während jener aus den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts stammenden, ursprünglich von der exacten Forschung ausgegangenen philosophie-feindlichen Strömung auferzogen worden ist, die jetzt zum Glück unter dem Banner von Naturforschern wie Helmholtz, du Bois-Reymond, Haeckel, Huxley, Wallace u. A. zu weichen beginnt: das braucht Eingeweihten kaum gesagt zu werden. Gilt dies aber schon von den Gebildetsten, dann natürlich doppelt und dreifach von den Halbgebildeten.

Hier nun liegt die Gefahr. Die philosophische Bildung unserer Zeit ist eine zu mangelhafte, oberflächliche, von den Meisten nur systemlos zusammengeraffte, als daß man gegen die verführerischen Schlagwörter der Nietzsche'schen Philosophie gefeit wäre. Man werfe doch nur einen Blick auf die Beschaffenheit der Anhängerschar des Denkers, bei welchen sein Wort am mächtigsten und nachhaltigsten gezündet hat. Obenan der Socialismus und dessen verschämter schöngeistiger Moniteur, die „Freie Bühne". Die Begeisterung für Nietzsche ist in diesen Kreisen zum förmlichen Sport geworden, trotzdem sich der Meister folgende Aussprüche gestattet: „Die Dummheit der Arbeiterfrage ... liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage gibt: Ueber gewisse Dinge fragt man nicht — erster Imperativ des Instinctes." Nietzsche bedauert, daß sich aus dem europäischen Arbeiter nicht mehr ein „Typus Chinese" herausbilden läßt. „Was will man? Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wollen: Will man Sclaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht." Also zu lesen in der „Götzendämmerung", S. 114. Noch etwas piquanter markirt er seine Stellung zu dem „unverhüllten Zähnefletschen der Anarchistenhunde" und zu „den tölpelhaften Philosophastern und Bruderschafts-Schwärmern", welche sich Socialisten nennen und die „freie Gesellschaft" wollen" („Jenseits von Gut und Böse" S. 125).

Dieselben Bruderschafts-Schwärmer, die ihre ganze Kraft nicht bloß an den Sclavenaufstand in der Moral, sondern an den Sclavenaufstand schlechthin setzen, mithin den polaren Gegensatz dessen anstreben, was Nietzsche als Ideal vorschwebt, treiben das Begriffs-Tohuwabohu so weit, im Rausch der Phrase ihren radicalsten Gegenfüßler jubelnd als Bannerträger an ihre Spitze zu stellen. In Wirklichkeit gibt es keine schneidenderen Gegensätze in der Sociologie als den Socialismus, der ja auch in seiner gemildertsten Form einen Stich ins Communistische hat, jedenfalls demokratisch ist, und dem aristokratisch-anarchischen Individualismus Nietzsche's.

Ein zweites Beispiel. Die jungdeutsche naturalistische Schule in der schöngeistigen Literatur, die possirlicher Weise auf Zola in einem Augenblick zu

schwören begann, als dieser zu Gunsten seiner „Unsterblichkeits-Candidatur" den Naturalisten Zola abzuschwören sich anschickte, bildet den eigentlichen Heerbann des Nietzschethums. In ihrem Organ „Die Gesellschaft" gebärden sie sich als „freie, sehr freie Geister" und verrathen dabei keine erhebliche Abneigung, sich selbst als Erben des Meisters, als „Uebermenschen", als „Europäer von Uebermorgen" aufzuspielen. Und doch hat der Meister folgendes Stammbuch-Verschen für diese Art von freien, sehr freien Geistern hinterlassen: „Alle diese blassen Atheisten, Antichristen, Immoralisten, Nihilisten, diese Skeptiker, Ephektiker, Hektiker des Geistes (letzteres sind sie sammt und sonders in irgend einem Sinne) . . . . das sind noch lange keine freien Geister" („Gen. d. Moral" S. 167).

Aber ungeachtet dieses derben Fußtrittes wird Nietzsche von diesen „Hektikern des Geistes" in hysterischen Ausbrüchen angehimmelt, als Prophet eines mit Hülfe der naturalistischen Belletristik hereinbrechenden Zeitalters von „freien, sehr freien Geistern" vergöttert. Diese „blassen Atheisten" suchen eben das Gleiche wie der naivste Kirchengläubige: einen Gott. Da sie aber den herkömmlichen Gott als sehr freie Geister ablehnen zu müssen glauben, schnitzen sie sich einen neuen Götzen zurecht — Nietzsche. So entblödet sich einer seiner Jünger nicht, die bereits citirten Worte niederzuschreiben: „Es kam eine große Sehnsucht über mich nach einem neuen Gott! . . . . ich fand ihn in Friedrich Nietzsche." Aber auch ein in etwas gedämpfterem Tone gehaltener Panegyricus, den Ola Hanssen, einer der begabtesten unter den halbreifen Naturalisten, in der Zeitschrift „Unsere Zeit" veröffentlicht hat, findet (S.-A. S. 30): „Nietzsche's Streben bezeichnet die größte Revolution, die die Geschichte der Moral seit dem Kampf des Christenthums gegen die Antike aufzuweisen hat."

Das sind denn doch beunruhigende Anzeichen einer in erschreckendem Maße um sich greifenden Begriffsverwirrung, der bei Zeiten nach Kräften zu steuern Pflicht aller Berufenen ist. Tritt nun noch hinzu, daß auch von Seiten Tolstoi's unsere Culturideale zwar mit anders gearteten, logisch ebenso wurmstichigen Motivirungen, aber mit der gleichen gehässigen Bitterkeit angegriffen und unterwühlt werden, wie von Seiten des Anticultur-Apostels Nietzsche, so erwächst dem Culturfreund die unabweisliche Aufgabe, sich mit diesen Aposteln des Culturüberdrusses über die obschwebenden Grundfragen ernstlich auseinanderzusetzen, bevor jenes tagscheue scribelnde Gelichter, das für die „Ideen" dieser Apostel mit überlauten Tamtamschlägen werbend die Trommel rührt, die Volksseele vergiftet hat.

Wer sich nur in ein einziges Problem der Culturgeschichte tiefer versenkt und dabei ermittelt hat, wie unendlich langsam und mühselig auch nur der winzigste Fortschritt errungen, nein erzwungen werden mußte, wie Jahrhunderte daran arbeiten mußten, nur einem einzigen schönen Culturgedanken, wenn auch nicht zum vollendeten praktischen Siege, so doch zur allgemeinen theoretischen Anerkennung zu verhelfen, der kann es nicht ohne den Schauder der Entrüstung mit ansehen, wie man inmitten eben dieser sauer genug erworbenen Cultur die Rinaldo Rinaldini-Devise „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt" nicht bloß zu erneuern, sondern ihr gar noch den Parademantel tiefster philosophischer Weisheit umzuhängen sucht. Und was das Bedenklichste daran ist: dieser

Losungsruf des Nietzsche'schen Uebermenschen wird nicht etwa im Hohngelächter aller Gebildeten erstickt, vielmehr im Gegentheil von einem gewissen, bis zum Wahnwitz blasirten Theil derselben, die den Glauben an Gott, Moral, Cultur und — was das Schlimmste ist — an sich selbst im sinnlosen Taumel großstädtischen Lasterraffinements eingebüßt hat, mit frenetischen Zurufen bejubelt!

Diese, die grausame Wirklichkeit nur streifenden Andeutungen, die ins gröbere, aber viel überzeugendere Detail zu übertragen mir mein Geschmack verbietet, werden hoffentlich ausreichen, den Einsichtigen die Größe der Gefahr nahe zu legen, die uns von diesen Aposteln des Culturüberdrusses droht. Unsere Zeit ist ohnehin schon über Gebühr nervös gereizt. Durch die kirchlich-dogmatischen Streitigkeiten, die sich bis in die Zeitungsspalten hinein verirren, wird an den Grundvoraussetzungen aller bestehenden Confessionen gerüttelt. Durch die socialistische Agitation wird heute auf dem ganzen Erdenrund an unseren Grundbegriffen von Eigenthum, Gesellschaft und Staat kritisch herumgezerrt. Nun soll, um das Maß voll zu machen, gar noch unsere gesammte Moral, ja die Cultur überhaupt in Frage gestellt werden —, das heißt dem armen Kopf des Durchschnittsgebildeten denn doch zu viel zugemuthet!

Könnte man alle diese Probleme, die in stürmender, sich überstürzender Hast den heutigen Culturmenschen umdrängen, sämmtlich in aller Besonnenheit auf ihren logischen Gehalt prüfen und sie gründlich *verdauen*, so wäre die Gefahr eine geringere. Allein dazu hat der heutige Europäer keine Zeit. Man denkt heute nur noch mit elektrischer Geschwindigkeit, gleichsam in Gedanken-Stenogrammen, demgemäß müssen sich die Probleme, sollen sie überhaupt zur Debatte gelangen, concentriren, mit einem Wort *zum Schlagwort verdichten*. Man kämpft heute nicht mehr wie ehedem mit durchdachten Theorien, sondern nur noch mit dem abkürzenden Verfahren des Schlagworts. Conservatismus, Liberalismus, Antisemitismus, Socialismus, Darwinismus, Individualismus, Anarchismus u. s. w. heißen die Schlagwörter des zur Neige gehenden Jahrhunderts, welche die Meisten im Munde führen, ohne sich über Sinn, Bedeutung und Tragweite derselben Rechenschaft geben zu können oder auch nur zu wollen. Jetzt werfe man noch unserer unter *dem Zeichen des Schlagworts stehenden Zeit* die Nietzsche'sche Losung „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt" hin, so wird dieses neocynische Schlagwort, dieser „aristokratisch-anarchistische Individualismus" in den Köpfen der breiten, nach neuen Schlagwörtern lüstern haschenden Mittelmäßigkeit mehr Unheil anrichten, als die bildungssatte Selbstzufriedenheit und die vom rauschenden Gewühl des öffentlichen Lebens sich scheu zurückziehende und verkriechende Stubenweisheit sich träumen läßt.

Und so sollen diese Ausführungen nur ein „caveat" sein, das ich jedem besonnenen Culturfreund zurufen möchte. Es ist Gefahr im Verzug, darum auf die Schanzen! Der Neocynismus Nietzsche's wird, wie man aus allen Anzeichen schließen muß, ungeachtet seiner philosophischen Unzulänglichkeit und sociologischen Naivität, die Modephilosophie der nächsten Zukunft werden. Ja, ich muß an einen gewissen Triumph dieser, gewissen rückläufigen Instincten bei oberflächlicher Betrachtung schmeichelnden, Nietzsche'schen Lehren leider glauben, eben weil diese Lehren, in ihrer letzten Wurzel erfaßt, absurd sind — credo quia absurdum.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

II. Malta.

Mit dem erwachenden Leben des Tages betraten wir den Boden von Malta, beim Custom-House. Mitten unter dieser schreienden, heftig gesticulirenden und einen arabischen Dialekt redenden Bevölkerung fühlte der Europäer es wie eine Wohlthat, sich unter britischem Schutze zu wissen. Ich sage: der Europäer; denn fremdartig, morgenländisch muthet den landenden Fremdling hier Alles an. Man sucht sich in den beiden Sprachen, italienisch und englisch, zu verständigen, aber in beiden gelingt es unvollkommen. Man kann im Verkehr nur englisches Geld ausgeben, und das englische Wort, das einzige, welches auch der geringste Malteser kennt und mit Virtuosität gebraucht, ist „Schillino" (für Schilling). Man hört es bis zum Ueberdruß.

In einem seltsamen, mit Leinwanddach bedeckten Wagen fuhren wir zuerst durch einen langen, dunklen, überwölbten Gang, der nach seinem Erbauer, dem Großmeister Lascaris, genannt ist (1636—1657). Sogleich beim Eintritt in die Stadt begeben wir uns in den Bann dieser Ordensritter, deren Herrschaft, wiewohl sie nicht viel länger als zwei Jahrhunderte gedauert und seit einem Jahrhundert zu Ende gegangen ist, dennoch dem gegenwärtigen Malta sein fortificatorisches und architektonisches Gepräge gegeben hat. Sie haben La Valletta gebaut, und ihre Paläste, die sich noch heute in der ganzen, etwas überladenen Pracht des Uebergangs von der Renaissance zum Barockstyl in den Hauptstraßen und an den öffentlichen Plätzen erheben, machen den eigentlich dominirenden und charakteristischen Zug der Stadt aus. Wenngleich die Geschichte der Insel und die historischen Spuren auf ihr weit zurückreichen in eine Zeit, die man sich noch vor der des Homer zu denken hat, so gemahnt doch in La Valletta oder dessen unmittelbarer Umgebung nichts daran. Es ist durchaus eine Siebzehnte-Jahrhundertstadt; aber eine, deren äußeres Ansehen in dem seltsamsten Gegensatze zu den Einwohnern steht. Man könnte sich in gewissen Theilen von La Valletta nach einer unserer geistlichen oder bischöflichen Städte, z. B. Würzburg oder

Bamberg, versetzt glauben, wenn nicht beim ersten Anblick sofort uns die Menschen frappirten, als gänzlich verschieden von allen, die wir zuvor gesehen.

Wir kamen, nachdem wir das Thor des Lascaris passirt hatten, in eine noch ziemlich stille Straße. Quer über den Weg schritt eine Frauengestalt, gehüllt in einen langen und weiten schwarzen Seidenmantel, dessen oberes, durch einen Reifen ausgespanntes Stück gleich einem Schutzdach über den Kopf gezogen war, während das schleierartig herabwallende Ende sich in schweren Falten um den linken Arm wand und die rechte Hand es über der Brust zusammenhielt. Wir meinten, in dieser ernsten Erscheinung, von der nichts unbedeckt war als das niedergebeugte Gesicht, die Angehörige irgend eines weiblichen Ordens vor uns zu sehen; bis nicht lange darauf bald hier, bald dort eine zweite, eine dritte hervorkam und endlich in den belebteren Straßen ganze Gruppen von ihnen plaudernd zusammenstanden, oder Einzelne, in großer Zahl, rechts und links, gravitätisch dahin gingen. Als wir unseren Kutscher, so gut es gehen wollte, fragten: ob denn alle diese wirklich Nonnen seien, versetzte derselbe, wiederum so gut er vermochte: sie seien, wie die Malteserinnen alle sind. Das, was wir für ein geistliches Habit gehalten, ist in der That die hier allgemein übliche Frauentracht, und zwar ohne jeden Unterschied des Standes; und daß diese Gleichförmigkeit von Schwarz, und immer und überall in genau derselben Weise gestaltet, nicht eben dazu beiträgt, den Anblick der Straßen zu beleben, kann man sich denken. Im Gegentheil, sie gibt ihnen, bis man sich einigermaßen daran gewöhnt hat, etwas Düsteres, fast Mysteriöses, zumal diese Vermummten durch Grazie sich keineswegs auszeichnen. Aus der weiten Kapuze schaut gewöhnlich ein ziemlich plumpes, wenig reizvolles Gesicht, in dem nichts auffällt als ein paar funkelnder Augen mit scharfem durchdringendem Blick. Italienisch heißt dieses Kleidungsstück eine „faldetta“; der Kutscher nannte sie, soviel ich verstand, „Anieuel“; in dem immer noch recht brauchbaren und zuverlässigen, wenn auch in manchen Dingen etwas antiquirten „Guide to Malta and Gozzo“ von G. Percy Badger (Malta, 1881) wird sie „Onnella“ genannt, und in dem „Nuova Guida alla conversazione italiana, inglese e maltese“ (Malta, 1885) „Ghonella“. So hatten wir, auf der Schwelle schon, einen Vorgeschmack der Schwierigkeiten, welche sich hier mehr als irgendwo der Verständigung und Information entgegensetzen, ja sie nicht selten ganz unmöglich machen.

Unter einem glorreichen Frühlingshimmel, der sich uns zu Häupten wie ein dunkelblaues Zelt ausspannte, hielten wir unseren Einzug in La Valletta, die Haupt- und Residenzstadt der Insel Malta; die Häuserfirsten waren von der Morgensonne vergoldet, und eine kühle Brise wehte vom Meere herauf. Und dennoch konnten wir, ich weiß nicht warum, ein gewisses Unbehagen nicht bemeistern. Ich bin naiv genug, diese Schwäche dem völlig Neuen, Unbekannten gegenüber einzugestehen. Durch die Jahrtausende konnte der Geist schweifen, durch alle Cultur und alle Barbarei der Völker, und immer, auf eine gewisse Weise, war dies Eiland da, gleichsam das Mittelglied zwischen beiden, einsam, mitten im Meer, hier Europa zugewendet und Afrika dort — unselbständig vom ersten Auftauchen an und doch an allen Hauptactionen der heidnischen wie der christlichen Welt betheiligt, immer die Beherrscher wechselnd, immer leidend, niemals

handelnd — ein Schauplatz der ungeheuersten Begebenheiten, ein Lieblingsort der Dichtung und der Legende, dem Auge reizlos, der Phantasie bestrickend, dürftig und doch vielbegehrt, ein dürrer Felsen und dennoch „il fior del mondo“ genannt, die Blume der Welt, — ein Räthsel, immer und heute noch. Wie die verschleierten Frauen scheint Alles hier ein Geheimniß zu bergen, aber eines, das, wenn man ihm ins Antlitz sieht, nicht so sehr anzieht, als vielmehr, auf den ersten Blick, abstößt durch jene Fremdartigkeit, zu der es für uns keine Brücke gibt. Man wird sogleich beim Eintritt des klaffenden Risses inne, der hier die beiden Erdhälften durchschneidet, deren Bewohner sich nie vollkommen amalgamiren werden: ein gewisser passiver Zug, der aber allen Einwirkungen von Außen eine dauernde Beharrlichkeit entgegensetzt, drückt sich schon in ihren Gesichtern aus, und wie des Malteſers ganzes Aussehen und Gebahren etwas Außereuropäisches hat, so hält er mit Zähigkeit an der fremden Sprache fest. Alle Lagen und Schichten antiker wie moderner Cultur, die sich hier aufgehäuft, haben daran nichts geändert; sie zerbröckelten, indem sie sich nach einander ablösten, und ließen kaum Ruinen zurück. In die Paläste der Ordensritter sind die britischen Beamten und Soldaten eingezogen. Sie beherrschen die Forts, aber über das Innere dieser Menschen haben sie keinerlei Gewalt. Eine Regierung, und sicherlich keine schlechte, von fast hundert Jahren hat nicht hingereicht, ihnen die Bildung, ja nur die Sprache der Engländer, um einen Schritt näher zu bringen. Die Malteſer dulden das britische Regiment, wie sie während des Verlaufs von drei Jahrtausenden die Herrschaft von vierzehn verschiedenen fremden Mächten geduldet haben; aber ein inneres Verhältniß besteht nicht, jetzt vielleicht noch weniger, als in den Tagen der Griechen und Römer, für welche doch eine Art Nachbargefühl bestanden haben mag, oder in der Zeit des Malteſerordens, welcher der Insel wenn auch nur den Schein der Selbständigkeit und eigenen Regierung gab. Jetzt, wo die Malteſer an allen Institutionen des britischen Reiches theilnehmen, und unter seinem Schutz, ist ihre Lage gesicherter und ohne Frage günstiger, als sie je gewesen; und, vor die Wahl gestellt, würden sie wahrscheinlich nicht zu sagen wissen, was sie sich sonst wünschen sollten. Denn von irgend einer, am wenigsten aber politischen Hinneigung zu Italien, das ihnen geographisch doch am nächsten steht, und, so weit die bessere Klasse der Bevölkerung in Betracht kommt, auch durch den Handel und die Sprache, kann keine Rede sein; eher möchte man das Gegentheil behaupten, wiewohl es an sich kaum natürlich erscheint. Mit diesen Factoren rechnen die gegenwärtigen Machthaber; sie thun, so weit ein Fremder es zu beurtheilen vermag, in vollem Maß ihre Schuldigkeit gegen diese Colonie, die Hauptsache für sie jedoch ist und bleibt der Besitz der Insel, deren, als eines nothwendigen Stützpunktes ihrer Herrschaft im Mittelmeer und ihrer Weltherrschaft überhaupt, sie nicht entbehren können. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen auch der Einfluß der Engländer nur auf der Oberfläche wirkt, und unter dem dünnen Firniß immer wieder die Masse der Malteſer sichtbar wird, wie sie vor Jahrhunderten und, ihren charakteristischen Eigenschaften nach, wohl vor Jahrtausenden schon gewesen sein mögen.

Ein solches Empfinden, das bei der ersten Berührung doch nur spontan sein kann, wäre schwer zu erklären, wenn es nicht durch den Eindruck der ganzen

Umgebung unterstützt würde. Wie sehr verschieden von der sicilischen Küste, die wir gestern gestreift hatten, muthete hier uns Alles an! Wo waren die heiteren, beweglichen Straßenfiguren von Messina, die zerlumpten Jungen selbst, denen man eine gewisse Sympathie nicht versagen konnte, deren Humor fast noch größer war als ihr Elend? Zerlumpte gab es auch hier, und genug davon; aber man hätte der Sphynx eher zulächeln mögen als ihnen. Und welch' ein Gegensatz, die Blüthenpracht von Catania gestern und heute dies steinerne Eiland, wo wir bis jetzt kaum etwas Grünes gesehen hatten. Ich begriff — und theilte bis zu einem gewissen Grade sogar — die Stimmung meiner beiden Reisegefährtinnen, als sie mit einem leisen Seufzer ausriefen: „Wären wir an Bord der Asia geblieben!" Allein dergleichen Anwandlungen muß man überwinden, wenn man unterwegs, und überhaupt im Leben, Etwas lernen will.

Wir fuhren eine steile Straße hinab, die Strada Sta. Lucia, deren Ende sich senkrecht ins Meer zu stürzen schien, und hielten vor dem „Imperial-Hôtel", dessen Eigenthümer Ellul hieß, wie im hebräischen Kalender der Monat, der unserem August-September entspricht. Hier hatten wir wieder die drei Sprachen: italienisch die Straße, das Hôtel englisch und arabisch der Wirth, der uns denn auch seinerseits in allen drei Sprachen empfing und in allen dreien ungefähr gleich verständlich war. Ein ziemlich umfangreiches Gebäude, doch von der wunderlichsten Construction und in einer Art beständiger Dämmerung; merkwürdige Galerien umgaben die Treppen, — wenn man auf der einen Seite hinaufgestiegen war, mußte man auf der anderen wieder hinabsteigen, um zu den Zimmern zu gelangen. Mächtige Himmelbetten, breit genug, um eine Familie zu beherbergen, standen darin, ein unbeweglicher Tisch, an dem ein Haushalt Platz hätte nehmen können, und Sessel von urweltlichen Formen. Wenn man sie berührte, flog Staub auf, als wären sie seit hundert Jahren nicht ausgeklopft worden. Eine gelbliche Gardine schloß das bis an den Boden reichende Fenster. Noch ehe wir es geöffnet, um die dumpfe Luft hinaus- und die frische hereinzulassen, schmetterte fröhliche Militärmusik von unten herauf, das Herz der Berliner erquickend, und im Scheine der Morgensonne sahen wir einen Trupp englischer Rothröcke durch die Strada Reale vorbeimarschiren, mit blinkendem Gewehr, die Helme mit weißen Leinwandblenden, wie die Soldaten im Osten sie tragen. Unten, am Ende der Straße, so weit der Blick reichte, schimmerte das blaue Meer — Britannia's unermeßliches Gebiet, das dieses Häuflein Menschen regiert — und wie sie dahinzog, schien mit dem Hörnerklang und Tactschritt der Colonne der Vers ihres Dichters sich zu mischen:

Her march is over the mountain-waves,
Her home is on the deep.

Die vornehmste Straße von La Valletta, die Straße der Regierungsgebäude, des Luxus, der Läden, Clubs und Casinos, ist die Strada Reale; die Straße der Post und des Marktverkehrs ist die Strada Mercanti, die Kaufmanns- und eigentliche Geschäftsstraße. Seltsam gehen die Benennungen der Straßenschilder durcheinander, neben italienischen und englischen liest man plötzlich: Ghan Illembi, It-locci, Ghan Id-dud. Sonst ist das Straßensystem ein höchst übersichtliches: acht Straßen laufen der Länge nach, und elf kürzere schneiden sie, so daß der

Plan der Stadt aus lauter kleinen, regelmäßigen Vierecken zu bestehen scheint, wie ein Schachbrett. Man sieht, daß sie gemacht und nicht geworden ist.

Manches mag im Inneren von La Valletta den Reisenden an die Städte Süditaliens erinnern; der Himmel und die Sonne sind dieselben. Aber das Bild ist doch ein anderes. Die Paläste des Ordens, in ihrer schweren, antiquirten Pracht, geben der Stadt etwas Feierliches, und der geheimnißvolle Zug, der beim ersten Anblick Malta's überrascht, kehrt in der Bauart seiner Häuser wieder. Wie jedes weibliche Wesen sich in die Gonella hüllt, so scheint jedes Haus wie versteckt hinter einer eigenthümlichen Galerie, welche, von Fensterwänden umschlossen, seine Front entlang läuft, dem einzelnen angepaßt, schmaler oder breiter, einfach bei dem geringeren, künstlerisch ausgestaltet und mit Sculpturen bei dem vornehmeren, oft zwei, drei dieser Vorbauten neben- oder übereinander, je nach der Zahl der Wohnungen und der Höhe der Stockwerke. Sie sind dem Malteser, was dem Südländer und Orientalen sonst das flache Dach ist; aber ohne jeglichen Schmuck von Grün oder Blume. Der lapidare Charakter der Insel ist auch der Stadt aufgeprägt, die sich in mannigfachen Formationen und sogar in der Farbe dem lebendigen Felsen anschließt, aus dessen Gestein sie gebaut ist — sie zeigt diesen frappanten Ausdruck, der Jedem als etwas ganz Besonderes und Apartes auffallen muß, von welcher Seite man sie betrachtet — in den Durchblicken der Straßen, die schroff vom Meere heraufsteigen oder sich zu ihm hinabsenken, in den Straßen selbst und dem steinernen Zierrath, der aus ihren Linien mannigfaltig hervortritt, den Rittern an den Palästen und den Heiligen an den Kirchen. Und darunter nun bewegt sich eine Population, die nicht bunter gedacht werden kann: Mohren und Weiße, Hindus, Araber, katholische Priester, Mönche, geistliche Seminaristen, englische Soldaten und die Malteser selbst, die merkwürdigsten von allen. Zu welcher Rasse soll man sie rechnen, zu welcher Volks- und Sprachengemeinschaft? Sie sind von einer gebräunten Farbe des Gesichts und haben Etwas in ihren Bewegungen, namentlich der Hände, was gänzlich abweichend von den Gesticulationen der Italiener, vielmehr der Weise der Orientalen sich nähert. Auch in allem übrigen Betracht unterscheiden sie sich so sehr von den anderen Bevölkerungen des europäischen Südens, daß Virchow (in einer Rede vor der Naturforscherversammlung in Straßburg, 1885) einen semitischen Ursprung der Malteser oder wenigstens eine vorwiegend starke Beimischung semitischen Blutes annimmt und auf die früheste Colonisation Malta's, durch die Phöniker, zurückführt. Damit zugleich wäre das Problem ihrer Sprache gelöst: daß sie nämlich von allen nur diejenige der Araber sich angeeignet oder beibehalten haben, deren Herrschaft nicht halb so lange gedauert, als die vorangehende der Römer, und nicht länger als die viel später folgende der Ordensritter.

So weit die geschichtliche Kunde reicht und durch das Zeugniß von Münzen und Inschriften bestätigt wird, hat man auf Malta niemals etwas Anderes als eine semitische Sprache gesprochen: den Phönikern folgten, nach der Zwischenherrschaft der Griechen, die Karthager, und noch zur Zeit der Römer war die Vulgärsprache der Insel die punische[1]). Vandalen, Gothen und Byzantiner

[1]) Renan, Saint Paul, S. 558.

nahmen sie dann in Besitz, bis ihr die Araber eine neue Cultur und ihre Sprache brachten. Daß mit dem Ende der Araberherrschaft wohl allmälig ihre Cultur, aber nicht mehr ihre Sprache verschwand, erklärt sich, neben allen inneren Gründen, auch daraus, daß nach der sicilisch-normannischen Eroberung (1090) der mildgesinnte Roger, der in Wahrheit schon „König von Sicilien und Malta" war, obgleich erst sein Sohn als solcher gekrönt ward, zahlreiche Araber auf der Insel beließ, die sich theilweise zum Christenthum bekehrten und, da sie keinen Halt mehr an dem eigenen Volke fanden, mit den Eingeborenen vermischten.

Daß Malta sich unter den Arabern eines nicht minder blühenden Zustandes erfreute, als zu gleicher Zeit Sicilien, steht geschichtlich fest; um so merkwürdiger, daß, außer dem lebendigen Zeugniß ihrer Sprache, keine Spur von ihnen auf der Insel mehr vorhanden, daß von all' ihren Bauten nichts übrig geblieben ist, als ein Grabstein mit der charakteristischen Verzierung in Hufeisenform und altarabischer, kufischer Inschrift[1]). Diese besagt, daß der Stein, der, nach christlicher Zeitrechnung, aus dem Jahre 1191 stammt, „das Grab Maimuna's, der Tochter Hassan's" bedeckte. „Sie starb — Gott sei ihr barmherzig! — am Dienstag, dem sechzehnten des Monats Schaban, im Jahre 569, bekennend, daß nur Ein Gott ist, der keine Gefährten hat." Dem späten Leser sagt die Tochter Hassan's, daß der Tod aus einem Palaste sie vertrieben, daß weder ihr Prachtsaal noch ihre Kostbarkeiten sie vor ihm schützen konnten. Dies alles ist dahin, wie die Todte selbst; aber ihre Sprache wird heute noch auf Malta gesprochen!

Es ist kein reines Arabisch, versteht sich, da die maltesische Sprache Jahrhunderte lang aufgehört hatte, Schriftsprache zu sein, und jetzt, wo man sie als solche wieder in Anwendung bringt, nicht einmal mit arabischen, sondern mit lateinischen Buchstaben geschrieben wird. Immerhin ist die Verwandtschaft in allem Wesentlichen noch so bedeutend, daß die Malteser in ihrer Sprache mit den arabisch redenden Völkern des Ostens und Südens ohne Weiteres sich verständigen. Ein maltesischer Buchhändler, Herr Aquilina, dem ich von einem Collegen aus Neapel empfohlen worden war, und der sich sehr freundlich meiner annahm, gab mir nebst einem maltesischen Katechismus einige maltesische Schul- und Wörterbücher, aus denen ich, wenn nicht die maltesische Sprache, doch Manches lernte, was mir in Bezug auf dieselbe merkwürdig erschien. Auch sonst ertheilte mir Herr Aquilina bereitwilligst Auskunft über alles Wissenswerthe, — so weit er im Stande war; denn selbst er, ein intelligenter und gebildeter alter Herr, las und schrieb zwar, doch sprach er nur unvollkommen Italienisch, und Englisch gar nicht.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß der Grundstock der Sprache der Malteser arabischer Provenienz sei, so weit nämlich der Horizont der Araber überhaupt gereicht hat oder noch reicht; daß Alles jedoch, was specifisch christlich ist oder moderne Dinge bezeichnet, dem Italienischen entlehnt ist. Gott z. B. — wie schon früher bemerkt — heißt Alla, die Trinität aber Il-Trinità, der heilige Geist li Spiritu Santu; der Vater hingegen wieder Il Missier, der Sohn L'Iben

[1]) In der Bibliothek von La Valletta. Vergl. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Bd. II, S. 279.

(das hebräische ben) und der Ausdruck für die zehn Gebote (Comandimenti di Dio) lautet halb italienisch, halb arabisch: il emandamenti t'Alla. Die Monatsnamen, die dem christlichen Kalender angehören, sind italienisch, die der Tage jedoch arabisch. Christen gab es natürlich vor der Invasion der Araber: sie nennen sich auf Malta heute noch Nisrani; die Kirche dagegen heißt enisia (chiesa). Von irgend einer Einmischung des Englischen ist, trotz des langen Verkehrs und täglichen Umgangs, auch nicht die geringste Spur zu bemerken, es müßte denn ganz vereinzelt in der Liste der Speisen und Getränke sein, wo z. B. Ale mit Eil und Beef-steak mit Bifsticck recipirt worden sind. Aber selbst im Militär- und Marinewesen dominiren, wo die specifisch arabischen Ausdrücke fehlen, italienische Lehnwörter mit Ausschluß des Englischen, welches nur in den Bezeichnungen der Fortificationswerke, der Leuchtthürme, der Hafenanlagen und sonstigen strategisch wichtigen Punkten der Küste hier und da zu Tage tritt, neben manchem französischen Rest übrigens aus der Zeit der Ordensherrschaft, wie z. B. Porte des Bombes, oder in sonderbarer Mischung bei der Benennung der Bastionen St. John's und St. James's Cavalier. Sonst sind die maltesischen Ortsnamen, soweit sie nicht auf Gründungen der Ordenszeit zurückzuführen, ganz und gar arabischer Herkunft, was zum überwiegenden Theil auch von den Familiennamen gilt. Es ist, als ob man hier nur die verschiedenen Clans eines Stammes vor sich habe, so gering verhältnißmäßig ist die Zahl solcher Eigennamen, und so groß die der Familien, die sie führen[1]); z. B. Attard (23), Borg (35), Busuttil (15), Ellul (14), Gatt (16), Micallef (22), Missud (12), Muscat (16), Sammut (21), Sultana (4), Xerry (5), Xurreb (8), Zammit (29). Auch unter dem Adel Malta's, der, zum Theil von hohem Alter und durch die Großmeister bestätigt, den Titel „illustrissimo e nobile" hat, finden sich viele dieser semitischen Namen, z. B. die Baronin Diar-el-Bniet e Bucana (creirt 1372) und Ghariexem e Tabia (1638), das Marquisat Gnien-is-Sultan, u. s. w.

Englisch ist auf Malta nur die Sprache der Regierung in ihren amtlichen Erlassen und Gesetzespromulgationen, dagegen die Sprache der Gerichte, des Handels und der Gesellschaft italienisch ist. Aber in den Häusern selbst der besseren und vornehmeren Familien wird allgemein noch das Maltesische gesprochen: es ist die Sprache der Kinder, der Dienstboten, und das niedere Volk, die weitaus größte Masse der Bewohner, kennt überhaupt keine andere. Maltesisch ist die Sprache der Predigt, des Gottesdienstes, des ersten Unterrichts; sie wird als die „Landessprache" (vernacolo) betrachtet. Es ist auch irrig, anzunehmen, daß es eine maltesische Literatur nicht gebe. Wochen- und Monatsschriften erscheinen in dieser Sprache, Volkslieder- und Sprichwörtersammlungen fehlen nicht, und selbst maltesische Dramen werden gedichtet, und deren Anzahl muß nicht gering sein, da nicht nur in den kleineren Theatern Aufführungen dieser Art häufig vorkommen, sondern von einer Liebhabergesellschaft (La Società Filodrammatica Maltese) regelmäßig an jedem Sonntag auf dem zweiten Theater von La Valletta, „Teatro Manoel", veranstaltet werden. Auch während unserer

[1]) Ich citire hier, und weiterhin, nach dem officiellen Handbuch: „Guida generale di Malta e Gozo, per l'anno 1892". Malta, Tipografia Industriale, di G. Muscat.

Anwesenheit fand eine solche „Recita straordinaria in vernacolo“ statt, und gegeben ward „Zimina, eine Originalcomödie des vortrefflichen maltesischen ‚buffo‘, Signor Carmelo Camilleri“, wie es in der Ankündigung hieß.

Dennoch begreift man, daß eine Sprache von so beschränkter Sphäre kein eigentliches Bildungsmittel sein kann, um so weniger als sie von der ursprünglichen Muttersprache längst mundartlich abgezweigt und ohne jeden Zusammenhang mit ihr durch Aufnahme fremder Bestandtheile gänzlich corrumpirt ist. Zwar wird auf dem Lyceum von La Valletta das Arabische gelehrt; aber irgend welchen Einfluß auf die Vulgärsprache wird dies nicht ausüben, weder in Wort noch in Schrift. Die Lectüre der Gebildeten ist italienisch, sowohl Zeitungen als Bücher; aber isolirt mitten in der europäischen Cultur und Civilisation steht das Volk: ihm fehlt jede Vorbedingung des intellectuellen und darum auch des materiellen Fortschrittes — versiegt sind die Quellen des Verständnisses, abgerissen die Bande, die mit einem größeren Ganzen es vereinten. Die drei maltesischen Inseln, das für sein Gedeihen nur allzu dicht bevölkerte Malta selbst, das kleinere, wenn auch etwas fruchtbarere Gozo und das unbewohnbare Comino, sind seine Welt, in welcher unter solchen Umständen eine Weiterentwicklung kaum zu hoffen ist. Diese Menschen leben ganz der Vergangenheit zugewandt, an ihr hängen sie mit einer Zähigkeit, die wie Trägheit erscheint, in der That aber nur eine des Geistes ist. Denn von Natur sind sie fleißig, gewissenhaft, genügsam; trotzdem kommen sie nicht vorwärts, weder auf der heimischen Scholle noch als Emigranten in den gegenüberliegenden Hafenstädten der afrikanischen Küste, wiewohl sie auch hier ihre Concurrenten aus Spanien und Italien, wenn nicht an Körperkraft, so doch an Ausdauer und der echt semitischen Fähigkeit für harte Arbeit übertreffen [1]). Es fehlt ihnen die geistige Beweglichkeit. Sie sind von einer erstaunlichen Unwissenheit und auch mit den triftigsten Vernunftgründen nicht vom Flecke zu bringen.

Es muß anerkannt werden, wie viel, namentlich in jüngster Zeit, die britische Regierung zur Hebung des Volksunterrichts durch die Vermehrung der Primärschulen gethan hat. Kaum eine der zahlreichen Dorfschaften, in welchen, neben der meist sehr prächtigen Kirche, der Reisende nicht mit Vergnügen ein stattliches neues Gebäude wahrnähme mit der prangenden Inschrift: „Government Infant School“. Wiewohl diese Benennung mit dem, was in dem Schulhause selbst gesprochen, verstanden und gelehrt wird, in einem seltsamen Widerspruche steht, so ist es doch hier, wie überall, die Sache, auf die es ankommt. Es gibt gegenwärtig zweiunddreißig solcher Primärschulen auf Malta, mit einem Personal von siebzig Lehrern und Lehrerinnen, welches einen Inspector in La Valletta hat und unter dem Director des öffentlichen Unterrichts steht. Das Gehalt für die Volksschullehrer bewegt sich in den Stufen von 1000—1600 Mark (£ 50 bis 80) auf dem Land und bis zu 2000 Mark (£ 100) in den Städten, für die Lehrerinnen zwischen 900 (£ 45) und 1400 Mark (£ 70). Nur eine Haupt-

[1]) In Tunesien z. B. wird, seit der französischen Occupation, alle Hand- und Landwirthschaftsarbeit vorzugsweise von Maltesern besorgt. Vergl. Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXIII, S. 393: „Französische Colonialpolitik sonst und jetzt“.

lehrerin in La Valletta (Maestra Principale della Scuola Secondaria) bezieht gleichfalls 2000 Mark.

Aber wie gut organisirt und reichlich ausgestattet immer, kann der Lehrapparat doch nur höchst schwerfällig arbeiten. Um überhaupt unterrichtet zu werden, müssen die armen Kinder zuerst italienisch lernen, eine ihnen gänzlich fremde Sprache; so daß die Schulsprache schließlich eine ganz andere ist, als die des Elternhauses und der Kirche. Was unter diesen Umständen dabei herauskommt, läßt sich denken. Das Italienische bleibt so wenig haften, als das, was darin gelehrt wird. Möglich, wie es ja höchst wünschenswerth ist, daß auch hier Zeit, Gewöhnung und unabläßiger Eifer zum Besseren führen. Dermalen aber, ich muß es sagen, ist mir, außer im Posenschen etwa, noch keine stupidere Bevölkerung vorgekommen, als hier in Malta. Auch an Irland könnte man erinnert werden. Aber wie viel liebenswürdiger doch in all' ihrem Elende, wie viel sympathischer und hübscher sogar sind die geistig regsamen Kelten, deren poetischen Fonds, drolligen Humor und eigenthümlich anziehenden Typus der Druck von Jahrhunderten nicht auszulöschen vermochte und deren ganze Vivacität sogleich wieder emporschnellt, wo man ihr nur ein Bißchen Luft und Licht gewährt. Die Malteser haben wenig hiervon. Es sind unfreundliche Menschen. „Sono bestie, animali, brutali," sagte, sich immer steigernd, mein Barbier, ein junger Mann aus Syrakus, der allerdings unter ihnen wie ein Wesen feinerer Art erschien. In der That, die niedere Volksklasse hat etwas Rohes und Uncivilisirtes im Gesichtsausdrucke, das noch unterstützt wird durch das Colorit, tiefbraun bis schwärzlich, wobei dann freilich schwer zu sagen wäre, was Schmutz ist, und was angeborene Farbe. Nur unter den Kindern erblickt man hier und dort ein anmuthiges Gesichtchen; sobald aber die Misere des Lebens auf sie drückt, tritt das Grobe der Züge heraus. Kaum einen schönen Mann und sicher kein schönes Weib hab' ich auf Malta gesehen. Es ist, als ob es gar keine Mädchen hier gebe; nur Kinder und alte Frauen, die häßlichsten von Allen. Daß alles dies nur von den unteren Schichten gesagt ist, als unterschieden von der höheren Gesellschaftsordnung, die mit europäischer Bildung auch ein homogeneres Aeußere verbindet, bedarf nicht der wiederholten Erwähnung. Aber nirgends, nicht vorher in Süditalien und selbst später in Sicilien nicht, erschien mir der Abstand von Reich und Arm, von Vornehm und Gering krasser, als ob gar kein natürlicher Zusammenhang zwischen ihnen wäre, gar keine Verwandtschaft des Blutes. Meine Beobachtungen erstrecken sich, wie das nicht anders sein kann, allerdings nur auf das äußerliche Verhalten. Denn daß grade hier in den oberen Klassen große Mildthätigkeit herrscht und für das Wohl ihrer wenig begünstigten Volksgenossen mannigfachste Stiftungen und Vereine sorgen, an deren Spitze die vornehmsten Namen stehen, erhellt schon aus den Verzeichnissen und statistischen Angaben des bereits erwähnten officiellen Handbuchs[1]). Daß die meisten dieser Institutionen, oder alle vielleicht, einen streng religiösen, katholischen Charakter haben, vermag ihnen von ihrem Werthe, ihren Stiftern und Erhaltern nichts von ihrem Verdienste zu nehmen.

[1]) Guida generale, 1892, S. 232—236; S. 247—249.

Trotz des überaus lebhaften Seeverkehrs scheinen Fremde wenig hierher zu kommen, außer in Geschäften oder zu vorübergehendem Aufenthalte, von einem Schiffe zum anderen. Für Reisende, welche die Insel nur besuchen, um sie kennen zu lernen, fehlt es sehr an den sonst üblichen Mitteln der Information. Die Reisehandbücher beschränken sich auf die nothdürftigsten Notizen, und eine für diesen Zweck berechnete Literatur ist so gut wie nicht vorhanden. Man darf sich billig wundern, wie wenig über Malta geschrieben worden. Von neueren deutschen Publicationen ist mir nur ein recht guter, wenngleich nicht erschöpfender Aufsatz von Hans Prutz („Die Insel Malta", in „Unsere Zeit", 1883, III., S. 336—361) und ein recht schlechtes Buch von A. Winterberg („Malta, Geschichte und Gegenwart", Wien, 1879) bekannt. Auch das dem Fremden zugängliche Material an Karten und Plänen ist ungenügend, und selbst die polizeilich licenziirten und tarifirten Führer (guide autorizzate) wissen über die nächstliegenden Dinge, die bemerkenswerthen Gebäude — wenn es nicht solche sind, die man auch ohne Führung finden würde — so wenig Bescheid zu geben, daß man schließlich auf den Zufall oder auf den guten Willen und die höhere Intelligenz irgend eines Begegnenden angewiesen ist. Viel mag, wie gesagt, an der Schwierigkeit liegen, sich mit diesen Leuten zu verständigen; mehr aber noch wird ihre Unkenntniß der eigenen Stadt und Umgebung (denn mit unseren Kutschern auf dem Lande ging es uns nicht besser) aus ihrer Ignoranz sich erklären lassen, sobald man einen Schritt über ihren engen und hergebrachten Vorstellungskreis hinaustreten will.

Eine große Plage ferner — größer fast, als in irgend einer italienischen Stadt — ist die Bettelei. Man kann sich der Lästigen, welche den Reisenden oft streckenweit und, wenn man ihnen nicht willfährt, wohl gar mit Scheltworten verfolgen, zuletzt kaum noch erwehren und fragt sich, warum die britische Regierung nichts thut, dem Unwesen zu steuern. Freilich hieße das, zunächst der Armuth steuern und der Bevölkerung mehr Activität und Fähigkeit für den geregelten Erwerb einflößen, als diese nach dem übereinstimmenden Zeugnisse maltesischer sowohl als ausländischer Berichte bis jetzt besitzt. Von der Emigration ist bereits gesprochen worden. Ihr vornehmster Grund muß darin gesucht werden, daß die Insel, in Anbetracht ihres Umfanges, thatsächlich übervölkert und deshalb, bei der gegenwärtigen Unzulänglichkeit ihrer Hülfsmittel, nicht im Stande ist, den enormen Ueberschuß zu ernähren. Die Zahlen sind erstaunlich und, unter den actuellen Verhältnissen, erschreckend. Als die Johanniter Besitz von der Insel ergriffen (1530), soll sie nicht mehr als 10000 Einwohner gehabt haben, die sich im Verlaufe von hundert Jahren mehr als verfünffacht hatten. Der erste Census, von dem wir nachweislich wissen, ergab 1632 eine Bevölkerungsziffer von 54463 Seelen[1]); schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1747) hatte sie sich, mit 110000 Einwohnern, abermals mehr als verdoppelt, gegen Ende des Jahrhunderts belief sie sich auf 114000, von 1842 bis 1851 vermehrte sie sich um 8997, von 1851 bis 1861 um 10559, von 1861 bis 1871 um 7279, von 1871 bis 1881 um 8007, und die letzte Zählung, von 1891[2]) constatirte gar, in wiederum zehn Jahren, einen Zuwachs von mehr

[1]) Guida generale, 1887, S. 153.
[2]) Guida generale, 1892, S. 204.

als 27000, so daß die jetzige Einwohnerzahl 177225 beträgt. Einer solchen Steigerung entsprechen die Quellen der Subsistenz keineswegs. Denn während der Ackerbau, das eigentlich vitale Element der Insel, bei der notorischen Beschaffenheit des Bodens nur einer beschränkten Zahl der Bevölkerung Arbeit gibt und seiner Natur nach wohl einer Verbesserung, aber kaum einer Ausdehnung fähig ist, haben es die localen Industrien, an denen es wäre, den Ausfall zu decken, bis jetzt zu keiner recht gedeihlichen Entwicklung bringen können. Hier helfend und fördernd einzutreten, hätte die britische Regierung gewiß allen Grund; und es fehlt ihr offenbar auch nicht an dem guten Willen. Aber, ohne daß man sie darum direct beschuldigen möchte, läßt sich eher von einer Abnahme sprechen, als von einer Zunahme. Der Schiffbau z. B., der ehemals mehr als zehntausend Malteser beschäftigte, hat — seitdem die Dampfschiffahrt überwiegt — fast ganz aufgehört und es ist kein Ersatz dafür, daß in den Regierungswerften jetzt etwa Dreitausend Arbeit finden[1]). In den Steinbrüchen, die von Alters her einen für Bauzwecke sehr geschätzten Sandstein liefern, arbeiten ungefähr viertausend Personen. Die beiden Luxusartikel, in deren Herstellung Malta noch immer excellirt, sind Leinen- und Seidenspitzen von außerordentlicher und eigenthümlicher Schönheit, ein letzter Rest vielleicht jener in römischen Dichtern und Prosaisten so sehr gerühmten „melitensischen Gespinnste", und höchst zierliche Filigranarbeiten in Silber und Gold, ein Erbtheil arabischer Kunstfertigkeit. Die Baumwollcultur, welche die Malteser einst von den Syriern und Aegyptern empfingen, ist, wohl in Folge der übermächtigen Concurrenz, neuerdings so gut wie aufgegeben worden[2]); und wenngleich die Baumwollweberei, deren Ausbeutung einst dem Prätor Verres in Cicero's Anklagerede vorgeworfen ward[3]), auch gegenwärtig noch, und zwar in nicht unbeträchtlichem Maße, besteht — mit einem Personale von 8500 Arbeitern und einem Jahresertrage von vier bis fünf Millionen, — so paßt doch längst nicht mehr auf das heutige Product, was Lucrez[4]) von der „Melitensia — eximia veste", noch was Silius Italicus von der „auf ihre Gewebe stolzen, wolletragenden Melita" sagt[5]): es ist nur noch billige Waare für den Marktbedarf.

Eine gröbere Kunst, und gleichfalls von archaischer Art, ist die der Strohgeflechte (zu Strohhüten, Strohmatten, Strohseilen), mit denen man oft Hirtinnen auf dem Felde beschäftigt sieht; und von neueren Industriezweigen könnte höchstens die Fabrikation von Cigarren und Cigarretten angeführt werden, deren ein einziges Haus jährlich fünf Millionen Stück nach London exportirt, und die von Zündhölzern — der einzige Betrieb übrigens, in welchem mit Dampfkraft gearbeitet wird.

---

[1]) Ich berufe mich hier und im Folgenden auf ein gewiß zuverlässiges Document, nämlich das bei Gelegenheit der Londoner Colonialausstellung von 1886, im Auftrage der Regierung von dem Professor der Universität Malta, Dr. Nicholas Zammit, verfaßte Schriftchen: „Malta and its Industries" (London 1886).

[2]) Zammit a. a. O., S. 11 und 23.

[3]) In Verrem, II, 4.

[4]) De rerum natura, IV, 1125.

[5]) XIV, 254.

Das industrielle Leben Malta's stagnirt, es ist überholt worden von dem Zeitalter der Maschine, deren völliger Mangel nicht nur im Gewerbe, sondern auch im Ackerbau sich schwer fühlbar macht. Man hat das auch wohl eingesehen, und, neben der schon erwähnten, beträchtlichen Anzahl milder Stiftungen, die größtentheils unter kirchlicher Verwaltung stehen, gibt es jetzt eine Reihe gemeinnütziger Gesellschaften und Vereine, zur Hebung des Ackerbaues (Società agricola, gegründet 1844), der Gewerbe (Società d'arti, manufatture e commercio, gegründet 1852, mit Prämien von der Regierung), zur Entwicklung der bisherigen und Einführung neuer Industriezweige (Società Cattolica Operaia, 1886), zur Förderung des materiellen und moralischen Zustandes der arbeitenden Klassen (1883 und 1884), Genossenschaften auf Gegenseitigkeit für Alters- und Invalidenversorgung und Unterstützung der Hinterbliebenen (1889 und 1890)[1]). Bis jetzt haben diese gewiß sehr löblichen Bestrebungen einen nennenswerthen Erfolg nicht ergeben: allzuzäh hängt der Bauer an den Gewohnheiten einer veralteten Bewirthschaftung, an den von den Vorvätern ererbten, ganz primitiven Ackergeräthschaften; und thatsächlich ist aller Industriebetrieb auf Malta der der kleinen Werkstätten und Handarbeit im Hause. Man kommt sich vor, wenn man in diese Dinge hineinblickt, als lebe man in einer fernen Vergangenheit, im vollen Mittelalter, während der Verkehr der ganzen Welt an diesem Eilande vorübergeht, in seinem Hafen, einem der größten und schönsten, die Handelsflotten aller Nationen sich versammeln, und seine Felsufer beständig widerhallen von den Signalpfeifen der ankommenden und abgehenden Dampfer. Vielleicht darf es als ein Vordringen der neuen Zeit und der Maschine betrachtet werden, daß seit einigen Jahren eine kleine Eisenbahn die beiden Hauptstädte der Insel, La Valletta und Città Vecchia, mit einander verbindet — ein winziges Unternehmen von $6^1/_2$ englischen Meilen, eine Miniaturausgabe von Eisenbahn, welche mit ihrem schmalen Schienenstrange fast ungesehen und ungehört von Dorf zu Dorf geht, immerhin aber ein Anfang und erster Schritt auf der Straße moderner Cultur, die nun einmal mit der Kraft des Dampfes verschwistert ist.

Kein Zweifel, daß die höheren Gesellschaftskreise der Insel die beste europäische Bildung besitzen, ja verhältnißmäßig mehr davon, als anderswo der Fall, wenn man die Vielsprachigkeit — Italienisch, Englisch, Französisch, außer dem heimischen Maltesisch — in Betracht zieht. Zahlreich sind die privaten und internationalen Institute, Collegien und Schulen; während die vornehmsten Stätten des gelehrten Unterrichtes auch auf Malta das Lyceum und die Universität sind. Beide haben, in der äußeren Erscheinung sowohl, wie der inneren, streng confessionellen Führung, noch viel vom Mittelalter bewahrt, obwohl die Jugend, die zu diesen ehrwürdigen Sitzen der Wissenschaft strömt, an Munterkeit und Frische der unsrigen nichts nachgibt. Es hat mir, auf meinen Morgenpromenaden, immer das größte Vergnügen gemacht, dieser fröhlichen Knabenschar nachzugehen, wenn sie, von allen Seiten herbeieilend, mit Ränzel oder Mappe sich in ihre gelehrte Schule begab. Wie denn das Morgenbild der Stadt eines der hübschesten ist, das ich auf Malta gesehen. Zuerst, noch vor den Scholaren,

[1]) Guida generale, 1892, S. 261—263.

früh zwischen sechs und sieben, kamen die Ziegen, welche die Straßen mit ihrem Gemecker und Geklingel erfüllten; jede schien das ihr angewiesene Haus zu kennen, blieb vor demselben stehen, ließ sich, die Vorderfüßchen auf der oberen Treppenstufe, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Zufriedenheit melken, und nachdem dieses Geschäft besorgt, wenn sie sich wieder vereinigten, divertirten sie sich durch Bocksprünge, mit den Stirnen gegen einander und einer Ernsthaftigkeit in den altklugen Gesichtern, höchst possirlich anzusehen. Zwischen sieben und acht erschienen dann die Knaben, eben noch rechtzeitig, um mit dem abziehenden Ziegentrupp ihren letzten, unschuldigen Spaß zu haben, bevor sie sich unter der Pforte des dunklen Schulgebäudes verloren.

Das Lyceum liegt in der Strada Mercanti, dicht neben der alten Jesuitenkirche, deren vorspringender Eckflügel ein Erzbild des heiligen Ignatius trägt. Hier, in dem alten Jesuitencolleg, das einen mächtigen Gebäudecomplex zwischen den Straßen San Paolo, Vescovo und Mercanti bildet, befinden sich jetzt Lyceum und Universität.

Das Lyceum begreift in sich drei „dipartimenti“: die Vorbereitungsschule, die „moderne“ Abtheilung, die unserem Realgymnasium, und die klassische, die unserem humanistischen Gymnasium entspricht. In jenem ist das Französische statt des Lateinischen obligatorisch, in diesem aber werden gar sechs Sprachen verlangt und zwar in dieser Reihenfolge des Lehrplans: Lateinisch, Englisch, Italienisch, Griechisch (greco antico), Französisch und Arabisch! Unserem Maturitätsexamen ähnlich, aber darin von diesem abweichend, daß es nur alle drei Jahre stattfindet, ist das „Esame di Matricola“, von deren Erwerb die Zulassung zu den akademischen Cursen der Theologie, des Rechts und der Medicin abhängt. Die vierte Facultät, nur dem Namen nach von unserer philosophischen unterschieden, heißt hier die der Künste und Wissenschaften, di arti e scienze, und umfaßt annähernd dieselben Gegenstände wie bei uns. Der Lehrcursus in dieser Facultät beträgt drei, der der anderen Facultäten vier Jahre. Der Lehrkörper besteht aus achtzehn Professoren, deren Gehalte sich in der Scala von 2400—4000 Mark (£ 120—200) bewegen[1]), und seine — wie des gesammten Primär- und höheren Unterrichtes — vorgesetzte Behörde ist das Dipartimento d'Istruzione, dessen Chef, der Director des öffentlichen Unterrichtes und Haupt der Universität und des Lyceums, ein Gehalt von 10000 Mark (£ 500) bezieht. Neben den Universitätsprofessoren gibt es noch eine unbesoldete Körperschaft der Examinatoren, unter denen einer der Schiffahrt und drei der Ingenieurwissenschaft sind. Kanzler der Universität ist der Gouverneur und Vicekanzler der von ihm ernannte Director des öffentlichen Unterrichts; ferner gehören dem Senat an vier aus den vier Facultäten gewählte Professoren, weiterhin sieben Mitglieder, die vom Gouverneur ernannt werden (ein Richter, ein Advocat, ein Techniker u. s. w.) und von denen einer statutarisch das „Vertrauen des Erzbischofs von Malta“ besitzen muß (gegenwärtig ist es der Rector des englischen Jesuitencollegs).

Alterthümlich, wie die Bestimmung an der Spitze des ganzen Reglements uns anmuthet, daß nämlich die Grundlage des Universitäts-Unterrichts die

[1]) Die der Lyceallehrer zwischen 1000 und 3600 Mark (£ 50 und 180).

römisch-katholische Religion sei (la Religione Cattolica Romana forma la base dell' istruzione che si dà nell' Università)[1]), halb klösterlich, halb festungsartig stellt sich auch das Universitätsgebäude dar, an dessen, der Strada San Paolo zugewandten Front man die Worte liest:

Προπυλαιον της τιμης η μαθησις.

Ein feiner Grieche stand lächelnd neben mir, als ich versuchte, die ziemlich unleserlich gewordenen Buchstaben der Inschrift zu copiren, und half mir, sie entziffern.

Viele tüchtige Männer in der That sind aus diesem „Vorhof der Ehre und Wissenschaft" hervorgegangen. Denn wo der Geist dieser kleinen Nation von ein- bis zweimalhunderttausend Menschen unter dem langen Elend und der täglichen Noth nicht erdrückt und verkümmert ist, äußert er sich höchst lebendig und zeigt sich jeder Anregung zugänglich. Einheimische Maler und Bildhauer haben mit den italienischen, hierher berufenen Meistern gewetteifert in der künstlerischen Ausschmückung der Kirchen und Paläste, welche sich in der neugegründeten Stadt der Ordensritter rasch erhoben; im alten Großmeisterpalast sieht man Fresken von Busuttil und Caruna, im Dome di San Giovanni Sculpturen von Melchiorre Gafà, alle drei Malteser des 16. Jahrhunderts, während in neuerer Zeit Cortis, gleichfalls ein Einheimischer, sich um die Restauration der alten Deckengemälde des Doms verdient gemacht hat.

Vorzüglich aber ist es die Musik, der die Malteser mit Passion zugethan sind: es existiren allein zweiundzwanzig philharmonische Gesellschaften auf Malta; und in Niccolò Isouard (1775—1818), dem Organisten und Orchesterdirector des letzten Großmeisters, hat dies Völkchen der Welt einen Componisten gegeben, dessen Opern „Cendrillon" und „Joconde" (seit 1810) mehr als hundertmal in Paris zur Aufführung gekommen und heute noch nicht gänzlich verklungen sind.

Aber auch La Valletta selbst hat seine „große Oper", sein „Königliches Opernhaus", das Real Teatro, welches, am oberen Eingang der Strada Reale, nicht weit von der Porta Reale, mit seiner corinthischen Säulenfront einen gar stattlichen Anblick bietet. Hier erfreut das Malteser Publicum sich an dem Repertoire der italienischen Operngesellschaft, die regelmäßig zur „stagione" herüberkommt. Für die komische Oper ist das Teatro Manoel, das schon im vorigen Jahrhundert (1731) vom Großmeister Manoel de Vilhena erbaut, neuerdings aber renovirt und im Januar 1886 — mit Franz von Suppé's „Boccaccio" wieder eröffnet worden ist. Ob von deutschen Componisten auch Richard Wagner Malta schon erobert hat, habe ich nicht in Erfahrung gebracht; aber wahrscheinlich ist es. Neben diesen beiden Opernhäusern gibt es noch vier kleinere Theater, „Teatrini", in welchen italienische mit den maltesischen Vorstellungen abwechseln, von denen wir schon weiter oben gesprochen haben.

Für das rege geistige Leben in der Klasse der „oberen Zehntausend" spricht endlich die verhältnißmäßig beträchtliche Zahl von Zeitungen und Zeitschriften, deren gegenwärtig (1892) auf Malta sechsundzwanzig erscheinen: vierzehn in

[1]) Guida generale, 1892, S. 123.

italienischer Sprache, fünf in englischer, fünf in maltesischer, die von der Regierungsdruckerei zweimal monatlich veröffentlichte „Gazetta di Governo", das Amtsblatt, italienisch und englisch, und die Wochenschrift „L'Afrique Maltaise" französisch, italienisch und maltesisch. Die täglich erscheinenden politischen und Handelszeitungen sind: Lloyd Maltese, Gazetta di Malta, Risorgimento, Public Opinion; zweimal wöchentlich erscheinen: The Malta Standard und the Malta Chronicle, wöchentlich einmal, am Samstag, the Malta Times. Von politisch-religiöser Färbung ist das zweimal wöchentlich erscheinende Portafoglio Maltese und l'Ordine, wöchentlich einmal; die übrigen italienischen Publicationen sind theils literarischen, theils religiösen, die maltesischen ausschließlich moralischen und religiösen Inhalts. Eine politische Zeitung in maltesischer Sprache gibt es nicht.

Man sollte nun denken, daß der außerordentliche Handelsverkehr, der um die Küsten dieser Insel fluthet, einen mächtigen Factor für ihr materielles Gedeihen und ihren Wohlstand bedeuten müsse. Doch ist dem nicht so. Bereichert werden nur die Wenigen, und die Vielen haben keinen nennenswerthen Vortheil davon: denn der Export ist gering und der Import auf die Bedürfnisse der Einwohner beschränkt, deren Zahl die einer europäischen Mittelstadt nicht übersteigt. Ein Stapelplatz für die Reichthümer, welche der Osten und der Westen austauschen, ist Malta nicht: sie gehen an ihm vorüber und berühren seinen Boden, wenn man so sagen darf, nur nominell. Sein Handel ist Zwischenhandel, Transit, als solcher aber sehr beträchtlich. Consuln sämmtlicher großer Staaten residiren hier. Die Börse wird von fremden Negocianten und Schiffscapitänen besucht. Drei große Banken arbeiten mit bedeutenden Capitalien; die Versicherungsanstalten aller europäischen Länder haben hier ihre Agenturen, die Dampfergesellschaften sämmtlicher Nationen, deren Schiffe nach dem Orient fahren, hier ihre Comptoire. Wenn man sonst auf Malta sich vorkommt, als sei man in eine ferne Vorzeit, ihre Gebräuche, Sitten und Anschauungen zurückversetzt, so hat man vielmehr in diesen Regionen das Gefühl, mitten in der stärksten Bewegung der Gegenwart und der Welt zu sein. Neben den Engländern sind die Stärksten und Zahlreichsten dieser Handelscolonie die Italiener, deren Sprache zwar die herrschende derselben ist, doch nicht so, daß neben ihr nicht auch alle anderen gesprochen würden, Griechisch, Französisch, Spanisch und nicht am Wenigsten Deutsch. An unserer Wirthstafel saß eine ganze Gesellschaft munterer junger deutscher Kaufleute, die hier in Geschäften waren, und sogar in der Liste der maltesischen Nobilität, unter den „titolati esteri", fand ich den Namen eines alten, durch seine gewerblichen Unternehmungen berühmten Nürnberger Patriciergeschlechts: Baron Maximilian von Tucher. Dennoch, trotz seiner verschiedenartigen Elemente, hat dieser Ausschnitt aus dem Malteser-Leben einen ganz englischen Anstrich. Man glaubt ein Stück London vor sich zu haben, und in der eigenthümlichen Mischung von penetrantem Seegeruch und Kohlendunst es zu riechen. Hier endlich steht man auf dem Boden Altenglands. Hier sieht man Porter und Ale und Gin und Whiskey; hier sieht man die „Times" und die Ladenschilder der wohlbekannten metropolitanen Firmen. Es ist, wie ein Anblick, je nachdem, aus Fleetstreet oder Pall-Mall; und um die Mittagsstunde, wenn die Herren vor den „Refreshment Bars" und „Cigar

Stores" sich begegnen, könnte man den imitirten „Swell" von dem richtigen „Cockney" schwer unterscheiden.

Der Tummelplatz dieser bunten internationalen Bewegung ist die Strada Reale, und der beste Punkt, sie vergnüglich zu beobachten, die Piazza San Giorgio, der hübsche Square fast am Ende derselben. Hier, wo wir den Blick auf etwas Grün in der Mitte des Platzes hatten, vor einem Kaffeehäuschen, das seine Ecke nach der Straße hin bildet, haben wir oft gesessen, in der warmen Mittagssonne, die so lieblich über Malta schien. Das Fremdartige der Umgebung ward gemildert, indem wir wieder an alte Gewohnheiten anknüpften und das bunte Bild des Lebens an uns vorüberziehen ließen.

In der Mitte dieses Platzes erhebt sich ein Marmorbild der Königin Victoria, das erst ganz vor Kurzem enthüllt worden ist, so frisch und weiß glänzt noch der Stein. Es stellt sie sitzend dar, das Scepter in der Rechten, die Linke — segnend oder gebieterisch — ausgestreckt, auf dem Haupt die Krone. Das Monument, dessen Modell wir später in der Ausstellung von Palermo wiedersahen, ist das Werk eines jungen italienischen Bildhauers, G. Valenti, der die Aufgabe sehr gut gelöst, in der Majestät der Herrscherin, mit allen Attributen und allem Schmuck ihrer Würde als Königin von Großbritannien und Irland und Kaiserin von Indien, zugleich die Frau zu zeigen, deren tiefernstes, leidgeprüftes Antlitz auch der Nichtengländer, der Deutsche vor Allem, wohl mit Theilnahme betrachten darf. Im Hintergrunde macht das schöne Gebäude der Bibliothek mit offenen Bogengängen einen wirksamen Abschluß; zur Seite ragt hoch der alte Großmeisterpalast, jetzt Sitz des britischen Gouvernements, und gegenüber steht die Hauptwache mit einer Colonnade dorischen Styls, deren Säulengebälk, unter dem britischen Löwen und Einhorn, die Inschrift hat:

Magnae et invictae Britanniae
Melitensium Amor
et Europae Vox
has Insulas confirmat.
An. MDCCCXIV.

Die Worte, daß „dem großen und unbesiegten Britannien der Melitenser Liebe und Europa's Stimme diese Inseln im Jahre 1814 bestätigt habe", beziehen sich darauf, daß England, nachdem es sie thatsächlich schon am 5. September 1800, unterstützt von den Eingeborenen, der französischen Occupation (durch Napoleon, auf seinem Zuge nach Aegypten 1798) entrissen hatte, völkerrechtlich in ihren Besitz durch den Wiener Congreß gekommen ist.

Die „Liebe der Melitenser" wird allerdings vielfach in Abrede gestellt und in den dort erscheinenden Zeitungen ganz rückhaltslos debattirt. Angesichts jener wohlstylisirten Inscription, und unter dem Standbild der Königin, bekam ich eines Tages in dem sehr verbreiteten Wochenblättchen „Melita" (vom 23. April 1892) das Folgende zu lesen: „Ungeachtet allen Anscheins von Freiheit gibt es keinen Winkel in Europa, wo in Wirklichkeit ein so ungeheuerlicher Despotismus herrscht, wie der, der uns bedrückt. Alle Welt weiß, wie hier Alles von dem absoluten Willen eines militärischen Chefs abhängt, welcher über die Bürger befiehlt, wie über Soldaten im Quartier. Ein Volk, das freiwillig und von

selbst seine Geschicke und seine Zukunft einer Nation anvertraut, welche sich rühmt, die freieste der Welt zu sein, sieht sich in Wahrheit heute von derselben einem Haufen Heloten gleichgemacht und thatsächlich jeden Rechtes des Bürgerthums beraubt. Der Vorwand, der von den Ministern Ihrer Majestät vorgeschützt wird, um eine solche Politik zu beschönigen, ist eine Beschimpfung mehr, nicht nur für uns allein, sondern für die Menschheit selbst. Sie behaupten, daß Malta als eine Garnison und Seestation sich keiner jener Freiheiten erfreuen dürfe, in deren Besitz alle gesitteten Völker der Erde sind."

Und dennoch, daß dergleichen unbeanstandet gedruckt werden darf, ist der beste Beweis, daß es um die „Freiheit" der Malteser so gar schlimm nicht bestellt sein kann. In der That war Aufhebung der Censur, neben Einführung von Geschworenengerichten (vor welche, seit 1855, auch die Preßdelicte gehören) einer der ersten gesetzgeberischen Acte der britischen Regierung. Was sie für Malta gethan hat, läßt sich mit einem Worte sagen: sie hat die, noch von den Zeiten der Ordensherrschaft her bestehende Jurisdiction der geistlichen Gerichtshöfe (mit wenigen ihr vorbehaltenen Ausnahmen rein kirchlicher Natur) abgeschafft und an ihre Stelle die der weltlichen gesetzt. Sie hat ferner eine legislative Reform in die Hand genommen und in mühevoller, jahrzehntelanger Arbeit gemeinschaftlich mit den einheimischen Autoritäten durchgeführt, welche nicht minder bedeutend ist. Es galt bis dahin die völlig veraltete Compilation des Großmeisters Rohan (1775—1797), deren meiste Bestimmungen auf die heutigen Verhältnisse gar nicht mehr anwendbar und vielfach im Widerspruch mit den später ergangenen Proclamationen und Erlassen waren. Der Mangel an Uebersichtlichkeit des seit Jahrhunderten aufgehäuften, schlecht verarbeiteten Stoffes und die Verwirrung waren so groß, daß selbst die maltesischen Juristen sich zuletzt nicht mehr darin zurecht finden konnten. Daß Malta jetzt einen brauchbaren Codex des Civil- und Handelsrechts, eine Criminalproceß- und eine Polizeiordnung besitzt, dürfte doch als Wohlthat empfunden und der englischen Regierung gedankt werden. Auch darin ist sie den Wünschen der Bevölkerung und der eigenen Klugheit gefolgt, daß die Sprache des Gesetzes nach wie vor die italienische geblieben.

Die Civilregierung der Insel setzt sich aus einem gesetzgebenden und einem ausführenden Rath (Consiglio legislativo und esecutivo) zusammen. Beide Körperschaften haben durch Königliches Patent vom December 1887 ihre gegenwärtige Form erhalten. Der legislative Rath, aus sechs Mitgliedern bestehend, von denen drei designirt und drei vom Gouverneur gewählt worden waren, datirt schon vom Jahre 1835. Er ward dann im Jahre 1849 auf die Zahl von achtzehn Mitgliedern erhöht, deren acht, alle fünf Jahre, von der Bevölkerung gewählt wurden. Ein Erlaß vom März 1883 dehnte die active Wahlfähigkeit auf alle britischen Unterthanen der maltesischen Inseln aus, die das einundzwanzigste Jahr überschritten hatten und auf eine Bodenrente von mindestens sechs Pfund eingeschätzt waren; zugleich aber ward die Zahl der gewählten Mitglieder auf zehn erhöht, die der officiellen auf acht vermindert, mit der Maßnahme, daß der Gouverneur, als Präsident des gesetzgebenden Raths, nur in wichtigen Reichsangelegenheiten, oder wenn sonst keine Majorität zu Stande kommen würde, mit-

stimmen durfte, bei Stimmengleichheit aber, wo es sich um locale Interessen handle, die gewählten Mitglieder den Ausschlag geben sollten. In ihrer gegenwärtigen Erweiterung besteht die Körperschaft, außer dem Gouverneur, aus sechs ernannten und vierzehn gewählten Mitgliedern, deren zehn aus allgemeinen und vier aus speciellen Wahlen (der Geistlichkeit, des Adels, der Universität, des Handels und der Börse) hervorgehen.

Der ausführende Rath, durch Notification vom Jahr 1881 eingeführt „zur besseren Regierung dieser Insel", besteht aus sechs officiellen und mindestens drei nichtofficiellen Mitgliedern, welche von der Königin aus den gewählten Mitgliedern des gesetzgebenden Raths ernannt werden[1]).

An der Spitze der Regierung steht der Gouverneur, der zugleich Oberbefehlshaber der Truppen ist und Generalsrang mit dem Titel Excellenz hat. Das Gouvernementsgebäude heißt officiell „Palace", und alle Regierungsacte sind datirt: „The Palace, Valletta". Stolz noch immer steht der alte Großmeisterpalast da, mit seiner mächtigen, den Platz beherrschenden Front, mit seinen beiden Höfen, deren einen die schönsten Palmen mit ihrem Dunkelgrün und ihrer Kühle, die lieblichsten Blumen mit ihrem Wohlgeruch erfüllen, während unter dem Porticus des andren, über einem rieselnden Brunnen, die Broncestatue des Neptun sich erhebt, den Dreizack in der Rechten, das Wappen des Großmeisters Alofio de Wignacourt (1601—1622) in der Linken — das Werk Giovanni Bologna's, der ein Schüler Michelangelo's war. Sobald man auf Malta den Spuren der Ordensherrschaft begegnet, tritt man gleichsam auf anderen Boden — auf den der Geschichte, der Kunst und der Dichtung. Reich an Trophäen ihrer vergangenen Herrlichkeit, an Fahnen und Schilden und Waffen ist der Palast, reich an prächtigen Gobelins und Wandmalereien, welche den Ruhm gewonnener Schlachten verkünden, reich an kostbaren Marmormosaiken, welche den Boden der Corridore bedecken.

Am lebendigsten, unmittelbarsten und anschaulichsten jedoch versetzt uns ein Besuch der Ordenskirche, des Duomo San Giovanni, zurück in die Zeit, mit welcher für uns Deutsche sich die wehmüthige Erinnerung an Schiller's unvollendete — oder, um es richtiger zu sagen, nur in vielen unausgeführten Entwürfen vorhandene — Tragödie „Die Malteser" verbindet. Es ist merkwürdig — und immer wieder drängt diese Wahrnehmung sich auf —, wie universell der Genius Schiller's war, desselben Schiller's, der kaum über die Grenzen seiner schwäbischen Heimath, Sachsens und Thüringens, hinausgekommen, und dessen weiteste Reisen die eine nach Karlsbad, die andere nach Berlin waren. Und nun komme man, in unserer ganz anders reisefertigen Zeit, wohin man will, überall ist Schiller — in England mit Maria Stuart, in Frankreich mit der Jungfrau von Orleans, in Spanien mit Don Carlos, in der Schweiz mit Wilhelm Tell, in Rußland sogar mit dem Demetrius-Fragment; und wer könnte der sicilischen Küste vorübersegeln, ohne der Braut von Messina zu gedenken? Nun auf einmal steht der geliebte Dichter uns auch auf Malta zur Seite. Dem

[1]) Guida generale, 1892, S. 40—43; vergl. mit demselben Jahrbuch für 1887, S. 157, 158.

Thema der Ordensritter hatte Schiller schon im Don Carlos präludirt, wo von Marquis Posa berichtet wird:

— Ungerufen
Stand er vor Lavallette. „Man kaufte mir
Das Kreuz," sagt' er, „ich will es jetzt verdienen."

Fünfzehn Jahre lang, vom Mai 1788 an, wo wir, in einem Brief an Körner, der ersten Spur begegnen, bis zur letzten, in einem Brief an Goethe vom März 1803, hat Schiller sich mit diesem Stoff getragen, immer aufs Neue zu ihm zurückkehrend, in Gestaltung des Plans und Ausführung einzelner Scenen; als einzig gereifte Frucht dieser Beschäftigung aber haben wir nur die Ballade „Der Kampf mit dem Drachen" erhalten, in welcher ein Ereigniß aus der Geschichte des Ordens auf Rhodus, vor seiner Uebersiedelung nach Malta (1530), erzählt und von den drei Pflichten desselben, „Gehorsam, Keuschheit, Armuth" nur die des Gehorsams verherrlicht wird:

„Doch sprich, was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
— — — — — — — — —
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

Ein groß angelegtes, weit ausgeführtes Gemälde der Ordensherrschaft, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, hätten nach Schiller's vorliegenden Skizzen und Scenarien „Die Malteser" werden müssen. In der Mitte der Handlung steht die heldenmüthige Vertheidigung Malta's unter dem Großmeister La Vallette gegen die ganze Macht Soliman's (1565). So tief hat der Erinnerung der Malteser diese glorreiche That sich eingeprägt, daß der 8. September, der Tag der Befreiung, noch immer als nationaler Festtag auf Malta gefeiert wird und als solcher — festa nazionale — im Kalender bezeichnet ist. Und nun ist es abermals merkwürdig, wie wunderbar richtig, durch Intuition und bloße Andeutung, auch hier der Localton getroffen ist, als ob nicht nur die fernen Jahrhunderte vor dem Seherauge Schiller's offen lägen, nein, als ob seinem Blick das niemals Geschaute plötzlich sichtbar würde. Man kann den Sinn dieser abgerissenen Worte wirklich erst ganz empfinden, wenn man selbst einmal auf dieser Insel, damals „die Brustwehr der christlichen Welt", geweilt hat, inmitten all' der ringsum noch aufrecht stehenden Zeugen der Kämpfe, die für sie geführt worden sind.

— Unter der
Schiffe Geschwadern schwindet die Wasserwelt,
Und die See ist, die ewig bewegliche,
Festgezimmerter Boden!
Das Meer ist uns geschlossen —
— und dieser Inselfels
Ist ein Gefängniß[1]).

Aber an diesem Felsen hat die Macht des Islams sich gebrochen. Vor der immer wachsenden Kraft des Halbmonds, zuerst aus Jerusalem, ihrem ursprüng-

[1]) Boxberger, Schiller's Werke. Achter Theil, S. 70. (Kürschner's deutsche Nationalliteratur, 125. Band.)

lichen Sitz (1291), und dann aus Rhodus weichend (1523), fanden die Johanniter ihre letzte Zuflucht auf der Insel, welche Kaiser Karl V., der Erbe der Könige von Aragonien und Kastilien, ihnen geschenkt (1530) und von der sie den Namen „Malteserritter" annahmen. Hier übten sie Vergeltung an Soliman, der sie von Rhodus verdrängt und in dem zugleich der größte von allen Herrschern des Türkenreiches erlag. Die Schlacht von Lepanto (1571), nach Soliman's Tode, vollendete, was der Tag von St. Elmo zu thun übrig gelassen; und seitdem haben die Ritter über zweihundert Jahre noch auf Malta residirt, fast ausschließlich mit Werken des Friedens beschäftigt, in diesem langen Frieden aber auch degenerirend. Schon in der Blüthe des Ordensstaats zeigt Schiller's Entwurf den Wurm, der seinen Verfall herbeigeführt — in zunehmender Ueppigkeit und Indisciplin sank er zum Schattendasein herab, noch bevor er gänzlich aufgehört zu existiren.

Der Dom ist ein Bau vom letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts (begonnen 1576), massiv, ernst, mit zwei spitzen Thürmchen, einem Portal unter zwei Säulen, einem Altan, von welchem der im Conclav neugewählte Großmeister sich dem Volke zum ersten Mal zeigte, und einer riesengroßen Broncebüste des Heilands, ehemals in einer Hafencapelle von Sliema (maltesisch für: „ave!"), vor welcher die Galeeren des Ordens salutirten, wenn sie zu den Türkenkriegen hinauszogen. Sonst ohne jeden Schmuck des Aeußern; um so mehr überrascht die Pracht des Innern, obwohl man heute noch erkennen kann, daß es ursprünglich höchst einfach war, gemäß der strengeren Observanz des Ordens, dessen zweites Gesetz Armuth vorschrieb. Doch nicht lange, so drang, mit der gesteigerten Prunkliebe des Ordens, der schon La Vallette vergeblich zu steuern gesucht, mit seinem wachsenden Glanz und Ansehen auch die verschönernde Kunst in seinen Tempel ein. Die nackten Mauern verschwanden unter dem Marmor und den Broncen, deren Schimmer von dem hereinfallenden Dämmerlicht nur leise gedämpft wird; die Geschichte des Schutzpatrons, des heiligen Johannes, erschien in achtzehn Gemälden, von kostbaren Vergoldungen eingefaßt, an den Wölbungen des Plafonds, und wie wir ihn nun vor uns haben, ist der Dom eines der reichsten und kostbarsten Denkmäler aller großen Geschlechter der Christenheit, deren jedes hier sein Wappen und eine Familienerinnerung wieder finden wird.

Wohin man blickt, sieht man das Kreuz des Ordens, das Malteserkreuz, achtspitzig, ein Sinnbild der acht ritterlichen Tugenden, weiß auf rothem Felde. Sumptuöse Monumente der Großmeister erheben sich hier, Inschriftentafeln sind an die Wände geheftet, und durch die Bögen, zu beiden Seiten des oblongen Schiffes, tritt man in die Capellen der sieben Zungen, aus denen der Orden bestand: der Provence, der Auvergne, von Italien, Castilien, Frankreich, Aragonien und England-Bayern. Den Fußboden bildet eine Mosaik von Grabsteinen aus verschiedenfarbigem Marmor, mit Jaspis, Achat und andern edlen Steinen verziert. Man wandelt hier buchstäblich auf dem Staube der alten Herrlichkeit, und wie man von Nische zu Nische schreitet, erhebt sich aus ihren Gräbern eine Schar adliger Gestalten, er vor Allem, der ehrwürdige Greis, La Vallette, der ruhmvolle Held der Vertheidigung von 1565, der, in Schiller's Drama, lieber seinen natürlichen Sohn, in Wahrheit seinen Neffen, Henry de la

Vallette, von dem Busenfreund begleitet, opfern, als das Castell Sant Elmo preisgeben will. Bei Schiller heißen diese Beiden, „die sich lieben", St. Priest und Crequi. Noch zeugen die Forts von dem Ruhme der Todten, das von Sant Elmo, das nach ungeheuren Verlusten am 22. Juni 1565 erstürmt, und das von San Michael, das vom 5. Juli bis 8. September gegen den oft wiederholten Ansturm der Muselmanen behauptet ward. Heute bezeichnet das Fort Sant Elmo, nach dem Schutzheiligen der Seeleute genannt, den äußersten Punkt der Strada Reale, die von hier in gerader Linie bis zur Porta Reale läuft, in einer Länge von dreiviertel englischer Meile La Valletta durchschneidend. Damals gab es hier noch keine Stadt, und einsam lag das Castell. Die Ritter residirten im Borgo gegenüber. Erst im Jahr nach der Befreiung Malta's begann der Besieger der Türken, La Vallette, mit dem Bau der neuen Stadt (1566), deren Vollendung er wohl nicht mehr erlebte, die jedoch zum ehrenden Gedächtniß seinen Namen trägt und in der That sein und des Ordens schönstes Denkmal auf der Insel ist.

Längst hat der „souveräne Orden des heiligen Johannes von Jerusalem und Malta" seine Bedeutung verloren, er ist kaum mehr noch als ein Namen. Den eigentlichen Todesstoß hat ihm die französische Revolution gegeben, und sein letzter Großmeister, der achtundzwanzigste der ganzen Reihe, war ein Oesterreicher, Graf Ferdinand Hompesch, der am 17. Juni 1798 die Insel verließ, sich nach Triest einschiffte und 1805 zu Montpellier starb. Nach der Besitzergreifung durch die Engländer und Einziehung der Güter und Besitzungen des Ordens ward nur noch ein „Großmeister-Stellvertreter" gewählt, dessen Sitz zuerst Catania, dann Ferrara und (seit 1834) Rom ist: im Palazzo di Malta. Papst Leo XIII. jedoch hat neuerdings die Großmeisterwürde wieder hergestellt, und „Gran Maestro" gegenwärtig ist Principe Fra Giovanni Battista Ceschi di Santa Croce, „elevato alla suprema dignità il 29. Marzo 1879[1]). Der Orden in seiner gegenwärtigen Gestalt hat nur zwei Zungen: die italienische und die deutsche (Böhmen, Schlesien, Westfalen und am Rhein, England und in gremio religionis); unterhält aber als „souveräner Orden" noch immer eine Gesandtschaft am Wiener Hof. Er ist durchaus katholisch, und in keinem inneren Zusammenhang mit ihm steht der erst 1812 gestiftete und 1852 erneute preußische Johanniterorden.

Wie lange nun auch schon die Ritter von der Insel verschwunden sind: die Paläste der Corporation stehen fast alle noch und werden mit ihren Namen genannt, wenn sie gleich, mit Ausnahme des Großmeisterpalastes etwa, heute ganz andren Zwecken dienen. Sie hießen „auberges", Herbergen, und jede der sieben Zungen besaß eine solche. Hier, in ihren Herbergen, fanden die Versammlungen der einzelnen Zungen statt; hier nahmen sie gemeinsam ihre Mahlzeiten ein. Nicht mehr existirt die Auberge d'Angleterre, welche, nachdem Heinrich VIII. von England, der „Kirchenräuber", alle Güter der englischen Ordensabtheilung confiscirt hatte, geschlossen ward und sich in die der Anglo-Bavaren verwandelte. Noch sieht man im Dom, über dem Altar der bayrischen Capelle, den Heiligen dieses Landes, St. Michael mit dem Drachen. An der Stelle der Auberge

[1]) Guida generale, 1892, p. 216.

d'Angleterre steht jetzt das Teatro Reale, die der Anglo-Bavaren aber, auf der Plattform von St. Lazarus, gegenüber dem Quarantainehafen, wird von Officieren der englischen Garnison bewohnt. Ein imposanter, stolzer Bau ist die Auberge de Castile, die fast ein ganzes Straßenviereck zwischen Strada Mercanti und Strada Paolo einnimmt, und ihre majestätische, hochgetreppte Façade der Piazza Regina und dem Meere zukehrt. Wie jeder der sieben Zungen ihr besonderer Posten auf den Festungswerken angewiesen war, so hatte das Haupt einer jeden auch einen hohen militärischen oder administrativen Rang. Der Großwürdenträger der englischen, nachmals anglo-bavarischen Zunge war der Turkopolier, General der Cavallerie; der der Auberge de Castile der Großkanzler, mit den auswärtigen Angelegenheiten des Ordensstaats betraut, und der der Auberge d'Italie der Admiral. „Ruhmredig ist die Zunge von Provence," heißt es in Schiller's Fragment: ihre Herberge, jetzt ein englisches Clubhaus (the Malta Union Club), bildet immer noch den monumentalen Eingang der Strada Reale in ihrem oberen Theil, und ihr Chef war der Großcomtur, Präsident des Schatzes. In der Auberge d'Auvergne, an deren Spitze der Großmarschall, der General der Infanterie, stand, befinden sich heute die sämmtlichen höheren Gerichtshöfe von Malta; während der gegenwärtige General der britischen Truppen in der Auberge d'Aragone residirt, deren Superior der Drapier oder Großconservator war, der Minister der inneren Angelegenheiten, zu dessen Ressort auch die Beschaffung von Kleidungsstücken für die Mitglieder des Ordens gehörte. Der Großhospitalier, Vorstand aller Wohlthätigkeitsanstalten, hatte seinen Amtssitz in der Auberge de France, dem gegenwärtig bischöflichen Palais. Am freundlichsten, wenn man so sagen darf, an der Piazza Celsi, lag die Auberge d'Allemagne, mit dem Großbailli, der deutscher Reichsfürst war und die Herrschaft Heitersheim im Breisgau besaß. Der Palast ist vor etwa fünfzig Jahren niedergerissen worden, um der protestantischen Kirche Raum zu machen, deren zierlicher Bau mit dem spitzen Thurm dem hübschen Platz etwas eigenthümlich Anheimelndes gibt. Gegenüber, vor dem Gebäude der Admiralität, schildert „ein rothgeröckter Bursche", so wie Heine von den Wällen Salamanca-Göttingens, zu der Zeit, als dieses noch englisch war, ihn gesehen; in der Mitte breiten Palmen sehnsüchtig ihre schlanken, großen Blätter aus, erheben Pinien ihr schwermüthig dunkles Haupt und, wo die Piazza sich öffnet, über dem tiefblauen Gewässer, bauen sich die jenseitigen Häusermassen am steilen Ufer auf.

Einen deutlicheren Begriff von dem Complex der Stadt, ihren einzelnen Theilen und ihrer ganzen Lage gewinnt man erst, wenn man einen Gang um die Wälle macht, und besonders von der Barracca Superiore, oder Upper Barracca, wie sie der englische Jargon nennt. Von dieser mit Zinnen gekrönten Bastion, die zweihundert Fuß tief sich zu dem Labyrinth der Gräben hinabsenkt, hat man einen wahrhaft bezaubernden Blick auf den ungeheuren Hafen mit seinen fünf gesonderten Becken, auf die schroff ihn umgebenden Ufer und die drei daran empor gelagerten Städte Vittoriosa, Senglea und Burmola, welche, zusammen mit La Valletta, „die Stadt" ausmachen. Kühl vom Wasser herauf wehte der Frühlingswind, als wir hier oben standen; es war ein sonniger Nachmittag und die Luft so durchsichtig, daß wir jedes noch so ferne Fort in seinen Umrissen,

jedes Thürmchen der Befestigungswerke, jede Zacke des Gemäuers unterscheiden konnten. Jetzt erst wurden wir gewahr, wie dieses Malta bis an die Zähne gewappnet ist; konnten wir mit Augen sehen, was diese Fortificationen, diese Stein- und Eisengürtel sind, an denen vier Jahrhunderte gearbeitet haben. Dort hinten steht es, ganz hinten, in dem heiteren Blau, das furchtbare, das schlacht- und sagenberühmte St. Elmo, mit seinen fünf alterthümlichen Thürmen, von denen der schwere Wachtthurm, der schlanke Leuchtthurm besonders kenntlich sind —

„Sankt Elm' vertheidige! Dort ist dein Platz!"

ruft Romegas, der Ordensadmiral, seinem Nebenbuhler Biron zu, der ihm eine griechische Gefangene streitig macht; und dieser versetzt:

„Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn!"

Belebt sich nicht auch hier Alles wieder mit Schiller'schen Gestalten?

Zur Zeit dieses Kampfes gab es, wie gesagt, noch kein La Valletta. Da war der Stadttheil, uns gegenüber, der alte Borgo, nachmals zum ruhmreichen Gedächtniß des Sieges Vittoriosa genannt, der Sitz des Ordens. Noch ragt am Fuße des Häusergewirrs, an der Landspitze, das burgartige Massiv des Forts Sant Angelo, das mit seinen vier Batterien und seiner jäh abfallenden Umwallung sich jetzt friedlich in der Sonne spiegelt. Senglea, nach dem Großmeister de la Senglé (1553) genannt und später mit dem Beinamen der Città invitta geschmückt, wird durch das Fort St. Michael gedeckt, und um alle drei Städte, Vittoriosa, Senglea und Burmola (oder Città Cospicua), ziehen sich, nach der Landseite, die gewaltigen Cotonera-Linien, hinter denen sich dann erst die mächtigen Außenwerke mit ihren Bastionen emporthürmen. Das Fort Ricasoli, von dem Ritter dieses Namens 1670 in demselben Jahr erbaut, wie die Cotonera-Linien von dem Großmeister Nicolo Cotoner, ist der Einfahrt in den großen Hafen vorgelagert und schützt diesen, wie das Fort Tigne auf der Landspitze von Sliema den Marsamuscetto, den Quarantainehafen. Es ist ein ganz überwältigendes Bild, diese vier Städte, von den fünf Armen des Hafens umschlungen, welche sie trennen und doch wieder zu einem mannigfaltigen Ganzen verbinden; diese Häusermassen, die sich an den vorspringenden Felsen übereinander stufen, von der Abendsonne beglänzt, vom Blau des Wassers besäumt; diese starren, unbezwinglichen Stein- und Felsenmauern, die den Türken Trotz geboten, oben und das bewegliche, niemals rastende Treiben des Tages und der Gegenwart unten — die zahllosen Dampfkrähne, die hin- und hergleitenden Schiffe, die kommenden, die gehenden und die vor Anker liegenden Segelschiffe, Dampfschiffe, Transportschiffe, und riesiger noch als diese die britischen Kriegsschiffe, die abgesondert von der Handelsflotte die letzte Hafenbucht, den French Creek, bedecken. Die Befestigungen Malta's, wie man aus den Namen ersieht, sind fast ausnahmslos Werke des Ordens; aber ihre wahren Vertheidiger in der heutigen Zeit sind die gepanzerten Kolosse dort unten auf der Rhede. Vom Lande her droht keine Gefahr. Wer sollte diese senkrechten Felsufer auch ersteigen, die keiner Leiter einen Stützpunkt, keiner Hand und keinem Fuß einen Halt bieten könnten? Weit und reizlos, wenn man sich von dem leuchtenden Meer abwendet, ist die Hügellandschaft von Malta vor dem Blicke des Beschauers ausgebreitet —

farblos, wie besäet mit Steinhaufen, aus denen hohe, spitze Kirchthürme steigen, andeutend, daß es Dörfer sind.

La Valletta, mit ihren Dependenzen, ist „die Stadt"; alles Andere heißt die Campagna. Unter den Bögen der mit Inschrifttafeln und Bildwerk reich geschmückten Porta Reale führt der Weg hinaus, an dem Exercierplatz der Garnison, mit ihren unterirdischen Proviantkammern, vorüber und durch die Vorstadt Floriana, deren hohe, kasernenartige Häuser und viele Kneipen darauf deuten, daß es das Arbeiterquartier sei, doch auch dies stark befestigt und mit vier Thoren geschlossen. Sobald man die Porte des Bombes passirt hat, ist man auf dem Lande.

Vor uns dehnt ein kahles Hochplateau sich aus, eintönig, eine Steinwüste, wo nur ungeheure, phantastisch gestaltete, stachlige Cactus wachsen und auf mageren Weideplätzen Ziegen grasen. Aber selbst hier tritt uns die Thätigkeit der Ordensritter in einem großartigen Werk entgegen, das, wenn es der eintönigen Landschaft keinen besonderen Reiz verleiht, ihr doch ein nothwendiges Lebenselement zuführt: wie die Befestigungen, haben sie der Insel auch das Wasser gegeben. In einem gewaltigen Aquäduct, von neun und einer halben (engl.) Meilen Länge, wird es aus den Hügeln in der Mitte der Insel nach Valletta hinabgeleitet, bald unterirdisch, bald über mächtigen Structuren, die sich stellenweise, namentlich in der Nähe der Stadt, nicht unähnlich dem Aquäduct in der römischen Campagna, zu hohen Bogenwölbungen erheben. Erst weiterhin, hinter Mauern, erscheinen kleine Strecken bebauten Landes und hier und dort, in der Ebene verstreut, einzelne Dörfer, mit ganz arabisch klingenden Namen, Bircarcara, Mostar, Attard. Kein freundlicher Anblick, so weit man auch ausschaut; Alles ist Stein und Staub, von einer penetranten weißen Helligkeit, die dem Auge weh thut. Mehr als irgendwo sieht man hier Leute mit blauen Brillen. Kaum etwas Grünes bietet dem geblendet umherirrenden Blick eine Stätte zum Ausruhen; und selbst wo Felder sind, liegen sie von den Steinhaufen versteckt, die man zum Schutze der Aecker aufgerichtet hat. Denn die Winde sind hier zu Zeiten so stark, daß, ohne diese Vorkehrung, sie nicht selten den Boden mitsammt der Ernte fortreißen würden. Unter solcher Drangsal muß der maltesische Bauer einem unfruchtbaren Boden den kärglichen Lohn abringen. Es ist sicher eine Fabel, daß die dünne Humusschicht, welche den nackten Felsgrund bedeckt, auf Schiffen von Sicilien herüber transportirt worden. Indessen so ganz weit von der Wahrheit, wenn man dem Sinne nachgeht, ist das Wort nicht. Denn wie man in Holland sagt: „von Gott das Wasser, von den Menschen das Ufer," so kann man hier sagen: „von Gott der Felsen, von den Menschen das Erdreich." Mit eigener Hand haben die Malteser den Grund und Boden geschaffen, den sie bestellen, ja sie müssen ihn immer wieder neu schaffen, durch mühevolle Pulverisirung des Gesteins, durch Vermengung desselben mit vegetabilischen Stoffen, durch beständige Wiederholung dieses Processes von fünf zu fünf Jahren und unaufhörliche Bewässerung. Der Malteser ist ein fleißiger Mann; aber der Bauer, der mit der Unbarmherzigkeit des Bodens, der Heftigkeit der Stürme zu kämpfen hat, vermehrt diese natürlichen Schwierigkeiten dadurch, daß er, ganz wie der Industrielle, starr an den alten Gewohnheiten hängt

und nicht zu bewegen ist, der neueren technischen Hülfsmittel, der verbesserten Geräthschaften, der Maschinen sich zu bedienen, die sonst in der ganzen Welt beim Ackerbau gebraucht werden und hier, mehr als irgendwo, die Arbeit erleichtern und lohnender machen würden. Die Bestellung der Felder ist eine ganz primitive, die Werkzeuge sind dieselben, wie sie zur Zeit der Araber, im zehnten und elften Jahrhundert, gewesen sein mögen: der eiserne Keil und die Holzkeule, mit denen der Felsboden gespalten, die kurzstielige Hacke, mit der er bearbeitet wird[1]). Wenn man mit dem gegenwärtigen Zustand die Schilderungen der Alten vergleicht, welche, Dichter und Prosaiker, die Fruchtbarkeit und den Reichthum der Insel nicht genug preisen können, so muß man glauben, entweder, daß sie sehr übertrieben haben, oder daß Malta seitdem sehr zurückgegangen ist[2]). Dennoch sind die vorherrschende Milde der Luft, der ausdauernde Fleiß der maltesischen Bauern und die Triebkraft der künstlich bereiteten Scholle so groß, daß ihre Productivität immerhin noch eine sehr beträchtliche genannt werden darf. Seit die Baumwollcultur, aus Gründen, die wir weiter oben angeführt, ihre frühere Bedeutung verloren hat, nimmt der Getreidebau den ersten Platz in der hiesigen Landwirthschaft ein. Doch reicht der Ertrag kaum aus für den dritten Theil der Bevölkerung; der Rest muß importirt werden. Der Weinstock und der Oelbaum, sonst unzertrennlich von den gesegneteren Strichen des Südens, fehlen auf Malta fast gänzlich; in der von der Natur etwas weniger stiefmütterlich bedachten Schwesterinsel Gozo gedeiht zwar die Rebe, doch ist auch dort der Weinbau keineswegs ergiebig. Die beiden einzigen nennenswerthen Ausfuhrartikel[3]) sind Orangen, deren jährlich gegen 600 000 Dutzend exportirt werden, und Kartoffeln, die zwei Jahresernten liefern, eine davon im Frühling, zwei Monate früher als im nördlichen Europa. Geringer ist der Export von Tomaten und Artischocken; der der Früchte, namentlich Aprikosen und Pfirsiche, beläuft sich auf 500 000 Kilogramm; und wie gut, wie süß und saftig sie sind, hatten wir selbst Gelegenheit zu erproben: schon während unsres Aufenthaltes kamen Aprikosen auf den Tisch, frisch vom Baume gepflückt und noch mit den grünen Blättern am Stiele.

Man hat, wenn man diese Hochebene der Insel, das eigentliche „Land", durchstreift, stets ein zwiespältiges Empfinden: man ist im Süden und sucht seine Spuren doch überall vergebens; man wandert stundenlang in der Einöde und kommt plötzlich, unerwartet, an den lieblichsten Erdenfleck, als sei man durch ein Wunder weit weg in die hesperischen Gefilde versetzt. Von solcher Art ist, mittwegs auf der steinigen Straße nach Città Vecchia, die Villa Sant Antonio, die herrliche Sommerresidenz einst der Großmeister und jetzt des britischen Gouverneurs, ein hübsches Schlößchen, umgeben von einem Park, der alle Schönheit, alle Pracht süditalienischer Gärten in sich vereinigt — voll vom dunklen Grün der Pinien, mit blumigen Gesträuchen, rothen, gelben, violett- und lillafarbenen, mit fruchtbeladenen Citronen- und Mispelbäumen, mit Wein-

[1]) Prutz a. a. O., S. 339.

[2]) Auch Mommsen, Römische Geschichte, Bd. I, S. 492, nennt die Ansiedlung auf Malta „reich und blühend".

[3]) Vergl. Zammit a. a. O, S. 23.

geländen und Orangeblüthen, mit duftigen Myrthen, mit rosenumsponnenen Laubengängen — mit Wasserspiegeln, über welchen breitblättriges Schilf sich neigt, mit schillernden Eidechsen, welche zwischen den besonnten Treppenstufen aus den Steinritzen hervorkommen und in ihnen wieder verschwinden. Man erquickt sich an der Fülle des Laubes und lauscht auf das Säuseln der Wipfel; aber Alles ist verschwunden, sobald die Parkthüre sich hinter einem schließt, und man ist abermals auf der weißlichen Fläche, von der sich Dörfer und Kirchthürme nur in blassen, unbestimmten Umrissen abheben. Vor uns, auf einem Hügel, noch in ziemlicher Ferne, wird Città Vecchia sichtbar. Von hier aus gesehen, hat sie ganz den Charakter der mittelalterlichen Burgstadt, von der Kathedrale hoch überragt.

Sie ist die zweite Hauptstadt von Malta, dem Alter nach die erste. Sie stand schon an ihrer Stelle zur Zeit der Griechen, die sie Melita nannten, wie die Insel selbst. Melita — μέλιττα die Biene — war die Honiginsel und als solche weit berühmt im Alterthum. Città vecchia — bei den Arabern Medina — war die Residenz der Statthalter, der Sitz der Regierung, bis ihr, spät erst, La Valletta diesen Rang streitig machte. Einer ihrer aragonisch-sicilischen Herrscher nannte sie das bemerkenswerthe Juwel seiner Krone, „il gioiello notabile della mia Corona“. Sie heißt darum auch heute noch officiell: Città vecchia oder Notabile. Den Statthaltern folgten die Großmeister, bis diese sich in das von ihnen neu geschaffene La Valletta begaben; aber bis zum Ende der Ordenszeit fanden ihre Wahl und Inauguration hier oben in Notabile statt. Jetzt ist Città Vecchia die geistliche Stadt, in welcher der Erzbischof von Rhodus mit der Curie residirt und an den Hauptfesten celebrirt; die Kirche ist die Hauptkirche von Malta, die Kathedrale, zum Unterschiede von San Giovanni, dem Dom in La Valletta.

Menschenleere Straßen, ein weiter Platz mit dem barocken Kirchenbau, Paläste der Prälaten, Seminarien und Convicte — die Stille des Landstädtchens gepaart mit dem vornehmen Habitus einer erzbischöflichen Stadt. Auch soll man in ihr nicht vergessen, daß dieser kleine Staat von Malta vormals ein geistlich-militärischer gewesen: vor der Kathedrale sind zwei Kanonen aufgefahren, und der alte magistrale Palast, ihr gegenüber, ein schöner Renaissancebau, trägt auf der reichgeschmückten Façade, zwischen den Emblemen des Krieges und der Rechtspflege, die Widmung: „legibus et armis“. Nun hat sich das Merkwürdige begeben, daß ein streng katholisches Gemeinwesen unter die Botmäßigkeit einer streng protestantischen Macht gerathen ist und unter dieser sehr wohl gedeiht. Denn die Malteser, trotz ihrer unverkennbar semitischen Abstammung und ihrer arabischen Sprache, gehören zu den ältesten Gemeinden der Christenheit und sind die treuesten Söhne des Papstes von Rom. Aber Toleranz ist eine der Eigenschaften der weisen Politik der Briten: in ihrem unermeßlichen Reich kann Jeder nach seiner Façon selig werden, der Brahmane, der Buddhist, der Feueranbeter, der Muselman und der Katholik; und wie Malta das Bollwerk von Englands Weltstellung im Mittelländischen Meer ist, ist es auch immer noch die mindestens ebenso starke Festung des Katholicismus. Außer den beiden erzbischöflichen und theologischen Seminarien, hier und in Floriana, zwei Jesuitencollegien (an dem

von Sant Ignazio unterrichten ausschließlich englische Jesuiten) und zahlreichen anderen geistlichen Häusern, Schulen und Corporationen, gibt es hier, auf so beschränktem Raume (mit Einschluß von Gozo) nicht weniger als sechs Mönchs- und zwei Nonnenklöster. Wie wir bereits bei Gelegenheit des höheren Studiengangs bemerkt haben, ist das gesammte Schulwesen auf Malta, das höhere wie das niedere, durchaus confessionell katholisch: „es wird keinerlei Unterricht geduldet, der den Grundsätzen des Katholicismus widerspricht" (che sia repugnante ai principii cattolici)[1]). Doch haben wir nicht gehört, daß dieser geistliche Staat je mit dem weltlichen auch nur in die leiseste Collision gerathen wäre; die beiden Excellenzen, der Gouverneur in La Valletta, der Erzbischof in Città Vecchia (gegenwärtig Don Pietro Pace, D.D., und von einem englischen Cardinal consecrirt) leben in Frieden und Freundschaft nebeneinander, und allgemein wird dem Clerus von Malta das hohe Lob der Menschenfreundlichkeit und jeder kirchlichen Tugend ertheilt.

Die Kathedrale von Città Vecchia ist ein sehr prächtiger Bau, mit herrlichen Intarsien, Deckenmalereien und kostbaren Alterthümern: einem Bilde des heiligen Paul mit aufgelegtem Silbergewand aus Byzanz und einem Goldcrucifix aus Rhodus. Denn in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist die Kathedrale neueren Datums, von 1702; aber sie steht auf uralt historischem Boden, an der Stelle, wo der Palast des römischen „princeps" Publius gestanden haben soll, des „Obersten auf der Insel", als der heilige Paul, der Apostel der Heiden, auf seiner Romfahrt hier Schiffbruch gelitten. Wie viel fromm Legendenhaftes nun auch mit der wirklichen Geschichte sich gemischt haben mag: man wird dennoch bewegt von einem seltsamen Empfinden, halb Bangen, halb Frohgefühl, wenn man diesen „Vorhöfen" naht, von denen der Psalmist singt, diese „Wohnungen" betritt, die er „lieblich" nennt. Denn ernst und hehr, als etwas ganz Gewisses, erhebt sich aus diesem Dämmerlicht der Vorzeit die Gestalt des Heiligen, der, ein Gefangener, auf einem Schiff mit römischem Kriegsvolk und vielen anderen Passagieren, zu winterlicher Zeit und vom Orcan verschlagen, bei dunkler Nacht an diesem Ufer strandete. „Und da wir auskamen, erfuhren wir, daß die Insel Melita hieß." (XXVIII, 1). Wenn man mit diesen Erinnerungen die Apostelgeschichte St. Lucae liest, so wird sie zur ergreifenden Wirklichkeit und jeder ihrer kleinsten Züge trägt bei, das Bild zu beleben und uns zu vergegenwärtigen.

Nicht viel über eine Wegstunde von diesem Hügel, auf welchem der Palast des „princeps municipii" gestanden und jetzt die Kathedrale steht, an der nordöstlichen Küste, liegt die Bai San Paolo a Mare, wo die Strandung erfolgt sein soll. Der Apostel, dem Festus in Cäsarea gesagt: „auf den Kaiser hast Du Dich berufen, zum Kaiser sollst Du ziehen", war unter römischer Bedeckung in den Herbstäquinoctien aus dem heimathlichen Hafen abgefahren, und vom Sturme bald hin- und hergeschleudert, bald zu langwierigen Aufenthalten in Nothhäfen gezwungen, nun schon wochenlang auf der erregten See, die man

[1]) Statut vom 26. September 1887. — Guida generale, 1892, S. 123.

damals noch zur Adria rechnete[1]). Man war weitab vom Curse gekommen, der direct nach Syracus gegangen wäre — viel später erst, im Frühling, gelangte man dorthin und hierauf nach Region (Reggio), wo wir den „Umschiffenden" schon begegnet sind. Jetzt war es Winter, Februar, und in der Nacht des zehnten, wo man das von der Brandung zerschmetterte Schiff verließ und durch Schwimmen oder auf umhertreibenden Planken sich an das Land rettete. Noch immer, am 10. Februar, wird das „Naufragio di S. Paolo Apostolo" als Nationalfest in ganz Malta und Gozo gefeiert, und bis zu dem Jahre des Schiffbruchs, 58[2]), zurück datirt man die Reihenfolge der maltesischen Bischöfe, deren ersten, eben jenen Publius, der Apostel selbst creirt haben soll. Dies stimmt allerdings ebenso wenig mit den Thatsachen, als die Tradition der Malteser, nach welcher der Heilige drei Monate lang in einer Kalksteingrotte, die noch jetzt als wunderthätig gilt, gelebt hat: davon findet sich nichts in der Apostelgeschichte; wohl aber wird man in ihrer Schilderung den Schauplatz der Strandung wiedererkennen: die weite Meeresbucht, den „*τόπος διθάλασσος*", den „Ort, der auf beiden Seiten Meer hatte" (XXVII, 41), nämlich das Inselchen Selmun, auf welcher sich heute eine Kolossalstatue des Heiligen erhebt, und den jetzt so stillen Strand, auf den ein älteres graues Gedächtnißkirchlein herabschaut. Auch will man, unter einem der benachbarten Bauernhöfe, neuerdings die Reste jenes Vorwerks gefunden haben, in welchem Publius die Schiffbrüchigen aufnahm und drei Tage freundlich „herbergete", wie es in der Apostelgeschichte heißt (XXVIII, 7). Auf jeden Fall zeugen die Katakomben ganz in der Nähe der alten Hauptstadt dafür, daß es hier sehr frühe schon eine Christengemeinde gegeben habe. —

Wendet man sich aus diesem nördlicheren und östlichen Theile der Insel gegen den südlichen und westlichen, so bleiben im Großen und Ganzen zwar die Züge der Landschaft dieselben; aber etwas fruchtbarer und besser angebaut ist hier die Gegend, dichter beisammen liegen die Dörfer und noch weiter zurück in die fast mythische Vergangenheit führen Reste derselben und Erinnerungen. Gleich vor der Stadt, nach dieser Seite hin, liegen die Kirchhöfe, der der Einheimischen, der Katholiken, auf einem Hügel, der der Engländer, der Protestanten, in einer kleinen Entfernung davon, in einer von vielen Bäumen beschatteten Thalsenkung; dann, unmittelbar nebeneinander, der der Israeliten, hoch ummauert, so daß man keinen Blick hineinwerfen kann, und der der Mohammedaner, cimitero arabo, der malerischste von allen, mit Moscheenkuppel und dem Halbmond, mit schlanken Minarets und feingearbeitetem Gitterwerk, durch welches man auf ein einziges, alle Gräber bedeckendes farbenreiches Blumenparterre blickt, von Palmen überwölbt.

Wir kamen durch Casal Curmi — man pflegt hier immer das Wort „Casal", Dorf (das italienische „casale"), vor jede dieser Ortschaften zu setzen —,

[1]) Während umgekehrt früher, bis ins vierte Jahrhundert v. Chr., das, was wir heute die Adria nennen, als zum jonischen Meere gehörig betrachtet und als die „jonische Bucht" bezeichnet ward. Mommsen, Bd. I, S. 128 und 322.

[2]) Nach Renan (Saint Paul, S. 558) freilich wäre das Jahr 60, der Monat der November und nur der Tag der 10.; jedoch im Kalender von Malta finden sich die Daten, wie oben angegeben.

Casal Zebbug, Casal Siggeui; die meisten dieser Dörfer sind von einem Umfang, daß man sie kleine Städte nennen, ja für eine einzige große Stadt halten könnte, so nahe mit ihren grauen Steinmassen, die sich kaum von dem grauen Hintergrund abheben, sind sie, weit über der Ebene verstreut und an den Abhängen emporsteigend, zuweilen aneinander gedrängt. Sie sind von einer ärmlichen Bevölkerung bewohnt, die sich, habgierig oder neugierig, über den seltenen Fremden stürzt oder ihm höhnische Bemerkungen nachruft. Hier aber, mitten unter diesen Zeichen der Uncultur, die jede Verständigung auszuschließen scheint, begrüßt man um so lieber das von der englischen Regierung errichtete Schulgebäude, neben welchem sich regelmäßig in jedem der Dörfer eine englische Apotheke (dispensary) und ein — „police-court“ befindet.

Die Viehzucht in den Dörfern beschränkt sich, so viel man bemerken kann, auf Ziegen und Schafe, diese genügsamsten aller Geschöpfe; ich erinnere mich kaum, eine Kuh gesehen zu haben. Die Bestellung des Ackers ist dieselbe, die wir schon kennen; das bischen Erdreich, das man hat, wird auch hier mit Steinwällen ängstlich zusammen gehalten. Hinter denselben erblickten wir weite Flächen ganz mit grünen Stauden bedeckt, glänzender und üppiger als Alles, was wir zuvor gesehen. Als wir näher kamen, war es — Knoblauch, den ich in solcher Fülle noch niemals habe prangen sehen. Dazwischen ab und an war ein Feld mit Kartoffeln oder Weizen, der um diese Zeit, im April, schon voll in seinen Halmen stand. Sonst waren auch hier nur Cactus, ganz weiß vom feinen Staub, der beständig auf den Chausseen weht, große Distelgebüsche, hier und dort eine Gruppe von Steineichen und zuweilen eine Palme, die „einsam und schweigend trauert auf brennender Felsenwand“. Ueberall liegt die Natur des Südens gleichsam im Kampfe mit der Ungunst der Bodenverhältnisse; doch hier sollten wir ebenfalls durch eine ihrer schönsten Schöpferlaunen überrascht werden und, wie früher in der Villa Sant Antonio, ein kleines Paradies finden, aber ein untergegangenes. Bei Casal Krendi waren wir in eine Region gelangt, die noch heute die Spuren eines furchtbaren Erdbebens zeigt, wenn das Ereigniß selber auch schon vor Jahrhunderten stattgefunden haben soll. Der Name des Dorfes wird von dem arabischen oder maltesischen Wort „Tekred“, zerstören, abgeleitet, und die Schlucht, zu der man uns nun führte, das Wunder dieser Gegend, heißt Makluba, von „Takleb,“ das Unterste zu oberst kehren. Sie liegt einige hundert Schritte von der Kirche des Dorfes entfernt, und wenn man an ihren Rand tritt, blickt man in eine Welt von Blumen und Grün, deren Düfte berauschend aus der Tiefe heraufsteigen. Die ganze Schlucht ist von ihnen erfüllt; alte Bäume stehen hier mit majestätischen Laubkronen, aber unerreichbar weit unter uns, eine grüne Wildniß, eingeschlossen von zerklüftetem Steingetrümmer, und ein schwindelnder, halsbrecherischer Fußpfad führt ringsherum. „Das Alles ist da hinabgesunken,“ schien unser Begleiter, ein Mann aus dem Dorfe, zu sagen; denn die Sage geht von einer Stadt, die hier einst gestanden und „in ihrer Sünden Blüthe“ hinweggerafft sei wie Sodom und Gomorrha. Noch sieht man am jenseitigen Rand ein Kapellchen, dem heil. Matthäus gewidmet, das bei der Zerstörung allein verschont geblieben sein soll

und wo jetzt zum Andenken alljährlich ein Volksfest gefeiert wird. Ich aber glaube, daß die durch den Erdsturz dort unten im Grunde des Kessels aufgehäufte Bodenschicht, von den hohen Felswänden geschützt, dieser sonst auf Malta beispiellosen Vegetation die Bedingungen ihrer Existenz erst gegeben hat, als wolle, wenigstens an dieser einen Stelle, die meridionale Sonne zeigen, wessen sie fähig.

Aber noch etwas viel Merkwürdigeres als selbst dieses Stück einer versunkenen Welt ist in der Nachbarschaft, und auch dahin erbot sich der Mann uns zu führen. „Big stones, big stones!“ rief er in Einem fort zum Zeichen, daß er mich verstanden, dazwischen mehrmals „Saracens!“ hinzufügend, damit kein Zweifel übrig bleibe. Wir machten uns auf den Weg, über ödes Gestein wandernd und durch Gestrüpp auf einem vielfach zerrissenen Boden, der langsam bergan stieg. Wo sich ein Durchblick in den Hügeln öffnete, hatten wir die Fernsicht auf das Meer und die hohe, blaue Küstenlinie von Gozo. Nicht lange, so kam aus irgend einem Hinterhalt ein zweiter Mann hervor, braun, muskulös, barhäuptig und hemdärmelig wie der unsere, mit zwei gewaltigen Schlüsseln in der Hand. Auch er grüßte mit den Worten: „Big stones, big stones,“ indem er auf eine Thalsenkung wies, die durch ein Lattenthor geschlossen war. Was diese Beiden „Saracenen“ nannten (an den Gestaden des mittelländischen und Tyrrhenermeers ist dieser Name noch immer ein lebendiger), sind in Wahrheit die Phöniker gewesen, und die „großen Steine“ sind die Tempelruinen von Gebel Kim, d. h. Steine der Anbetung. Der mit den Schlüsseln war der Eigenthümer dieses prähistorischen Grundstücks, welches wir nun im Geleit dieser beiden Männer betraten — sie selber Ueberbleibsel der Vorzeit und einer stammverwandten Rasse. Man erkennt noch die Grundform des Heiligthums, den Längs- und Quergang, die Fenster — Mauerwerk aus ungeheueren Steinblöcken übereinander gethürmt, Fragmente von Altartischen, zerbrochen und umgestürzt, sind noch da; tief ausgehöhlte Steinbehälter, vielleicht für das Opferblut, auch Steinstückchen, an denen sich Spuren einer allerdings rohen künstlerischen Arbeit zeigen. Diese Reste des fernsten Alterthums sind vor etwa vierzig Jahren durch Dr. Cesare Vasallo, den auf Malta wohlbekannten Antiquar, aufgedeckt und als ein Tempel des phönikischen Herkules und der sieben Brüder Kabiri bestimmt worden. Steinerne Götzenbilder und ein Altar mit Inschrift, die hier gefunden, werden jetzt in der Bibliothek von Malta bewahrt. Wenn daher vorgeschichtlich zu viel gesagt, ist es doch gewiß die vorgriechische Zeit, aus der die Trümmer von Gebel Kim stammen; die, zwischen 1500 und 800 n. Chr. Geburt, wo das Melita der späteren Griechen das Ogygia der Phöniker war. Bei Homer heißt Malta auch noch Ogygia:

Laßt uns Hermes sofort, den bestellenden Argoswürger,
Zu der ogygischen Insel beschleunigen. (I, 84.)

Und hier sind wir wieder in der Traum- und Zauberwelt der schönen Griechendichtung! Ihnen, den Griechen, mochte die Insel „in einsamer Mitte des Meeres“ wohl schreckhaft erscheinen, da die grausigen Phöniker sie beherrschten. Wie nachmals im Mittelalter die Saracenen, waren zur Zeit des

Homer die Phöniker die gefürchteten Orientalen überhaupt — Handel und Seeraub treibend,

Phöniker, der Seefahrt kundige Männer,
Gaudieb', allerlei Tand mitbringend im dunkelen Meerschiff. (XV, 414.)

Sie stehlen Menschen an den Küsten, um sie dann als Sclaven zu verkaufen (XIV, 297. — XV, 482); nicht harte Worte genug kann Homer finden, um die verhaßten, „die ränkevollen Phöniker" zu schildern:

— ein phönikischer Mann . . . ein im Truge gewandter
Gaudieb, der schon Vieles zur Plag' ausübte den Menschen. (XIV, 289.)

Auf diesem, der Phantasie der Griechen so höchst unwirthlich erscheinenden Eiland — „rauh ist die Insel von Wald" (I, 51) — gibt es dennoch eine Stätte von unsagbarer Schönheit — „der Göttinnen eine bewohnt sie":

Lodernd brannt' auf dem Herde die Flamm'; und fern in das Eiland
Wallte der Ceder Geduft, der gespaltenen, wallte des Thyons
Würzige Gluth. (V, 59.)

Hier, an diesen Strand verschlagen, weilt der Dulder Odysseus auf seiner unheilvollen Fahrt, nach dem Schiffbruch an der sicilischen Küste, von all' seinen Genossen allein übrig geblieben, „in der Nymphe Gemach, der Kalypso, die mit Gewalt ihn hält" (XVII, 143):

Ringsher wuchs um die Grotte des grünenden Haines Umschattung.
Erle zugleich und Pappel und balsamreiche Cypresse. (V, 63.)

Beständig mit holden und sanft einnehmenden Worten schmeichelt sie, daß er der Ithaka vergesse —

Aber Odysseus
Sehnsuchtsvoll nur den Rauch von fern aufsteigen zu sehen
Seines Lands, zu sterben begehrt er. (I, 57.)

Wenn man von Gebel Kim die Westküste hinauf gegen Norden wandert, so gelangt man nicht weit von der Mellehabucht an einen Hügel mit einer Reihe geräumiger Höhlen, die zum großen Theil von den Bauern der Umgegend zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt werden. Eine jedoch ist von den übrigen ausgezeichnet: eine Quelle des klarsten Wassers entspringt in ihr, rieselt in ein weites Becken herab und wird aus diesem in einen Garten geleitet, der durch üppiges Wachsthum sich hervorthut, wie man es sonst auf Malta selten trifft. Mitten unter den rauhen Anhöhen, die diesen grünen Erdenfleck umgeben, liegt er da, wie verwunschen; und wenn man den Bauer fragt, der ihn bewirthschaftet, so wird dieser auf die Höhle deutend sagen: „Die Grotte der Kalypso." Die Wasser des Meeres waschen den Fuß des Abhangs; zur Linken, ganz nahe, sieht man die Inseln Comino und Gozo, zur Rechten dämmert das Inselchen Selmun und die Bai des heil. Paul herauf. So hat man von diesem wunderbaren Punkt auf der Nordwestspitze von Malta den Blick in die beiden Welten, welche für die Menschheit, alle Gegenwart und alle Zeit überragend, die bedeutungsvollsten geworden sind: in die des Homer und die des Neuen Testaments.

Eine Lüge der Liebe.

Von

Salvatore Farina.

VII.

An jenem Abend kehrte ich nicht in die Casa Corteſi zurück, nicht aus Verdruß etwa, noch aus verletztem Selbſtgefühl; ich weiß ſelbſt kaum, weswegen ich im Café blieb, um mich zu langweilen, den ganzen Abend Eislimonade ſchlürfend. Immer wieder fielen mir die Worte Venturino's ein: „Komm' heut' Abend wieder, und ich werde Dir ſagen können, daß Du Unrecht haſt," und ich wiederholte ſie mir laut, um die Stimme meines Elends zu hören; war nicht jedes Wort ein hingeworfenes Almoſen? Um zehn Uhr, bevor ich mich nach Hauſe begab, kam Venturino, mich aufzuſuchen.

Bei ſeinem Anblick kamen mir zwei Gedanken zu gleicher Zeit: auch er liebt Marcella, und kann die Zeit nicht erwarten, mir anzuvertrauen, daß ſie ſich ihre Liebe geſtanden haben; — er hat mich den ganzen Abend erwartet, um mir zu ſagen, daß, wenn ich ein Mittel fände, weit weg zu gehen, Marcella die Meine ſein werde.

Statt deſſen ſagte Venturino einfach:

„Du haſt wirklich Unrecht; Marcella will ſich für jetzt Keinem vermählen, noch von der Seite unſerer alten Mutter gehen, wenigſtens für jetzt nicht."

„Alſo haſt Du ihr geſagt? . . ."

Ja, und er hatte ihr auch geſagt, was zu ſagen ihre Flucht mir unmöglich gemacht: nämlich von der vorgeblichen Reiſe nach New-York, damit Marcella ſich in Mailand oder anderswo mit mir, mit dem Major Pancrazio oder einem Anderen verheirathen könne. Aber Alles war vergebens geweſen.

„Von Dir haſt Du nicht geſprochen?"

„Was hätte ich von mir ſagen ſollen, das ſie nicht wüßte? Ich würde der Thörichtſte der Menſchen geweſen ſein, wenn ich mich in Marcella verliebte, da ich weiß, daß ich, ich allein, ſie niemals die Meine nennen könnte; mir würde der Muth fehlen, die fromme Lüge zu zerſtören, die mir ſo viele Pein macht, aber meiner alten Mutter das Leben weniger bitter erſcheinen läßt, und ich könnte

doch nicht nach New-York gehen! Du siehst es nun; hatte ich nicht Recht, zu sagen, Du seiest ein Narr?"

Bei diesen letzten Worten schlug er die Augen nieder, erhob sie aber sogleich wieder, um mir ins Gesicht zu blicken und wehmüthig zu sagen: „Mein Leben wird so hingehen, immer so, getröstet durch die Arbeit; ich habe der Liebe entsagt; weißt Du? ohne diese Entsagung würde meine Pflicht mir zu schwer werden."

Dann ohne einen Schatten von Schwermuth, eher in keckem Ton, setzte er hinzu:

„Morgen werde ich wieder anfangen, der von früher zu sein; denn nichts hat sich geändert; und höre wohl: nicht einmal Dein Wunsch!"

Fast entschlüpfte mir das Wort, daß auch ich der Liebe entsagt habe; doch da es nicht wahr gewesen wäre, wollte ich den Klang meiner Lüge nicht hören. „Wer weiß?" sagte ich scherzend, „an einem Tag oder dem anderen werde ich auf meinem Wege das Mädchen finden, das meine Gemahlin sein wird; vielleicht wird es gut sein, mir's bei Zeiten zu besorgen, es unter meinen Augen aufwachsen zu lassen und es niemals aus dem Gesicht zu verlieren, damit es sich in keinen Anderen verliebe. Wenn ich unverweilt den Auftrag gebe, wird es in sechzehn Jahren so weit sein; ich bin dann noch nicht einmal fünfzig alt, und endlich doch wohl reif für die Ehe."

Venturino nickte beistimmend; ein Zeichen, daß er an Anderes dachte und mein leeres Gerede nicht gehört hatte.

Als ich folgenden Tages in die Casa Cortesi kam, fand ich dort die Freundlichkeit und das liebenswürdige Getändel Marcella's, den Strickstrumpf der Alten, ihre Seufzer, welche das kurze Stillschweigen mit gewissen nachdenklichen „aber" unterbrachen, und in welchen sich die ganze Bangigkeit dieses Mutterherzens ausdrückte. An jenem Abend fand ich dort auch Venturino's jugendliche Lebhaftigkeit; er blieb bei uns, weil er, durch einen ungewöhnlichen Zufall, keinen Feuilletonartikel fertig zu machen, keinen Stoß Correcturbogen zu lesen hatte.

Und viele andere Abende vergingen wie dieser, und nie zeigte sich Marcella mir wieder, wie sie mir nur auf einen Augenblick erschienen war. Deshalb gab ich mich keiner Täuschung mehr hin. Ich sah sie lange an, ohne Wunsch, denn die Hoffnung war zu Ende; ich suchte in ihren Augen die Liebe zu erforschen, welche ich einst errathen zu haben geglaubt, aber auch das gelang mir nicht mehr, so sehr war sie oder wußte sie sich gleichgültig zu stellen.

Wenn, nach neun, die Mutter zu Bett gegangen war, geschah es zuweilen, daß wir allein blieben, und es war immer leicht für mich, von Venturino zu sprechen, welcher im anstoßenden Zimmer arbeitete; aber dennoch entdeckte ich nichts.

Marcella, ohne zu erröthen, ohne sich allzu sehr in Stimme oder Ausdruck zu beleben, beklagte ihren Schwager, lobte ihn, sprach gelassen aus, daß sie niemals einen edelmüthigeren Mann gekannt habe.

„Wer würde denken," wagte ich einst zu sagen, „daß in diesem dürftigen Körper so viel Kraft, so viel Widerstandsfähigkeit sei?"

Marcella erhob die Augen von der Stickerei, mir einfach zu erwidern: „Nicht wahr? wer würde es denken? . . .“

So kam der November heran.

Am Tage Aller-Seelen wollte Marcella ihrem Giovanni einen Kranz bringen, aber die Sache mußte heimlich geschehen. Allerdings ging sie auch zum Grabe ihrer verstorbenen Mutter; aber wenn sie das gesagt hätte, würde die lebende Mutter sie haben begleiten wollen. Es bedurfte eines wahren Complotts zwischen Venturino und mir, aber es gelang; Venturino blieb bei der Mutter daheim, der Kranz wurde in meine Wohnung gebracht, und von da gingen wir, Marcella und ich, nach dem Kirchhof, um das bischen Erde aufzusuchen, das Giovanni bedeckte. Mir schien es schwieriger, als es in der That war; denn Marcella hatte schon vorher oft insgeheim ihren lieben Todten besucht und fand sich zwischen den Wegen zurecht, den Blick vor sich hin gerichtet, wie wenn Giovanni aus seiner Gruft ihr zugerufen hätte: „Hier bin ich.“

Als sie angelangt war, kniete sie nieder, um still zu beten; dann aus der Erde, die noch den Grabstein erwartete, zog sie das Gras, welches den von ihr selbst gepflanzten Rosenstrauch verbarg. Er hatte bereits viele Blumen gespendet, nun aber streute er das bischen Grün seiner Blätter umher. Und Marcella weinte nicht mehr. Nur beim Fortgehen sagte sie:

„Wie schmerzlich, daß wir noch keinen Stein mit einer Inschrift haben setzen können, um den Leuten zu sagen, daß mein Giovanni so gut war!“

„Aber ein Stein kostet so wenig!“

„Venturino will ein kleines Denkmal machen lassen, und das kostet viel; er hat mir nicht erlaubt, aus meiner Mitgift beizusteuern; er sagt, daß er im nächsten Jahre so weit sein werde.“

Dann kniete sie am Grabe ihrer Mutter nieder, das nicht weit davon war und einen schönen schwarzen Marmorstein hatte.

Auf dem Heimweg waren wir traurig, aber zufrieden, den Todten besucht zu haben, ohne den Argwohn der armen Alten zu erregen.

Doch kaum zurückgekehrt, während wir Alle vor dem Mittagessen, zu dem man mich eingeladen, im Salon versammelt waren, ereignete sich ein großes Unglück. Der Briefträger brachte einen Brief zurück, welcher Giovanni in New-York nicht aufgefunden und, nachdem er eine ganze Zeit in Amerika gelegen, den atlantischen Ocean wieder gekreuzt hatte, um der Absenderin, Signora Marta, zurückgestellt zu werden.

Die Sache war ganz einfach, jedoch Niemand hatte daran gedacht. Und auch der andere Brief, den die Alte, im Einverständniß mit mir, heimlich hatte einschreiben lassen, auch der würde in zwei oder drei Monaten zurückkommen, um der Armen neue Betrübniß und neuen Argwohn zu bringen.

Wie war dem abzuhelfen?

„Aber wie geht das zu?“ sagte die Alte. „Die einfachen Briefe kommen immer an, und dieser, den wir haben einschreiben lassen, verirrt sich unterwegs?“

„Er verirrt sich nicht,“ entgegnete ich, damit Jemand auf eine bessere Antwort denke; „er verirrt sich nicht, wenn wir ihn hier haben.“

Nun sprach Venturino, wie zu sich selbst, die Vermuthung aus, daß Giovanni sich anderswohin begeben habe; doch nein, er hatte auf spätere Briefe geantwortet.

Der Brief ging aus einer Hand in die andere, während Venturino den Empfang bescheinigte.

Der Zweifel, der plötzlich die Seele der Alten ergriffen hatte, verursachte ihr eine ungewöhnliche Nervosität, eine argwöhnische Ungeduld, hinter die Wahrheit zu kommen.

„Also," stammelte sie, kaum daß der Briefträger gegangen war, „also kann Keiner mir die Sache erklären?"

Wir dachten alle nach.

„Gieb mir den Brief," fuhr die Alte fort, sich zu Venturino wendend; „gieb ihn mir gleich."

Und da Venturino nicht alsbald gehorchte, aus instinctiver Furcht, daß dieses Blatt, wenn es in die Hand seiner Mutter komme, ihr die ganze Wahrheit, oder vielmehr die ganze Lüge sagen werde, drang Signora Marta mit befehlendem Ton in ihn:

„Gieb ihn her!"

Und Venturino reichte den Brief hin.

Die Alte näherte das verdächtige Blatt den Augen, befragte die Poststempel der beiden Seiten, ohne auch nur zu wissen, auf welche Antwort sie hoffen könne, oder vielleicht ob sie überhaupt auf eine solche hoffe.

„Hier, was steht hier?" fragte sie mich.

„Liverpool."

„Und hier?"

„Sacramento; und hier New-York, und hier zweimal Mailand . . . das sind die Stationen, die der Brief hin und her gemacht hat."

Dann, ohne weiter Etwas zu sagen, riß die Alte das Couvert auf, entfaltete das Blatt, hielt es sich vor die Augen, schüttelte den Kopf, weil sie nicht einmal mit der Brille zu lesen vermochte, und befahl Marcella:

„Lies mir Alles vor."

Marcella las, mit einigem Zittern in der Stimme, was wir Einer nach dem Andern geschrieben hatten, bis auf die paar Worte, die von mir am Rand hinzugefügt worden waren.

Sogleich, als sie begann, begriffen wir alle, daß wir einen argen Fehler begangen hatten, da Venturino schon Jedem von uns geantwortet, und Jeder von uns, was er geschrieben, der Mutter vorgelesen hatte.

Als Marcella an das Ende ihrer eigenen Zeilen gekommen war, wurden ihre Augen feucht, und ihre Stimme verschleierte sich, indem sie sprach: „Kehre wieder, mein Giovanni, kehre wieder aus dem fernen Lande, wohin Du gegangen bist, ohne mir ein Wort zu sagen, ohne meine Arme aufzusuchen, die Dich zurückgehalten haben würden, kehre wieder, und Du wirst Deine Marcella finden, jetzt und immer die Deine . . . so lange sie lebt."

Nun war Venturino so kühn, die Vorlesung zu unterbrechen; und indem er sich äußerst verwundert stellte, sagte er:

„Aber haben wir denn nicht geglaubt, daß Giovanni auf alles dies geantwortet habe? . . . Sage, Marcella . . . auch hierauf . . ."

Die Alte fiel mit strengem Tone ein: „Laß sie zu Ende kommen."

Als die Pein vorüber war, sagte die Alte: „Ja, das alles ist beantwortet worden, ich habe es drüben im Schubfach. Geh', Marcella. Nein, bleib', ich werde selbst gehen."

Man konnte sie nicht verhindern, zu gehen, ohne ihren Verdacht noch größer zu machen.

Als die Mutter zur Thür hinaus war, sagte Venturino leise:

„Wenn ich den Brief vorlese, werde ich einige Worte zu verändern suchen, damit er nicht wirklich wie die Antwort erscheint; macht Ihr es auch so."

Die Alte kam bald zurück.

„Hier. Signor Fortunato, wollen Sie lesen . . ."

„Gern." Ich nahm das Blatt und durchlief es schweigend.

„Nicht so; laut!" begehrte die Alte; und wie um mir zu drohen, setzte sie hinzu: „Ich weiß es auswendig."

Glücklicherweise rühmte sie sich, weil ihr manche zärtliche Wendungen im Gedächtniß geblieben waren; aber sie erinnerte sich zum Beispiel nicht der entsetzlichen Worte, mit welchen das furchtbare Schreiben anfing: „Ich habe Euer Liebes vom 10. März erhalten." Ich übersprang sie sogleich, und in mehr als einem Punkte verbesserte oder verstümmelte ich einen Satz. Als ich zu Ende, war mir so heiß geworden wie einst, wenn ich dem Professor Ferula die herrlichen Strophen der lateinischen Aufgabe hersagte.

Die Alte, ohne recht zu sehen, blickte Einen nach dem Andern, mich, ihren Sohn, ihre Schwiegertochter an, uns und zugleich ihr Gedächtniß durchforschend.

„Steht es da wirklich so geschrieben?"

„Genau so: ‚ich danke auch Dir, lieber Fortunato, wenn Du mich nicht vergissest!'" Venturino hingegen hatte geschrieben: ‚daß Du mich nicht vergessen hast.'

Noch leise schluchzend, fiel Marcella ein, um mir aus der Verlegenheit zu helfen:

„Man sieht, daß auch ihm derselbe Gedanke gekommen war, an Jeden von uns zu schreiben, darum haben wir geglaubt, daß es die Antwort sei."

Marcella war verschlagen, nicht wahr? Aber wie kann die Güte mit so vieler List ausgerüstet sein? Ich würde immer das Gute neben die Einfalt gesetzt und sogar das Eine mit dem Anderen verwechselt haben; aber nach dem Beispiel, welches Marcella und Venturino mir gaben, kann ich es nicht mehr.

Die alte Signora sann einen Augenblick nach; vielleicht um uns durch ihren Verdacht nicht zu kränken, schwieg sie, aber sie ließ sich den Brief zurückgeben und ging, um ihn wieder einzuschließen.

Und wiederum, als sie gegangen, saßen wir rathlos da, indem wir des anderen Briefes gedachten, den ich mit der Mutter zusammen auf die Post gebracht hatte.

„Zum Glück haben wir noch nicht geantwortet," sagte Marcella. „Wir dürfen es nicht thun."

Gewiß nicht; hingegen blieb etwas Besseres zu thun, wie Venturino uns mittheilte; aber er konnte nicht mehr sagen, da die Alte, wieder beruhigt zurückkehrte. Dies „Bessere" war, einen Brief Giovanni's zu schreiben, datirt aus San Francisco in Californien.

Unser Todter würde darin sagen, daß er New-York verlassen habe, um einträglichere Geschäfte im Lande des Goldes zu machen.

Auf diese Weise würde sich auch der nicht in seine Hände gelangte Brief erklären.

Venturino wollte eine verwickelte Adresse angeben, unter welcher man ihm dorthin zu schreiben habe.

Und wir schrieben wie das vorige Mal. Nur die Alte nicht. Aber sie bat, daß Jeder von uns ihrem Sohne sage, sie werde bald sterben, wenn er noch länger fern bliebe. Und sie verlangte nicht einmal, man solle den Brief recommandiren lassen, weil sie der Versicherung ihres anderen Sohnes nachgab, daß der Postdienst in Amerika sehr gut eingerichtet sei, daß dort kein Brief verloren gehe, daß dort aber auch, aus einer fast übertriebenen Genauigkeit des Dienstes, eingeschriebene Briefe oft an den Absender zurückgeschickt werden, bevor sie wegen irgend eines Hindernisses an ihre Adresse gelangt sind.

Venturino erschien mir auch sehr überlegt, als er den Postdirector bat, daß man einen solchen Brief, wenn er zurückkomme, ihm nicht abliefern, sondern ihn nur schriftlich davon benachrichtigen möge.

Und jener Brief, mit zitternder Hand von Signora Marta geschrieben, mit meiner kalligraphischen Aufschrift versehen, ward uns wie durch ein Wunder zwei Tage später wiedergebracht, weil die Post von New-York ihn nicht annehmen wollte, nachdem sie den anderen kurz zuvor zurückgeschickt hatte; und das dirigirende Amt machte keine Schwierigkeit, ihn herauszugeben, als Venturino anstatt seiner alten Mutter unterzeichnet hatte.

Venturino wollte ihn nicht öffnen, auch Marcella und ich nicht; als wir aber alle Drei zusammen waren, ermannten wir uns und verletzten das Briefgeheimniß.

Aber es war ein Geheimniß, welches vielleicht das unsere gefährdete, und wir glaubten daher, so verfahren zu müssen.

Venturino öffnete langsam das Couvert und überreichte dann das Schreiben Marcella, die schweigend mit Thränen in den Augen las; und darauf, als ob auch wir uns danach sehnten, zu weinen, lasen wir, gleichfalls stumm.

Der Brief lautete:

„Mein Giovanni, mein Sohn, heut' Nacht hatte ich einen entsetzlichen Traum, der, wenn er die Wahrheit gewesen wäre, mich zu Boden geschmettert hätte: mein Giovanni war todt; ich sprach zu ihm, und er antwortete nicht, ich berührte ihn, und sein Körper war kalt und sein Herz schlug für Niemanden mehr, nicht einmal für seine Mutter, die ihn geboren.

„Mein Giovanni, warum läßest Du mich so sehr leiden? so muß ich sterben; das Verlangen nach Dir verzehrt den Rest meines Lebens. Denke an Deine Mutter, an Deine Frau; kehre zurück auf einen Tag oder auf eine Stunde;

dann, wenn Du willst, wirst Du wieder gehen und Deine Mutter wird zufrieden sterben."

Das war Alles.

VIII.

Die beiden Complicen ließen sich immer wieder aufs Neue durch den Traum der Mutter rühren, lasen und wiederholten oft den trostlosen Satz: „oh, wenn es die Wahrheit wäre, so würde sie mich zu Boden geschmettert haben," um sich in der Lüge zu bestärken.

Ich nicht; keineswegs wegen der geringen Hoffnung, daß eine Aenderung der Dinge mir eines Tages noch die Hand Marcella's verschaffen könne; nein, aus einfachem Gerechtigkeitsgefühl.

„Die Wahrheit," versicherte ich meine beiden Gegner, „hat noch nie Jemanden zu Boden geschmettert; und wenn die Menschen sogar den Blitz gezähmt haben, so können sie um so mehr die alte Signora darauf vorbereiten, die Wahrheit zu hören."

„Ach, ums Himmelswillen, denken Sie nicht daran!"

Marcella war es, die mich so beschwor.

„Nein, nein, seien Sie ruhig; ich meinestheils schweige; aber ich habe stets gesehen, daß die Wahrheit sich rächt."

Ich drohte mit dem Finger.

Marcella und Venturino sahen sich verstohlen an, dann sagten sie mir, sie seien völlig resignirt.

Daraus ersah ich, oder glaubte es doch, daß die Wahrheit ihre Rache schon begonnen habe; und es that mir aufrichtig weh, für sie, die Armen, die mir verliebt schienen, und für mich, ärmer als sie, der täglich dem Fortschritt ihres Uebels zusehen mußte.

Auch die Signora Marta, gegen die ich sicherlich einen instinctiven Groll hatte, weil ihretwegen eine unnütze Komödie gespielt wurde, fing an, mir Kummer zu machen. Ohne Zweifel betrachtete sie uns sämmtlich mit argwöhnischen Blicken.

Und einst, als wir unter vier Augen waren, und sie mir im Gesicht zu lesen gesucht hatte, ob ich ein Mann sei, bereit die ganze Wahrheit zu sagen, sprach sie:

„Hören Sie, Signor Fortunato, mich beunruhigt Etwas, ich möchte mich Jemandem anvertrauen, der nicht verstände ... Jemandem, der Willens wäre ... Kurz, mich dünkt wirklich, daß Sie nicht das Herz hätten, eine arme Mutter zu täuschen . . ."

„Sie haben Recht, sprechen Sie."

„Werden Sie mir die Wahrheit sagen, die ganze?"

„Gewiß!"

Und die unglückliche Frau, indem sie mich fest an beiden Händen faßte, bat mich um die Liebe, daß ich ihr sagen möge, wo in Wahrheit ihr Giovanni sei; denn sie fürchte, er sei nicht nach Californien gegangen. Und ich log; ich schwor bei Allem, was es Heiliges für mich gab, ich versicherte sie, daß Giovanni aus San Francisco geschrieben habe. Hatte sie nicht selbst den letzten Brief gelesen? . . . Aber warum hatte sie sich jemals diesen Zweifel in den Kopf gesetzt?

Vor Allem, weil der Himmel ihr einen bösen Traum geschickt, und dann, weil die recommandirten Briefe nicht angekommen waren; endlich war sie jetzt fast sicher, daß der vielerwähnte Brief vom zehnten März beantwortet worden sei. — „Nun denn! Aber wie?"

Ohne ein weiteres Wort zog Marta die Antwort aus der Tasche. „Lesen Sie: hier steht geschrieben: ‚Ich habe Euern lieben Brief vom zehnten März erhalten'. Und warum haben Sie mir diese Worte nicht vorgelesen, die ich nachher mit der Lupe habe lesen müssen? Sagen Sie die Wahrheit, Signor Fortunato, haben Sie Mitleid mit einer armen Mutter; also, mein Sohn ist krank?"

Wenn die Arme mich gefragt haben würde: „lebt mein Sohn?" vielleicht hätte ich einen Theil der Wahrheit enthüllt; denn die Lüge war mir schon verhaßt, und schien mir immer schlimmer werden zu müssen. Aber sie dachte nicht entfernt an den Tod ihres Sohnes, jung und stark wie eine Eiche, selbst da nicht, als der Himmel ihr den bösen Traum geschickt hatte, um sie zu erschrecken; instinctiv wollte sie getäuscht sein, indem sie mein Erbarmen anrief; und ich, aus dem Mitleid, welches sie von mir erbat, log wie ein Spitzbube.

„Fassen Sie Muth, Giovanni geht es vortrefflich, jetzt ist er in San Francisco; aber Sie wissen besser als ich, welch' einen Kopf dieser Junge hat; morgen kann er wo anders sein."

„Er ist ein guter Sohn, ein bischen Tollkopf, aber gut . . ."

Sie schien durch meine Lüge beruhigt; aber ich hatte ihre Bemerkung wegen des verschwiegenen Datums nicht beantwortet; und das mußte den Verdacht später wieder wecken.

Inzwischen ging das Trauerjahr zu Ende; binnen Kurzem würde das Gesetz die Wittwe Giovanni's ganz frei geben.

Ich sah mindestens ein Dutzend Bewerber voraus, welche Marcella mit ihrer Manier des krausköpfigen Kindes abweisen würde; und von Weitem fühlte ich es wie die Gluth eines andern Brandes, der mir unvermeidlich schien. Er allein vielleicht? oder vielleicht beide! Und es würde die gerechte Strafe für ihre verleugnete Liebe sein.

Jedoch, wenn ich Marcella mit Verlangen, wenn ich Venturino mit Eifersucht ansah, entdeckte ich kein Anzeichen. War also ich allein der Verliebte?

Der verhängnißvolle Jahrestag ging traurig und still vorüber.

Ich, wie gesagt, hatte resignirt; nichtsdestoweniger, wie fragend, sagte ich zu Marcella, welche nichts von mir wissen wollte: „Denken Sie daran, daß auch ich unter den Vielen bin . . ."

„Den Vielen? welchen? . . ."

„Unter den Vielen, die um Ihre Hand werben; denn es wird eine Procession sein; ich biete mich nicht mehr an, aber Sie wissen, daß ich gern nach Mailand, nach San Francisco, oder in die Hölle gehen werde, in Ihrer Gesellschaft."

Ich lachte laut, aber sie lachte auch.

Der Major Pancrazio war der Erste, der sich präsentirte. Da es ihm noch nicht geglückt war, einem Backfisch, der erst eben aus der Pension gekommen, den Kopf zu verdrehen, würde er ihn gern gestraft haben, wenn nur die Wittwe Cortesi andern Sinnes geworden wäre.

Er sagte mir nichts, aber ich verstand Alles, und da wir durch den alten Pakt Vertraute waren, fragte ich ihn:

„Ihr Schulmädel entschließt sich nicht?"

„All' diese Mädchen von heute haben den Geschmack an den Epauletten verloren; alle sagen, sie seien zu jung und wollten nicht zu früh heirathen; und ein Ehrenmann, wie ich, der noch ein Gemahl ersten Ranges sein würde, geht indessen zum Teufel."

„Sagen Sie das nicht," gab ich ihm zur Antwort; „Sie können noch viele Jahre als Junggesell vertragen . . ."

Und er erwiderte, das sei sehr wahr.

Er fing also seine Besuche wieder an, und ich setzte trübselig die meinigen fort, bis Venturino und Marcella sich unser erbarmten und uns gestanden, daß sie Verlobte seien; nur sollten wir um Gotteswillen keiner lebenden Seele Etwas sagen.

„Oh! oh! bravissimi!" stotterten wir um die Wette; „also sollte es auch der Mama verschwiegen bleiben?"

Sie hatten selbst nicht gewußt, daß sie sich . . . liebten . . . bis . . .

„Bis wann?" fragte ich Marcella.

Mir antwortete Venturino.

„Bis vor einem Monat; ich entdeckte, was mir fehlte, und sogleich, da wir uns versprochen hatten, intime Freunde zu sein und uns Alles zu sagen, vertraute ich es Marcella an . . . und nun sprich Du weiter."

Und Marcella, das Köpfchen ein wenig schüttelnd, aber ohne das Gekräusel ihrer schönen Haare zu verwirren, fuhr fort:

„Und ich habe ihm geantwortet, daß auch ich krank sei. So, um beisammen zu bleiben, haben wir uns verlobt."

„Und wann die Hochzeit?"

Ja, die Hochzeit! Wer weiß, wann? So spät wie möglich. Sie wollten der guten Mutter das Leben nicht verkürzen; aber inzwischen waren sie glücklich in dem Versprechen, sich zu heirathen, ehe sie stürben.

Sie drückten sich einen Moment die Hand, lasen nochmals in den treuen Augen ihr Verlöbniß, und wurden dieselben wie zuvor.

Sofort machte der Major sich wieder auf zu seinem Backfisch, oder zu einer Anderen; und ich blieb, wie es mein Schicksal wollte, bis zuletzt ein Zuschauer dieser unglücklichen Liebe.

So erschien sie mir.

„Ihr glaubt geheilt zu sein, weil Ihr Euch verlobt habt, aber Ihr täuscht Euch; Ihr seid schlimmer daran, als zuvor, und die einzige Arzenei ist die Ehe. Höret auf mich, der ich Euch beide lieb habe, heirathet rasch, meinetwegen sogleich; ich begleite Euch gern auf das Municipium und in die Kirche als Zeuge; ich wette, der Major Pancrazio wird es ebenfalls thun."

Marcella und Venturino dankten lachend, aber beide sagten in voller Uebereinstimmung, daß es unmöglich sei, daran auch nur zu denken; die Mutter würde es nicht überleben, wenn sie den Tod Giovanni's erführe.

Ich gab mich nicht für besiegt.

„Um die Signora Marta würde es vielleicht besser stehen als heut', wenn ihr mit dem Schmerze die Freude der neuen Heirath zu Theil würde. Am letzten Ende, was hat sie davon, sich ihren Sohn lebend vorzustellen? Sagt es selbst: zu denken, daß er ein schlechter Sohn und ein noch schlechterer Gatte sei."

Auch sie gaben sich nicht für besiegt.

„Und dann, was glaubt Ihr? Die Mama fängt schon an, Argwohn zu hegen. Sie hat begriffen, daß hier ein Geheimniß obwalte; heut' fürchtet sie, Giovanni sei krank."

„Wirklich?"

„Ja; sie hat versucht, mich Alles sagen zu machen; ich habe gelogen, ärger als Ihr; ich habe die Krankheit geleugnet; aber jetzt wär' es an der Zeit, die Krankheit zuzugestehen, um Giovanni dann eines natürlichen Todes sterben zu lassen. Inzwischen macht Ihr in der Stille Hochzeit, und nach einem Jahre, oder noch früher, gesteht Ihr Alles. Ach, meine Lieben, ich würde es wirklich so machen."

Ich redete wie ein überzeugter Apostel, aber ich überzeugte keinen von beiden.

„Nein, sprich nicht so," sagte Venturino ernst; „die Mutter ist herzkrank; der Arzt behauptet, ein großer Schmerz könne sie plötzlich tödten. Du siehst wohl, daß wir nicht anders handeln können."

IX.

Sie hielten also neun lange Monate aus, ohne viel zu leiden; sie zeigten sogar beide ein zufriedenes Gesicht, bis zwei Blicke mir verkündeten, daß die Qual des Tantalus begonnen habe. Welche Blicke? Zwei Blicke, die, sich suchend, einander zu begegnen fürchteten.

Ich hatte immer geglaubt, ihnen einen Gefallen zu erweisen, wenn ich vor zehn nach Hause ging, damit Venturino und Marcella sich noch ein wenig allein in die Augen blicken könnten; als ich mich jetzt wie gewöhnlich verabschieden wollte, bat Marcella selbst ihren Verlobten, mich zu begleiten, ein wenig Bewegung in der Frühlingsluft werde ihm gut thun.

Venturino willigte sogleich ein, und schweigend gingen wir neben einander.

Es war April, der Frühlingsmonat. Sein frischer Wind wehte durch die langen Bogengänge der Straßen und trug überall hin den Hauch der Sehnsucht; er streute Keime der Liebe auf die Simse der geschlossenen Fenster, damit am Morgen die fünfzehnjährigen Turinerinnen ihr das Herz öffneten; er streute sie über den Jünglingen aus, die noch umherschweiften gleich uns; überall hin streute er ein wenig davon; aber mehr als irgendwo in den Alleen des Valentino, längs dem Po, der mir an jenem Abend unwillig und in nicht gewohntem Schweigen zum Meere zu fließen schien.

Und endlich vertraute Venturino sich mir an.

„Ich wußt' es wohl!" versetzte ich, nachdem er mir seine Qual geschildert; „habe ich Euch nicht gesagt, es werde so kommen? Ihr habt es für menschenmöglich gehalten, Euch jeden Abend in die Augen zu blicken, Euch als vermählt zu betrachten — bis es der Mutter gefallen würde, in jene Welt hinüber zu gehen."

„O, was sprichst Du, Fortunato?"

„Immer die Wahrheit; es ist das Uebel, an dem ich leide. Mit dem, was Ihr gethan, habt Ihr eine Lüge begonnen, allerdings weniger schön, aber ebenso fromm, wie jene andere: nämlich, daß Eure größte Glückseligkeit darin bestehe, Euch das ganze Leben lang, ohne Wissen der Mutter zu lieben, heimlich Verlobte zu sein, vorbehaltlich der Vermählung in extremis, wenn die Mutter hundert Jahre alt wird, ohne den Tod des Sohnes zu erfahren. Jetzt fangt Ihr an, zu begreifen, daß das Leben so nicht weiter gehen kann, weder für Euch noch für die Mutter. Machen wir also ein Ende. Ich selbst gehe, um Alles zu sagen. Ich werde zuerst eine leichte Erkrankung Giovanni's melden, dann eine Verschlimmerung, endlich die Katastrophe, und möge der Schluß bald erreicht sein; wenn ich den Telegraphen zu Hülfe nehme, werden sechs Tage mir genügen."

„Du bist toll!" versicherte Venturino.

Er sagte nichts weiter und fuhr fort, neben mir herzugehen durch das, nur von Lampen unterbrochene Dunkel der Alleen, auf das leise Rauschen des Flusses lauschend, welcher widerstrebend der mächtigen Umarmung entgegenströmte.

„Und nun, was denkst Du zu thun?"

„Ich weiß es nicht," sagte er unsicher; „wir haben uns verlobt, und ich glaubte, daß das uns genüge . . ."

Auch ich schwieg eine Weile, dann sagte ich langsam, mit dem Ausdrucke der festen Ueberzeugung:

„Es gibt einen Ausweg: vermählt Euch im Geheimen; wir gehen eines Morgens früh auf das Municipio; der Bürgermeister gibt Euch zusammen; ich und ein Anderer werden Zeugen sein; darauf machen wir es ebenso in der Kirche; wenn Ihr heimkehrt, wißt Ihr, daß Ihr Mann und Frau seid."

Diesen meinen Gedanken hatten Venturino und Marcella nicht einmal, sondern hundertmal gehabt und immer wieder zurückgewiesen; sie wagten nicht, das Lächerliche einer solchen Lösung herauszufordern; die Welt will ihr Theil, und wenn die Leute sich zum Schweigen verstanden haben, als dies Opfer ein wenig Menschenfreundlichkeit verlangte, so würden sie nach der Heirath in ihr ganzes, heiliges Recht, zu schwatzen, wieder eintreten wollen. Nicht ein Monat würde vergehen, und die heimliche Ehe wäre der Mutter zu Ohren gekommen.

„Schließlich können die Leute denken, daß es gerecht sei, wenn Jeder sein Theil duldet."

Diese Worte, von Venturino mit Bitterkeit gesprochen, wiederholte ich mir gelassen und setzte hinzu:

„Die Gerechtigkeit trennt sich nie von der Wahrheit . . . sie ist vielmehr die Wahrheit selbst . . ." Aber ich sprach es nicht laut aus, sondern sagte:

„Und bringt die Kunde nicht nach einem Monate zu der Alten, so geschieht es später . . ."

„O nein, nie!"

Es waren die letzten Worte jener stillen Nacht; Venturino kehrte heim — und ich auch.

Am Tage darauf, als ich, wie gewöhnlich, mich zu meinen Liebeskranken begab, hoffte ich, daß sie mir sagen würden: „nun wohl, richten Sie — richte Du — unsere Angelegenheit ein; wir werden nie den Muth haben, der alten Mutter einen solchen Schlag zu versetzen."

Aber ganz im Gegentheil.

Vierzehn Tage lang sprachen sie nicht mit mir, vielleicht um mich dafür zu strafen, daß ich gewagt hatte, das einfachste Mittel zu empfehlen, oder vielmehr, um mich nicht zu ermuthigen — wozu wenig gehörte —, Arzt und Arznei zugleich für ihn, für sie und für die Mutter zu sein, nämlich bei der ersten Gelegenheit den Sack zu leeren.

Ich glaubte sogar zu bemerken, daß sie mich nicht mehr allein mit der Alten ließen, und daß, wenn Venturino seiner Mutter von dem Bruder Giovanni sprach, Marcella mich durch einen langen flehenden Blick festhielt, damit mir die Geduld nicht reiße.

Aber so konnte es nicht bleiben, gebt Ihr es zu?

Und was fanden meine Liebenden aus? Sich heimlich in der Kirche trauen zu lassen. Don Sulpizio, der Pfarrer der Parochie von S. Filippo, würde vielleicht keine Schwierigkeit machen, sie im Namen Gottes zusammenzugeben; denn seit Kurzem hatte das italienische Gesetzbuch die Civilehe zugelassen, und so oft die Kirche sich am Gesetzbuch rächen konnte, würde sie das gerne thun.

Die kirchliche Ehe, durch die neuen Gesetze auf die geringsten Formalitäten beschränkt, war rasch abgemacht; sie konnte geschlossen werden, fast ohne eine lebende Seele davon in Kenntniß zu setzen; davon hören würden jedenfalls nur äußerst Wenige, und so würde man dem Publicum keine Veranlassung zum Gelächter geben.

Wiewohl weniger überzeugt als beide, bot ich auf alle Fälle mich an, selbst mit Don Sulpizio zu sprechen, und gegen meine Erwartung zeigte dieser würdige Geistliche, wenn er gleich sehr betrübt war über die Neuerung, sich dennoch nicht erfreut über die Rache. Und er sagte mir in demüthigem Tone feierliche und tugendhafte Worte. „Die Civilehe," sagte er, „da sie menschliches Gesetz geworden ist, wird immer vorangehen müssen dem Sacrament, das nichts verliert von seinem wirklichen Werth in den Augen des Himmels, auch wenn zuvor schon ein Vertrag den bürgerlichen Stand der Gatten und der Kinder geregelt hat."

Er hatte häufig kirchliche Trauungen zu vollziehen, aber er fragte stets: „Sind Sie civilamtlich vermählt?" — und wenn sie es nicht waren und nicht sein wollten, so erachtete er es für seine Gewissenspflicht, sie dazu anzuhalten, denn das Mitleid machte ihn an ihre Zukunft denken. O freilich, wenn sie sagten, sie würden sofort aufs Standesamt gehen, dann gab Don Sulpizio nach und verehelichte sie; aber ich war gekommen, um ihm zu sagen, daß Venturino und Marcella für jetzt nicht die Civilehe schließen wollten . . . und sein Gewissen lehnte sich auf . . . jedoch könne er sich nicht durchaus weigern, da die Kirche ihre Diener verpflichtet, alle Sacramente zu administriren.

„Aber sehen Sie . . . der Fall . . . liegt anders . . ."

Und ich machte ihn bekannt mit dem Selbstmord, mit der frommen Lüge, welche sicherlich von Gott und allen Heiligen mit gütigen Augen angesehen werde, aber einstweilen die beiden Lügner die Qualen der Hölle dulden ließ.

Als ich geendet hatte, erhob Don Sulpizio die traurigen Augen zum Himmel und sagte mir, daß alles Dies zum Ohr des Beichtvaters gekommen sei. Durch wen? Durch Marcella und die alte Marta.

Wäre es möglich! Was wußte denn die Alte?

Da sie nichts wußte, fürchtete sie Alles, und eines Tages war sie in den Beichtstuhl gekommen, um Don Sulpizio zu bitten, daß er einen Brief ihres Sohnes aus Amerika lese.

Don Sulpizio hatte ihn gelesen, weil er aus der Aufschrift Alles errieth, und die Woche darauf sich zu unserem Mitschuldigen gemacht, indem er der alten Frau die Wahrheit verschwieg.

Also auch er ein Lügner!

Hätte Marcella das gewußt, sie würde vielleicht zufrieden damit gewesen sein, falls ihr sehr viel an ihrem Plätzchen im Paradiese gelegen war . . .

Don Sulpizio war meiner Meinung und erklärte, ohne sich viel zu besinnen, daß die Sache nicht länger so fortgehen könne; er werde auf eine Auskunft denken . . .

„Ah, bravo! thun Sie das; befreien Sie uns Alle aus dieser Qual! . . . Und wie werden Sie es machen?"

„Mit Gottes Hülfe; inzwischen sagen Sie nichts zu Haus, und von der kirchlichen Ehe nur, was Sie mich haben sagen hören; mögen sie es noch ein wenig überlegen; dann, wenn sie es wirklich wollen, werde ich sie trauen."

Mir war, als sei mir ein schwerer Stein von den Schultern genommen, und auf der ganzen Strecke Weges that ich nichts Anderes, als leise wiederholen: „braver Priester, braver Don Sulpizio!"

Wie wenn er schon Alles vollbracht hätte . . .

X.

Viele Abende erwartete ich, Don Sulpizio in der Casa Cortesi erscheinen zu sehen, um der alten Frau die bittere Wahrheit beizubringen, ohne ihr allzu wehe zu thun.

Aber Don Sulpizio kam nicht, während die Alte jeden Morgen zur Messe ging, um sich auf Ostern vorzubereiten, und Marcella sie begleitete.

Nach dem Osterfest, das in die letzten Tage des April fiel, meldete sich ein ausgelassener Mai.

Wie viel Schwalben in diesem Jahr! Früh erwacht nach ihrer Gewohnheit, zwitscherten sie einen Augenblick um die Wette unter den Dachtraufen und gingen dann an ihr großes Geschäft, sich zu lieben und das Nest zu bauen. In diesem Mai sah ich Nester unter jedem Balcon, ich sah sie aufgehangen in den Arkaden, an jedem Säulencapitäl, bis unter die Achseln und auf den Schultern der Statuen an den öffentlichen Gebäuden.

Einem solchen Mai konnten Venturino und Marcella nicht länger widerstehen, obgleich vielleicht Don Sulpizio den Ausweg noch immer nicht gefunden hatte. Also sagte mir eines Tages Venturino, daß er wenigstens zu der kirchlichen Trauung entschlossen sei. Ich drang darauf, die Sache vollständig zu machen auf dem Municipio; Venturino hätte beinahe nachgegeben und Marcella nicht Nein gesagt; aber gerade jetzt erinnerten sich beide, daß man seit einer Weile dem Todten nicht geschrieben, und wunderten sich, daß die Mama nicht auf die periodische Lüge gedrungen habe.

Nun schrieb Venturino und ging, seinen lügnerischen Brief der Mutter vorzulesen, die ihren Sohn umarmte und traurig, mit der Ergebung, welche der Himmel nur in den großen Prüfungen verleiht, zu ihm sagte:

„Dieser Brief wird nicht ankommen, mein Sohn."

„Und warum, Mama?"

„Weil keiner der andern, die wir geschrieben haben, angekommen ist."

„Aber wenn Giovanni geantwortet hat . . ." warf Marcella ein.

Die alte Frau blickte die Betrübte lange an und nahm ihre Hand.

„Und doch hast Du Ostern gehalten; hast die Lügen gebeichtet, die Du gesagt? . . . Armes Kind!"

„Mutter . . ."

„Mutter . . . was sprichst Du?"

„Ich weiß Alles, meine Kinder; Eure Briefe waren heilige Lügen, die der Herr Euch verziehen hat; aber keine neuen mehr!"

Wir sahen einander an, noch wartend.

„Don Sulpizio hat mir Alles gesagt . . ."

„Alles?"

„Alles."

Wenn es wahr gewesen wäre! Aber die gemeinsame Hoffnung wurde durch ein Wort vernichtet: „Warten wir."

Worauf? Die alte Frau schien zu schwanken; dann äußerte sie:

„Früher oder später wird Giovanni sich unser erinnern; ich verzeihe ihm das Leid, das er mir anthut, weil er doch immer mein Blut ist; aber Du, Marcella, verzeihst Du ihm wirklich?"

Ja, ja, Marcella verzieh wirklich; aber um nicht eine neue Lüge zu sagen, verbarg sie das Gesicht an der Schulter der Mutter.

Die Lüge dauerte demnach fort; und da wir der ganzen Wahrheit die Stirn zu bieten noch nicht wagten, schwiegen wir.

Signora Marta sah uns Einen nach dem Andern an; ihr bleiches Antlitz, von vielen Falten durchfurcht, schien freundlich erhellt von dem Silberhaar und diesen ihren halb verbrauchten Augen, die heute so viel Licht gaben.

„Auch Sie?" sprach sie zu mir kopfschüttelnd, als wolle sie mich schelten und mir danken.

Dann hob sie das Köpfchen Marcella's von ihrer Schulter und küßte sie lange, indem sie ihr Etwas ins Ohr flüsterte.

Marcella nickte bejahend und ging ins Zimmer der Mutter; und diese beeilte sich, sogleich leise zu fragen:

„Wie habt Ihr nur niemals daran gedacht, Nachrichten von Giovanni durch die Consulate zu erlangen?"

Da wir endlich eine Wahrheit sagen konnten, gestanden wir, einander ins Gesicht sehend, daß wir daran nicht gedacht hatten.

„Aber was wir nicht gethan haben, werden wir sogleich nachholen."

So sprach ich, und die Alte, kopfschüttelnd, entgegnete:

„Es ist unnütz; Alles, was zu thun war, ist schon geschehen. Ich erwarte die Antwort, und sie kann nicht lange ausbleiben. Und wenn der Himmel mir

barmherzig gewesen ist, so läßt er mich hören, daß mein heißgeliebter Giovanni schon eine Weile todt ist ... Ich bin keine schlechte Mutter, wenn ich wünsche, daß mein Sohn nicht herzlos gegen mich und seine Frau gewesen sei."

Die alte Frau, obwohl sie mit leiser, schmerzerfüllter Stimme sprach, bewies eine Stärke, der keiner sie fähig geglaubt hatte; sie vergoß keine Thräne, sie brach nicht in Schluchzen aus.

„Wenn der Himmel mich erhört hat, so wird es meine Aufgabe sein, Marcella die Nachricht zu geben; sie zu trösten ist dann Deine Sache, Venturino; denn ich habe Dir in der Seele gelesen."

„Was hast Du mir in der Seele gelesen?"

Sie dämpfte die Stimme noch mehr.

„Daß Du sie über Alles liebst, daß diese Liebe Dich leiden macht . . ."

Venturino fiel der Mutter um den Hals, und endlich kam die ganze Wahrheit über seine Lippen.

„Aber auch sie liebt mich!"

„Marcella? . . . Das ist nicht wahr!"

„Ja, doch, ja! ... Marcella! Komm' her, sage Du selbst Deiner Mutter, daß wir seit einer Weile uns sehr lieben und daß wir glückselig sein werden, uns bald zu vermählen!"

Marcella eilte herbei und flüsterte Etwas ins Ohr der Mutter, die sich sogleich erhob und, ihren Ausdruck ganz verändernd, in dem Schauer, der ersehnten und gefürchteten Wahrheit ins Gesicht zu sehen, einen Schrei ausstieß:

„Also mein Giovanni ist todt!"

Keiner antwortete. Ueber das erbleichte Antlitz flossen die letzten Thränen, welche die Runzeln lange zurückhielten, bis Marcella und Venturino sie mit ihren Küssen trockneten.

XI.

Muth, und noch ein Stückchen weiter, Fortunato Fortuna, dann bist Du zu Ende.

Ich will mich nicht aufhalten, zu erzählen, daß die Alte die Nachricht vom Tode ihres Sohnes mit all' der Seelenstärke hinnahm, welche sie hatte hoffen lassen; vielleicht, daß sie ihren Kräften zu viel zugetraut, aber nach einem leichten Fieber von zwei Tagen, während dessen sie ihre Kinder stets an ihrem Bette haben wollte, und Don Sulpizio herbeieilte, um seine Clientin mit ein wenig himmlischer Ergebung zu stärken, nach dieser Krisis von achtundvierzig Stunden vollzog sich das wirkliche Wunder, daß die von der Zeit und vom Schmerz Gebeugte der Freude widerstand. Also — braucht es gesagt zu werden? — ihre Kinder vermählten sich bald, zuerst auf dem Standesamt und am selben Morgen in der Kirche. Signora Marta wollte beiden Handlungen beiwohnen.

Wie das vorige Mal war ich einer der Zeugen, und der Andere war der alte Doctor; und wie damals empfing ich in dieser meiner Eigenschaft einen Kuß von der Braut, den ich ihr sogleich zurückgab, indem ich bei mir darüber nachdachte, wie verschiedenartig die Empfindung eines solchen Kusses ist, je nach den Umständen und dem Moment, in welchem man ihn gibt und empfängt. Es war ein philosophischer, aber kein schwermüthiger Gedanke; denn auch die

Schwermuth hat ihre Viertelstunden, und in jenem Augenblick, ich erinnere mich dessen noch wohl, in jenem Augenblick lächelte ich.

Meine Freude würde gewesen sein, wenn ich den Major Pancrazio zum Genossen meiner Zeugenschaft hätte haben können; aber das Brautpaar wollte den Scherz nicht in die heilige Handlung bringen, welche sie begingen.

Als ich jedoch meinem alten Rivalen den Einfall mittheilte, lachte er ein seltsames Lachen, nur mit den Lippen, nicht mit den Augen, und versicherte mich, daß er außerordentlich gern behülflich gewesen wäre, die Dame zu vermählen, die...

Der Satz blieb unvollendet, und so blieb er selbst; denn auch für den Major Pancrazio mit all' seinen silbernen Epauletten, seinem Zweispitz und dem schönen Federbusch fand sich niemals eine Gefährtin; und dies, obgleich zu gewissen Zeiten in jedem Jahre die Angestellten des Standesamts in Turin sich krank schreiben vor lauter Hochzeiten, und der Bürgermeister das große Geschäft den Assessoren aufhalst und die Assessoren miteinander abwechseln. Aber wenn Jemand sein Schicksal hat, so ist es unnütz, ein anderes zu verlangen.

Ich weiß nicht, ob Major Pancrazio noch denkt, eine Frau zu finden; ich weiß, daß er die Fünfundsechzig passirt und sich hat zur Ruhe setzen lassen; und ich weiß, daß ich selbst volle fünfzig Jahre alt bin und mich zum Cölibat verurtheilt habe.

Aber wer weiß? wenn mein Geschick ein anderes, so ist mein Urtheil in den Sand geschrieben.

Venturino und Marcella sind bis jetzt sehr glücklich gewesen, und wenn meine Prophezeiung etwas werth ist, werden sie immer glücklich sein, wie sie es verdienen.

Von der großartigen Lüge, welche länger als ein Jahr auf uns gelastet hatte, ist fast nichts geblieben; denn es wurde uns leicht, der Alten die tröstliche Kunde zu geben, daß ihr Giovanni nicht in New-York noch auf dem atlantischen Meere gestorben sei, wie sie sich in den Kopf gesetzt, sondern hier, in Turin, an einer plötzlichen Krankheit, und daß sie, wenn sie wollte, hingehen und das bischen Erde küssen könne, welches ihren Todten auf dem Camposanto bedecke.

Und sie wollte sogleich gehen, und als sie auf dem neuerlich errichteten kleinen Denkmal den theuren Namen und den verhängnißvollen Tag las, fand sie einen Trost darin, alt zu sein, da sie nicht lange mehr zögern werde, sich mit ihrem Giovanni zu vereinen. Aber alsbald füllten sich ihre Augen mit Thränen, aus Furcht, eine Undankbare gegen ihre anderen Kinder zu sein; und so verging auch dieser Gedanke rasch, und die Signora Marta lebt und wird noch ein Weilchen leben.

Nur ein geringer Rest der Lüge blieb; aber wer würde das Herz gehabt haben, ohne Noth einer Mutter zu sagen, daß ihr Giovanni sich in die Stirn drei Pistolenschüsse gejagt?

Und dennoch gab es eine, die den traurigen Muth hatte. Ich weiß nicht, ob die Signora Giuseppina, oder die Signora Sofronisba, oder die Signora Petronella, aber eine Elster gewiß. Ihr wißt ja, daß es immer Jemanden gibt, der die Wahrheit noch mehr liebt als selbst ich, der ich sie anbete, und das ist — die Schwätzerin.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Berlin, im April 1893.

Die ersten Monate des Jahres haben die genauen rechnungsmäßigen Nachweise über die wirthschaftlichen Ergebnisse des vergangenen Jahres gebracht. Die Gewinn- und Verlustconti der großen Banken und Aktiengesellschaften sind veröffentlicht und dienen als Maßstab für die Geschäftsergebnisse der entsprechenden Branchen in Privathänden, deren Gewinne und Verluste das Contobuch in verschwiegenem Busen bewahrt. Ueberall ist das Geschäft geringer als das geringe des Vorjahres. — Die europäischen Staaten haben die Schlußziffern ihrer Handelsstatistik im abgelaufenen Jahre veröffentlicht; auch diese weisen geringere Exportziffern auf. In Deutschland speciell haben wir an einem großen Verkehrsinstitut, den preußischen Staatseisenbahnen, einen Maßstab für Zu- und Abnahme des Verkehrs; der gewaltige Rückgang dieser Eisenbahneinnahmen ist ein entsprechender Zug aus dem gleichen Bilde. Die Einnahmen des Reiches aus dem Wechselstempel sowie aus der Börsensteuer sind zurückgegangen und illustriren so den Rückgang der Umsätze. Von allen Statistiken, welche als Werthmesser des geschäftlichen Lebens gelten, zeigt nur eine eine Zunahme gegen das Vorjahr: die Statistik der Concurse.

Es wäre keine erfreuliche Arbeit, wollten wir dem Leser alle jene Rückgangszahlen in ihren Einzelheiten vorführen. Suchen wir statt dessen uns den Vorgang zahlenmäßig wenigstens an einem Beispiel klar zu machen. Der Totalumsatz der Reichsbank betrug im Jahre 1892 104 489 Millionen Mark gegen 109 933 im Vorjahre. Was dieser Rückgang um rund $5^1/_2$ Milliarden bedeutet, zeigt uns der Ueberblick über die Gesammtumsätze seit Begründung der Reichsbank.

	Gesammtumsätze in Millionen Mark
1876	36 685
1877	47 542
1878	*44 255*
1879	47 459
1880	52 194
1881	56 336
1882	56 006
1883	62 620
1884	71 591
1885	73 199
1886	76 565
1887	79 839
1888	84 338
1889	99 709
1890	108 595
1891	109 933
1892	*104 489*

Während wir in dem vorjährigen Octoberheft dem Jahre 1891 noch nachsagen konnten, daß es im Unterschiede von dem bösen Jahre 1878 nur eine verlangsamte Steigerung, aber immerhin noch keinen Rückgang aufweise, ist diesmal auch dieser Unterschied weggefallen. Ohne große welterschütternde Ereignisse, ohne irgend ein handelspolitisches Ungewitter, durch die bloße Schwüle und Trägheit der wirthschaftlichen Atmosphäre haben die Geschäfte annähernd den gleichen Rückgang erfahren wie in der Zeit des unheilvollen Rückschlags gegen die Gründerperiode.

Allerdings sind Zahlen wie die Totalumsätze von Bankinstituten an sich nicht immer beweisend. Aber in diesem Falle stimmt die Totalziffer in merkwürdiger Weise mit allen Nachweisen über einzelne Geschäftszweige. Es betrug das Geschäft der Reichsbank

	1891 Mill. Mark	1892 Mill. Mark
in Platzwechseln	1837	1768
in Versandtwechseln	3577	3058
in Wechseln auf das Ausland . .	78	69
in Wechseln zusammen . .	5492	4895

Ebenso gingen zurück

	von 1891	auf 1892
Lombarddarlehen	1208	907
Umsätze im Giroverkehr	81013	78215
Bei den Abrechnungsstellen abgerechnete Gesammtbeträge	17663	16763

An der Hand dieser Rückgangsziffern gewinnen auch vereinzelte Steigerungen nur eine üble Bedeutung. Wenn in Verwahrung und Verwaltung der Reichsbank am 31. December 1891 Werthpapiere im Nominalwerth von 2357 Millionen Mark sich befanden, während Ende 1892 die entsprechende Summe 2473 betrug, so spricht sich darin nur der gesteigerte Andrang zu der sichersten Verwahrungsstelle, d. h. das gesteigerte Mißtrauen zur allgemeinen Geschäftslage aus.

Und dasselbe Bild wie die Berliner Reichsbank gewährt der Brennpunkt des englischen Bankverkehrs. Auch das Londoner Clearing House, die Abrechnungsstelle aller bedeutenden Firmen, weist in der Summirung des Jahres 1892 einen Rückgang gegen das Vorjahr auf.

Die Folge- und Begleiterscheinung der geschäftlichen Mattigkeit, der andauernde Ueberschuß von Capitalsmitteln, welche keine industrielle Verwerthung finden oder suchen, liegt nun auch ziffernmäßig faßbar vor. Der Berliner Privatdiscont hat im Durchschnitt des Jahres 1892 1,79 Procent betragen (gegen 3,09 im Vorjahr), d. h. der Markt hatte so wenig Bedürfniß nach Baarmitteln, daß man baares Geld fast halb so billig als im Vorjahr haben konnte. Große Schwankungen im Discont sind selbstverständlich desto seltener, je größer der Verkehrskreis ist, der sich um ein Handelscentrum herumlagert. Aber selbst in dem Centrum des größten Geldverkehrskreises der Erde, in der Bank of England, hat der Discont sich auf 2,52 (gegen 3,31 im Vorjahre) gestaltet; im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte ist der Jahresdurchschnitt nur ein einziges Mal um eine Kleinigkeit geringer gewesen (1879: 2,50).

So war denn die Stimmung, in der man die ersten Monate des Jahres verlebte, äußerst gedrückt. Man hatte das Gefühl, daß man aus dem Jahre 1892 trüber herauskomme als man hineingegangen war.

Von dieser allgemeinen Trägheit des Geschäftslebens, welches sich der europäischen Märkte bemächtigt hatte, machte allein Wien eine Ausnahme. Der Anlauf zur Durchführung der Goldwährung war hier gelungen, so weit der gesetzgeberische Act in Frage kam. Die „Kronenwährung" steht in Oesterreich gesetzlich fest. Für die wirthschaftliche Durchführung, in der Hauptsache für den Ankauf des nöthigen Goldes, war in der Rothschild-Gruppe ein actionsfähiges Consortium gewonnen, die Conversion österreichischer wie ungarischer Anleihen im Gesammtbetrage von $1^1/_2$ Milliarden in kurzer Zeit zur vollendeten Thatsache gemacht. Die erste neue Anleihe im Betrage von 60 Millionen hat der Finanzminister so günstig an den Markt gebracht, daß er

dafür 67,3 Millionen in Gold erhielt. Weitere Geschäfte stehen in Aussicht und werden den Firmen, die daran betheiligt sind, in nächster Zeit, wie man hofft, ähnliche Gewinne zuführen. Das hauptsächlichste österreichische Bankinstitut, welches mit jener Gruppe thätig ist, die Creditanstalt, war bald das begehrteste Papier an der Wiener Börse. Die Aktien mit einem Nominalwerth von 160 Gulden und einem Courswerth von 310 Gulden stiegen binnen $2^1/_2$ Monaten auf 350 Gulden, oder in die deutlichere Sprache des Berliner Börsenverkehrs übersetzt: die Creditaktien, die schon vorher einen Cours von 194 Procent gehabt hatten, wurden bis auf 218 Procent getrieben. Eine solche Steigerung um 22 Procent bei einem Papier, welches vorher von Speculationsschwankungen unabhängig gewesen war, dazu in einer Zeit, in welcher in Deutschland selbst die festesten Papiere im Course wichen, war ein geradezu unerhörtes Ereigniß. Es wurde die Parole für andere Werthe. Da bei Gelegenheit der Conversionen ein großer Theil der Capitalisten zum Nachdenken über ihre Geldanlagen angeregt wurde, so drängte sich Alles, was mit der Börse Fühlung hatte, heran, um zu erfahren, welche Papiere ebenfalls Aussichten auf Werthsteigerung hätten. In dieser Art fand in Wien eine weitgehende Steigerung der Course statt, während die ganze Welt sich noch im Zeichen des Rückganges zu befinden glaubte.

Diese Isolirung gewährt uns die selten gebotene Möglichkeit, eine „imaginäre" Werthsteigerung einmal unter die Lupe zu nehmen und in ihre Elemente zu zerlegen. Während die fieberhaften Börsenaufregungen in der Regel epidemisch auftreten und in ihrer gigantischen Ausdehnung einen gar zu verwickelten Ursachencomplex aufweisen, liegen hier auf engem Raume Ursache und Wirkung ziemlich klar erkennbar bei einander.

Die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung sind unschwer zu finden.

Man soll hier immer zunächst fragen: cui bono? Das nächstliegende Interesse an einer guten Stimmung der capitalskräftigen Kreise hat in Wien das große Consortium, das die Durchführung der Anleihegeschäfte übernommen hat. In diesem Consortium sind mit den Rothschilds nicht nur die Creditanstalt und das Haus Königswarter, sondern auch aus Berlin Bleichröder und die Disconto-Gesellschaft vereinigt, fünf Geldmächte, deren Coalition ausreicht, in einem recht weiten Kreise die Stimmung hervorzurufen, die sie für die Fortführung ihrer Geschäfte brauchen. Wenn sie ihre Geldquellen reichlich fließen lassen; wenn sie jedem Kunden, der Papiere gekauft hat, am Ultimo coulant und billig das Geld geben, das nöthig ist, um das Geschäft zu „prolongiren"; wenn sie die ganze Schar der von ihnen abhängigen kleineren Banken in die Lage setzen, das Gleiche zu thun: so wird von selbst die Kauflust erhöht und die Zahl Derer vermehrt, die ein Papier kaufen und also an seiner Werthsteigerung interessirt werden. So wächst die Zahl der Kauflustigen, sie drängen sich um das immer begehrtere Papier und treiben Einer den Andern in die Höhe. Die Hausse ist geschaffen, ohne daß es dazu irgend eines sogenannten Börsenmanövers bedürfte. Nun aber hat das Consortium noch immer eine animirte Stimmung nöthig. Denn noch ist die zweite Goldanleihe im Betrage von 40 Millionen nicht begeben, und es hängt für die Weiterentwicklung viel davon ab, ob es gelingt, dieselbe mit einem gleichen oder womöglich noch höheren Nutzen als die erste an den Mann zu bringen. — Zu der Capitalskräftigkeit des Consortiums kam dann noch die Gunst der Verhältnisse hinzu. Nach dem Ausfall der amerikanischen Präsidentenwahl nahm man allgemein an, daß Cleveland dem Unwesen der Silberbarone steuern und die Windom-Bill, nach welcher jährlich 54 Millionen Unzen Silbers angekauft werden müssen, abschaffen würde. Statt dessen blieb der neue Präsident unschlüssig. Woche für Woche und Monat für Monat fanden die Silberankäufe von Neuem statt. Woche für Woche und Monat für Monat floh vor dem schlechten Silber das gute Gold aus den amerikanischen Kassen den europäischen Märkten zu und konnte hier in erster Linie von dem des Goldes am meisten bedürftigen Käufer, dem Wiener Consortium, abgefangen werden. So hatte das Consortium die Möglichkeit, die Goldvorräthe der europäischen Banken zu schonen und diese in beständiger Spannung zu halten. Diese Spannung war auch der Grund, weswegen unsere Reichsbank noch Ende 1892 ihren Discont auf

4 Procent halten zu müssen glaubte, um nicht einer Ausnutzung von Seiten des Wiener Bedürfnisses ausgesetzt zu sein; diese Hochhaltung des Reichsbankdisconts paralysirte bis zu einem gewissen Grade den psychologischen Eindruck, den der allgemeine Niedergang des Privatdisconts machen mußte und kam so den Wiener Bestrebungen zu gute. — Endlich aber darf man das lebenslustige Temperament der Wiener Bevölkerung nicht außer Acht lassen. Wirft dieses Temperament sich einmal auf Börsendinge, so nimmt es jede Stufe des Erfolges desto sanguinischer auf, je seltener in der Geschichte der letzten Jahrzehnte Börsenerfolge in Wien zu verzeichnen waren.

Nach alledem kann man der von Wien ausgehenden Haussebewegung einen reellen Hintergrund nicht beilegen. Die Berliner Börse, welche ziemlich unbekümmert um die Wiener Ereignisse ihren matten Gang fortsetzte, konnte den Spott vertragen, mit dem man sie von der Donau aus heimsuchte. Für moderne Bank- und Börsenfragen ist Berlin der ältere und erfahrungsreichere Platz.

Die Folgen ihrer ruhigen und besonnenen Haltung erfuhr die Berliner Börse gelegentlich des ihr gemachten peinlichen Processes, der unter dem Namen „Börsenenquête" bekannt ist. Vor Eröffnung der Verhandlung führten die Ankläger das große Wort. Bei Zusammensetzung der Commission schien es, als ob die Ankläger zu Richtern gemacht wären. Und das Ergebniß der Monate langen genauen Untersuchung — so viel steht schon jetzt fest — ist: daß die Berliner Börse in den Augen der Volkswirthe (einschließlich Derer, die sich von der Enquête gegentheilige Folgen versprochen hatten) an Achtung nur gewonnen hat.

Macht man sich klar, daß dieses Ergebniß zum großen Theil der besonnenen Haltung zu danken ist, welche die Börse in einem geschäftsarmen Jahre allen sensationslustigen Anwandlungen zum Trotz bewahrt hatte: so wird man nur das Eine bedauern, daß sie nicht stark genug gewesen ist, in dieser Haltung auszuharren. In den letzten Wochen hat man sich in Berlin entschlossen, die österreichischen Creditaktien nicht mehr allein steigen zu lassen, sondern mit ihnen auch die Commanditantheile der Discontogesellschaft. Damit haben dann auch bei uns andere Preissteigerungen begonnen, die keinen weiteren Grund haben, als die Ruhelosigkeit von Leuten, welche die Wiener Lorbern nicht schlafen lassen.

Einstweilen vermögen wir allerdings nicht zu glauben, daß die unmotivirten Coursteigerungen an der Berliner Börse eine Erscheinung von irgend welcher Dauer darstellen. So oft hier auch schon Augenblicksoperationen gelungen sind, so ließ sich die hiesige Börse auf die Dauer doch nur von Thatsachen mit reellem Hintergrunde beherrschen. Wenn Anfang März in England 500 Dampfer mit ca. 750 000 Registertons Inhalt, d. h. über 10 Prozent der gesammten englischen Handelsflotte still liegen, so ist das eine Illustration der gegenwärtigen Lage des Welthandels von so drastischer Deutlichkeit, daß es ebenso deutlicher Beweise der Besserung bedarf, wenn man an letztere glauben soll.

Allerdings fehlt es auch nicht an reellen Anhaltspunkten für eine Besserung der Verhältnisse. Ein solches Moment liegt ohne Zweifel in dem Ausfall der 1892er Ernte In Preußen sind an Roggen und Weizen zusammen rund 6 Millionen Tonnen geerntet worden gegen rund 4 Millionen im Vorjahre, d. h. um die Hälfte mehr. Legt man das gleiche Verhältniß für das ganze Reich zu Grunde (leider ist die Erntestatistik nicht in dem Maße zur Reichssache gemacht, wie sie es verdiente), so kommt man auf eine Mehrernte an Getreide, deren Werth von sachkundiger Seite auf 300 Millionen Mark geschätzt wird. Um diesen Betrag brauchen wir also in dem laufenden Jahre weniger Getreide von dem Auslande zu entnehmen, als im Vorjahre. Die ersparten 300 Millionen Mark sind eine Summe, welche zunächst der deutschen Production zu gute kommt und in einer erhöhten Thätigkeit der Bekleidungsgewerbe (Textilindustrie) auch schon ihre Wirkungen zeigt. — Ob das große rheinisch-westfälische Kohlensyndikat für die Entwicklung der deutschen Volkswirthschaft heilsam oder verhängnißvoll werden kann, — darüber ließe sich wohl manch kräftig Wörtlein sagen. Für die Bezifferung der Montanwerthe kommt aber einstweilen nur die Thatsache in

Betracht, daß die Kohlenbergwerke im Westen unseres Vaterlandes eine sichere Basis für ihre stetige Entwicklung gefunden zu haben glauben. Ein Volkswirth, der die Gefahr, daß ein „Ring" dem deutschen Consumenten barbarische Preise dictiren könnte, auf das Tiefste bedauert, wird doch nothgedrungen zugeben müssen, daß die Macht, die des Mißbrauchs fähig ist, gleichwohl den Werth ihres Trägers erhöht. Es ist nicht zu leugnen, daß das Zustandekommen des Kohlensyndikats fürs erste eine Erhöhung der Montanwerthe begünstigt.

Fragen wir uns aber nun schließlich, nach welcher Seite der Volks- und Weltwirthschaft sich günstigere Aussichten *im Großen* eröffnen, so dürfen wir diese Frage nicht nach der Trübe des Augenblicks beantworten. So wenig wirthschaftliche Dinge anders als im Detail zu verstehen sind, so wenig sind sie durch das Detail allein verständlich. Die großen gewaltigen Veränderungen in der Production und Consumtion der verschiedenen Erdstriche machen früher oder später ihre Wirkung geltend, und man muß von Zeit zu Zeit an großen Beispielen sich die muthmaßlich bevorstehenden Veränderungen klar machen.

In unserer Zeit ist keine Waare so sehr geeignet, ein Colossalbeispiel für die Veränderungen in der Volkswirthschaft zu geben, wie das Eisen. Und innerhalb der Eisenindustrie gibt es wiederum keinen Zweig, der die Culturveränderungen in solchen Massen zum Ausdruck bringt, wie der Eisenbahnbau. Wir glauben, daß die nächste Zukunft der europäischen Märkte in bedeutendem Maße von neuen Bedürfnissen des Eisenbahnbaues abhängig sein wird. Es gibt auf der Erde vier Gebiete, von denen ein Massenbedürfniß nach Eisen für Zwecke des Eisenbahnbaues zu erwarten ist: Afrika, China, Südamerika, Rußland. Längst hat Rohlfs prophezeit, er höre bereits die Stimme des Schaffners: „Station Kufra! Aussteigen!" Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß wir die Bedeutung einer Eröffnung China's für den Weltverkehr unterschätzen. Die südamerikanischen Eisenbahnbauten sind uns mehrfach nahe, nur allzu nahe gerückt (auch gegenwärtig bringt Brasilien eine angebliche Eisenbahnanleihe mit angeblicher Staatsgarantie auf den Markt). Aber so wichtig es sein mag, daß die deutsche Volkswirthschaft sich rüste, auf diesen drei Gebieten einmal concurriren zu können, so ist doch wichtiger als dies Alles ein gutes Augenmerk auf das nächstliegende der vier Gebiete, auf Rußland. Für Rußland werden im zwanzigsten Jahrhundert die Eisenbahnen eine Rolle spielen, wie etwa in dem Preußen des achtzehnten Jahrhunderts die Posten. Friedrich Wilhelm I. hat seine Postlinien durch Lithauen gezogen, ohne Rücksicht darauf, ob es dort schon eine Bevölkerung gab, die in den Postkutschen fahren konnte. Trotz des Widerspruchs seiner Beamten blieb er dabei, die Curse einzurichten, selbst wenn es an Ortschaften zur Benennung der Stationen fehlte, und er das Posthaus im einsamen Walde mußte errichten lassen. Die preußische Post sollte der Entwicklung vorauseilen, und die Erfahrung hat dem strengen König Recht gegeben. Nachdem dem Verkehrsleben ein trockenes Bett gegraben war, hat der Strom sich hinein ergossen. In ähnlicher Weise wird Rußland durch seine einsamen Ländereien die Eisenwege ziehen. Nicht Potemkin'sche Dörfer werden das Auge der ersten Reisenden entzücken. Aber den bescheidenen Anfängen wird dann ein Aufblühen folgen, welches immer stärkeren Bedarf hervorrufen wird. Der uralte Handelsweg zur Verbindung Nordeuropas mit dem Orient, wie er einst ungezählte Jahrhunderte sich auf dem Flachland fortbewegte, wird dann eine neue Zukunft gewinnen, und die sibirische Bahn wird Amerika mit der alten Welt verbinden. Darum gehört es zu den wichtigsten Aufgaben der deutschen Volkswirthschaft, sich hier bei Zeiten heranzuhalten und die günstige geographische Position, die es als Nachbar hat, sich nicht vorweg nehmen zu lassen. Der Export nach Rußland, so sehr er auch gegenwärtig in seiner Bedeutung hinter dem Export nach dem Westen zurückstehen mag, unterscheidet sich von jenem durch seine ungleich größere Steigerungsfähigkeit. Ist es für uns aber wichtig, uns den Export nach Rußland zu ermöglichen, so müssen wir andererseits von Rußland doch solche Waaren, die es uns bieten kann, in Zahlung nehmen. Wollen wir unseren Export steigern, so müssen wir auch den Import aus Rußland erleichtern.

Das sind die Gesichtspunkte, unter denen man den russisch-deutschen Handelsvertrag, der gegenwärtig den Gegenstand von Verhandlungen bildet, zu betrachten hat. Die russisch-deutsche Verständigung liegt entschieden im Interesse der deutschen Volkswirthschaft. Sie hat nur zwei Gegner. Die einen sind unsere Agrarier, welche an der russischen Gegenforderung einer Ermäßigung der Getreidezölle Anstand nehmen. Auch sie wünschen eine Hebung des deutschen Exports, aber keine Erleichterung der russischen Einfuhr. Es läuft das auf dieselbe Weisheit hinaus, als wenn Jemand sagte: ich wünsche, daß diese Thür stets von innen offen stehe und stets von außen geschlossen sei. Wenn die Hebung des deutschen Exports die kräftigste Forderung der gesammten deutschen Volkswirthschaft ist, so ist klar, daß Getreidezölle von einer Höhe, welche eine Steigerung des Exports verhindert, auf die Dauer unhaltbar sind. Der Landwirthschaft, wo sie in Noth ist, zu helfen, gibt es andere Mittel, und es ist höchst traurig, daß die Vertretung der landwirthschaftlichen Interessen bei uns in Händen liegt, welche so wenig ihre Vertretung verstehen. — Ein zweiter Gegner der russisch-deutschen Verständigung ist die zwischen beiden Völkern seit mehr als einem Jahrzehnt stetig steigende nationale Verbitterung. Niemand hat bei uns Rußland mehr geschadet, als seine Freunde, welche in letzter Zeit versucht haben, Jeden, der gegen Rußland schreibt, als bestochen hinzustellen. Daß ein so großes Land wie Rußland mehr Sympathien und mehr Antipathien genießen kann, als ein kleines Ländchen, ist selbstverständlich. Aber in die Heilung wirthschaftlicher Misèren sollte man sympathetische und antipathetische Mittel nicht hineinbringen, sondern sie als bloße Fragen des Interesses betrachten. Die Verhandlungen mit Rußland haben am 10. August 1892 begonnen. Sie haben bis heute kein Ergebniß erzielt, und das ist entschieden gegen unser Interesse. Die russischen Forderungen, von denen gegenwärtig die Rede ist, können wir ohne Weiteres bewilligen: sowohl eine Ermäßigung der Getreidezölle als auch das vielbesprochene Beleihungsverbot. Das Verbot an die Reichsbank, russische Werthe fernerhin zu beleihen, war s. Z. ein Schachzug des Fürsten Bismarck gegen die russische Politik. Heute hat es seine Dienste längst gethan. Das Verbot kann um so eher zurückgenommen werden, da die Aufhebung keine andere Folge hätte, als daß es nunmehr dem Ermessen des Reichsbank-Direktoriums überlassen bliebe, inwieweit es eine Beleihung der russischen Werthe zulassen will. — Allerdings ist nicht zu vergessen, daß Rußland selbst an dem Abschluß des Vertrages ein noch viel größeres Interesse hat als wir, und zwar gerade deswegen, weil wir die „Nächsten dazu" sind. Wenn Rußland im Laufe des nächsten Jahrzehnts irgendwelche große Culturaufgaben in die Hand nimmt, so wird ihm jede Culturleistung desto billiger zu stehen kommen, je besser die Beziehungen zu dem nächsten Nachbarstaate (und das ist Deutschland) entwickelt sein werden. Im Jahre 1893 läuft zudem die zehnjährige Frist der sechsprocentigen Anleihe von 1883 ab. Auch von dem Ausfall der Vertragsverhandlungen wird es abhängen, ob Rußland seine 50 Millionen Rubel kündigen und billigeres Geld dafür beziehen kann, oder nicht.

Daß wir im Uebrigen beim Zustandekommen eines russischen Handelsvertrages irgendwelchen sofort merkbaren Vortheil haben werden, ist nicht anzunehmen. Eine zwölfjährige Schutzzollbewegung mit den colossalsten Wirkungen kann nur sehr allmälig abwiegeln. Die ersten Schritte, welche in dieser Beziehung gethan werden, sind im Vergleich zu einem wirklich freien Verkehr der Völker nur minimale. Ihre Bedeutung liegt nicht in ihren positiven Leistungen, sondern in der Anbahnung einer neuen Aera der Weltwirthschaft, in welcher die Völker ebensoviel Gewicht auf ihre gegenseitige Annäherung legen werden, wie bisher auf ihre Abschließung.

Die Steuervorlagen, welche den hauptsächlichsten Gegenstand unserer letzten Berichterstattung bildeten, haben, soweit sie Preußen betreffen, das Stadium der Commissionsberathung passirt. Zu der flotten Eleganz, mit welcher der Erlaß der Grund-, Gebäude-, Gewerbe- und Bergwerkssteuer in Handumdrehen durchberathen war, förderte die Behandlung des Communalabgaben-Gesetzes (vielleicht des schwierigsten aller Stoffe,

die zur Competenz des preußischen Abgeordnetenhauses gehören!) manch Seitenstück zu Tage. Eine Materie, die, wenn irgend eine dazu geeignet ist, in der Vertretung des Volkes mit sachkundigen Vorschlägen aus der communalen Praxis verbessert zu werden, wurde in der Hauptsache nach der Regierungsvorlage erledigt; es kam kaum zu weitgreifenden Veränderungsvorschlägen, geschweige denn gar zu der Annahme derselben. Einzig und allein die Vermögenssteuer wurde einer principiellen Berathung unterworfen; hier wurde gründlich die Frage discutirt, ob denn wirklich eine Besteuerung des Vermögens der richtige und der beste Weg sei.

Mit anderen Worten: bei den grundbesitzenden Mitgliedern des Hauses ist das Verlangen nach Erlaß der Grundsteuer so groß, daß sie die Gesetze unter Dach und Fach bringen müssen, ohne Rücksicht darauf, ob die städtischen Interessen mit dem Communalabgabengesetz gut gewahrt sind oder nicht; nur die Vermögenssteuer (die ja auch das immobile Vermögen trifft) ist ihnen schwerwiegend genug, um eine Verzögerung zu rechtfertigen. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Berathungsweise, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch zu erklären. Der Erlaß der Grundsteuer ist ein so ungeheuerlicher Vorschlag, daß auf seine Wiederkehr sicher nicht zu rechnen ist. „Jetzt oder nie!" heißt die Parole.

Was die Vermögenssteuer, diese pièce de résistance des großen Reformwerkes betrifft, so standen im Ganzen drei Wege zur Auswahl, um neben einer Besteuerung des Einkommens auch eine Besteuerung des Vermögens zu bewirken. Alle drei sind von der Commission in Erwägung gezogen worden. Zunächst dachte man daran, in den Rahmen der Einkommensteuer selbst jedes Einkommen, welches aus Vermögensbesitz herrührt (fundirtes Einkommen), mit einer Zuschlagssteuer zu belegen. Sodann war vorgeschlagen, das Vermögen bei seinem Uebergang aus der einen Hand in die andere durch eine allgemeine Erbschaftssteuer zu treffen. Endlich stand der ursprüngliche Regierungsvorschlag, nach dem Einkommen auch das Vermögen alljährlich zu veranlagen und mit einem mäßigen Satze ($1/2$ pro Mille) zu besteuern.

Für die preußischen Finanzen ist es gegenwärtig die wichtigste Frage, für welchen der drei Wege man sich entscheiden soll. Um die Entscheidung zu treffen, muß man sich darüber klar werden, aus welchen Gründen eine höhere Besteuerung des Vermögens im Vergleich zum Arbeitseinkommen verlangt wird. Der wichtigste dieser Gründe liegt darin, daß das Arbeitseinkommen eines sterblichen Menschen mit der abnehmenden Kraft dahinschwindet und mit seinem Tode erlischt, während das Einkommen aus dem Vermögen unabhängig von der Person seines Trägers fortdauert. Da man nun dem arbeitenden Menschen nicht gestattet, eine Abschreibung auf die Abnutzung seiner Arbeitskraft zu machen (wie etwa die Gewerbetreibenden vom Gewinn eine bestimmte Summe für Abnutzung der Maschinen absetzen), so muß im bloßen Interesse der Gerechtigkeit sein Steuersatz ein niedrigerer sein; sei es nun, daß für ihn der Steuersatz vermindert oder für den Vermögensbesitzer erhöht wird (eine Frage, die von der jedesmaligen Finanzlage eines Staates abhängen wird). Aber auch unter dem Gesichtspunkt der Leistungsfähigkeit ist es geboten, den Vermögensbesitzer stärker heranzuziehen; wer 6000 Mark jährlich verdient, ohne ein Capital zu besitzen, ist nicht so leistungsfähig wie Jemand, der 6000 Mark Einnahme hat und 150 000 Mark Capital besitzt. Endlich entzieht sich zeitweise das Vermögen der Besteuerung gänzlich, weil kein Einkommen vorhanden ist, obgleich doch nicht einzusehen ist, weshalb ein Millionär, der seine Capitalien in einstweilen ertraglose Bauflächen steckt, oder der in einem Verlustjahre alle seine Bedürfnisse aus dem vorhandenen Capital deckt, nicht auch seinen Beitrag zu den Kosten des Gemeinwesens aus demselben Capital decken soll.

Von diesen Zielen der Vermögensbesteuerung wird nun das letzte sicher verfehlt, wenn man die Form der „fundirten Einkommensteuer" wählt. Denn wenn man nicht das Vermögen, sondern nur das Vermögens*einkommen* mit einer erhöhten Steuer treffen will, so wird nach wie vor überall, wo keine Einkommensteuer veranlagt wird, auch kein Zuschlag zu einer solchen erhoben werden können. Die beiden anderen Gesichtspunkte ließen sich in dieser Art wohl berücksichtigen, wenn es nur

im praktischen Leben möglich wäre, zu unterscheiden, welches Einkommen fundirt ist und welches unfundirt. Der Latifundienbesitzer, dessen einzige Thätigkeit im Einstreichen der Pacht besteht, hat ohne Zweifel bloß ein fundirtes und kein Arbeitseinkommen; aber der Gutsbesitzer oder gar der Bauer, der seine volle Thätigkeit in die Bewirthschaftung seines Gutes setzt, hat ein Einkommen, das aus Capital und Arbeit gemischt ist. Wie soll man bestimmen, welchen Antheil am Erfolge das Capital, welchen die persönliche Arbeit hat. Da es kein sichtbares Merkmal für die Entscheidung solcher Fragen gibt, ist in der Commission der Gedanke aufgetaucht, einfach nach der Höhe des Einkommens aus Landwirthschaft, Handel und Gewerbe einen gewissen Bestandtheil als auf Capital beruhend zu präsumiren. Bei einem Einkommen von 3000 Mark soll angenommen werden, daß $^2/_3$, bei einem Einkommen von 20 000 Mark $^4/_5$, bei einem Einkommen über 40 000 Mark das Ganze aus dem Capitalbesitz herrühre. Wenn danach ein Kaufmann mit einem kleinen Sümmchen ein gutes Geschäft betreibt, so würde er nicht nur mit der gewöhnlichen Steuer vom Arbeitsverdienst, sondern außerdem noch mit dem Zuschlag auf ein fundirtes Einkommen belegt werden, welches er gar nicht bezieht. In Wahrheit würde eine solche Form der Steuer am schwersten die Schichten treffen, welche kleine Capitalien durch ihrer Hände Arbeit erst recht fruchtbar machen, d. h. sie würde das wesentlichste socialpolitische Ziel einer Vermögensbesteuerung theils illusorisch machen, theils in ihr Gegentheil verkehren.

Sehr viel plausibler ist schon der zweite Vorschlag einer Erbschaftssteuer. An sich ist es eine bloße Frage der statistischen Berechnung, welchen Procentsatz man von Erbschaften erheben müßte, um die 35 Millionen zu erlangen, welche die jährliche Vermögenssteuer von $^1/_2$ pro Mille bringen soll. Gegenwärtig sind Erbschaften von Vater auf Sohn steuerfrei; man hat berechnet, daß sie zu dem vorgeschlagenen Zwecke mit 2 Procent belastet, die bereits bestehenden Erbschaftssteuern entsprechend erhöht werden müßten. An sich hat der Gedanke einer allgemeinen Erbschaftssteuer etwas sehr Verlockendes, weil für die Erhebung einer Steuer kein Moment günstiger ist als der eines großen Vermögensanfalles. Aber die Gunst des Augenblicks stellt sich sehr verschieden, je nach der Größe der Erbschaft. Wo es sich um wirklich große Vermögen handelt, die aus liegenden Gründen, kostbaren Mobilien, Werthpapieren und baarem Gelde bestehen, wird es leicht sein, aus den beiden letzteren Kategorien allein 2 Procent vom Gesammtwerth der Erbschaft auf einem Brett herauszuzahlen. Aber ein Bauernsohn, der ein kleines Gut ohne andere Baarmittel als den kleinen Betriebsfonds übernimmt, müßte manchmal geradezu eine Hypothek aufnehmen, um den Steuerfiskus zu befriedigen. Der Großcapitalist wird lieber im Erbgang 2 Procent zahlen, als Jahr für Jahr $^1/_2$ pro Mille; für den kleinen Capitalisten bedeutet die einmalige Zahlung von 2 Procent des Vermögens die Opferung eines halben Jahreseinkommens. — Ferner würde die Erbschaftssteuer eine Familie desto häufiger treffen, je häufiger sie vom Tode heimgesucht wird. Alle solche Gründe treffen zwar nicht gegen den Gedanken einer Erbschaftssteuer an und für sich zu. Wenn ein Staat es für richtig hält, die Erbschaften zu besteuern, bloß um der Ansammlung von Riesenmassen im Erbgang vorzubeugen, so mag er sie mit hohen Procentsätzen anlegen. Allein er soll sich dann des *socialistischen* Charakters einer solchen Steuer bewußt sein; er soll wissen, daß der Zweck dieser Steuer die Verhinderung der Vermögensansammlung ist, daß sie daher mit Fug und Recht die Vermögen desto stärker ergreift, je größer sie sind, desto schwächer, je kleiner sie sind. Eine solche Steuer, für welche nicht sowohl die regelmäßige Füllung der Staatskassen als die Verhinderung oder Verlangsamung der großen Vermögensansammlungen der Zweck wäre, hätte es dann in der Hand, die oben angeführten Bedenken durch Steuererlasse gegen die kleineren und mittleren Vermögen wett zu machen. Allein eine Erbschaftssteuer, welcher dieser socialistische Zweck vollkommen fern liegen, welche bloß als Ergänzungssteuer zu dem vorhandenen Abgabensystem alljährlich einen bestimmten Beitrag liefern soll, ist nicht im Stande, diesen Beitrag regelmäßig zu liefern, wenn sie sich auf die großen Vermögen stützen will. Denn die großen Vermögen sind viel zu selten, als daß man auf ihr regelmäßiges

Anheimfallen irgendwie rechnen könnte. Eine Erbschaftssteuer, welche regelmäßige Erträge bringen soll, kann jenen Rücksichten auf mittlere und kleinere Einkommen nicht gerecht werden; sie muß auf diesen mit der ganzen Härte einer Maßregel lasten, welche den Großen günstig, den Kleinen aber ungünstig ist.

So bleibt denn, wenn man Arbeit und Capital verschieden besteuern will, nichts übrig als der einfache logische Weg, den die Regierung von vornherein vorgeschlagen hatte: beide gesondert zu besteuern. Wie die allgemeine Einkommensteuer das Einkommen trifft, so soll die allgemeine Vermögenssteuer das Vermögen treffen. Wenn gemischtes Einkommen die Einkommensteuer nach der Höhe des Einkommens, die Vermögenssteuer nach der Höhe des thatsächlich vorhandenen Vermögens zahlt, so ist beides gleichmäßig herangezogen. Alle Streitfragen erledigen sich auf die einfachste Weise. Darum ist es wünschenswerth, daß der preußische Finanzminister auf seinem ursprünglichen Plane beharre. Mag er immerhin der weitgehenden Abneigung gegen die Vermögenssteuer im Einzelnen, auch in wichtigen Dingen Rechnung tragen. Mag er die Verpflichtung zur Selbsteinschätzung (da die Commission sie gestrichen hat) fallen lassen. Mag er sicher sein, daß diese Steuer, wenn sie auch fehlerhaft ins Werk gesetzt wird, einen finanzpolitisch so hervorragend berechtigten Gedanken in sich enthält, daß sie sich von selbst forthelfen wird. Der klare Gedanke, daß das denkbar breiteste Object der Besteuerung das vorhandene Vermögen ist, ist von zu großer Wichtigkeit, als daß wir ihn in dem zukünftigen preußischen Steuersystem entbehren könnten. Für den Erlaß der Grundsteuer würde es einigermaßen eine Sühne darstellen, wenn wir wenigstens die Vermögenssteuer in ihrer einzig kräftigen Form erhielten.

Inzwischen begegnen die Reichs-Steuervorlagen einer so gut wie allgemeinen Abneigung beim Volke wie bei seinen Vertretern. Während in Preußen auch die Gegner der Reform den Regierungsentwürfen eine widerwillige Anerkennung zollen müssen, herrscht hier im Reiche, selbst bei den Anhängern, keinerlei Wärme. Von der Börsensteuererhöhung erkennen selbst die Freunde, ja sogar die eifrigen Freunde einer höheren Besteuerung der Börse an, daß sie in der vorgeschlagenen Form einfach undurchführbar ist. Die Branntweinsteuervorlage (die bei unserem letzten Bericht in ihrer endgültigen Form noch nicht bekannt war) bringt neben einer unbedeutenden Steuererhöhung und einer scheinbaren Begrenzung des bisherigen Brennerprivilegs eine thatsächliche Verstärkung desselben. Die Brausteuer ist durch die Reden und Schriften der großen Brauereidirectoren einfach widerlegt. So zeigt sich an dem Schicksal der preußischen und der Reichsentwürfe der Unterschied, ob Regierungsentwürfe sachkundig ausgearbeitet oder cavaliermäßig hingeworfen sind.

Auf die Ausarbeitung dieser Steuervorlagen, welche zur Deckung der Militärvorlage bestimmt waren, ist ein großer Theil des Widerstandes zurückzuführen, den die letztere zu überwinden hat. Es ist wissenschaftlich festgestellt, daß kein Land eine geringere Steuerlast trägt als Deutschland. Wo der Versuch gemacht wurde, das Gegentheil zu beweisen, mußte man zu den bekannten Soetbeer'schen Zahlen seine Zuflucht nehmen, von denen längst erwiesen ist, daß sie das deutsche Volkseinkommen viel zu niedrig angeben. Wie kommt es, daß gegenüber der Militärvorlage gleichwohl die falsche Behauptung von der Unerschwinglichkeit neuer Kosten bei den Gebildeten Glauben findet? Daran sind die Reichs-Steuervorlagen schuld, weil sie in unkundiger Weise Steuern verdoppeln wollen, die in dieser Verdoppelung einen Theil der Geschäfte erdrücken (einen anderen vielleicht kaum treffen) würden. Die hier vorgeschlagene Steuererhöhung, welche in der That unerträglich wäre, scheint es den Gebildeten ad oculos zu demonstriren, daß wir an der Grenze unserer Leistungsfähigkeit angelangt seien.

Wird Deutschland wirklich der Welt das Schauspiel bieten, daß der Reichstag neue Kosten für die Vertheidigung des Vaterlandes zu derselben Zeit für unerschwinglich erklärt, wo der preußische Landtag 40 Millionen Grundsteuern den Grundbesitzern schenkt?

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Die zweite Berathung der Militärvorlage im Deutschen Reichstage ist das politische Ereigniß, dem nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Auslande mit dem lebhaftesten Interesse entgegengesehen wurde. Allerdings ist bereits vor der Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten nach den Osterferien die Auflösung des Reichstages als im Mai bevorstehend angekündigt worden. Auf Grund dieser Meldung mußte angenommen werden, daß eine noch in letzter Stunde sich vollziehende Verständigung über die Vorlage für unwahrscheinlich erachtet wurde. Auch ließen die Berathungen der mit der Prüfung des Entwurfes beauftragten Commission in dieser Hinsicht kaum noch Zweifel bestehen. Selbst wenn die Vermittelungsvorschläge, die in dem Antrage des nationalliberalen Parteiführers, von Bennigsen, enthalten waren, auf Seiten der Reichsregierung mehr Entgegenkommen gefunden hätten, wäre doch eine Stimmenmehrheit nur unter der Voraussetzung erzielt worden, daß auch eine Anzahl Mitglieder des Centrums sich den Nationalliberalen und den Conservativen angeschlossen hätte. Daß die Regierung hinsichtlich der Frage der Friedenspräsenzstärke lediglich bei ihrem Standpunkte beharrte, mußte selbst Diejenigen überraschen, die im Principe für die Militärvorlage gewonnen waren. Andererseits hätte erwartet werden dürfen, daß die gesetzliche zweijährige Dienstzeit, und nicht bloß die im Staatshaushalte festzusetzende, als Aequivalent für die beträchtliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke bewilligt würde. Daß auch diejenigen Parteien, die sich gegenüber der Vorlage ablehnend verhielten, der Einführung der gesetzlichen zweijährigen Dienstzeit mit den daraus sich ergebenden Consequenzen zuzustimmen bereit waren, bedarf keines besonderen Hinweises; die Vertreter der Reichsregierung hielten jedoch daran fest, daß „die Vorlage in ihrem wesentlichen Theile ein Ganzes bilde, das nicht zerpflückt werden dürfe." Jedenfalls darf der Hoffnung Ausdruck geliehen werden, daß schließlich doch noch eine Verständigung erzielt wird, so daß die Angelegenheit eine Lösung findet, die den wirklichen Interessen Deutschlands entspricht.

An dem guten Willen, diese Interessen zu wahren, fehlt es sicherlich weder der Regierung noch der Volksvertretung. So fand denn auch das Vorgehen des Auswärtigen Amtes Anerkennung, als in Frankreich zu wiederholten Malen Uebergriffe gegen deutsche Reichsangehörige erfolgten. Der deutsche Botschafter in Paris hatte gerade in jüngster Zeit Veranlassung, beim französischen Minister des Auswärtigen Beschwerde über eine solche rechtswidrige Behandlung zu führen. Wie bedauerlich es auch erscheinen muß, daß nach Lage der französischen Gesetzgebung die willkürlichen Ausweisungen des Vertreters einer deutschen Zeitung, sowie eines in Rouen zu Studienzwecken verweilenden Deutschen nicht unmittelbar zum Gegenstande von Beschwerden gemacht werden konnten, waren doch die Nebenumstände, die jene Maßregeln begleiteten, sehr wohl geeignet, die französische Regierung daran zu erinnern, daß das Völkerrecht für den internationalen Verkehr bindende Vorschriften enthält.

Die Rohheit, mit der die Kinder des ausgewiesenen deutschen Schriftstellers in Asnières wörtlich und thätlich beleidigt wurden, während sie auf den vollen Schutz der Behörde Anspruch gehabt hätten, die ungesetzliche Willkür, mit der durch Zurückhaltung eines Briefes an den deutschen Botschafter dem als Spion in Rouen Verhafteten die Möglichkeit entzogen worden war, die Hülfe seiner vaterländischen Vertretung zum Zwecke des Nachweises seiner Unschuld anzurufen, boten ausreichenden Anlaß zu einer diplomatischen Intervention. Dieser hat denn auch Graf Münster in Uebereinstimmung mit der deutschen Reichsregierung solchen Nachdruck gegeben, daß der französische Minister des Auswärtigen sich beeilte, in dem einen Falle eine strenge Untersuchung in Aussicht zu stellen, in dem anderen jetzt bereits volle Genugthuung zu gewähren. Herr Develle erklärte dem deutschen Botschafter, die eingeleitete Untersuchung habe ergeben, daß sich die betheiligten Behörden in Rouen einen sehr bedauerlichen Mißgriff haben zu Schulden kommen lassen. Wie der Verdacht der Spionage auf kleinlichen Angaben beruhte und sich als grundlos erwiesen habe, so daß die Ausweisung nicht gerechtfertigt, sei auch das Aufhalten der Briefe durchaus ungehörig gewesen. Was den Erklärungen des französischen Ministers des Auswärtigen eine besondere Bedeutung verleiht, ist dessen weitere Zusicherung, daß der Wiederkehr solcher Vorgänge vorgebeugt werden würde. So darf gehofft werden, daß die französische Regierung in Zukunft dafür Sorge tragen wird, daß Ausländer auch in der französischen Republik denjenigen Rechtsschutz genießen, den civilisirte Nationen einander wechselseitig zu verbürgen pflegen. Liegt es doch im Interesse Frankreichs selbst, den Ruf der Gastlichkeit wiederherzustellen, in dem es früher stand, zumal die Freundlichkeit der Sitten im internationalen Verkehr zu den Imponderabilien zählt, deren kein Volk mehr entrathen kann.

Wie werthvoll dieser Ruf ist, zeigt sich jetzt gerade aus Anlaß der Feierlichkeiten, die bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Königs Umberto und der Königin Margherita veranstaltet wurden. Wenn Italien eine nie versagende Anziehungskraft ausübt, so verdankt es dies nicht bloß seiner herrlichen Natur, seinen Alterthümern und Kunstschätzen, sondern auch dem Frohsinn und der Liebenswürdigkeit der Bevölkerung. Diese Sympathien erstrecken sich aber zugleich auf die Dynastie selbst, so daß es nicht überraschen kann, wenn die europäischen Fürstenhäuser sich beeilten, ihre Theilnahme kundzugeben. Die Bedeutung des Besuches des deutschen Kaisers und der Kaiserin in Rom ist bereits gewürdigt worden. Bezeichnend war auch die Ankündigung, daß der Zar Werth darauf legte, sich durch den Großfürsten Wladimir und dessen Gemahlin bei den Feierlichkeiten im Quirinal vertreten zu lassen. Wurde doch in dieser Weise die Legende beseitigt, daß zwischen Rußland und Italien, als der zum Dreibunde gehörenden Macht, innige Beziehungen ausgeschlossen wären. Vom Gesichtspunkte der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens darf daher gerade dieser Besuch eines russischen Großfürsten mit freudiger Genugthuung begrüßt werden. Nicht minder bedeutsam ist das Erscheinen des österreichischen Erzherzogs Rainer im Quirinal. Es muß hier daran erinnert werden, daß Papst Leo XIII. ein Rundschreiben seines Vorgängers Pius IX. an die päpstlichen Nuntien erneuert hat, wodurch diese aufgefordert wurden, die regierenden katholischen Häuser zu benachrichtigen, daß der Papst außer Stande sich sehe, einen katholischen Fürsten oder Prinzen, der der Gast des Königs von Italien sei, im Vatican zu empfangen. Der Zweck dieses Circulars war offenbar, überhaupt nach Möglichkeit zu verhüten, daß katholische Fürsten nach Rom kämen und dort durch ihr Erscheinen im italienischen Königspalaste gewissermaßen den neuen Zustand der Dinge mit „Roma Capitale“ anerkennen. So konnte es geschehen, daß der Kaiser von Oesterreich bis zum heutigen Tage den Besuch nicht erwiderte, den ihm der König Umberto abgestattet hat. Entschuldigten die maßvoller urtheilenden Italiener die Zurückhaltung des Kaisers Franz Joseph mit dem Zwange der Verhältnisse, so blieb andererseits doch eine gewisse Verstimmung zurück, während es zugleich dem deutschen Kaiser hoch angerechnet wurde, daß er jede Gelegenheit benutzte, das Wort: Roma intangibile zu betonen. Jedenfalls bedeutet es aber auch von österreichischer Seite einen Bruch mit den bisher geltenden Anschauungen, daß ein

Mitglied des habsburgischen Herrscherhauses trotz des päpstlichen Rundschreibens an die Nuntien sich in Rom als Gast des italienischen Königspaares einfindet. Sicherlich würde Erzherzog Rainer nicht unterlassen haben, auch dem Papste seinen Besuch zu machen, wenn dem nicht eben die vom Vatican aus ergangenen Anordnungen zuwiderliefen. Ein der französischen Regierung nahestehendes Organ hebt nicht ohne Verstimmung hervor, daß es doch wohl vom päpstlichen Stuhle viel verlangen heiße, falls Leo XIII. ein solches Vorrecht den Vertretern einer Allianz gewähren sollte, welche die Garantie des status quo in Italien zum Ecksteine hat. „Die Verzeihung," schreibt der „Temps", mißmuthig, „ist sicherlich eine christliche Tugend; ist sie aber auch eine internationale Pflicht?"

Daß ein der französischen Regierung nahestehendes Organ sich berufen fühlt, die Sache des Papstes zu führen, ist immerhin bemerkenswerth. Freilich gilt es zugleich, den Dreibund zu befehden, dessen friedliche Tendenz jenseits der Vogesen immer noch verkannt wird. Nur wenige Franzosen besitzen in dieser Hinsicht den klaren Blick eines Jules Ferry. Wenige Wochen, nachdem Jules Ferry durch seine Wahl zum Präsidenten des französischen Senates eine verspätete Genugthuung für die mannigfachen Unbilden erhalten hat, die er von Seiten der eigenen Landsleute erdulden mußte, ist dieser um die französische Republik wohlverdiente Staatsmann von einem jähen Tode hinweggerafft worden. Die Makellosigkeit des Charakters Jules Ferry's mußte selbst von seinen schroffsten politischen Widersachern anerkannt werden. In Deutschland ist der staatsmännischen Begabung des nunmehr hingeschiedenen französischen Politikers stets volle Anerkennung gezollt worden, wie verfehlt auch die in Frankreich, insbesondere in der radicalen sowie in der boulangistischen Presse stets von Neuem vorgebrachten Anschuldigungen waren, Jules Ferry hege Sympathien für Deutschland. Vielmehr fehlte es keineswegs an Symptomen, aus denen erhellte, daß gewisse Vorurtheile auch diesem französischen Staatsmanne nicht fremd blieben, nur daß er sie den höheren Interessen seines Vaterlandes unterzuordnen wußte. Er empfand sehr wohl, daß die französische Republik sich selbst schädigen müßte, falls sie sich ausschließlich von der Revancheidee beherrschen ließe. Mancherlei Erfahrungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik haben denn auch gezeigt, wie übel berathen die französische Regierung war, sobald sie von der durch Jules Ferry für die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland vorgezeichneten Verhaltungslinie abwich. Sicherlich hätte dieser, nachdem er zum Senatspräsidenten gewählt worden war, wiederum einen bedeutsamen Einfluß auf die gesammte Politik ausüben können, falls nicht eben die französische Republik gerade in jüngster Zeit das Mißgeschick erfahren müßte, daß ihre vorzüglichsten Kräfte in der einen oder in der anderen Weise hinweggerafft oder lahmgelegt wurden. Wie Jules Ferry durch den Tod seinem Vaterlande entrissen worden ist, fiel eine ganze Reihe von Politikern, auf welche die Republik große Hoffnungen setzte, dem Panamascandale zum Opfer. Freycinet, Rouvier, Le Roche, Floquet figuriren in dieser Reihe; nur erscheint nicht ausgeschlossen, daß früher oder später einige dieser Persönlichkeiten wieder auf der politischen Schaubühne erscheinen, wie denn auch Constans, der siegreiche Bekämpfer des Boulangismus, in jüngster Zeit unter den Candidaten genannt ward, die mit der Neubildung des Cabinets betraut werden sollten, als das Ministerium Ribot durch eine Abstimmung der Deputirtenkammer gestürzt worden war.

Nur bei einer oberflächlichen Beurtheilung der inneren Politik Frankreichs könnte man zu der Auffassung gelangen, daß dieses Cabinet lediglich aus Anlaß einer Budgetfrage beseitigt worden ist. Vielmehr kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die Deputirtenkammer mit Entschiedenheit ablehnte, dem Senate hinsichtlich des Budgets für das Jahr 1893 Zugeständnisse zu machen, der bestehende Antagonismus tiefer wurzelte. Andererseits hatte die Regierung ein großes Interesse, daß der Staatshaushalt endlich zu Stande käme, nachdem bereits zu wiederholten Malen der Nothbehelf der Bewilligung provisorischer Monatszwölftel als der einzige Ausweg erschienen war, den Bedürfnissen der Staatsverwaltung Genüge zu leisten. Hatte der Senat unter Anderem darauf bestanden, daß die von der Deputirtenkammer beschlossene Reform

der Getränkesteuer von dem Budget getrennt werde, so hielt die Kammer selbst an ihrem früheren Beschlusse fest, und dies war der unmittelbare Anlaß zum Sturze der Regierung. Es erscheint aber geboten, auf die latenten Gegensätze zwischen den beiden parlamentarischen Körperschaften hinzuweisen, weil diese auch in der Zukunft sich geltend machen könnten. Bei der von der Deputirtenkammer vollzogenen Wahl des parlamentarischen Untersuchungsausschusses in der Panama-Angelegenheit regten sich bereits Empfindlichkeiten im Senate, der sich mit Fug dadurch gekränkt fühlte, daß einer der constitutionellen Factoren ohne jede Rücksicht auf die beiden anderen seine Entschließungen faßte, obgleich dadurch Mitglieder der gleichberechtigten parlamentarischen Körperschaft betroffen wurden. Der Senat nahm gewissermaßen seine Revanche, indem er Jules Ferry zum Präsidenten wählte und durch eine solche Auszeichnung zu erkennen gab, wie wenig Bedeutung er der diesem Staatsmanne feindseligen Strömung in der Deputirtenkammer beilegte. Zugleich sollte betont werden, daß der Senat durch die Ernennung einer energischen, zielbewußten Persönlichkeit seine eigene gleichberechtigte Stellung neben der Deputirtenkammer wieder zur Geltung bringen wolle. Von diesem Gesichtspunkte aus muß auch die nach dem Hinscheiden Jules Ferry's vollzogene Wahl seines Nachfolgers Challemel-Lacour beurtheilt werden; der Senat ist eben gewillt, sich nicht länger von der Deputirtenkammer zurückdrängen zu lassen. Aus solchen Erwägungen erklärt sich erst das für die gesammte Entwicklung der inneren Politik Frankreichs bedeutsame Verhalten des Senats in der Budgetangelegenheit. Auch in früheren Jahren fanden lebhafte Meinungsverschiedenheiten statt; allein der Senat gab beinahe regelmäßig nach, woraus dann in der Deputirtenkammer die Auffassung hervorging, daß die Abgeordneten das letzte entscheidende Wort zu sprechen hätten. Dieser in der Verfassung keineswegs begründeten Anschauung ist nun ein Ende gemacht worden; nur entsteht die Frage, wie denn überhaupt ein ordnungsmäßiges Budget zu Stande kommen soll, wenn jede der beiden parlamentarischen Körperschaften starr bei ihrem Standpunkte beharrt.

In der ministeriellen Erklärung, mit der sich das neue französische Ministerium, an dessen Spitze der Unterrichtsminister im Cabinet Ribot, Dupuy, steht, den beiden Kammern am 6. April vorstellte, wurde mit besonderem Nachdrucke auf die Wichtigkeit einer unverzüglichen Erledigung des Budgets für das Jahr 1893 hingewiesen, indem zugleich die Nothwendigkeit eines Einvernehmens zwischen Senat und Deputirtenkammer hervorgehoben wurde. Daß zugleich von Seiten der Regierung die Erklärung abgegeben wurde, sie werde aus allen Kräften auf dieses Einvernehmen hinwirken, um ein weiteres Provisorium zu verhüten, war um so mehr geboten, als das Ministerium anderenfalls nicht in der Lage wäre, das Budget für das nächste Jahr rechtzeitig einzubringen. Trotz aller guten Absichten der Regierung steht doch zu befürchten, daß auch in Zukunft der Gegensatz zwischen den beiden parlamentarischen Körperschaften um so drastischer zum Ausdrucke gelangen könnte, als der Zeitpunkt immer näher rückt, in dem Senat und Deputirtenkammer, zur Nationalversammlung vereinigt, berufen sein werden, in Versailles die Neuwahl des Präsidenten der Republik zu vollziehen. Im Congresse führt nach der französischen Verfassung der Präsident des Senates den Vorsitz, und diese Thatsache allein muß genügen, der Deputirtenkammer gegenüber daran festzuhalten, daß dieselbe keineswegs eine überlegene Position in Anspruch nehmen darf. Zunächst werden die im Herbste bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer zeigen, in welcher Richtung die öffentliche Meinung in Frankreich sich bewegt. Allerdings wird sich der Wahlkampf für die Republikaner aller Parteischattirungen diesmal schwieriger gestalten; wiegen sich doch die Royalisten und Imperialisten, sowie die Boulangisten in der Hoffnung, daß der Panamascandal ihnen zahlreiche Anhänger zuführen werde. Andererseits werden die gemäßigten Republikaner nicht minder als die Radicalen alle ihre Kräfte aufbieten müssen, um ihren bisherigen Besitzstand zu wahren. In der ministeriellen Erklärung wurde betont, daß die Regierung vertrauensvoll der Zukunft der Republik entgegenblicke, da das in den verschiedensten Landestheilen befragte allgemeine Stimmrecht täglich seine früheren Errungenschaften bestätige

und andere fordere, durch welche die demokratischen Bestrebungen und republikanischen Einrichtungen allmälig in Einklang gebracht werden. Diese Erwartungen erscheinen allerdings zu optimistisch, wie es denn auch übertrieben ist, wenn behauptet wird, daß das „suffrage universel" täglich in den verschiedensten Landestheilen zu Gunsten der republikanischen Institutionen sich äußere. Richtig ist nur, daß auch nach dem Panamascandale einige Ersatzwahlen für Senat und Deputirtenkammer, sowie für die departementalen Körperschaften: Generalräthe und Arrondissementsräthe den republikanischen Candidaten günstig gewesen sind. Der Feldzug, der bei den bevorstehenden allgemeinen Wahlen geführt werden wird, muß freilich einen ganz anderen Charakter annehmen; die Kundgebung des Grafen von Paris legte bereits vollgültiges Zeugniß dafür ab, welche Erwartungen die Orléanisten hegen. Wenn aber der monarchistische Prätendent unter Anderem auch die Mitwirkung seines Sohnes in Aussicht stellte, so zeigte sich hier gerade die Schwäche der Position der Royalisten. Wie der „Dauphin" in seiner gesammten Lebensführung jeden Ernst vermissen läßt, hat auch der Graf von Paris selbst durch seinen Mangel an Energie und Opferwilligkeit gezeigt, wie wenig gerade die Orléanisten berufen wären, den Ansturm gegen die Republik erfolgreich durchzuführen. Aber auch der bonapartistische Prätendent wird im eigenen Feldlager keineswegs sehr hoch geschätzt, so daß nur die Boulangisten in den Reihen der Opposition ernsthaft in Betracht kommen können. Diesen mangelt jedoch jedes positive Programm, zumal seitdem ihr früherer Chef nicht mehr existirt. Mag daher immerhin die Stärke der französischen Republik vor Allem in der Schwäche ihrer Widersacher im Inneren begründet sein, so verdient doch der gegenwärtige Zustand der Dinge vor jedem anderen deshalb den Vorzug, weil trotz aller Irrungen und Wirrungen eine ernsthafte Friedensstörung bisher nicht erfolgt ist, während die oppositionellen Parteien, sei es durch den lärmhaften Chauvinismus der Boulangisten, sei es durch die Nothwendigkeit, eine Diversion nach außen in Scene zu setzen, dahin geführt werden könnten, die friedliche Lage zu gefährden.

Während die französische Regierung im Hinblick auf die allgemeinen Wahlen den Kampf gegen die Widersacher der Republik mit Entschlossenheit zu führen gewillt ist, vollzieht sich in England das eigenartige Schauspiel, daß das Ministerium selbst alle Kräfte daran setzt, die Home-rule-Vorlage im Unterhause zur Annahme zu bringen. Unmittelbar nachdem dieses die parlamentarischen Arbeiten wieder aufgenommen hat, beantragte Gladstone die zweite Lesung dieser Vorlage, die dazu bestimmt ist, für Irland eine weitgehende Autonomie herzustellen. In einer von seinen Parteigängern und den irischen Abgeordneten mit großem Beifalle aufgenommenen Rede hat der greise Premier nochmals alle die bekannten Gesichtspunkte hervorgehoben, durch die er sich bestimmt fühlt, den seit Jahren gehegten Plan endlich zu verwirklichen. Gladstone bemühte sich insbesondere, auch die Beweisgründe zu widerlegen, mit denen Chamberlain unlängst im „Nineteenth Century" die Vorlage bekämpft hatte. Allerdings ließ sich der englische Premier Uebertreibungen zu Schulden kommen, wenn er darzulegen versuchte, daß die Einwendungen der Gegner von Home-rule im Grunde auf der mehr oder weniger bewußten und mehr oder minder eingestandenen Idee basirt sind, daß die Irländer, mit Ausnahme der protestantischen Minderheit der Provinz Ulster, gar nicht in der Lage seien, ihren eigenen Interessen zu dienen, daß sie aber die Welt durch den Eifer, mit dem sie die ihnen gewährten Rechte mißbrauchen, sowie durch die Unduldsamkeit in Erstaunen setzen würden, mit der sie die einer anderen Rasse und einer anderen Religion angehörenden Mitbürger behandeln. Die hauptsächlichen Schwierigkeiten der Home-rule-Vorlage sind, wie Gladstone selbst sich nicht verhehlen kann, die Regelung der finanziellen Verhältnisse Irlands gegenüber Großbritannien, sowie die Bestimmung der Theilnahme der irischen Deputirten an den Arbeiten des Parlaments von Westminster, die für bestimmte Fälle vorgesehen ist. Während die Unionisten betonen, daß es unbillig wäre, für England ziemlich hoch bemessene fiskalische Opfer, gewissermaßen ein Lösegeld in demselben Augenblicke festzusetzen, in dem Irland seine Autonomie erhalten soll, weisen sie zugleich darauf hin, daß Irland trotzdem bei

seiner Unfähigkeit, in zielbewußter Weise die eigene Verwaltung zu leiten, dem Bankerotte entgegengehen würde. Obgleich nun aber Gladstone sich bemühte, die angeblichen Widersprüche einer solchen Beweisführung darzulegen, gelang es ihm doch nicht, die gegen seine Vorlage erhobenen finanziellen Bedenken zu entkräften. Inzwischen hat die Home-rule-Bewegung in der irischen Provinz Ulster eine starke Gegenströmung hervorgerufen, die sich aus Anlaß der Anwesenheit des Unionisten Balfour mit besonderer Entschiedenheit geltend machte. In einer seiner Ansprachen betonte dieser, wie ihm nichts die Ueberzeugung rauben werde, daß, falls Ulster und England fest bleiben, Home-rule zurückzuweisen, dieses auch niemals zur Annahme gelangen werde. Wie begeistert aber auch die unionistischen Kundgebungen in Belfast und anderwärts gewesen sind, sprechen doch manche Anzeichen dafür, daß Gladstone im Unterhause für seine Vorlage eine Mehrheit finden wird. Im Oberhause sind die Verhältnisse freilich wesentlich verschieden, so daß das gegenwärtige Cabinet nicht auf eine Majorität zählen darf. Im Interesse der Staatseinheit darf dies nur mit Genugthuung begrüßt werden, auch hat sich der gesammte Organismus Großbritanniens stets als so kerngesund erwiesen, so daß die augenblicklichen parlamentarischen Wirren keine ernsthafte Gefahr darstellen können. War doch sogar die Behauptung aufgestellt worden, daß durch Gladstone die auswärtige Politik in ein anderes Fahrwasser gelenkt werden würde als unter Lord Salisbury; insbesondere wurde in dieser Beziehung auf Aegypten exemplificirt. Nun hat sich aber bereits deutlich gezeigt, daß die englische Regierung keineswegs bereit ist, den Wünschen Frankreichs, Aegypten von den Engländern geräumt zu sehen, in absehbarer Zukunft zu entsprechen. Das jüngste Weißbuch, das Lord Rosebery dem Parlamente vorgelegt hat, läßt auch nicht den geringsten Zweifel darüber bestehen, daß die englische Verwaltung Aegyptens, die sich durchaus segensreich erwiesen hat, fortdauern wird. Die Anwandlungen des jungen Khedive Abbas II., die darauf abzuzielen schienen, den englischen Einfluß zu schwächen, haben nur dahin geführt, daß dieser stärker betont wurde. Wenn der Khedive unlängst bei einer Unterredung selbst anerkannte, daß die Engländer sich insbesondere um die Verbesserung des Bewässerungssystems große Verdienste erworben haben, so ist gerade die Hebung des Wohlstandes Aegyptens ein bedeutsamer Factor. Unbefangene Beurtheiler erkennen aber auch im Uebrigen die unter der Aegide Englands erzielten mannigfachen Fortschritte an.

Wie die englische Verwaltung in Aegypten als eine Friedensbürgschaft angesehen werden darf, muß auch die am 1. Mai bevorstehende Eröffnung der Weltausstellung in Chicago von diesem Gesichtspunkte aus mit Genugthuung begrüßt werden. Im friedlichen Wettbewerbe werden die verschiedenen Staaten zeigen, in wie hohem Maße die Segnungen des Friedens in der Entwicklung der Industrie und der schönen Künste zum Ausdrucke gelangen. Die große Flottenrevue, die wenige Tage vor der Eröffnung der Ausstellung in Chicago Kriegsschiffe aller seefahrenden Nationen in den amerikanischen Gewässern vereinigen soll, wird zugleich Zeugniß dafür ablegen, daß die Culturländer vor Allem die Aufgabe haben, in Werken des Friedens zu wetteifern. Die Säcularfeier der Entdeckung Amerika's ist jedenfalls der am besten geeignete Zeitpunkt, ein solches internationales Friedensfest würdig zu begehen.

ζ. **Der Himmel auf Erden in den Jahren 1901—1912.** Von Emil Gregorovius. Leipzig, F. W. Grunow. 1892.

Wir haben es bei der hier vorliegenden hübsch ausgestatteten Broschüre, auf deren schwarzem Umschlag ein rother Todtenkopf prangt, mit einem nicht ungeschickten Versuche der Bekämpfung der Socialdemokraten durch geistige Waffen zu thun. Der wohl pseudonyme Autor malt nach dem Vorgange Belamy's, aber in lebenswahrerer Weise als dieser, ein Bild des socialdemokratischen Zukunftsstaates. Er thut das nicht in trockener Schilderung, sondern in kurzen Skizzen und Erzählungen, welche mitten in der neuen Zeit spielen. Der Zukunftsstaat ist unter Benützung der Reden und Schriften der wichtigsten socialdemokratischen Agitatoren construirt. Gleichzeitig thut der Autor aber einen Schritt, den sie zu thun sich wohl hüten. Er zieht nämlich die naheliegenden Consequenzen aus ihren Grundsätzen und kommt zu Resultaten, welche wohl selbst einem Fanatiker der Herrschaft des vierten Standes einiges Grauen einflößen könnten. Der Cardinalfehler aller socialistischen Theorien, die entwickelte Individualität der verschiedenen Menschen, welche jedes communistische System unhaltbar macht, ist besonders drastisch zur Darstellung gebracht. Die Schrift ist weniger witzig und geistreich als Eugen Richter's in gleicher Absicht verfaßte „Socialdemokratische Zukunftsbilder", dafür aber ist sie gründlicher und anschaulicher. Man darf wohl erwarten, daß eine fortgesetzte Bekämpfung der volksverführerischen socialistischen Ideen auf diesem friedlichen Wege ihre Wirkung nicht verfehlen wird. Wir versprechen uns mehr davon, als von Zwangsgesetzen und Polizeimaßregeln.

β. **Spinoza's Erkenntnißlehre in ihrer Beziehung zur modernen Naturwissenschaft und Philosophie.** Allgemein verständlich dargestellt von Dr. Martin Berendt und Dr. med. Julius Friedländer. Berlin, Mayer & Müller. 1891.

Ein treffliches Buch voll interessanter Erörterungen, aus denen sich sehr viel lernen läßt — beispielsweise für das Verständniß des platonischen Elementes in der Philosophie des Spinoza (besonders im Hinblick auf seine wichtige Lehre von der Existenz und der Essenz der Dinge), ferner für die Erkenntniß der bedeutsamen Rolle, die bei ihm die Begierde (die cupiditas) der Geschöpfe als das eigentliche Wesen der Dinge spielt. Die engen Beziehungen, die in dieser zwiefachen Hinsicht zwischen seiner und Schopenhauer's Lehre vorhanden sind, treten dabei frappirend hervor. Was die Erkenntnißlehre Spinoza's anlangt, so dürften die Verfasser in dieser Hinsicht in der Hauptsache wohl das Richtige getroffen haben, obgleich sich immer Schwierigkeiten und Differenzen in der Auffassung des Einzelnen ergeben werden, sobald man eine derartig bestimmte Deutung der häufig so vieldeutigen Ausdrucksweise des großen holländischen Denkers unternimmt. Wir begrüßen das Buch aber schon deshalb mit Freude, weil es geeignet ist, durch seine scharfsinnigen Erörterungen das Verständniß für die wahre Bedeutung der großartigen spinozistischen Weltanschauung auch in weiteren Kreisen zu fördern.

β. **Philosophische Studien.** Herausgegeben von Wilhelm Wundt. Siebenter Band. Heft 1—4. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1891 und 92.

Den vorliegenden siebenten Band der „Studien" eröffnet ein interessanter Aufsatz: „Was soll uns Kant nicht sein?" von Wilhelm Wundt. Der Verfasser polemisirt darin gegen den Uebereifer derjenigen orthodoxen Kantianer, die die Lehre des „Meisters" dogmatisiren möchten und bedingungslose Anerkennung derselben zum mindesten in den wesentlichsten Punkten verlangen. Dem gegenüber betont er mit Nachdruck die Nothwendigkeit einer selbständigen Fortentwicklung des Denkens. Auch Kant ist ihm keine absolute Autorität: auch seine Lehre bedarf der Ausgestaltung, der Weiterführung und Correctur. Wundt weist das durch die Darlegung seines eigenen Standpunktes einigen wichtigen erkenntnißtheoretischen Behauptungen Kant's gegenüber eingehend nach. Ein erster Artikel von Oswald Kulpe (der sich im dritten Hefte findet): „Das Ich und die Außenwelt" betitelt, erörtert das gleiche (erkenntnißtheoretische) Problem. Dem psychologischen Problem der Ideenverbindung gehören drei Artikel der vorliegenden Hefte: „Ueber den associativen Verlauf der Vorstellungen" (von W. E. Scripture, I. Heft), „Kritische und experimentelle Studien über das Wiedererkennen" (von Alfred Lehmann, II. Heft) und „Bemerkungen zur Associationslehre" (von W. Wundt im III. Hefte) an. Unter den übrigen Aufsätzen seien hier nur noch: „Die psychologisch ästhetische Bedeutung des Licht- und Farben-Contrastes" von A. Kirschmann, „Das Relativitätsprincip in Herbert Spencer's psychologischer Entwicklungslehre" von Eduard Pace und eine Reihe von Untersuchungen aus dem Gebiete der experimentellen Psychophysik („Ueber Schwebungen und Differenztöne" von Scripture, „Ueber die Schätzung von Schallintensitäten" von Frank Angell u. A. m.) erwähnt.

β. **Geschichte der Philosophie.** Von Dr. W. Windelband, Professor an der Universität Straßburg. Freiburg i. B. 1892. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Mit der Feinfühligkeit und Unbefangenheit des echten Historikers, der die verschiedenartigsten Erscheinungen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen und in ihrer geschichtlichen Bedeutung zu würdigen versteht, hat der Verfasser des Werkes die selbst gestellte Aufgabe „in der Form eines Lehrbuches", wie er sich ausdrückt, „nicht sowohl eine Geschichte der Philosophen als eine solche der Philosophie" zu liefern, eine übersichtliche, gedrängte Darstellung von der „historischen Verflechtung der Gedankengänge", aus denen die Welt- und Lebensanschauungen der heutigen Menschheit erwachsen sind, zu bieten, in wahrhaft glänzender Weise gelöst. Mit stetig wachsendem Interesse folgt man seinen klaren und geistvollen Ausführungen; man bewundert die geistige Beherrschung des Stoffes, man freut sich der Sicherheit, mit der der Verfasser die

mannigfachen, einander durchkreuzenden und gegenseitig beeinflussenden Gedankenströmungen in ihren Wandlungen durch den Gang der Jahrhunderte zu verfolgen, mit der er sie auseinander zu halten und ihr wechselndes Ineinanderfließen dem Leser klar zu legen weiß. Die Darstellung der drei größten Gedankensysteme des klassischen Alterthums: des demokritischen, des platonischen und des aristotelischen, diejenige ferner der Lehre Plotin's, der Nachweis des Einflusses, den die Lehren dieser Denker auf das Geistesleben der abendländischen Völker im Mittelalter und später geübt, endlich die Darstellung des Kant'schen Kriticismus und der drei großen nachkantischen deutschen Systeme sind besonders geglückt. Durch ein sorgfältiges Namen- und Sachregister wird die praktische Brauchbarkeit des Werkes erhöht. Dasselbe ist nicht nur der akademischen Jugend, für die es ja zunächst bestimmt, es ist jedem Gebildeten warm zu empfehlen.

β. **Arnold von Brescia.** Von Adolf Hausrath. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1891.

Eine anziehende, klar und gut geschriebene, als Zeitbild vortreffliche Biographie. Vom Hintergrund des denkwürdigen Kampfes zwischen hierarchischer Herrschsucht und weltlicher Macht hebt sich die Gestalt des kühnen Brescianers, des unerschrockenen und unermüdlichen Kämpen gegen die weltliche Herrschaft der Kirche, des begeisterten Verfechters eines asketisch strengen, reinen Urchristenthums wirkungsvoll ab. Das Buch bedarf kaum besonderer Empfehlung; sein Verfasser ist weiteren Kreisen auch als ausgezeichneter Erzähler längst bekannt.

ο. **Buddismo e Cristianesimo.** Studio di religione comparata di Raffaele Mariano. 2ª edizione accresciuta. Napoli, Tipi del Cav. Antonio Morano. 1892.

Eine Gegenüberstellung der buddhistischen und christlichen Grundideen, durch welche sich der Verfasser mit vollem Recht zur Ablehnung der gegenwärtig hier und da beliebt werdenden Ableitung von fundamentalen Elementen der christlichen Weltanschauung aus buddhistischer Quelle führen läßt. Der Darstellung liegt eine im Einzelnen von Irrthümern nicht freie, im Ganzen durchaus anerkennenswerthe Vertrautheit mit den neueren buddhistischen Forschungen zu Grunde; nur fällt die Nichtberücksichtigung der Hypothesen R. Seydel's über buddhistisch-christliche Zusammenhänge auf. Daß es dem Buch hier und da zum Vortheil gereicht haben würde, hätte der Verfasser sich mehr als Historiker und weniger als Dialektiker gezeigt, kann nicht verschwiegen werden.

γ. **Romania e Germania ovvero il mondo Germanico secondo le relazioni di Tacito e nei suoi veri caratteri, rapporti e influenza sul mondo Romano.** Studio de prof. Dr. Giuseppe Marina. Trieste, F. H. Schimpff. 1892.

In diesem Buch handelt es sich um den Nachweis des Einflusses, den die Germanen auf die menschliche Civilisation geübt haben. Zu diesem Zweck schildert Marino zunächst die alten Germanen nach Tacitus, dessen Germania eine eingehende Erläuterung gewidmet wird, um so ihren wahren Charakter festzustellen; dann untersucht er die Einwirkung, die von den Germanen auf die germanische Welt ausgegangen ist. Ihre wesentlichen Eigenschaften waren der Zug zum Individualismus und der religiöse Geist; mittelst dieser Eigenschaften haben sie ihren Antheil am Entstehen der modernen Cultur genommen, deren drei große Träger Rom, die Kirche und die Germanen gewesen sind. Das Buch zeugt von gründlichen Studien des Verfassers, wenn er auch nicht durchweg den richtigen Maßstab für die von ihm benutzten (sehr zahlreichen) deutschen Werke hat, und sein Urtheil im Ganzen von dem seiner Quellen abhängt. Wir sind der Ansicht, daß das Werk dem italienischen Publicum, an das es sich wendet, wohl empfohlen werden darf, und daß es auch diesseits der Alpen eines freundlichen Empfanges nicht unwerth ist.

ϰ. **Bayreuther Taschen-Kalender für 1893.** Herausgegeben vom Allgemeinen Richard-Wagner-Verein. Redaktion: Oscar Eichberg. Berlin. P. Thelen.

Das handliche Büchlein, das seit acht Jahren allen Verehrern Wagner'scher Kunst eine willkommene Erscheinung ist, bringt auch diesmal wieder bemerkenswerthe Beiträge zur Geschichte und Aesthetik der Musik, soweit sie mit Wagner zusammenhängen. Daß darin Betrachtungen über Werke des Bayreuther Meisters in erster Reihe stehen, liegt in der Natur der Sache. Ein Aufsatz von S. van Santen Kolff: „Die Werdeschicksale des Bühnenweihfestspiels" verfolgt die Entstehungsgeschichte des „Parsifal" in ihren verschiedenen Phasen. Es ist ein Jubiläumsartikel, denn im Sommer 1892 waren es zehn Jahre, daß der „Parsifal" zum ersten Male aufgeführt wurde. Auch „Der fliegende Holländer" hat ein Jubiläum gefeiert: der 2. Januar 1893 war der fünfzigste Jahrestag seiner Erstaufführung im Dresdener Hoftheater. Das gibt Oscar Eichberg Veranlassung zu einem Aufsatz, der Alles zusammenfaßt, was das Werden und die Darstellung des „Holländers" angeht. Albert Heintz reflectirt über Wagner als Reformator der Oper und des Bühnenwesens, und Josef Schalk trägt eine Studie über Hugo Wolf bei, einen höchst talentvollen jungen Musiker, der die Principien von Wagner's Kunstschaffen mit Glück auf die Liedcomposition anwendet. Das werthvollste Stück des Bändchens ist ein Pariser Brief Richard Wagner's aus dem Jahre 1841. Er erschien zuerst unter dem Titel „Pariser Amüsements" in Lewald's „Europa" und bildet ein Gegenbild zu den „Pariser Fatalitäten", die von Wagner unter dem Pseudonym „Freudenfeuer" an derselben Stelle veröffentlicht wurden. Außer diesem literarischen Inhalt in engerem Sinne bringt das Taschenbuch noch einen Bericht über die Organisation der Bayreuther Festspiele, eine kurze Bibliographie und ein vollständiges Kalendarium.

κ. **Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagner's** nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte. Von Dr. Hermann Freiherr von der Pfordten. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Der Inhalt des Buches ist noch ein wenig reicher, als der Titel verspricht. Denn wie das bei der Besprechung Wagner'scher Bühnenwerke sich beinahe von selbst versteht, konnte das Musikalische nicht völlig ausgeschlossen werden. Ueberall ist daher der Eintritt der Hauptmotive angegeben, die auch in Notenbeispielen jedem Drama beigefügt sind. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sich dabei auf das Allernöthigste beschränkt hat, und den Leser nicht mit einer Ueberfülle von Motiven behelligt, was leider in so vielen „Führern" durch Wagner's Werke der Fall ist. Das Wenige, was hier angeführt wird, genügt vollkommen, um beim Hören den Zusammenhang der musikalischen Gedanken zu fassen. Bei der Besprechung der „Feen" druckt Herr von der Pfordten eine Melodiephrase aus diesem Werk ab, die „gleichsam prophetisch auf spätere Werke Wagner's hindeutet". Das ist richtig, die Melodie ist ein echter Wagnerismus und zeigt in der That bedeutende Familienähnlichkeit mit den Motiven aus dem „Fliegenden Holländer" und „Tannhäuser", die ihr gegenüber gestellt werden. Die Liste hätte sich übrigens leicht um ein Beträchtliches vermehren lassen, denn ähnliche Wendungen finden sich ziemlich oft bei Wagner, z. B. um nur eins anzuführen, in dem Zwiegesang Lohengrin's und Elsa's (3. Act) bei den Worten: „Fühl ich zu dir so süß mein Herz entbrennen." Die Erläuterungen umfassen alle Bühnenwerke, die Jugendopern „Feen" und „Liebesverbot" inbegriffen. Sie sind etwas weitschichtig, dafür aber auch sehr klar und wohl geeignet, dem Leser eine lebendige Anschauung von dem Inhalt und dem szenischen Aufbau der Dramen zu geben. Der eigentlichen Inhaltsangabe voran steht jedesmal eine kurze Einleitung, die Angaben über die Entstehungsgeschichte bringt und das Verhältniß der Wagner'schen Bearbeitung zu ihren Quellen aufdeckt.

ζ. **Hundertundfünfzig Jahre Schlesische Zeitung, 1742—1892.** Ein Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte. Breslau, W. G. Korn. 1892.

Die vorliegende Schrift ist anläßlich des Jubiläums der ältesten Zeitung Schlesiens erschienen. Ihre Bedeutung ist aber eine allgemeinere. Die „Schlesische Zeitung" ist unter der Aegide der preußischen Regierung nach der Eroberung Schlesiens ins Leben gerufen und dieser Tradition gemäß bis zur Gegenwart eine Vertreterin der vaterländischen und Staatsinteressen gewesen. Seit Friedrich dem Großen, der ihr eigene Beiträge zukommen ließ, hat sie ihre Spalten einer großen Reihe bedeutender Männer geöffnet und viel werthvolles Material dem Publicum zugänglich gemacht. Heute noch ist sie Jedem, der sich mit schlesischen Verhältnissen vertraut machen will, unentbehrlich. Die hier erwähnte Schrift schildert des Näheren die Haltung, welche die Zeitung im Laufe der Jahre den wichtigsten politischen Fragen gegenüber eingenommen hat und gibt Mittheilungen über die Familie des Besitzers, soweit deren Schicksale in Beziehung zu den allgemeinen Ereignissen gestanden haben. Die Uebersicht ist sehr ausführlich für das vorige Jahrhundert und den Anfang des laufenden. Für die neuere Zeit wird sie spärlicher, was bei der Ueberfülle des Stoffes nicht zu verwundern ist. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse ist das Werk von nicht zu unterschätzendem Interesse.

λ. **Provenzalische Tage und spanische Nächte.** Von Siegfried Samosch. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1893.

Seinen vor zwei Jahren erschienenen „Sicilianischen Streifzügen", die an dieser Stelle mit verdienter Anerkennung besprochen sind, hat Siegfried Samosch einen neuen Band mit Reiseberichten folgen lassen, dem wir nicht minder gern ein freundliches Geleitwort geben. Diesmal ist es die Provence und Spanien, der sich Samosch zugewandt, und Lyon, Orange, Avignon, Nimes, Arles, Marseille, dann Barcelona, Madrid und Burgos, schließlich wieder auf französischem Boden Pau, Toulouse und Nizza sind die Orte, mit denen er uns näher bekannt zu machen sucht. Was uns zunächst bei diesen Aufsätzen angenehm auffällt, ist das starke Hervortreten der liebenswürdigen und sympathischen Persönlichkeit des Verfassers; er kümmert sich wenig um andere Reisehandbücher, um Schilderungen anderer Autoren: so habe ich das und das gesehen, in dieser Beleuchtung, in dieser Stimmung, — und wir sind ihm für diese Methode dankbar, denn stets befinden wir uns in der Gesellschaft eines feingebildeten, wohlunterrichteten, in fröhlicher Reisestimmung befindlichen Gefährten, der, sei es schon durch frühere Fahrten, sei es durch eingehende Studien, Land und Leute genau kennt und der manch' treffende Bemerkung über geschichtliche Vergangenheit und sociale Gegenwart, über ältere und neuere Literaturströmungen des südlichen Frankreichs und nördlichen Spaniens einfließen läßt. Der Titel „Provenzalische Tage und spanische Nächte" erklärt sich zunächst wohl äußerlich dadurch, daß Samosch zweimal während der Nacht die Pyrenäen passirte, mehr aber jedenfalls innerlich, da ihm die Provence sonniger, anmuthiger, frohsinniger erschien, als Nord-Spanien, welches er allerdings zu recht ungünstiger Jahreszeit kennen gelernt. Schließlich noch die Bemerkung, daß Samosch's Buch überall den sorgfältigen Stilisten verräth, der bestrebt ist, seiner Muttersprache Ehre zu machen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albertotti. — I Ciechi di Collòro. Discorso di Giuseppe Albertotti. Modena, Società Tipografica Modenese. 1893.

Baumann. — Volksschulen, höhere Schulen und Universitäten. Wie sie heutzutage eingerichtet sein sollten, dargelegt von Dr. Julius Baumann. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1893.

Beseke. — Der Nord-Ostsee-Kanal, seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirthschaftlicher und militärischer Hinsicht. Von C. Beseke. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1893.

Beyer. — Kleine Poetik. Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte. Von Professor Dr. E. Beyer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1893.

Bierbaum. — Studentenbeichten. Von Otto Julius Bierbaum. München, Dr. E. Albert & Comp. 1893.

Brehm's Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Mit 1910 Abbildungen im Text ꝛc. ꝛc. Dritte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. X. Bd.: Niedere Thiere. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Clefeld. — Komödie. Drama in fünf Aufzügen von Ernst Clefeld. Zittau, Wilh. Sunder. 1893.

Dierckx. — Ein Jahrhundert nordamerikanischer Kultur. Ein Begleitbuch für die Chicago-Besucher. Von Dr. Dierckx. Berlin, Richard Lesser. 1893.

Doumic. — De Scribe à Ibsen. Causeries sur le théatre contemporain. Par René Doumic. Paris, Paul Delaplane. 1893.

Duckmeyer. — Gastgeschenke für Freund und Feind. Von Friedrich Duckmeyer. Berlin, Eduard Rentsel. 1893.

Düntzer. — Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit. Von Heinrich Düntzer. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Endemann. — Vor dem alten Reichskammergericht. Von Dr. W. Endemann. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1893.

Engelmann. — Die Frithiofs-Sage. Das Lied von Frithiof dem Kühnen für das deutsche Haus. Nach den Quellen der alten isländischen und der E. Tegner'schen Frithiofs-Sage bearbeitet von Emil Engelmann. Neue Ausgabe. Stuttgart, Paul Neff. 1893.

Eschricht. — Pfarrer Streccius von E. Eschricht. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

Friedrich's des Grossen Gedanken über Religion. Dresden, H. Jaenicke's Verlag.

Fulda. — Der Talisman. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen (mit theilweiser Benutzung eines alten Fabelstoffes) von Ludwig Fulda. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Gageur. — Reform des Wahlrechts im Reich und in Baden. Von Karl Gageur. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1893.

Gneiße. — Schiller's Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung. Von Karl Gneiße. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1893.

Grotowsky. — Der todten Mutter. Ein Liederkranz. Von Paul Grotowsky. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1893.

Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Dr. E. Pohlmey und Gymn.-Oberl. Hugo Hoffmann. Heft 8: Schreyer, Prof. Dr. Herm., Das Fortleben homer. Gestalten in Goethe's Dichtung. Heft 15: Aly, Oberl. Dr. Fr., Horaz, sein Leben und seine Werke. Heft 16: Lange, Dr. Edm., Thukydides und sein Geschichtswerk. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1893.

Held. — Manometer auf 99! Sociales Drama in fünf Akten von Franz Held. Berlin, Fresto-Verlag. 1893.

Held. — Groß-Natur. Ausgewählte Gedichte von Franz Held. Berlin, Fresto-Verlag. 1893.

Hörsting. — Weltenträume. Von E. O. Hörsting. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1893.

Horn. — Platonstudien. Von Dr. Ferdinand Horn. Wien, F. Tempsky. 1893.

Jäger. — Oskar Jäger's Weltgeschichte in vier Bänden. Wohlfeile Lieferungsausgabe. Mit 1014 authentischen Abbildungen und 80 Tafeln in Schwarz- und Buntdruck. Zweite Auflage, 1. Lfg. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1893.

Jaesche. — Seele und Geist in streng wissenschaftlicher Auffassung. Von Dr. Emanuel Jaesche. Leipzig, Otto Wigand. 1893.

Im neuen Burgtheater. Kritische Streiflichter. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt, (August Schulze). 1893.

Keußler. — Leopold von Ranke's Leben und Wirken. Vortrag von Friedrich von Keußler. St. Petersburg, In Commission von Eggers & Comp. 1892.

Köhler. — Die sogenannte ethische Bewegung und die Sozialdemokratie. Von H. Köhler. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1893.

Kralik. — Kraka. Ein Lustspiel von Richard Kralik. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1893.

Kühnemann. — Herder's Persönlichkeit in seiner Weltanschauung. Ein Beitrag zur Begründung der Biologie des Geistes. Von Dr. Eugen Kühnemann. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. 1893.

Kürschner. — Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. Eisenach, Jos. Kürschner's Selbstverlag. 1893.

Landsberg. — Volksthümliche Philosophie, zum Gebrauche bei wissenschaftlichen Vorträgen in den Bürgervereinen. Dargestellt von Dr. Joseph Landsberg. 3. Auflage. Berlin, Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr). 1893.

Langwerth von Simmern. — Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs von Klinggräff). Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Zweiter Theil. Staat und Kirche. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1893.

Lemmermayer. — Simson und Delila. Tragödie in fünf Akten von Fritz Lemmermayer. Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze). 1893.

Lichtenberg. — Georg Christoph Lichtenberg's ausgewählte Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Adolf Wilbrand. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Lindau. — Altes und Neues aus der Neuen Welt. Eine Reise durch die Vereinigten Staaten und Mexiko. Von Paul Lindau. Erster Band. Berlin, Carl Duncker, 1893.

Lindenberg. — Aus dem Paris der dritten Republik. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. Zweites Bändchen. Leipzig, Ph. Reclam & Comp. 1893

Lipmann. — Der Kupferstich von Friedrich Lipmann. Mit 110 Abbildungen (Handbücher der Königl. Museen zu Berlin.) Berlin, W. Spemann 1893.

Mackowsky. — Ein Erdengang. Dichtung nach Motiven aus der Passion Christi von Hans Mackowsky. Berlin, F. Fontane & Co.

Magnan. — Psychiatrische Vorlesungen. Von V. Magnan. Deutsch von P. J. Möbius. 1.—3. Heft. Leipzig, Georg Thieme.

Maisonneuve. — Madame Rivat. Roman par Henry Maisonneuve. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie.

May. — Das Modell und andere Novellen von George May. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Mémoires inédits de Bertrand Poirier de Beauvais, Commandant général de l'artillerie des armées de la Vendée. Publiés par la Comtesse de la Bouëre. Paris, E. Plon. Nourrit & Cie. 1893.

Mengden. — Im Wolfsmoor. Roman von Alexander Freiherrn von Mengden. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Meyer. — Die Ausbildung und Stellung der Handlungsgehilfin in Berlin. Ein Rathgeber für die kaufmännische Laufbahn junger Mädchen. Von Julius Meyer. Berlin, J. J. Heine's Verlag. 1893.

Mirbt. — Der deutsche Patriot und die Jesuitenfrage. Vortrag von Professor Dr. Karl Mirbt. Marburg, Oscar Ehrhard. 1893.

Morgenstern. — Miza. Ein Reise- und Liebesgesang. Von Gustav Morgenstern. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Muschi. — Die Wendische Krone. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten von Jean Bernhard Muschi. Dessau, Rich. Kahle's Verlag.

Nelten. — Dramaturgie der Neuzeit. Essays und Studien über das moderne Theater von Ludwig Nelten. Halle a. d. S., Hugo Peter. 1893.

Nissen. — Dänischer und norwegischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch von Heinrich Nissen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Glaubenslos.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

VII.

Ein heftiger Regenschauer ging nieder, Blitz und Donner folgten einander fast unmittelbar, als Leo auf dem Koglerhof ankam und sich in die Stube des Bauers begab. Drückende Schwüle herrschte darin, die Luft schien förmlich schwer von all der Pein, die in ihr athmete.

Seit einigen Tagen wollte der Kranke auch beim schönsten Wetter nicht mehr ins Freie gebracht werden. Wozu? Neues gab es draußen nicht zu sehen, und der Anblick des Alten machte ihn nur traurig, erweckte schmerzliche Erinnerungen an die Zeiten, in denen er seiner Wirthschaft vorgestanden hatte und auf den Bergen und in den Wäldern herumgeschweift war, nie zufrieden und glücklich, dazu war er nicht der Mann, dazu war er, seiner eigenen Meinung nach, viel zu gescheit, aber im Gefühl seiner Gesundheit und Kraft, und recht mit der Ueberzeugung, das müsse immer so fortgehen, und recht mit dem Willen, alle Zeit weiter zu leben, wie er jetzt lebte.

Kogler empfing den Priester mit spöttischem Bedauern, daß er nicht vorgestern gekommen war, und versicherte ihm: „Da hättens Ihren Meister g'funden."

Der Poisbrunner, der Vatersbruder und „Göd" seines zukünftigen Schwiegersohnes, das ist Einer, der hätte dem Cooperator selbst Lichter aufgesteckt. Er wohnt zwar in der Ebene, aber das geht mit merkwürdigen Dingen zu! Er schaut herunter auf die Leute, die „in der Höh" wohnen. „Bei Euch," sagt er, „is die Welt verschlagen, nicht bloß mit Brettern — mit Bergen."

„Ja," meinte Kogler, „die dort draußen sind aufgeklärt; die Gelehrten aus der ganzen Welt kommen bei ihnen zusammen und sitzen mit ihnen im Wirthshaus. In einer Viertelstund' erfahren so die Bauersleut' mehr, als unsere Schullehrer in ihrem ganzen Leben g'lernt haben. Ihre Astronomie," Kogler lächelte schadenfroh, „von der man nie was rechts erfahrt, die hat der Poisbrunner im

kleinen Finger. Ich hab' mir sie aufschreiben lassen von ihm. Gieb das Zettel her," befahl er seiner Frau, die bald nach Leo ins Zimmer getreten war und besorgt und mißbilligend die Reden ihres Mannes mit anhörte.

„Willst Du das heute nicht lieber sein lassen, Ambros," sprach sie, „wir hätten mit dem Herrn Cooperator von was Anderm zu reden, an dem uns viel mehr g'leg'n is, und wo wir doch so gern seine Meinung hören möchten."

Der Bauer schalt und schrie: „Wir möchten? Du möchtst. So sind die Weiber. Immer die alten Geschichten, nix ohne die Geistlichkeit. Und ich sag', was die Famili betrifft, duld' ich keine Einmischung. Sie wissen's, Herr Cooperator, und haben sich immer dernach g'halten, und so sein wir gut auskommen mit einander. Gieb das Zettel," fuhr er die Bäuerin an, und sie machte keine Einwendung mehr; sie holte aus der Tischlade ein Vögelchen, das eine ungeübte Hand mit Ziffern und Namen beschrieben hatte, und wollte es vor ihren Mann hinlegen.

Er aber verlangte, daß sie sich neben ihn setze und die Antwort auf die Fragen, die er stellen werde, ablese. „Kannst froh sein, daß D' auch einmal was lernst," versicherte er ihr.

In einer Bude im Wurstelprater in Wien hatte der Großfuhrmann gesehen, was er „die ganze Astronomie" nannte. Wie die Erde sich um die Sonne dreht und der Mond um die Erde, und noch Vieles, das ihm wieder entschwunden war. Aber einiges von dem Merkwürdigsten stand da aufgeschrieben auf dem Zettel, und das sollte Leo bestätigen oder verneinen. Dem Kogler lag daran, zu erfahren, ob die Astronomie im Wurstelprater und die des Cooperators dieselbe Astronomie sei. Dort behaupten sie unter Anderem, daß die Sonne, die so groß ausschaut wie ein Suppenteller, größer ist als die Erde. „Wie viel Mal?" wandte der Bauer sich an seine Frau. „Schau nach."

Die Bäuerin wurde sehr roth, suchte eifrig und buchstabirte: „Ei—ne Mil—li—on Mal. Aber," sagte sie dann, „ich bitte, Hochwürden, wie kann man das wissen?"

„Du hast nicht zu fragen," brummte Kogler, „das is meine Sach'. Ich frag': is das richtig mit dem Million Mal?"

„Es ist richtig," antwortete Leo.

„Und is 's auch richtig, daß von viele Stern das Licht, eh's zu uns kommt, braucht — wie viel Jahr?" unterbrach er sich.

„Sechs—hun—dert," las Frau Anna.

„Sechshundert Jahr," wiederholte Kogler. „Is das so?"

„Es ist so."

„Verflucht!" schrie der Bauer. „Vor sechshundert Jahr habens g'scheint, ob's noch am Himmel stehn, weiß kein Mensch, sagt der im Wurstelprater. Die Stern, die ich seh', sein vielleicht gar nimmer da! Was ich seh', is vielleicht gar nicht da." Er blickte angstvoll um sich. „Vielleicht is aber allerlei da, was ich nicht seh' . . . Das is ein Gedanken! Können Sie bei dem Gedanken schlafen, Herr Cooperator? . . . Ich nicht. In der Nacht packt's mich manchmal fürchterlich. Alles geht mir durcheinander im Kopf herum. Und zuletzt kommt's immer wieder auf das heraus, was wir schon einmal miteinander

g'sprochen haben. Ich frag' halt, ich kann mir nicht helfen: wenn die Erd' gar so was Kleinwinziges is — was bin denn ich?"

Seine Frau schlug entsetzt die Hände zusammen: „Was Du Alles fragst, Ambros! Es ist sündhaft. Ist's nicht sündhaft, so was zu fragen, Hochwürden?"

„Die Frage ist nicht sündhaft," erwiderte Leo, „es gibt kaum eine, die demüthiger wäre. — Was bin denn ich? Was vermag und was bedeute denn ich? . . ." Er schwieg und begann erst wieder nach langem und ernstem Besinnen: „Wenn ich von Euch fort müßte —"

„Wär' nicht übel!" sagte Kogler, höchst ärgerlich über die Annahme einer solchen Möglichkeit, und Leo fuhr fort:

„Dann ging ich mit dem traurigen Bewußtsein: von allen Worten, die ich zu Euch gesprochen habe, ist nicht eines haften geblieben. Ihr aber habt jetzt Etwas gesagt, das ich mir oft ins Gedächtniß rufen will: — Was bin denn ich?"

„Sie, Hochwürden!" begann die Bäuerin. Voll Ungeduld schnitt ihr der Mann die Rede ab:

„Das ist jetzt ganz was Andres, das war nicht die Frag'. Meine Frag' war: Wenn also die Erd' für den Herrgott nur so viel heißt wie für mich ein Staubkörndl auf mein'm Feld, was soll er sich um das Staubkörndl kümmern? Er sieht's ja gar nicht, er kann's gar nicht seh'n. Er weiß nix von uns, sagt der Poisbrunner, ob wir gut oder schlecht sein, ist ihm Alles eins, grad so wie's uns Alles eins is, ob eine Ameisen eine tugendhafte oder eine nixnutzige Ameisen is."

„Die Ameisen sein nicht Deine Geschöpfe," warf die Bäuerin ein, äußerst gequält durch die Reden ihres Mannes, „wir aber sein die Geschöpfe Gottes, und darum —"

Kogler zuckte wegwerfend die Achsel und nahm keine Notiz von dem Einwande: „Es gibt überhaupt, sagt der Poisbrunner, nix Gut's und nix Schlecht's, Alles is dem Menschen angeboren und muß so sein."

„Ja, ja, lieber Kogler," sprach der Cooperator, „was sein muß, das ist; unter Andern zum Beispiel: das Gewissen."

Der Bauer stutzte und erwiderte dann mit ziemlich mühsam zur Schau getragener Zuversicht: „Das G'wissen is was Eing'lernts, sagt der Poisbrunner."

„Ich glaube das nicht. Warum? — die Frage zu beantworten ist leicht, oder — unmöglich. Euch ist gewiß schon oft gesagt worden: Das Gewissen ist die Stimme der göttlichen Wahrheit in uns. Bescheidet Euch damit, ich kann Euch nichts Besseres sagen."

„Wasch' mir den Pelz und mach' ihn nicht naß," rief Kogler plötzlich mit ausbrechender Verzweiflung. „So sein Sie immer. Ich hab' Sie nur herausg'fordert und Sie sein mir aufg'sessen. Ich hab' mir nicht erwartet, daß Sie Ja sagen werden zu der Wurstelprater-Astronomie. Ich hab' mir erwartet, daß Sie sagen werden: Lauter Schwindel, der den Wiener Leuten vorg'macht wird, weil sie so unterhaltungssüchtig sein. Die Erd' is die Welt. Wegen ihrer hat Gott die Sonn', den Mond, die Sterne gesetzt an die Veste des Himmels, wie's in der Bibel heißt. Und die Erd' wieder is nur wegen der Menschen da. Der

Mensch, den Gott nach seinem Bild g'schaffen hat, is die Hauptsach', um den dreht sich Alles, und kein Haar fallt von seinem Haupt ohne den Willen Gottes. Das hab' ich mir erwartet, daß Sie sagen werden, und das wär' mir ein Trost g'wesen. Aber von Ihnen kriegt man kein Trost. Sie haben mir nie einen geben, nicht jetzt und nicht früher."

„Ihr habt recht, Kogler," versetzte Leo, „ganz recht, ich bin ein schlechter Seelsorger; aber Euern gesunkenen Muth möchte ich doch aufzurichten versuchen. Es ist mir auch nicht anders gegangen wie Euch, auch ich bin unter dem Sternenhimmel gestanden mit der Empfindung eines Versinkenden, eines Verlorenen . . .

Eines Tags aber ging ich im Sonnenschein über die Wiese, sah etwas glänzen im Grase und hob es auf. Es war ein Mücklein mit fein geäderten Flügelchen, die schimmerten hell wie Glas, und eine zarte, farbige Zeichnung war auf ihnen zu sehen. Wunderbar! Nun mußte ich doch denken: mit welcher Liebe ist das ausgeführt! Die unfaßbare Weisheit, die das Weltall durchdringt, es erhält mit ewig triumphirender Macht, finde ich in dem kleinsten ihrer Werke wieder. Und so mein ich denn, daß unser Vertrauen darum nicht schwächer zu werden braucht, weil wir diese ewige Weisheit als eine so unermeßlich große erkennen und uns selbst so klein fühlen."

„Das meinen's?" fragte Kogler tief aufathmend. Sein Weib trat zu ihm und wischte ihm den Angstschweiß von der Stirn.

Er brummte: „Schon gut! mach' Dich nicht wichtig mit Deiner Pfleg'."

Im Grunde wäre ihm die zärtlichste Pflege die liebste gewesen. Den gewaltthätigen Mann ergriff jetzt oft eine kindische Sehnsucht, geliebkost, gehätschelt zu werden. Aber das hätte man errathen müssen, und wer in seiner Umgebung durfte ihm eine solche Schwachheit zutrauen? Da war die Tochter, die vor ihm zitterte, da war die auf die Wahrung seiner Würde vor dem ganzen großen Hausstand immer bedachte, stolze Frau. Am wohlsten that ihm noch der Priester, der ihn — er fühlte das recht gut — und in diesem Augenblick mit einer Regung der Dankbarkeit, wenigstens moralisch hätschelte.

So entfaltete er Leo gegenüber ungewohnte Liebenswürdigkeit und forderte ihn auf, dazubleiben, bis das Gewitter, das schon im Abnehmen war, sich ganz verzogen haben würde. Der Cooperator nahm die Einladung dankbar an. Er hatte eine inständige Bitte an den Bauern zu richten, und bisher vergeblich auf die Gelegenheit gehofft, sie vorzubringen.

Plötzlich erscholl von der Küche herüber lautes Geschrei und Gelächter. „No — was gibt's denn?" rief Kogler. „Was treiben die Dienstboten? unterhalten sich, kirren wie närrisch, statt zu arbeiten. Schau nach!" befahl er der Frau. Sie war aber noch nicht bis zur Thür gekommen, als die geöffnet wurde und der Müller eintrat. Er war in Hemdärmeln und barfuß, hatte den Rock und die Stiefel draußen gelassen, bückte sich tief, schnitt ein klägliches Gesicht und winselte: „Ein armer Wallfahrer bittet um ein Almosen."

Kogler runzelte die Stirne: „Das ist ja der Müller," brummte er, „was führt denn der für eine Komedi auf?"

Der Müller wurde verlegen, als er den Cooperator erblickte, blies seine breiten Nasenlöcher auf und machte ein wahres Leichenbittergesicht. Er kam von

Rothessen, erzählte er, hatte sich gleich am Montag dahin begeben, zur wunderthätigen Muttergottes, und auch dort seine Beichte abgelegt.

„Wenn Du nur auch Deine Sünden ablegen thätest," sprach der Bauer verächtlich.

„Die ganze Zeit is schön g'wesen, und grad vor einer Stund' hat mich's G'witter erwischen müssen. Ich bin naß worden bis auf die Haut, in die Stiefeln is mir's Wasser hineing'loffen, ich hab' 's draußen in der Kuchel umkehrt aufg'hängt zum Abtropfen mit sammt mein'm Rock. Da haben Eure Mädeln so drüber g'lacht, Bäuerin."

Sie sah unzufrieden und ungläubig aus: „'s wird wohl über was Anderes g'wesen sein, ich kenn' Eure Späß, die sein nit so unschuldig."

„Ganz unschuldig waren's, und ein Bildel hab' ich Jeder mitbracht; ich werd' ihnen doch Bildeln mitbringen dürfen. Seid's nit harb, Bäuerin, ich bin jetzt der Reinste in der ganzen G'meind'."

„Weil Dich der Regen abg'waschen hat," sagte Kogler, immer im abfertigenden Tone; ein Gespräch mit diesem Menschen schien ihm offenbar entadelnd.

„No, no, nit bloß von außen, auch inwendig. Ich hab' die Absolution und auch einen Ablaß," wandte der Müller sich an Leo mit kriechender Demuth.

Der Cooperator sah ihn fest und streng an und schwieg.

„Wenn's Euch Ernst wär' mit der inwendigen Reinlichkeit," nahm die Bäuerin das Wort, „ginget Ihr nicht zu einem fremden Geistlichen beichten, dem Ihr vorlügen könnt, was Ihr wollt, sondern zu unserm Herrn Pfarrer oder zum Herrn Cooperator."

Der Müller schob seinen runden Kopf, der an den einer Schildkröte mahnte, vor, spitzte die Lippen und sprach: „Ja, das is halt so eine Sach'. Dem alten Herrn will man nicht zu oft kommen, die Seelsorg' wird ihm ohnehin schwer, hört man und sieht man auch."

Aha, dachte Leo, Du bist wohl einer von den anonymen Denuncianten.

„Und der Herr Cooperator, na, der verlaßt uns ja eh."

„Is wahr?" rief Kogler erschrocken, „is wahr? Sie haben grad so was dergleichen g'red't."

„Natürlich is wahr," bestätigte der Müller wichtig thuend. „Am Sonntag, wie der Herr Cooperator so b'sonders schön gepredigt hat, da hat er einen gar hohen Zuhörer g'habt. Die Leut' glauben, daß es der Herr Bischof selber g'wesen is, oder gar eine Eminenz."

Leo maß ihn: „Glauben die Leute?"

„Wie ich Ihnen sag'. Und dem hohen Herrn hat die Predigt so g'fallen, daß er den Herrn Cooperator am liebsten gleich mitg'nommen hätt' nach Wien."

„So, nach Wien?" wiederholte Leo.

„Er wird was Großes — ein Domherr oder noch mehr."

„Und wer verbreitet dieses unsinnige Gerücht?"

„Ich glaub', es geht aus Ihrer Näh' aus, von der Frau Sperber vielleicht."

„Sie irren, Müller; durch Frau Sperber sind nie Klatschereien verbreitet worden," erwiderte Leo.

Der Müller gerieth in Bestürzung: „Ich bitt' um Verzeihung, Hochwürden, wenn ich Ihnen beleidigt hab'; ich wüßt' freilich nicht durch was, und ganz gegen mein' Willen wär's g'schehn, wenn 's g'schehn wär'. Ich bin ein guter Kerl auch gegen Dich, Kogler, schau. Du gibst mir kein gut's Wort, und da bring' ich Dir die G'sundheit mit."

„Was bringst mir?" fragte der Bauer, und in seinem Tone bebte etwas wie freudige Ueberraschung, wie aufkeimende Hoffnung.

„Ein Bild von der wunderthätigen Muttergottes. Das hat schon vielen Kranken die G'sundheit wieder gegeben. Das Gebet, das dabei is, mußt aber am Morgen und am Abend beten, und wenn D' zum Beten zu schwach bist, mußt 's Gebet wenigstens denken und 's Bild andächtig anschau'n."

Kogler verschlang das Blättchen, das der Müller ihm reichte, mit den Augen, besann sich jedoch, die Hand danach auszustrecken. Da legte der Andere es vor ihn auf den Tisch hin.

„Nimm's, Koglerbauer, oder nimm's nit, werd' g'sund oder bleib krank, wie D' willst. Ich empfehl mich jetzt; ein bisserl getrickert wer'n meine Sachen schon sein, und zu regnen hat's beinah' aufg'hört." Er grüßte den Bauer und die Bäuerin und verbeugte sich vor Leo. „Empfehl mich, Herr Domherr, und bitte meine Gratulation in Gnaden anzunehmen."

Er ging, die Bäuerin begleitete ihn, so sehr er dagegen protestirte: „Ich hätt' den Weg auch allein g'funden," versicherte er, „aber ich seh' schon, Ihr geht nit als Hausfrau mit, sondern als Polizei."

„Das is ein schlechter Mensch," sprach Kogler, als sie draußen waren, „aber sein Heiligenbild is am End' doch zu was gut. Was meinens Hochwürden?"

Er wartete auf eine Antwort, die nicht kam, so flehentlich auch sein gespannter Blick um eine Barmherzigkeitslüge bat.

Die Bäuerin kehrte zurück und nahm ihren früheren Platz neben ihrem Mann wieder ein: „Sie verlassen uns, Herr Cooperator, ja, ja, es wird schon nicht anders sein," sprach sie. „Ein Herr, wie Sie, kann sich nicht versitzen an einem so kleinen Ort wie Schlan. Das is ja für ihn ein viel zu kleiner . . . zu kleiner . . ." Sie suchte nach einem Ausdruck, den sie nicht fand.

„Ein zu kleiner Wirkungskreis, meint Ihr, Bäuerin? Nun seht, wenn ich ihn aufgebe, geschieht's, weil ich fühle, daß ich nicht einmal dem gewachsen bin."

„Das versteh' ich nicht, Hochwürden, ich weiß nur, ein größeres Unglück, als daß Sie uns verlassen, könnt' uns Schlaner nit treffen."

„Irrthum, Bäuerin! Ich bin noch nicht lang' bei Euch, aber doch schon lang' genug, um zu wissen, die Guten brauchen mich zu ihrem Heile nicht, und die Schlechten zum Heile zu führen, geht über meine Kraft. Du hast nichts geleistet! ist die Antwort, die ich mir Abend für Abend geben muß, wenn ich mir Rechenschaft ablege von meinem Tagewerk."

„Die Schlechten könnt' vielleicht nicht einmal der liebe Herrgott besser machen," entgegnete die Bäuerin mit großer Gelassenheit. „Aber wir brauchen Ihnen, die Kinder brauchen Ihren Unterricht, die Kranken und die Unglücklichen Ihren Trost."

„Trost? da weiß ich mehr Menschen, die ihn brauchen, als Menschen, denen ich ihn spenden kann. Ihr wäret darin glücklicher, wenn Ihr's sein wolltet, Kogler," wandte er sich an diesen. „Ihr könntet heute mit dem Bewußtsein schlafen gehen, ich hab' meinem armen, verzagten Kinde seine Seelenruhe wiedergegeben."

„Was?" der Bauer stemmte sich mit dem linken Arm an die Lehne seines Rollstuhls und machte eine mühsame und vergebliche Anstrengung, um seinen schweren Körper aufzurichten und sich zu Leo hinüber zu beugen. Die Bäuerin wollte ihm zu Hülfe kommen — er schrie sie an:

„Laff' den Klumpen liegen, wo er liegt! Und Sie, geistlicher Herr, Ihnen sag' ich, ich weiß, wo Sie hinaus wollen, sind wahrscheinlich von der Frau ang'stift."

„Ich bitt' Euch —"

„Ersparen Sie sich eine Fehlbitt', ich weiß, was ich thu', ich weiß, warum ich mir einen auswärtigen Schwiegersohn aussuch'. Ich will's nicht seh'n, wie ein Hiesiger auf meinen Tod paßt und auf die Erbschaft."

„Ich und dreimal ich. Um die Broni handelt sich's und nicht um Euch. Ihr sollt sie nicht einem Wildfremden hinwerfen, weil's unrecht, weil's lieblos wäre. Wir haben eben von der großen Liebe gesprochen, die das All durchdringt. In Uebereinstimmung mit ihr sollen wir handeln. Ihr könnt mir freilich antworten: Ich sehe auch viel Kampf und Grausamkeit und überall den Sieg des Starken über den Schwachen. An dieses Beispiel will ich mich halten, ich der Starke. Das steht mir zu." Ein herbes Lächeln verzog seinen Mund. „Sprecht so, handelt so, verharrt in Eurer Unverbesserlichkeit! Ihr wißt nicht, was Ihr Euch damit thut — und mir. Mir, Kogler. Ihr ahnt nicht, was für ein Leiden das ist: ringen müssen, ringen sollen und immer einsehen: Du ringst mit dem Unüberwindlichen!"

Kogler brummte etwas Unverständliches. Was hatte der Geistliche zu klagen? Wen in der Welt geht's an, wo den der Schuh drückt? Das möge er mit seinem Herrgott ausmachen. Um ihn, den Kranken, handelt sich's, um das, was für ihn gut wäre.

„Befreiens mich von meinen schwarzen Gedanken! richtens mich auf!" rief er dem Priester zu.

„Thut an Anderen, Kogler, was Ihr wollt, daß an Euch geschehe. Wann habt Ihr je einen Menschen aufgerichtet?"

Der Bauer schwieg, und Leo begann in milderem Tone wieder:

„Eure Broni ist mir vor ein paar Tagen vorgekommen wie ein junges Zweiglein, das im Schatten entsprossen, sich plötzlich besinnt: Außerhalb meines todtenstillen Dunkels gibt's goldiges Licht, wonniges Regen und Weben. Es streckt sich sehnsüchtig und erhascht ein bißchen Wärme, einen Sonnenstrahl, und seine kränklichen Blättchen färben sich, ein neues, frisches Leben durchhaucht sie. — — Heute hat mich an der Schwelle Eures Hauses wieder das blasse, verschüchterte Mädchen begrüßt, und so unglücklich ausgesehen, daß mir's weh gethan hat."

„Wird sich Alles geben und machen in der Eh'. Davon versteh'n Sie nix, geistlicher Herr," erwiderte Kogler mit spöttischer Unverfrorenheit. „Mir liegt

mein Kind mehr am Herzen als Ihnen, ich hab' ihr den Poisbrunner Michl einmal ausg'sucht. Soll ein braver Mensch sein, is reich, is nicht von hier, g'sehn hat er sie auch, g'fallen hat sie ihm auch, damit Punktum, 's bleibt dabei."

„Er hat sie gesehen, sie hat ihm gefallen, und das genügt. Auch nach Eurer Meinung, Bäuerin?" fragte der Cooperator, und Kogler rief:

„Was sie meint', is ihre Sach', d'reinzureden hat's nicht. Das könntens wissen, Hochwürden, das steht im G'setz."

„Darauf beruft Euch nicht. Es gibt höhere Rechte als das Gesetz gelten läßt, die einer guten Mutter, zum Beispiel, die auch eine gute Ehefrau war." Er sah den Mann und das Weib abwechselnd mit einem langen Blick an: „Ich denke mich in eine vergangene Zeit zurück, in Eure Jugendzeit, lieber Freund. Das muß ein Fest gewesen sein auf dem Koglerhof, als Ihr einhergefahren kamt — ich habe mir Alles genau erzählen lassen — ein Sträußlein im Knopfloch, die schöne, junge, schwer errungene Frau an Eurer Seite, und wie Ihr aus dem Wägelchen sprangt und sie in Euern starken Armen heraus und hoch in die Höhe hobt, daß sie zu fliegen meinte, und jauchztet: ‚Schau' Dich um, das ist der Koglerhof, Dein g'hört Alles da herum, der Wald, die Felder, die Wiesen und die Herden, die drauf weiden, das Haus und die ganze Wirthschaft, und der ganze Bauer dazu!'"

Ueber die Züge der Bäuerin hatte ein Freudenglanz sich gebreitet, und ihre Augen schimmerten feucht: „Ambros, ja," murmelte sie.

Der Bauer senkte den Kopf: „Vergessen, meiner Seel', ich hab' an das Alles lang' nicht mehr gedacht, 's wird aber schon so g'wesen sein."

„So war's," sprach die Bäuerin, „ich weiß noch gut. Ich weiß, daß ich mir denkt hab', wie Du mich zur Frau eing'setzt hast über Alles. An dem ganzen Reichthum lieget mir nix, wenn Du nicht dabei wärst. Und so war Alles schön, daß ich Dich gern g'habt hab' aber doch das Schönste."

„Ja, ja, 's war Alles schön, bis das Unglück mit die Kinder kommen is und der Unfrieden," Kogler klopfte an seine Brust, „da drin."

„Er ist nicht immer ‚da drin' geblieben," versetzte Leo, „hat sich hinaus verbreitet . . . Die Andern haben unter ihm gelitten. Es war nicht leicht, das Leben neben Euch. Und ist doch ertragen worden in Geduld und Treue."

„Von der Frau," sagte Kogler dumpf und leise.

„Sie war gestählt durch die Erinnerung an glückliche Jahre, an einstige Liebe. Soll Eure Broni eine solche Erinnerung nicht haben, wenn für sie schwere Tage kommen, die Keinem ausbleiben? Gebt sie nicht einem Wildfremden, laßt ihr Zeit, den Zukünftigen kennen zu lernen und ihn lieb zu gewinnen."

„Zeit lassen," erwiderte der Bauer unwirsch, „kennen lernen, lieb g'winnen, weiß Gott, wie lang' die dazu brauchen thät, sie is so ein verschlafenes Ding."

Die Bäuerin ergriff seine Hand: „Was liegt dran? So warten wir halt. Du kannst ja warten," sprach sie mit warmer und innigster Ueberzeugung. „Der liebe Gott wird Dich noch lang' erhalten."

„Amen! Amen!" sagte Kogler durchdrungen und tief beglückt durch ihre Zuversicht.

Der liebe Gott wird Dich noch lang' erhalten! Welche Wonne, das zu hören, so zu hören!

„Wennst glaubst, wenn Sie glauben, geistlicher Herr, so wollen wir in Gottesnamen warten," sprach er nach einem letzten Zögern.

„Das ist recht und wird sich Euch lohnen."

Ganz beseelt von freudiger Erwartung und Hoffnung, blickte der Kranke zu Leo hinauf, der herantrat und ihm die Hand reichte.

Er ergriff sie mit der Linken: „Ich kann Ihnen nur die geben, die Rechte hat der liebe Herrgott g'schlagen," sagte er, schloß die Augen und lauschte mit andächtiger Aufmerksamkeit den tröstenden Worten, die der Priester an ihn richtete.

Als Leo sich auf der Schwelle nach ihm umwandte, um ihn zum letzten Mal zu grüßen, sah er ihn das Heiligenbild inbrünstig an die Lippen drücken.

Der Scheidende sagte der Bäuerin und Broni, die ihm im Garten entgegen kam, Lebewohl, und schritt, ohne einen Blick nach dem Koglerhof zurück zu werfen, dem Walde zu. Er ging immer rascher; ihm war, als befände er sich schon auf der Flucht.

Er hatte sich in den Wald gestürzt, sich durchgearbeitet durch dichtes Gestrüpp, war vorwärts gerannt, sein Fuß verhing sich in den harten Wurzeln der Alpenrosen, er strauchelte und schlug mit der Stirn an einen Baum, und der physische Schmerz war ihm eine Labung ohne Gleichen. Ein schwerer Blutstropfen rann von der Schläfe über seine Wange herab. Mehr, mehr von dem Blute, das in seinem Kopfe siedet! Einen Dornenkranz hätte er mit Entzücken um diesen Kopf geflochten und tief eingesenkt, wenn es ihm nicht als Frevel erschienen wäre.

Plötzlich öffnete sich vor ihm eine Lichtung zwischen den Bäumen, er blickte hinunter in das herrliche Thal auf den im Abendroth schimmernden, von Bergen umschlossenen See. Schwere, schneeweiße Nebel lagerten auf den Abhängen wie eingeschlafene Riesen, wurden wach, streckten sich und glitten in die großen Mulden und Thäler, indeß über ihnen der Himmel wie in hellem Feuer stand.

„Großer Gott, mein großer Gott der Liebe und Schönheit," rief Leo aus, „zeige mir die Brücke, die von Dir, Unermeßlicher, zu dem kleinen Gott hinüberführt, der den Menschen erfaßbar scheint, an den sie sich klammern können . . ."

In den Wipfeln rauschte es sanft und melodisch, die Vögel zwitscherten eifrig, rosiges Licht floß durch den duftenden Wald. Langsam und planlos weiter schreitend fand sich Leo endlich auf dem Fußpfad, der zu den Buchen führte.

Dort erwartete ihn ein zerknirschter, finster blickender Mensch. Den sprach er an:

„Da bist Du ja, Seppl. Und wieder bei Sinnen?"

Seppl versuchte zu antworten, aber der Ton blieb ihm in der Kehle stecken.

„Hast Du nachgedacht über Dich?" fragte Leo.

„Ich hab' nachdenkt."

„Auch über das, was geschähe, wenn ich beim Richter anzeigte, daß Du mit dem Messer auf mich losgegangen bist?"

„Ja, auch über das."

„Glaubst Du, daß Du ohne Strafe durchkämst?"

„Ich glaub's nit."

„Glaubst Du, daß sie Dich nach abgebüßter Strafe wieder aufnehmen würden im Koglerhof?"

„Fragens nit, was Sie wissen!" schrie Seppl mit schmerzlichem Beschwören.

„Bis zum heutigen Tage habe ich Dich für einen braven Menschen, für eine seltene Ausnahme unter den hiesigen Burschen gehalten, heute hast Du mir bewiesen, daß Du bist wie Alle, vielleicht sogar . . ."

Seppl hatte sich während dieser Rede des Geistlichen gewunden wie ein Gefolterter, jetzt fiel er ihm ins Wort:

„Nein! nein, Hochwürden, sagens das nit! nur das nit. Ich bitt' Ihnen, Hochwürden, haltens mich um Gotteswillen noch weiter für eine Ausnahm'. Sie können mich unglücklich machen, ich weiß, Sie können zum Richter geh'n — ich geh' gleich mit, wenns wollen, aber in ein'n Topf mit die Andern werfens mich nit! Das war heut', seitdem ich hier bin, mein erster Rausch und is mein letzter g'west. 's is auch nix mehr übri von ihm, als daß ich noch reden kann. Morgen wird's aus sein damit. So sag' ich Ihnen halt, Hochwürden, ich war wie b'sessen . . Die Schober . . . der höchste Mensch . . . die Broni . . . Hochwürden," brach er aus, „ich hab's so schreckbar gern! von jeher; aus Erbarmen, weil's gar so ein schwaches Dingerl is, aus . . . aus — ich weiß nit was! . . . Hab' ich's bewiesen, daß ich's gern hab'? Hätt' ein Andrer ausg'halten, was ich aushalt vom Bauern auf'm Koglerhof? Um ihretwegen halt' ich's aus — und jetzt sitz' ich da . . ." Er fuhr sich in die zerzausten Haare und schloß mit plötzlicher Resignation: „Machens mich unglückli, Hochwürden. Führens mich zum Richter."

„Ich führe Dich vor den strengsten Richter, vor den Richter in Deinem Innern. Vor dem stehst Du jetzt. — Mit dem mach's aus."

„Hochwürden!" stammelte der Bursche und warf sich nieder auf die Knie: „Verzeihen Sie mir!"

Leo legte ihm die Hand aufs Haupt. „Verzeih' Dir selbst nicht so leicht, wie ich Dir verzeihe, Seppl," sprach er.

VIII.

„Ist's vorbei, ist Alles wieder gut, mein lieber Sohn?" Fortwährend drängte sich die Frage dem alten Pfarrer auf, aber er sah seinen Cooperator an — und schwieg.

Dem Abend nach Leo's Rückkehr vom Koglerhofe folgte eine wundervolle Nacht. Der Vollmond stand am wolkenlosen Himmel, nicht ein Lüftchen regte sich. Thalberg und Leo gingen nach dem Abendessen noch lange vor dem Hause auf und ab.

„Mir fällt auf," sagte der Pfarrer, „daß ich Dich oft müßig sehe, es geht abwärts mit Deinem Fleiße."

„Mit meinem Fleiße ist es aus," antwortete Leo.

„Warum denn? das verstehe ich nicht. Beten scheint mir besser als studiren, aber studiren doch tausendmal besser als grübeln."

„Ich bin nicht ein Gelehrter von Beruf, ich bin von Beruf ein Priester," erwiderte Leo, und seine Augen leuchteten. „In meiner früheren Gemeinde unter gutmüthigen, rechtschaffenen Menschen, denen ich ein Lehrer und Tröster war, konnte ich meinen Beruf erfüllen. Dieses beglückende Bewußtsein stählte mich; gab mir die Kraft, auch in der Wissenschaft weiter zu streben. Wenn alles Andere versagt, die Wissenschaft bleibt dir, meinte ich. Irrthum! Mit der Freude an meinem Beruf ist auch die Freude an meinen Studien dahin."

„Setze sie dennoch fort. Astronomie und Religion vertragen sich mit einander. Viele große Astronomen sind fromme Menschen geblieben."

„Ja, fromm in einem allerhöchsten Sinne, nie habe ich mich frömmer gefühlt als in den Stunden, in denen die Wissenschaft mich die Größe Gottes ahnen ließ. In die Grenzen einer Persönlichkeit nach irdischen Begriffen, konnte ich Ihn nicht bannen, aber verbunden blieb ich mit meinem unfaßbaren Gott und fühlte mich in Uebereinstimmung mit seinen höchsten Gesetzen, wenn ich nach Wahrheit strebte und das Gute that."

Thalberg erwiderte nicht sogleich. Es entstand eine Pause in ihrem Gespräche. Dann begann der Greis: „Du bist im Grunde nicht auf einem Irrweg, Du hast nur einen Umweg eingeschlagen und wirst zurückkehren zum unbedingten Glauben. — Laß' mir diese Hoffnung," sagte er in bittendem Tone, da Leo ihn unterbrechen wollte, und setzte mit Selbstüberwindung hinzu: „Der erste Zweifel überhaupt, wann ist er Dir gekommen? Vor kurzer, vor langer Zeit?"

„Das geschah vor Jahren," antwortete der Cooperator nachdenklich und trübe. „Wie eine kleine Schlange durch eine fast unsichtbare Ritze gleitet, glitt er herein. Nun suchte ich der Spur des Weges nach, den er genommen haben konnte, und fand den haardünnen Spalt und suchte ihn zu verschließen, aber je eifriger ich's that, desto weiter klaffte er auseinander, und ich meinte zuletzt an allen Grundpfeilern des hochaufgethürmten Baues unseres Glaubens einen Riß zu entdecken, durch den der Zweifel eindringen kann."

„Unglücklicher Mensch!" rief der Pfarrer, „Schwergeprüfter will ich sagen. Vielleicht läßt Gott der Herr es selbst zu, daß der Seelenfeind diese Zweifel in Dir erweckt. Vielleicht sollst Du Dich in diesem Kampf nur stählen zu einem größeren, siegreichen Kampf gegen die Macht der Finsterniß."

„Ich habe denselben Gedanken gehabt, lieber Vater. Als ich die Stimme zu hören wähnte, die mich nach höheren Zielen streben hieß, da war ich nicht bestürzt und erschrocken, da glaubte ich, daß der Pfad mir gewiesen würde, den ich zu betreten habe, und daß ich meinen Mitmenschen zurufen sollte: Kommt, betretet ihn mit mir! Ich will Euch dahin führen, wohin mich Gott geführt hat — zu einer reineren Erkenntniß. Erweitert Euern Blick, werdet weiser, wachset im Guten, damit auch Eure Anschauung von Gott wachsen könne."

Pfarrer Thalberg machte eine sehr bedenkliche Miene bei diesen Worten des Cooperators, unterbrach ihn aber nicht.

„Und in dem beseligenden Augenblick, in der schönen, erhabenen Stimmung erlebte ich, was Sie wissen. Ich fühlte mich als der Apostel eines verfeinerten, veredelten Menschenvolks, und vor mir öffnete sich ein Abgrund des Lasters und spie mir seinen verpesteten Giftstrom ins Gesicht ... Lieber Vater — Sie haben

meinen Menschenglauben oft als eine Gefahr gerügt; er wäre mir längst entschwunden, wenn ich ihn nicht hätte retten, nicht mit Gewalt die Augen zudrücken wollen."

„Nun, nun," sagte der Greis beschwichtigend, „ich kenne die Schlaner und halte es doch bei ihnen aus. — Und das sollst auch Du."

„Müßt ich nur nicht verzweifeln an der Möglichkeit, meinen Beruf weiter auszuüben," versetzte Leo kaum hörbar. „Soll ich Haltloser lehren? — Oder ich, ein Priester, Aergerniß geben?"

Thalberg blieb stehen, ließ seine verschränkten Hände sinken und sah seinen Cooperator mit grenzenloser Güte und Theilnahme an. „Soll ich lehren, fragst Du? — Ja, Du sollst, antworte ich Dir — und Du wirst lehren, ohne Aergerniß zu geben. Lieber Sohn, ich, Dein Beichtiger, Dein Pfarrer, befehle Dir sogar, mich morgen wieder zu vertreten. Auf den morgigen Tag fällt das Patronatsfest in der Beneficiencapelle zu Ols. Dort lieseſt Du an meiner Stelle die heilige Messe und unterweiseſt, wie ich's bei dieser Gelegenheit immer gethan habe, nach dem Gottesdienst die Kleinen. Auf mein Geheiß werden sie Dich in der Schule erwarten."

„Ja, ja, Frau Sperber, ich komme!" rief er der Wirthschafterin zu, die sich schon mehrmals unter der Thür gezeigt hatte. In den hellen Kleidern, die sie mit Vorliebe trug, und vom Mondesglanz strahlend umflossen, nahm sie sich aus wie ein kleines, buckliges Gespenst. Sie murmelte Unverständliches von „Nachtkühle", „Nachtthau", „Schnupfenfieber" und „Influenza"! Es war recht unheimlich.

„Komme auch Du, mein Cooperator," sprach der Greis und nahm den Arm Leo's. „Du willst, daß ich ruhig schlafe, nicht wahr? Nun, nun, ich brauche keine Betheuerungen. Dann also gehst Du morgen früh nach Ols. Versprich's."

„Ich verspreche es."

„Den blinden Freisinger besuchst mir nach der Schule."

„Gewiß, Hochwürden."

„Und bringst gleich dem Wirth die Sustentationsgelder für die Woche. Da."

Er zog ein altes, vielfach geflicktes Portemonnaie aus der Tasche und entnahm ihm mit der Unbeholfenheit Eines, der nicht die Gewohnheit hat, mit Geld umzugehen, eine Anzahl kleiner Münzen: „Na, bring' ich's denn nicht zusammen? Doch! Nimm das mit. Und jetzt, gute Nacht." Er lüftete den Hut, grüßte zum Sternenhimmel hinauf und stand so eine Weile in anbetender Bewunderung unbedeckten Hauptes.

Das Gespensterchen unter der Thür knirschte.

Aber Thalberg bemerkte es nicht: „Erhebend!" sprach er. Dann traten sie ins Haus.

Noch vor Sonnenaufgang war Leo auf der Wanderung nach Ols. Von der Fahrgelegenheit, die ihm zur Verfügung gestellt worden war, machte er keinen Gebrauch. Ein tüchtiger Marsch in der stärkenden, morgenfrischen Luft that dem Schlaflosen mit seinem überhitzten Kopfe und seinen fröstelnden Gliedern noth.

Trotzdem er sich immer auf der Fahrstraße gehalten und so einen Umweg gemacht hatte, kam er doch vor der bestimmten Stunde in Ols an. Das war ein noch schöner und höher als Schlan auf einem der Vorberge des mächtigen

Gebirgszuges gelegenes Dörflein. Es hatte ein paar krumme Gäßchen und einen Platz, den zwei Halbkreise von äußerst ungleichen, aber meist uralten Holzhäusern bildeten. Unter ihnen zeichnete sich die Schule weder durch Höhe noch durch Größe, sondern durch einen dick aufgetragenen, weißen Anwurf aus. Den Ort beherrschend, stand auf einem Hügel die schmale Capelle mit ihrem kahlen, spitzen Thurme inmitten des Friedhofs, und unweit von ihr das Haus des Glöckners, der auch zugleich die Functionen des Messners und des Todtengräbers versah.

Er machte den Eindruck eines gut situirten, mit sich und mit dem Leben zufriedenen Mannes. Seine Gestalt war groß und vierschrötig, der Kopf klein und die Stirn auffallend nieder. Jeder, mit dem er sprach, wurde von ihm freundlich und recht dümmlich angelacht und bekam bei der Gelegenheit wenigstens den Duft von etwas Geistigem zu spüren.

„Schön, daß S' so früh kommen, Hochwürden," begrüßte er den Cooperator. „Mei' Weib hat mir auftrag'n, wenn einer von die geistlichen Herren kommt, bitt' ihn, daß er mich b'sucht. S' is krank, mei' Weib. I hob's scho' lang' g'sogt; wenn Der nur nix is, ober sie hot g'sogt: nix is m'r. Jetzt'n wor ober gestern der Doctor beim Schmied, und do bin i hergang'n und hob'n g'ruft. No, und da hat er gmoant, a poor Wochen wird's scho' no dauern." Der Glöckner hatte dies Alles in seiner einfältig vergnügten Art gesagt, nur dazu geblinzelt, als ob er in grelles, blendendes Licht sehen müßte.

Leo ließ sich zu der Kranken führen. Sie lag in einem reinlichen Bette; das Zimmer war sauber aufgeräumt; in der Ecke neben dem Ofen spielten drei kleine Kinder mit einer alten, verdrießlichen Katze, der ihre Ruhe lieber gewesen wäre, als alle Aufmerksamkeiten, die man ihr erwies.

„Geh', Peterl, geh', führ' die Kinder hinaus," sagte die Frau, nachdem sie den Geistlichen willkommen geheißen hatte.

Peter gehorchte ohne Zögern. Er ging auf die kleine Gruppe in der Ofenecke zu, gab jedem Kinde und auch der Katze einen Klaps — aus welchem Grunde war nicht einzusehen — und schob dann alle Drei hinaus. Die Thür schlug er kräftig hinter sich zu, wahrscheinlich um seinen Eifer im Erfüllen des Wunsches seiner Frau zu bethätigen.

Die Kranke hatte ihm unbeschreiblich wehmüthig nachgesehen. „Ich bin so froh, Hochwürden, daß Sie da sind. Nehmens Platz, Hochwürden, in seiner Bestürzung hat Ihnen der Mann nit amol ein'n Sessel angetragen. Er is so viel bestürzt, a Fremd's sieht ihm's gar nit an. Ich weiß 's schon seit ein'm Johr, daß ich sterben muß, er weiß 's erst seit gestern."

Leo sagte einige Worte der Ermuthigung, denen die Glöcknersfrau zwar in stummer Ehrerbietung lauschte, denen sie aber widersprach.

„Nein, nein, Hochwürden, es is aus mit mir, ich weiß, und hab' mich schon in den Willen Gottes ergeben. Meine Sorg' is nur, was g'scheh'n wird, wenn ich nimmer da bin. Mein Mann is ein gar ein guter Mann, Hochwürden, aber dumm is er halt. Die erste beste Pfiffige krieget ihn herum, und damit das nit g'schieht, hab' ich ihm schon Eine ausg'sucht. Die Mergel Gertrud thät ihm passen, das is ein tüchtig's kreuzbraves Mädel, die schauet d'rauf, daß er sich nit vertrinkt. Und meine Kinder hat's von jeher lieb g'habt,

die wär' eine gute Mutter für sie. — Und jung und hübsch is auch," setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Der Mann," begann sie wieder mit leiser und zitternder Stimme, „weiß noch von nix, ich spar' mir's auf bis zum letzten Augenblick. Wenn's d'rum und d'ran sein wird, dann sag' ich ihm: Jetzt stirb ich, jetzt versprich mir, daß D' den Kindern kein' and're Mutter gibst, als die Gertrud. Versprechen wird er's, was versprechen ein'm die Männer nit all's? Aber wird's auch g'scheh'n? Mei' Peter is schwach, Hochwürden, der vergißt, wenn ihn Niemand erinnert: B'sinn Dich, was D' Dein'm Weib' im Sterben versprochen hast."

Sie suchte sich ein wenig aufzurichten, fiel aber wieder in die Kissen zurück, sie konnte nur ihre flehend gefalteten Hände an die Lippen führen. „Erinnern Sie ihn, Hochwürden, er gibt so viel auf Ihnen."

Es brannte ihm auf der Seele, daß er ihr keine feierliche Zusage geben, daß er nur antworten konnte: „Seid ruhig, es wird geschehen; er wird gehalten werden, sein Wort zu lösen. Wenn nicht durch mich, durch einen Andern . . ."

„Ein'n Andern?" die Kranke heftete ihre weitgeöffneten Augen mit einem Ausdruck der Enttäuschung auf ihn. „Unsern Herrn Pfarrer, meinen Hochwürden? den guten Herrn, ja — nur zu gut beinah' . . . No, Gott segn' ihn. Ich sag' ein'n Jed'n vergelt's Gott, der sich um die Meinigen annimmt nach mein'm Tod."

Das ist ein Sterben! dachte Leo, ein anderes, als das meine gewesen wäre, wenn mir Seppl das Messer in die Brust gestoßen hätte. Hier Klarheit, Einigkeit mit sich selbst, liebevolle Fürsorge bis übers Grab hinaus. Dort schmähliches Ermatten vor dem ausgekämpften Streit, feige Sehnsucht nach dem Ende.

Er versicherte ihr nochmals, daß er ihres Auftrags eingedenk bleiben werde, nahm Abschied und ging.

Das kleine Gotteshaus war schon überfüllt, als Leo es betrat. Unter dem festlichen Geläute der Glocken hatte die Gemeinde sich versammelt.

Nach dargebrachtem Meßopfer begab der Cooperator sich in die Schule, wo die Kinder ihn erwarten sollten. Zu seiner Ueberraschung fand er jedoch im Lehrzimmer nur ein einziges Bübchen, das mitten in der vordersten Bank saß, bei seinem Erscheinen aufsprang und ihn von der Seite pfiffig anguckte.

„Nun, Andresl, was heißt denn das? wo sind denn die Andern?" fragte Leo.

„Die sein beim Spiel'n, Herr Katechet," lautete die Antwort.

Es zuckte und blitzte vor Schelmerei im Gesicht des Kleinen, das hübsche feine Züge hatte, aber durch zahllose Sommersprossen entstellt wurde. Unter den braunen, glänzenden Augen bildeten sie förmliche Sättel und flossen ineinander, wie die Sterne der Milchstraße.

„Spiel'n sein's gang'n," wiederholte er, steckte beide Hände in die Taschen seiner kurzen, ledernen Höschen und drehte und streckte sich, und fand sich offenbar sehr schön in seinem schneeweißen Hemde mit den neuen Hosenträgern und dem Brustlatz, auf dem sein Name „Andreas Bogner" eingestickt war.

„I weiß wo's sein, soll i 's hol'n geh'n?" fragte er voll Schadenfreude, und kostete im Voraus den Hochgenuß als der Ueberbringer einer Botschaft, und noch dazu einer unangenehmen, zu fungiren.

„Du bist wohl so lustig, weil Du Dich als der Einzige fühlst, der seine Schuldigkeit gethan hat?"

„Jo," erwiderte der allein Gerechte, und wiegte sich voll Tugendstolz in seinen schmalen Hüften. Er hätte am liebsten getanzt.

„Die Andern werden gewiß bald kommen, was meinst Du?"

Andresl zuckte höchst verächtlich mit den Achseln, und sein hoffärtiger Ausdruck sprach deutlich: Ich weiß nicht, was die Lümmel vorhaben.

„Höre, Du kleiner Mensch mit der großen Selbstachtung," sagte der Cooperator, „es ist hier schwül und dumpf, mache die Fenster auf, bleibe da, und warte hübsch geduldig auf die Schulkameraden. Ich will indessen den Herrn Lehrer im Garten aufsuchen."

Als Leo nach einer Viertelstunde zurückkehrte, fand er das Zimmer wohlgelüftet, aber ganz leer. Der eifrige Hörer hatte den erhaltenen Auftrag erfüllt, alle Fenster weit geöffnet — und sich auch davongemacht.

Dem Herrn Katecheten blieb nichts übrig, als seine Schüler zusammenzusuchen. Er holte sie einzeln aus den Häusern, und in Gesellschaft von ihrem beliebtesten Spielplatz ab, und zog dann mit ihnen, an jeder Hand ein Kind führend, und die übrigen vor sich hertreibend, ins Schulhaus.

Keines sprach, das Gewissen in seiner niedrigsten Form, als Furcht vor der Strafe, regte sich in jedem Angehörigen der kleinen Herde. Ganz still schlichen sie auf ihre Plätze und warteten mit Bangen auf das Verhör, das nicht ausbleiben konnte: Ihr wußtet, daß wir kommen würden, der Herr Pfarrer oder ich, warum habt Ihr uns nicht erwartet, wie Euch befohlen war?

Aber der Herr Katechet stellte zunächst kein Verhör an. Was mochte das zu bedeuten haben? War sein Zorn so groß, daß er gar nicht auf einmal herauskonnte? Oder war am Ende gar kein Zorn da?

Der Unterricht begann mit dem Erzählen einer kleinen Legende.

Unterwegs hatte Leo sich ihrer besonnen. Sie stammte aus dem Legendenvorrath seiner Tante Philomena und knüpfte an das Evangelium von den Kleinen an, die der Heiland zu sich rief.

„Einmal," lautete sie, „ging Jesus mit seinen Jüngern durch einen Oelweidenhain, und sah eine große Kinderschar, die einem goldenen Wagen nachlief. In dem Wagen saß ein reiches Kind und streute Spielzeug und Blumen aus. ‚Ihr Kindlein,' rief der Heiland, ‚bleibt ein wenig stehen, kommt zu mir und seht mir in die Augen.' Aber die Kindlein sahen sich bloß flüchtig nach ihm um. Das jüngste von ihnen hielt nur inne im Lauf, und war schon im Begriffe, dem göttlichen Rufe zu folgen. Da stießen die Andern es vorwärts, und es leistete keinen Widerstand, und nun rannten Alle dem goldenen Wagen nach und lasen das Spielzeug und die Blumen, die das reiche Kind ihnen zuwarf, vom Boden auf.

„Viele Jahre vergingen, aus den Kindern waren erwachsene Leute geworden. Die wußten längst nicht mehr, wie die schönen Sachen ausgesehen hatten, denen sie einst mit so tollem Eifer nachgejagt. Eines aber konnten sie nie vergessen, und gerade das, was sie nur wie im Fluge gesehen hatten — den traurigen Blick, den der Heiland ihnen zugeworfen hatte. Sie tanzten, sie warfen

die Hüte in die Höhe und riefen: Juhe! sie gingen im lustigen Hochzeitszuge einher, hinter der Fiedel und der Pfeife; sie schmausten an einer reichbesetzten Tafel, aber auf einmal sahen sie diesen traurigen Blick wieder vor sich, hörten die traurige Stimme, die ihnen umsonst zugerufen hatte: kommt zu mir! und mit ihrem Vergnügen war es vorbei. Wär' ich doch stehen geblieben, dachte ein Jeder, ich wäre jetzt glücklich. Ich hätte das Angesicht des Heilandes freudig leuchten, seine Augen mich liebevoll anblicken gesehen, und diese Erinnerung würde mein ganzes Leben verklären."

Er ließ eine Erläuterung der Legende folgen, und der Ton, in dem er sprach, war so sanft, seine Miene so freundlich, daß viele der gesenkten Köpfchen sich wieder aufrichteten.

Andresl wagte sogar zu gähnen, obwohl er sich eigentlich dazu zwingen mußte. Sein Nachbar, der Pauli vom Schmied, ein größerer Junge und der eigentliche geistige Urheber des Wegbleibens aus der Schule, stieß ihn mit dem Ellbogen an und flüsterte zornig:

„Was gähnst?" Und Andresl, ohne den Kopf zu wenden, antwortete:

„Nur so."

Pauli trat sich unter der Bank abwechselnd mit dem rechten auf den linken und mit dem linken auf den rechten Fuß, und that sich dabei so weh er nur konnte, zur Zerstreuung. Er gehörte zu der weitverzweigten Sorte der Verprügelten, und hatte eine Krankheit seines strengen Vaters benützt, um in einem Anfall von Uebermuth, den er jetzt selbst nicht mehr begriff, die seligen Stunden der Freiheit unverkürzt zu genießen.

Der Lori vom Maurer schienen die Taschen des Herrn Katecheten heute ganz besonders vollgepfropft, und daß er neulich auf dem Markt eine Menge Bildchen eingekauft, hatte sie selbst gesehen. Sie stellten ehrwürdige Gestalten vor, in bunten Gewändern mit goldenen Conturen, über einem Sternenhintergrund schwebende Engel, alles in köstlichen, ovalen Rähmchen, von verschiedenster Größe. Gewiß wollte der Herr Katechet heute, zu Ehren des Festtags der heiligen Anna, Alles vertheilen, und sicherlich das Schönste an die Bravsten. Da wurde sie plötzlich von einem unwiderstehlichen Drang ergriffen, sich hervorzuthun. Sie streckte die Schwurfinger in die Höhe und fragte: „Bitt, darf ich ein Glas Wasser holen?"

Leo dankte ablehnend, und nun begann sie ihre Umgebung mit Wohlthaten zu überhäufen.

„I bitt', der Peperl scheint die Sonn' ins G'sicht, darf ich den Vorhang herunterlassen?"

„I bitt', darf sich die Reserl zu mir setzen, daß 's bei mir ins Buch schauen kann? Sie hat keins, und Niemand will's hineinschauen lassen, weil's so arm is, daß' nur ein einzig's Kleidl hat."

Reserl, ein vaterloses und von der Mutter verlassenes Kind, wollte vor Scham vergehen, und unter den Wimpern flossen zwei schwere Thränen über die Wangen.

Sie fing an ihr Elend einzusehen.

Leo's Augen ruhten auf der kleinen Versammlung vor ihm. Der zukünftige Mensch verrieth sich in jedem dieser Kindergesichter.

Vorherrschend war der Ausdruck harmloser und schläfriger Albernheit, viele Augen baten förmlich: denk' für mich, erspare mir das eigene Denken, ich bin ein unselbständiges Wesen. — Die bleiben den Verhältnissen unterthan, werden sie nie beherrschen. Sichere Führung, eine feste Hand — und sie wären dem Guten gewonnen.

Andere wieder blickten treuherzig klug und frei in die Welt, und noch Andere voll Energie und einem fast drolligen Selbstgefühl. Denen fehlte es nicht an festem Willen, der sich — vorläufig wenigstens — als Eigensinn und Trotz äußerte. Es kam auch unüberwindliche Verstocktheit vor, und diese Eigenschaft offenbarte sich in gleichem Grade bei Knaben wie bei Mädchen. Das sind sie, an denen die Erziehungskunst zu Schanden wird, die Güte zum Leichtsinn, Strenge zum Starrsinn treibt, und denen doch das Recht zusteht, die gleiche Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu fordern, wie die lieblichen kleinen Geschöpfe, durch deren frische Augen man bis auf den Grund ihrer unschuldigen Seele blickt. Zu welchen Hoffnungen, zu welchen Befürchtungen berechtigt Ihr, dachte Leo. Wie viel Gutes, wie viel Böses wird von Euch hinausgetragen werden in die Welt!

Vom Dorfe ziehen sie aus nach den Städten. Die Armen suchen dort als Arbeiter reicheren Erwerb — volleres Leben, Zerstreuung und Genuß. Die nach Bildung Dürstenden, die Ehrgeizigen — Begabte und Unbegabte — trachten nach Unterricht, füllen einen Theil der Schulen und Hörsäle der Universitäten. Die Städtebevölkerung wird zum Theile so beschaffen sein, wie das Menschenmaterial es ist, das ihr vom Lande her zugeschickt wird. Da sprudelt eine der Quellen, die sich, zu einem Strome vereinigt, in das große Meer — die menschliche Gesellschaft, ergießen.

Eine dieser Quellen fassen, rein erhalten, rein im Sinne der uralten Moral: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und Jeder ist Dein Nächster, das wäre eine schöne Lebensaufgabe gewesen.

Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder? sprach der Gottmensch. Das bedeutet: Eben so nah' wie diese, soll Dir der Fremde stehen, der Dir zum ersten Male auf der Heerstraße begegnet und Dir die Hand reicht, oder — sie zum Schlage gegen Dich erhebt.

Nach beendeter Lehrstunde schien die Sonne des Glückes über Gerechte und Ungerechte. Jedes Kind erhielt ein kleines Geschenk und außerdem einen unerwartet milden Verweis, oder ein herzliches Lob.

Den alten Schützling des Pfarrers, den Leo noch besuchen mußte, fand er vor der Thür des Häuschens sitzend, in das ihn Thalberg eingemiethet hatte. Er hielt einen Rosenkranz in den Händen, lehnte den Kopf an die Wand und schien sich angenehmen Vorstellungen hinzugeben. Der Ausdruck des Gesichtes, das ungefähr dieselbe hellgraue Farbe hatte wie die Haare, war der einer kindlichen Heiterkeit.

Als Leo ihn ansprach, stand er auf, hielt ihn erst für den Herrn Pfarrer,

und brauchte einige Zeit, bis er aus dem traumhaften Zustand, in dem er sich befunden hatte, zu deutlichem Bewußtsein kam.

„Wie geht's, Freisinger?" fragte Leo.

„Mir geht's sehr gut," war die Antwort.

„Was ist's mit den Augen?"

„Die thun weh, ja, und blind werden's auch. Na, ich hab' die Welt siebzig Jahr lang g'seh'n, das ist g'nug."

„Wie seid Ihr versorgt, schickt der Wirth alle Tage ordentliches Essen?"

„Alle Tag', ja, sehr ordentlich. Manchmal vergißt er auch."

„So? Darüber werde ich ihn zur Rede stellen."

„Ich bitt' Ihnen, thun's das nicht, geistlicher Herr. Es heißt gleich, der alte Müßiggänger wird da umsonst erhalten und is doch nit z'frieden. Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von jedem Wort, das aus dem Mund Gottes kommt. Der Herr Pfarrer hat mir viele solche Worte geben, da habe ich immer 'was zu leben," sagte er, und lachte über seine praktische Art, den Text auszulegen. „Ich bin ein glücklicher Mensch," fuhr er fort. „Ich hab' nicht einmal g'wußt, wie glücklich ich bin, eh' der Herr Pfarrer mir's auseinanderg'setzt hat. Was ich hab' verlieren können, mein Haus, mein Geld, mein Weib — zuletzt meine Kinder — hab' ich schon verloren. Jetzt kann ich nur noch mein bissel G'sundheit und mei' Leben verlieren. Da sag' ich halt zum lieben Herrgott: Willst morgen, 's is mir recht, willst heute, 's is mir auch recht; ich bleib' auch noch a Weil' da. Das Wiederseh'n mit die Meinigen kann ich erwarten, 's wird ja dann für die Ewigkeit sein. Und hier noch a bissel 'was abbüß'n, kann mir auch nit schaden. Wenn ich so dasitz' und nachdenk', fallt mir so manch's ein, was ich in mein'm Leben hätt' bleib'n lass'n und was ich nicht hätt' bleib'n lass'n soll'n. So is ja recht gut, wenn's Abrechnen noch eine Zeit lang hinausgeschoben wird. Der Herr Pfarrer laßt 's freilich an Trost nit fehl'n. Seid's nur ruhig, Freisinger, sagt er immer, das is eine gar eine große Wohlthat, und so bin ich ruhig und z'frieden, was auch g'schieht, ganz z'frieden."

Mittag war vorbei, als Leo ins Gärtlein der Pfarrei eintrat. Thalberg stand an der Gitterthür und erwartete ihn.

„Hast Du es schon gehört?" fragte er. „Haben sie Dir's im Dorf erzählt?"

„Ich habe mit Niemandem gesprochen, was ist geschehen?"

„Was stündlich zu erwarten war," erwiderte der Greis. — „Ich komme vom Koglerhof . . ."

„Um Gotteswillen!" stieß Leo hervor. „Der Bauer? Sie sind gerufen worden? Es geht ihm schlecht?"

„Es ist vorbei."

„Todt?"

Thalberg nickte.

„Gestorben! . . . Wie gestorben?"

„Ganz sanft und ruhig, und hat allen Trost gefunden, nach dem er sich viel heißer sehnte, als ich je für möglich gehalten hätte."

„Heil Ihnen, lieber Vater," sprach Leo dumpf. „Ihr Glauben hat ihm geholfen."

„Das würde kaum möglich gewesen sein, wenn nicht vorher ein warmer Hauch der Liebe dieses Felsenherz erschlossen hätte. Dein Werk — Du Glaubensloser!"

IX.

Der Poisbrunner hatte, als der vorsichtige Mensch, der er war, einem gemeinsamen Bekannten aufgetragen, ihm gleich Nachricht zu geben, wenn beim Kogler „etwas Plötzliches" eintreten sollte. So kam er denn am Morgen des Begräbnißtages in Schlan angerückt und brachte seinen schönen Neffen mit.

„'s g'hört sich, daß wir Zwei dem Seligen die letzte Ehr' erweisen," sagte er zu der Wittwe, nachdem er ihr seine Beileidsbezeugungen im Tone eines männlich beherrschten Schmerzes ausgesprochen, der einen guten Eindruck auf sie gemacht hatte. Trotzdem änderte sie nichts an der kühlen Weise, in der sie ihn begrüßt hatte. Sie machte ihm auch kein Hehl daraus, daß die Verlobung der jungen Leute unter allen Umständen aufgeschoben worden wäre. Mit Vroni, die doch auch gefragt werden müsse, sei von der Sache noch nicht geredet worden.

„Ich hab' g'meint, die wird nit g'fragt," wandte der Poisbrunner ein.

„Im letzten Augenblick," erwiderte die Bäuerin, „habe ihr Mann seine Ansicht darüber geändert. Aufgeschoben sei übrigens nicht aufgehoben."

Die beiden Männer baten um Erlaubniß, sich in der Wirthschaft umsehen zu dürfen, was ihnen auch ohne Weiteres gestattet wurde. Seppl erhielt den Auftrag, sie herumzuführen. Er that's mit Verzweiflung im Herzen. Auskünfte waren aus ihm nicht herauszukriegen. Auf jede Erkundigung nach Kauf und Verkauf, nach Auslagen und Erträgniß war seine stehende Antwort:

„Das weiß i nit , da müßt's die Bäuerin fragen."

Gleich nach dem Tode Kogler's wurde seiner Wittwe bekannt gegeben, daß er schon vor Jahren ein Testament bei Gericht hinterlegt hatte. Zur allgemeinen Ueberraschung und gegen allen Bauernbrauch war darin der Wittwe der Nutzgenuß des ganzen Vermögens und aller Liegenschaften bis an ihren Tod zugesprochen. Vroni aber, für den Fall, daß sie ihren Wunsch, ins Kloster zu gehen, ausführen sollte, auf den Pflichttheil gesetzt. Nach dem Tode der Bäuerin hatte dann der Besitz des Koglerhofs einem entfernten Verwandten zuzufallen. Der aber war indessen gestorben.

Das Leichenbegängniß des Bauers sollte, nach seiner letztwilligen Anordnung, das schönste sein, das seit Menschengedenken in Schlan stattgefunden hatte.

Die Bäuerin kam dieser Verfügung in der großartigsten Weise nach: „Es muß bis zum Letzten alles so ausg'richtet werden," sagte sie, „wie er's anschaffen thät, wenn er noch etwas anschaffen könnt'."

Unter Assistenz auch fremder Geistlichkeit wurde Kogler zu Grabe getragen. Die Kirchenglocken in Schlan läuteten unaufhörlich, so lange der Trauerzug sich in Bewegung befand.

Voran die Geistlichkeit und die Weihrauchfässer schwingenden Chorknaben, dann der Leichenwagen, schwarz ausgelegt, von einem schönen Rappen-Vierergespann gezogen. Fackelträger gingen zu beiden Seiten nebenher. Der große, breite Sarg, der bei jedem Stoß in leises Schwanken kam, nahm denselben Weg, den schon viele kleine Särge aus dem Koglerhofe genommen hatten. Ihm folgten die Honoratioren, mit wenig Ausnahmen die ganze männliche Bevölkerung von Schlan nach dem Rang und den Altersstufen geordnet. Hinter dem letzten Schulbuben erst, es war zufällig der Schober Franzl, kam die Wittfrau. Stattlich anzusehen in ihren Trauergewändern. Sie schritt aufrecht und thränenlos; in ihren strengen Zügen malte sich ein feierlicher, würdevoller Schmerz. Broni hing an ihrem Arm und preßte von Zeit zu Zeit das vom Weinen geröthete Gesicht auf die gekreuzten Hände der Mutter.

Als der Wagen beim letzten der noch zum Hofe gehörenden Felder anlangte, um die Ecke und auf die Straße bog, scheute der Handige vor einem Grenzstein, der kürzlich erst auf Befehl des Bauers weiß angestrichen worden war. Er stürzte sich auf das Sattelpferd, ein junges Thier, das er fast umwarf und das nun vor Schrecken gegen die Stangenrosse auszufeuern begann. Seppl sprang hinzu, da bäumte sich's und schlug ihn mit dem Vorderhufe dicht am Gesicht vorbei. In dem Augenblick ertönte ein greller Angstschrei; Seppl erbebte vor Wonne. Das war Broni's Stimme gewesen. Er stemmte sich ruhig gegen die Schulter des Pferdes, zwang es, den Kopf herunterzubiegen und führte es so weiter am Zügel, das Dorf entlang, der Kirche zu. Er ging stolz wie ein König, sah und hörte nichts mehr, wiederholte immer nur bei sich selbst: „Wie's Angst g'habt hat um mi!"

Die Trauerfeierlichkeiten endeten mit einem Leichenschmaus und einer Speisung der Armen. Die fremden Geistlichen waren vom Friedhofe aus weggefahren, aber der Pfarrer und der Cooperator mußten theilnehmen an der Trauertafel, die im ersten Stocke des Koglerhofs in der guten Stube auf das reichste gedeckt war.

„Wenn die Pfaffen sich nur einmal heben thäten," flüsterte der dicke Wirth dem Steindlbauer zu, „daß's a bissel lustig wer'n thät und man doch ein Wort mit der Wittib red'n könnt. Is heut noch gar nit übel!" Er drehte den Schnurrbart und warf einen wahrhaft mörderischen Blick zur Bäuerin hinüber.

„Verdammt" hatte sie ihm in die Augen gestochen, beim Leichenbegängniß, als sie an der Spitze der Frauen einherging und noch ganz „teufelsmäßig sauber" aussah. „Die Tochter, das is so a Nixl, — is ihr am Arm g'hängt, ordentlich wie a Sacktüchl." Die möcht er gar nit. Er aber und die Wittfrau, die gäben ein tüchtig's Paar. Der Wirth hat freilich schon zehn Dirndln „s Heirathen" versprochen, er hat auch die triftigsten Gründe dazu gehabt, aber entschließen kann er sich halt nicht. Die Koglerwittib, die nehmet er vom Fleck weg. „Ja, die passet mir," vertraute er am Schluß dieser stillen Betrachtungen seinem Nachbar.

Der Steindlbauer lächelte verschmitzt. „Ich weiß noch Einen, dem sie passen thät', verrath ihn nur nit," sprach er. „So ein verflixter Kerl wie Du, is er freilich nit," — dafür aber, setzte er in Gedanken hinzu, hat er seine Wirthschaft fest z'sammg'halten, und Zeit is's auch, daß er sich wieder nach einer Hausfrau

umschaut. Die Seinige liegt ja (man darf nur nit sagen, Gott sei Dank) schon vierzehn Tag unter der Erden, und sich ins Altersstübel zurückzuziehen, daran denkt er noch lang nit.

Der Poisbrunner, der neben dem Steindlbauer saß, sah verstimmt drein und hörte nicht auf, seinem Neffen verstohlen zuzuwinken. Der „Tappschädl" machte kein Glück bei der präsumptiven Braut. Er hatte zwar schon ein paar Liter Wein im Leibe, blinzelte und girrte wie ein Tauber, aber die Vroni blieb dabei grad so beredsam wie eine Forelle und hatte ihn noch kein einziges Mal freundlich angesehen. Sie hielt die Augen hartnäckig auf ihren Teller gesenkt, ohne die Speisen zu berühren, die Michl ihr vorlegte. Einmal nur blickte sie flüchtig zum andern Ende des langen Tisches hinüber und begegnete einem Paar Augen, die mit liebevoller Besorgniß auf ihr ruhten, sich aber sogleich abwandten, weil die ihren gar so deutlich gesagt hatten: „Ich bitte Dich, sieh mich nicht an!"

Bald darauf schlich sich Seppl unbemerkt aus der Stube.

Viel zu früh, nach der Meinung der meisten Gäste, forderte der Herr Pfarrer die Frau vom Hause auf, die Tafel aufzuheben und sich und der kleinen Vroni Ruhe zu gönnen. Aber man fügte sich, da ja bekannt war, daß die Fortsetzung des Festes im Dorfwirthshaus stattfinden solle. Die Mutter und die Schwester des Wirthes hielten dort Alles für eine Nachfeier bereit, bei der jeder Geladene bis zum goldenen Morgen auf Kosten der Bäuerin essen und trinken konnte, was und so viel ihm beliebte.

Der Poisbrunner und sein Neffe waren die Letzten, die, von den Frauen bis ans Hausthor geleitet, Abschied nahmen. Der junge Bewerber hielt Vroni im Flur zurück, während der Oheim und die Bäuerin vorausgingen.

„Ihr zwei Frau'n," sagte er zu ihr, „werd's jetzt ein'n schwer'n Stand haben. So viel G'sind und kein Herr im Haus."

„Meine Mutter is über ein'n Herrn," war Vroni's Antwort. „Und dann is ja der Seppl da."

Der schöne Michl sah den Knecht, der regungslos an der Wand lehnte, über die Achsel an. „Eine Weil' kann's ja vielleicht geh'n," sagte er. „Wenn aber die Weil' vorbei is, dann b'sinn Di nit lang; 's gibt so Leut, die sein aufs Warten nit eing'richt! Das merk Dir halt. Ich sag's nur, weil D' jetzt was drein zu red'n hast. Sei g'scheit und merk Dir's."

Er ging, nachdem er auch der Bäuerin Lebewohl gesagt hatte. Die trat ins Haus.

Gott, wie öde war's darin, und wie unheimlich still! Ein Mann wie der ihre, der seine Umgebung beständig in Athem erhält, noch in seiner Ohnmacht den Schein der Herrschaft zu wahren weiß, immerfort Rücksicht, Unterordnung, Aufopferung in Anspruch nimmt, hinterläßt eine größere Leere als die sich träumen ließen, die jahrzehntelang unter seinem Joche gekeucht haben.

Vroni und Seppl waren in den Garten hinausgetreten.

Die Nacht brach an, eine milde, ganz windstille Julinacht. Der Himmel war bedeckt, das Gras feucht vom Thau; in der Ferne erglänzte der See stellenweise wie blankes Blei; die Berge ragten schwarz in die Höhe, und ihre bewaldeten Kuppen, oder ihre kantigen Felsenspitzen hoben sich kräftig ab von dem durchsichtigen Grau der Luft.

Broni athmete tief und erleichtert auf. Die Ruhe that so wohl! Sie hatte sich danach gesehnt, weinen zu dürfen, traurig sein zu dürfen ohne Zeugen. Die Anwesenheit des treuen Menschen, der da schweigend neben ihr herging, ihrem Gärtlein zu, empfand sie durchaus nicht als eine Last, es war ihr ganz recht, daß der bei ihr blieb, sie hatte ihm ja etwas zu sagen.

„Ich möcht' Dich bitten," begann sie, „daß D' mir noch ein Beet herrichst. Da will ich Blumen zieh'n, ganz allein für den Vatern sein Grab."

„Gut," sagte Seppl.

„Willst Du's gleich thun?"

„Jetzt gleich?" fragte er ganz ernsthaft.

Sie mußte lächeln: „Ach nein. Morgen, wennst so gut sein willst, oder übermorgen. Wennst halt Zeit hast."

„Ich muß mir eine nehmen. Meine Zeit g'hört ja ohnedem Euch . . ." Er stockte — es stieg ihm glühheiß zu Kopfe. Seine Stimme wurde dumpf; wenn ihn Einer an der Gurgel gepackt und gewürgt hätte, würde er in ähnlichem Tone die Worte hervorgebracht haben: „Euch Weibern — Frau'n," verbesserte er sich, „gieb ich mei Zeit auch gern. Ein'n Herrn, ein'n andern wie mein'n alten, vertraget ich nit."

Broni war sehr erschrocken über seine Heftigkeit. Was hatte ihn plötzlich so bös gemacht? War er denn jetzt nicht dabei gewesen, wie sie dem Poisbrunner Michl zu verstehen gegeben hatte, daß sie sich den Koglerhof ohne einen Herrn recht gut denken könnte.

„Schau, wie bös D' gleich wirst," entgegnete sie, und auch ihr wurde das Sprechen schwer. „Und ich bin z'fleiß dablieben und hab g'wart, bis Alle fort sein, daß ich Dir was sagen kann."

„Was denn, Bronerl?" kam es auf einmal so warm und weich von seinen Lippen, als ob er sie einwickeln wollte in lauterste Sorgfalt und Zärtlichkeit.

„Das hab' ich mir ohnehin denkt, daß Du ein'n neu'n Herrn nit vertragen thät'st, und wollt' Dir sagen: Mach' D'r da drüber kein'n Kummer, Du kriegst kein'n. Von mir aus nit. Ich heirath' nie, Seppl, ich bleib' bei meiner Mutter, bis 's stirbt, vielleicht stirb' ich auch vor ihr, wer kann's wissen? Wenn ich's aber überleben müßt', da ginget ich halt in mein Kloster, wo's mir immer so gut g'fallen hat, zu meine guten Schwestern."

„O mei!" erwiderte Seppl, „bis dahin werd'n die schon lang' todt sein, sein ja alt. — Nein, nein," fügte er mit einem kummervollen Kopfschütteln hinzu, „heirathen wirst, Kinder kriegen wirst, wie a Roserl aufblühen wirst, so ein arm's Kritscherl wie jetzt wirst g'wiß nit immer bleib'n."

Sie wunderte sich, daß er so sprach, und dachte doch auch: freilich, wie soll denn er wissen, wie ihr zu Muthe ist. Er weiß es nicht und wird es auch nicht erfahren. Das wird sie nur Einem, ihrem höchsten Menschen anvertrauen und bei ihm Trost und Hülfe finden in ihrer Herzensnoth.

„Wir wer'n schon seh'n, was g'schieht," sagte sie mit einem tiefen Aufseufzen, wandte sich und ging ins Haus.

Er folgte ihr mit den Augen und blickte noch lange in derselben Richtung, obwohl nichts mehr von ihr zu sehen war, dann raffte er sich plötzlich auf, holte

aus dem kleinen Schuppen, in dem die Gartengeräthschaften aufbewahrt wurden, Schaufel und Harke herbei und begann die Erde an der Stelle auszuheben, an der das neue Blumenbeet angebracht werden sollte.

Das 's morgen, wenn's herkommt, ein' Ueberraschung hat, die arme Kleine, dachte er.

Der Pfarrer und der Cooperator gingen langsam heim. Sie waren beide sehr einsilbig gewesen während ihrer Wanderung. Zu Hause angelangt, geleitete Leo den Greis in sein Zimmer, zu dem großen Lehnstuhl am Fenster, dem einzigen bequemen Sitzmöbel in der Pfarrei. Ermüdet ließ Thalberg sich hineinsinken. Auch Leo mußte sich setzen. Man sprach über die Ereignisse des Tages, die Zukunft des Koglerhofes.

Von der Straße herüber erscholl wüstes Geschrei und lauter Lärm. Die leidtragenden Freunde des Verblichenen hatten diese eigenthümlichste Art gewählt, ihre Trauer zu bekunden. Sie johlten, stampften, stritten. Wenn das Schmerz war, was sich so ausschrie, muß man ihn einen sehr wilden Schmerz nennen.

„Hören Sie, lieber Vater," sagte Leo. „Die Folgen der Räusche, die sich die Leute im Koglerhof angetrunken haben, stellen sich ein, aber noch wird lange nicht Einhalt gethan. Die Weinräusche sind nur das Vorspiel gewesen, jetzt kommen die Branntweinräusche, und morgen gibt es blutige Köpfe, verrenkte Arme und Beine. Die Wilden dürften es nicht anders treiben bei einer Todtenfeier. Was meinen Sie, Hochwürden?"

„Kann Dir darauf nicht antworten, mein Cooperator, bin nie unter Wilden gewesen, habe auch nie einen Augenzeugen solcher Festivitäten gesprochen," antwortete der Pfarrer, und fügte ernster hinzu: „Aber so gar hoch wie Du, nehme ich die Trunksucht und Raufluft dieser Leute nicht. Sie folgen der urvorelterlichen Sitte, das heißt Unsitte. Allerdings denk' ich mir oft: Ich bin seit dreißig Jahren hier und habe schon bessere Zeiten erlebt, so liederlich wie jetzt, waren meine Schlaner noch nie! . . . Oder scheint mir das nur so, weil ich ein alter Mann bin, und die Vergangenheit deshalb in freundlicherem Lichte sehe als die Gegenwart? Ich will mich da in große Reflexionen nicht einlassen, zuweilen aber, wenn ich eine Zeitung ansehe, und von allen den Leidenschaften lese, von denen sich jede mit so großer Schamlosigkeit durchsetzen will, und von denen die meisten doch eigentlich Leidenschaften von sehr geringer Natur sind, da kommt mir's vor, als ob von einem ungeheuren Behältniß mit Hefe der Deckel plötzlich weggenommen worden wäre. Was kommt da nicht Alles ans Licht! was dampft uns da entgegen! Greulich! . . . Aber — nur heraus! nur ausgähren lassen! Auch diese Fermente wären nicht vorhanden, wenn sie nicht nothwendig wären . . . Versteh mich recht . . . Nun, wie soll ich's Dir erklären?" Er blickte hülflos und rathlos um sich — er erröthete: „Ich versteige mich. Das sind Speculationen von ganz hoher Art — die sollte ich stehen lassen, nicht wahr, mein Cooperator?"

Leo hatte ein niederes Bänklein zum Lehnsessel des Pfarrers gerückt und darauf Platz genommen; er beugte sich über die Hand des Greises, küßte sie und sprach:

„Niemand versteht es zu beschämen wie Sie."

„Ist das nun ein Compliment oder ein Vorwurf? Eine Antwort ist's nicht. Ich kenn' mich nicht mehr aus bei meinem Cooperator . . . Sprich nicht! Ich bitte Dich. Du scheinst mir ruhiger seit ein paar Tagen . . sag' nicht: Das ist Täuschung . . . sag's um Gotteswillen nicht! . . ."

„Also nur: Gute Nacht, lieber Vater."

„Ja, die wünsch' mir. In der letzten hab' ich furchtbar geträumt."

Er legte die Rechte auf das gebeugte Haupt Leo's und zwang ihn mit sanfter Gewalt, das Gesicht emporzurichten. „Mir war's, als ob ich Dich auf einer großen Reise wüßte und in Deinem Zimmer auf Deine Rückkehr warten würde. Auf einmal fiel mir ein: Er ist vielleicht schon zurück, und ich hatte nicht den Muth, mich zu überzeugen und mich im Zimmer umzusehen . . . Nicht den Muth! wagte nicht aufzuschauen. — — — Das war eine große Pein, denn der Gedanke: Er ist vielleicht da, hielt nicht Stich, wechselte immer mit dem: Er ist fort und kommt nicht wieder! Ein thörichter Traum! Wirklich, während ich ihn träumte, dacht' ich: Ein thörichter Traum! und bin doch aufgewacht in Angstschweiß gebadet, meiner Seel!"

Er sah dem Cooperator liebreich ins verstörte Gesicht: „Ich thu Dir weh, weil ich Dir unrecht thu, und möchte Dir doch nicht unrecht thun, nicht einmal im Traume. Wenn's geschieht, geschieht's gegen meinen Willen. Mach Dir nichts draus!"

Leo's Haupt hatte sich wieder tief gebeugt: „Segnen Sie mich, mein Vater," sprach er leise.

Thalberg legte ihm beide Hände auf den Scheitel: „Jeder meiner Gedanken an Dich, mein Sohn, ist ein Segen und ein Gebet."

Der Cooperator begab sich auf sein Zimmer, zündete die Lampe an, setzte sich zum Tische, zog die Lade heraus und entnahm ihr einen großen, halb beschriebenen Bogen, den er vor sich hinlegte und zu überlesen begann. Es war der Entwurf eines Briefes, den er am Tage seiner Flucht für den Consistorial-Rath zu hinterlassen gedachte. Alle Gründe, die ihn veranlaßten, den heiligsten Schwur zu brechen, die heiligste Pflicht zu verletzen und seinen Posten zu verlassen, wollte er darin genau darthun. Er wollte auch die tiefe Reue über seine Predigt vom vorigen Sonntag aussprechen.

„Ich hatte alle Selbstbeherrschung verloren," schrieb er, „alle Selbsterkenntniß; ich hielt mich für den einzigen Gerechten unter lauter Sündern. Das krasse Mittel wirkte, Sie selbst haben es gebilligt; ich aber kann und will es nie wieder anwenden, nie wieder drohen, die Zuchtruthe nicht schwingen. So bin ich diesen Menschen gegenüber ohnmächtig. Wie viele Zweifel bedrängen mich! Wie selten stimmt, was ich lehren muß, mit meiner Ueberzeugung überein! Dennoch weiß ich, damit würde ich am Ende fertig. Die furchtbare Frage nach dem Wie? darf nicht gestellt werden, wenn ich nur wüßte: Du kannst nützen, du kannst Gutes wirken."

An einer andern Stelle hieß es:

„Ich flüchte in die Welt hinaus, wie einst die Büßer in die Wüste flüchteten, und eine Wüste wird die Welt mir sein. — Ganz fremd, wie Sie vielleicht glauben, ist sie mir nicht; ich habe in ihr gelebt, mich unsagbar leichten Herzens

von ihr abgewandt und ihrer nie wieder, auch nur mit einem Schatten von Sehnsucht, gedacht. Mein Beruf ist der des Priesters. Kann ich ihn nicht erfüllen, dann stürzt mir Alles zusammen. Ich erfahre an mir die Bedeutung des Wortes der Schrift: Berufen, nicht auserwählt. Das ist entsetzlich . . .

Ich hoffe auf Verständniß — ich flehe Sie an, verdammen Sie mich nicht; wenn Sie ein Kämpfer gewesen sind, bevor Sie ein Sieger wurden, haben Sie mit mir Mitleid und Erbarmen."

Er schob den Bogen in die Lade zurück und versuchte an seinen alten Freund zu schreiben.

„Sie werden sich in das Unabänderliche fügen," begann er. „Sie haben es immer gethan und daraus Ihren goldenen Frieden geschöpft. Lieber, Verehrter..." Er kam nicht weiter. Thränen stürzten ihm aus den Augen, ein lautes Schluchzen brach aus seiner Brust; er legte die verschränkten Arme auf den Tisch und das Gesicht auf die Arme. Nach so vielen durchwachten Nächten, durchquälten Tagen, überwältigte ihn die Müdigkeit; er verfiel in einen traumhaften Zustand.

Ihm war, als sei er schon geschieden, als habe er den größten Schmerz, den des Losreißens von einem Vaterherzen, schon überstanden, und vor ihm breite sich nun, leer und kalt und unermeßlich, das Unbekannte — die Zukunft. Wie wird sie sich gestalten?

Er will dienen, ein Arbeiter unter Arbeitern sein, wie jener wackere Priester, der sich nicht daran genügen ließ, von dem Elend der Mühseligen zu hören und zu lesen, der es getheilt hat und unerkannt geblieben ist. Sollte er nicht so glücklich sein wie Jener, sollte ihm Gefahr drohen, erkannt zu werden, wird er fliehen, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, zuletzt vielleicht in einen anderen Welttheil, in die großartigste Natur . . . an das brausende Meer, in Wälder, Landschaften von unerhörter, seltsamer Schönheit. Sie zogen an ihm vorüber, und Gebilde lieblich und ungeheuerlich bevölkerten sie, entstanden aus Thautropfen, wuchsen, platzten wie Seifenblasen eine um die andere — plötzlich in großer Menge ein ganzes Gewühl — zuletzt nichts mehr, Alles eintönig und ruhig — himmlisch ruhig. Alle Stimmen der Erde, der Luft, des Meeres verstummten. — Er schlief.

Plötzlich fuhr er auf. Er hatte lange geschlafen. Die alte Thurmuhr hob schnarrend aus und zeigte die dritte Morgenstunde an. In anderthalb Stunden geht die Sonne auf. Leo gedachte den prachtvollen Anblick noch einmal von einer hohen Warte, von dem Berge aus zu genießen, auf dessen Abhang der Buchenwald lag.

Er nahm seinen Hut, warf seinen Mantel um und trat sachte aus dem Zimmer, um Thalberg nicht zu wecken. Sein erster Blick fiel auf die Thür der Stube, in der sein alter Freund schlief, und er fragte sich: Wie willst du da vorüberkommen am Tage deiner Flucht? Wirst du es vermögen? Er machte die Qualen im Voraus durch, die ihn erwarteten — wenn er's that, wenn er das Verbrechen beging, den Greis zu verlassen.

Im Wirthshaus ging's noch laut und wüst zu. Der Lärm störte die Vögel des Pfarrers im Schlaf. Einige schüttelten sich und schlugen mit den Flügeln, andere erhoben ein schwaches Gepiepe. Dann war im Zimmer Alles wieder still.

Leo stand regungslos; er bildete sich ein, die ruhigen, tiefen Athemzüge des Greises zu vernehmen. Er horchte eine Weile und schlich dann sachte hinaus, über die Treppe, vorsichtig an der Küche vorbei (Frau Sperber hatte einen leisen Schlaf), durch den Eingang ins Gärtlein und war im Freien.

Die Landschaft lag noch im Schatten. Aus dem See stieg ein weißlicher Rauch in die kühle, leicht bewegte Luft. Am Himmel stand, über der felsigen Sängerwand, der Mond in silbernem Glanze, und neben ihm funkelte hell und herrlich der Morgenstern.

Leo schritt über die feuchte Wiese, durch das thauschwere Gras, dem Fußpfade zu, der zum Walde führte.

Als er diesen Weg gegangen war, nach seinem ersten Erwachen im Pfarrhause, hatte ihn, den bisherigen Bewohner des Flachlands, ein berauschendes Entzücken ergriffen. Er hatte sich gesagt: Es gibt keinen Schmerz, kein Leiden, keine Traurigkeit mehr, die mich besiegen könnten. Ich öffne die Augen und bin glücklich. Meine Seele hat ihre Heimat gefunden; der Gott des Schönen, das ist der Gott der Güte und der Wahrheit, offenbart sich mir bei jedem Blick in diese holde und hehre Bergeswelt.

Unweit vom Dorfe zog sich der lange, schmale Friedhof beinahe bis an den Waldesrand. Leo betrat ihn und wandelte langsam zwischen den Gräbern umher. Auf wie vielen der dunkeln morschen Holzkreuze, die zu Häupten der kleinen Hügel standen, war die Schrift schon gänzlich ausgelöscht vom Regen und vom Schnee; von wie vielen war nur die Hälfte übrig; wer wußte noch von Denen, die einst vielleicht mit großer Liebe dieses geborstene Kreuz aufgestellt hatten. Ebenso vergessen wie Jene lagen auch Die hier, deren Namen auf steinerne Denkmäler, die jetzt an der Kirchhofmauer lehnten, „für immer" und „zu ewiger Erinnerung" eingemeißelt worden waren.

An den alten Theil des Friedhofs hatte man erst kürzlich einen neuen hinzugefügt. Als Leo dort anlangte, glaubte er an dem gestern geschlossenen Grabe, die im Zwielicht und im wallenden Nebel undeutlichen Umrisse einer knieenden Gestalt zu sehen. Er näherte sich ihr, sie erhob sich zu ihrer vollen Höhe, und er erkannte die Koglerbäuerin.

„Kommen Sie auch für ihn beten, Hochwürden?" sprach das Weib. „Das is schön von Ihnen. Mich, —" fuhr sie nach kurzem Schweigen und als ob sie ihr Hiersein entschuldigen müßte, fort, „mich hat's oben nit g'litt'n, 's is gar so still bei uns. Sie werden 's nit glauben, Hochwürden, aber das G'schrei und Gethu von dem Mann geht mir völlig ab. Und — muß 's einem nit erbarmen? Da hat er zum ersten Mal seit vierundzwanzig Jahr allein schlafen müssen und unter lauter Todte ... Mein armer Ambros! — Um so viel hast Dich g'sorgt in Dein'm Leben und bist jetzt so still. So viel Platz hast eing'nommen in der Welt und liegst jetzt so klein beisammen da."

„In Frieden, und erlöst von allen Leiden," sprach Leo, „gönnt ihm seine tiefe Todesruhe. Und Ihr, die Ihr noch mitten im Leben steht, habt Seelenruhe. Ihr sollt und dürft sie haben, Euer gutes Bewußtsein gibt sie Euch und wird sie Euch erhalten." Er wandte sich zum Gehen.

Aber die Bäuerin bat: „Hochwürden, noch ein Wort: Wie ich Sie g'sehn hab' daherkommen, hab' ich mir denkt, Ihnen schickt Gott, daß Sie sich an dem Grab den Dank abhol'n, den ich Ihnen hab' bringen woll'n. Ich hab' Seelenruh', sag'ns, ja, ja! Ich kann hier knie'n und beten, ich kann hier steh'n und kann zu dem Mann unter der Erd' sagen: Alles Böse, das wir einander angethan haben, — is vergessen! B'sinnen's Ihnen noch, Hochwürden? — Nicht nur verziehen, vergessen. Ich hab' kein Vorwurf gegen Dich, Du hast kein gegen mich am Herzen, wenn wir uns drüben im ewigen Leben wiederfinden."

Sie erhob die gesenkten Augen zu dem Priester, der ihr im fahlen Dämmerlichte noch bleicher erschien als sonst. „Und daß ich an dem Grab so beten und so steh'n kann, daß ich von G'wissensbissen nit g'foltert werd' bis an mein End', daß ich ruhig leb'n und, wenn Gott mich ruft, ruhig sterb'n kann, dafür hab' ich Ihnen z' danken, Hochwürden, das is Ihr Verdienst. Sie hab'n schon viel Gut's in der Welt gethan, an mir aber das Beste. Mich hab'ns erlöst, mir hab'ns das zeitliche und das ewige Heil gebracht, und dafür werd' ich Ihnen all mein Lebtag segnen!"

„Es ist großmüthig von Euch, daß Ihr so zu mir sprecht, Bäuerin," erwiderte Leo, „aber ich bin überzeugt, daß Ihr auch ohne meine Fürsprache Mitleid und Nachsicht mit Eurem Kranken gehabt hättet, und daß er versöhnt von Euch geschieden wäre."

„Glauben S' das nit, Hochwürden! Wie's ausg'schaut hat in mir, eh' Sie mich zurechtgewiesen hab'n, und wie nachher, das weiß Niemand wie ich allein." Sie schwieg, sie überließ sich ihren Gedanken.

Ein leiser Wind hatte sich erhoben, strich kühl über die Nadelwälder und erfüllte die Luft mit würzigen Düften; die Nebel wurden dünner und durchsichtiger. Im Osten begann der Himmel sich zu lichten.

„Mir is schon oft vorkommen," nahm die Bäuerin wieder das Wort, „daß 's Menschen gibt, die eine Macht haben über Andere. Die Einen wenden's zum Bösen, die Anderen wenden's zum Guten an. Die machen ein'm besser, wenn's mit ein'm umgeh'n. Zu die Menschen g'hör'n Sie, Hochwürden."

„Wenn das so wäre! Wenn das so wäre!" murmelte Leo.

Sie sah ihn groß und mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an —

„Was sagens, Hochwürden? Wenn das so wäre, sagens? Is 's möglich, Hochwürden, daß S' das nit wissen? Habens denn nit das G'fühl davon?"

„Wahrlich nein!" rief er schmerzlich aus. „Wenn ich 's haben könnte, was wäre das für mich! Versöhnung! Erlösung! Gepriesen die Zweifelsqualen, die in einem erhebenden Bewußtsein ihr Ende finden! Hochgelobt das Ringen, das mich zerfleischt, wenn es zum Erringen führt. Macht haben über die Gemüther und sie ausüben zum Besten der Menschen. . . . Wenn mir das zutheil werden könnte . . ." Er hielt inne und richtete seine Augen fest auf die Bäuerin: „Ihr sagt, daß mir Macht gegeben ist über die Gemüther?"

„Das sag' ich, ja."

„Beweisen," sprach er gepreßt. „Beweist es, Bäuerin."

Rasch und fest entschlossen, erwiderte sie: „Verlangen Sie, was Sie woll'n. Ich thu's."

„Versprecht's nicht zu früh," sagte er sanft. „Es wird Euch schwer fallen, zu thun, was ich von Euch verlange. Ihr würdet Etwas überwinden müssen, das ich manchmal an Euch getadelt und manchmal an Euch bewundert habe — Euern Stolz."

„Mein'n Stolz? Das wär' ja gut, wenn ich den überwinden müßt."

„Es wär' gut und würde das Glück Eures Kindes begründen. Wollt Ihr zwei Menschen glücklich machen, Bäuerin? — Gebt die Vroni dem Seppl zur Frau!"

Sie fuhr zusammen, sie warf den Kopf zurück, ein spöttisches Lächeln kräuselte ihre Lippen: „Wenn wir nicht auf'n Friedhof stehen thäten, ich möcht' glauben, daß Sie spaßen, Hochwürden. Die Koglertochter und ein Knecht?"

„Ihr könntet ihn ja über die Knechte stellen ... Wenn Ihr nicht seht, wie die Vroni ihr Herz an ihn gehängt hat, so ist's der Stolz, der Euch blind macht. Was habt Ihr gegen den Seppl einzuwenden? Daß er kein Bauernsohn ist, der wahrscheinlich mit der Schwiegermutter nicht viel Umstände machen und ungeduldig darauf warten würde, daß sie ihm den Platz räumt?"

„Wär' schon möglich."

„Seid aufrichtig, gesteht Euch selbst, daß Ihr den Seppl kaum mehr entbehren könnt und daß ihn Niemand zu ersetzen vermöchte auf dem Koglerhof. Wer versteht die Wirthschaft, die dort geführt werden muß, wie er? Wer kann Euch, die Ihr die Herrin bleibt, eifriger an die Hand gehen, als er? Wer würde Euch höher in Ehren halten, als er? Einen treueren Menschen gibt's auch nicht. Wenn Ihr ihm heute den Dienst kündigt, geht er so arm, wie er gekommen ist. Gebt ihm die Vroni. Ihr bereitet dem Kind ein glückliches Leben, Euch ein zufriedenes Alter und dem Koglerhof ein schönes Weiterblühen."

„Das kann kein Mensch vorausseg'n. Der beste Knecht, heißt's immer, wird der schlechteste Herr."

„Der Seppl wird eine Ausnahme machen. Dem liegt gar viel daran, zu den Ausnahmen zu gehören."

Die Bäuerin preßte ihr Taschentuch an die Stirn. „Nur das wenn Sie nicht von mir verlangen möchten, Hochwürden!" sagte sie, und begann erst nach längerem Besinnen wieder: „Daß die Vroni anfangt, ihn gern zu hab'n, is mir selber schon vorkommen. Ich hab' aber nix d'rauf geben. So 'was vergeht am eh'sten, wenn Niemand nix dergleichen thut. Uebers Jahr is g'wiß verheirath' — die Erbin vom Koglerhof braucht nur aussuchen — und dann fangt ohnehin der Ernst an, und mit die Kinderei'n, die sie sich als ein junges Dirnd'l in Kopf g'setzt hat, is aus."

„Der Ernst fängt an," wiederholte Leo; „aber das Glück hört auf. Muß das sein? Gebt sie dem Seppl zur Frau, dann bleiben der Ernst und das Glück beisammen."

„Sie halten viel auf den Seppl," sprach die Bäuerin nach einer abermaligen Pause, „und ich mein' auch, so lang' Sie auf ihn schau'n und ihm sagen: ich bin gut g'standen für Dich, wird er sich nix zu Schulden kommen lass'n. Aber wie lang' können's das noch thun, Hochwürden? Ich fürcht' immer, Sie wer'n nit alt am Dorf."

Sie sah ihn an und ihr schauderte. Was sie da gesprochen hatte, reute sie wie eine schwere Sünde. Zu wahr! wenn Etwas gar zu wahr ist, soll's nicht ausgesprochen werden. Er wird am Dorf nit alt, wiederholte sie sich, und überhaupt nit alt. Er wird jung sterben, zu Grund' geh'n am Leben, an den elenden Menschen. Ein tiefes, ehrfurchtvolles Mitleid mit ihm ergriff sie; eine große, begeisterte und zugleich beschützende Liebe zu dem Fremden und Einsamen, der ihr gegenüber die Sache ihres Kindes führte, der das Schicksal der Andern zu dem seinen machte.

Ist nicht Alles richtig, was er sagt? Hätt's nicht sogar den Mann, der seine Zustimmung nicht mehr geben kann, überzeugt? — Was der Priester verlangt, widerstreitet allem Bauernbrauch, und wer weiß, vielleicht hätt's grad desweg'n mein armer Ambros gethan, weil er sich gern übern Bauernbrauch hinausg'setzt hat.

Sie richtete sich stolz auf: „Ich b'sinn mich lang'," sprach sie, „ich hab' halt gar nie d'ran denkt, daß so was möglich wär' . . . Ich geb' mein Wort so schwer, weil ich mein Wort halt' . . . und daß ich das versprechen werd' — Unserm Herrgott hätt ich's nit g'laubt, wenn Er mir's vorausg'sagt hätt! . . . Aber Sie wollen's und was Sie woll'n, Hochwürden, kann nur's Beste sein, Und so sag' ich: Ja!" Sie streckte ihm die Rechte mit einer großartigen Bewegung entgegen: „Da haben's meine Hand d'rauf."

Die reine Seligkeit, die sich in seinen Zügen malte, dankte ihr. Stillbeglückt hatte er ihre Worte getrunken, und innerlichst auflebend vor sich hingeschaut.

Jetzt griff er mit beiden Händen nach ihrer dargereichten Hand: „Ich fasse sie wie die Hand einer Mutter," sprach er. „So viel Vertrauen, Bäuerin! . . . und ich . . . Ihr sollt es wissen — Vertrauen für Vertrauen. Ich trug mich all' die Tage mit dem Gedanken an Flucht, an feige, pflichtvergessene Flucht von meinem Posten, von meinem alten, väterlichen Freunde, von Euch allen — Ja, ja!" seine Stimme wurde laut und herb', „ich wollt' entfliehen."

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus: „Das kann nit sein . . . Ein' solchen Gedanken hätten's nie ausg'führt!"

Er senkte die Augen vor dem schmerzlichen Blick, den sie auf ihm ruhen ließ.

„Ich bin nur ein einfach's Weib," nahm die Bäuerin wieder das Wort, „aber ich glaub' doch, ich hab' Ihnen oft ins Herz g'schaut. Die Schlechtigkeit der Leut' macht Sie verzagt. — Hochwürden, ich hab' auch mit viel Leut' z' thun, und is allerlei G'sindel d'runter. Die Wirthschaft geht aber doch fort, und am End' vom Jahr merkt m'r, daß der Nixnutzigste sein Biss'l mitg'holfen hat beim Antauchen, auf gute oder auf schlechte Art, mit sein' Will'n oder gegen sein' Will'n."

„So ist es, und Ihr habt recht."

„Denken's auch an die Kinder. Unser Herr Pfarrer is zu gut mit ihnen. Sie haben freilich an einem Kind eine traurige Erfahrung g'macht, Herr Cooperator, dafür können's an zwanzig andern gute Erfahrungen machen."

„Hoch gegriffen, Bäuerin," sagte Leo mit einem ernsten Lächeln. Aber er dachte an die Schule in Ols, an kleine, blonde Köpfe, die sich in tiefem Schuld-

bewußtsein geneigt hatten, an treuherzige Augen, die ihn in so aufrichtiger Beschämung angeguckt hatten, an ein armes, thränenüberströmtes Gesichtchen . . .

Ein breiter, blasser Lichtstreifen zeigte sich am Himmel, sein Widerschein erhellte das vergeistigte Antlitz des Priesters. Sein Kampf war ausgekämpft. Ja, denn! trösten, helfen, bessern. Hier leben und sterben, ungekannt, ungenannt im bergenden Schatten, in dem allein sein ganzes Wesen sich entfalten kann. Ein stiller Hüter an einer der unzähligen Quellen, aus denen Heil und Unheil in die Welt fließt.

„Habt Dank, Bäuerin, habt Dank! und auf Wiedersehen."

„Noch vor der Verlobung, Hochwürden, 's kommt mir völlig wie ein Wunder vor," versetzte sie in feierlichem Tone. „Was Sie für die Broni bei mir erwirkt haben, soll'n Sie ihr sag'n, Sie selber. Die Freud' spar' ich Ihnen auf."

Leo nahm Abschied und schritt dem Ausgang des Friedhofs zu. Sieghaft brach die Tageshelle herein. Der Mond glich jetzt einem durchsichtigen Wölkchen; der Morgenstern funkelte nicht mehr, aber er leuchtete noch.

Plewna.

Eine Landwehrstudie aus der Kriegsgeschichte.

Von

C. Freiherr **von der Goltz.**

Es war am frühen Morgen des 13. Juli 1877, als Marschall Osman Pascha an der Spitze seiner Truppen durch die Festungsthore von Widdin hinauszog, um nach Mittelbulgarien zu marschiren und dort an der Abwehr des russischen Einbruchs ins türkische Reich theilzunehmen.

Vergeblich hatte er sich schon zu wiederholten Malen nach Stambul und an den Serdar Ekrem[1]) gewendet, um die Erlaubniß zum Abmarsch zu erhalten; denn er war sich wohl bewußt, daß in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe seine Anwesenheit im nordwestlichsten Winkel des Staatsgebietes, wo er Rumänen und Serben bewachte, die sich einstweilen noch gar nicht rührten, vollkommen nutzlos sei. Aber erst der Donauübergang der Russen bei Sistowa und ihre schnellen Fortschritte gegen den Balkan brachen der Ueberzeugung Bahn, daß es eine Vergeudung kostbarer Kräfte sei, einen Heerhaufen von mehr als 20000 Mann unthätig den großen Ereignissen zusehen zu lassen, um nebensächliche Zwecke zu erfüllen.

Die unglückliche Sucht der Zersplitterung, um werthlose Stellungen zu halten, die ganz aufzugeben man sich nicht entschließen wollte, hatte das kleine Heer beim Aufbruche bis zu weniger als 12000 Mann herabgemindert, und sicherlich ahnte Niemand in seinen Reihen, zu welcher großen Rolle es binnen Kurzem berufen sein sollte.

Der beginnende Marsch war heiß und beschwerlich. Zunächst führte er durch die fruchtbare Donauebene nach dem drei deutsche Meilen entfernten Artscher Palanka, wo man die erste Nacht ruhte. Nur bei Vitbol, halbwegs von Widdin, hatten feindliche Batterien den marschirenden Heereszug begrüßt, ohne ihm jedoch Schaden zu thun.

---

[1]) Oberbefehlshaber.

Am nächsten Morgen wurde das hohe Donauufer erstiegen; die Straße führte dann weiter steil bergauf und bergab. Oft konnten die Batterien nicht folgen. Menschenarme mußten sich in die Radspeichen stemmen, um die Geschütze vorwärts zu bringen. Erst am Nachmittage um vier Uhr war das, allerdings gegen fünf deutsche Meilen entfernte, Ziel Krivodol, südlich Lom Palanka, erreicht. Dort erhielt der Marschall eine telegraphische Depesche des großherrlichen ersten Secretärs, die ihn zur Eile mahnte: „Das Land schwebt in diesem Augenblicke zwischen Leben und Tod; es gilt, glühenden Eifer und heiße Vaterlandsliebe zu zeigen. Seine Majestät befiehlt Ihnen, Ihre Bewegung zu beschleunigen.“ So sollte der so lange gegen seinen Wunsch Zurückgehaltene, der namentlich das nahe Nicopolis in großer Gefahr wußte, jetzt die Schritte seiner braven Soldaten über Menschenkräfte hinaus beflügeln. Allein er kannte kein Zögern. Alsbald brach er wieder auf, marschirte die Nacht hindurch über Höhen und Thäler weiter nach dem abermals drei Meilen entfernten Veltschidrama, wo man am 15. Juli Mittags ankam. Neue Hiobsposten trafen dort ein; Abdul Kerim Pascha, der Serdar Ekrem, telegraphirte, daß Nicopolis sich in höchster Noth befände und Osman so schnell als möglich bei Plewna eintreffen solle. Wieder wurde die Nachtruhe unterbrochen. Der Vortrab setzte sich noch am späten Abend durch die Dunkelheit in Bewegung. Die Hauptmacht folgte mit Tagesanbruch und zog bei glühender Hitze über öde, wasserlose Hochflächen dahin. Nur wer einen Julimond in den Balkanländern erlebt hat, wird sich einen richtigen Begriff von der Anstrengung eines solchen Marsches auf den ungeregelten, mit Steingeröll bedeckten Wegen machen, die in vielen Windungen schattenlos durch das Haidekraut ziehen. Einzelne Leute sanken vor Erschöpfung todt zu Boden. Dennoch blieb die Ordnung erhalten. Man marschirte volle 45 Kilometer, sechs deutsche Meilen weit, nach Altimir am Skit. Der vorsorgliche Befehlshaber hatte am Wege durch vorausgeschickte Boten Tonnen mit Wasser aufstellen lassen; denn nur so erhielt er seine Leute bei Kräften und verhinderte, daß sie sich zerstreuten, um den brennenden Durst zu löschen. Bei Altimir mußte man die Nacht stehen bleiben und rasten. Am anderen Nachmittag — den 17. Juli — 3½ Uhr wurde der Marsch fortgesetzt und bei Dunkelheit Ismaël Bunar — gegen drei deutsche Meilen entfernt — erreicht, doch die ersehnte Ruhe dort wieder nicht gefunden. Eine Depesche kündigte an, daß der Feind in Lofdscha sei, fünf Meilen südlich Plewna, zwischen dieser Stadt und dem Balkan. Noch einmal wurde eine Nacht hindurch marschirt, und mit Tagesanbruch stand man am Iskerufer, zweidreiviertel Meilen von Ismaël Bunar. Eine Wagenbrücke mußte improvisirt und so der Uebergang bewerkstelligt werden. Dann ruhte man bei dem auf dem gegenüberliegenden Ufer an die Bergwand geschmiegten Dorfe Mahaleta. Um vier Uhr Nachmittags brach Osman Pascha abermals auf und traf mit Einbruch der Nacht bei Dolnje Netropol ein. Es waren dreieinehalbe deutsche Meilen zurückgelegt worden, und man stand nur noch zweieinhalb Stunden vor Plewna. Auf dem Marsche war die Nachricht vom Falle von Nicopolis eingetroffen. Nun befand man sich also zwischen zwei feindlichen Heerhaufen, wie ein Keil in den Bereich der überlegenen russischen Armee hineingeschoben. Die Vorhut hatte, in noch angestrengteren

Märschen, Plewna schon erreicht und die dort stehende schwache Besatzung verstärkt.

Wenn wir heute auf so bekannte Ereignisse zurückkommen, dann muß ein besonderer Grund dies rechtfertigen. Osman Pascha befehligte größtentheils Landwehrtruppen. Ueber Landwehrtruppen hat man in letzter Zeit, wie männiglich bekannt, vielfach und lebhaft gestritten. Ihre Brauchbarkeit für den Feldkrieg ist in Zweifel gezogen worden, und diese Zweifel wurden durch einzelne Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege unterstützt, deren Anführung viel Unwillen erregte. Es folgten Proteste von Seiten der Betheiligten, und der kriegerische Werth der Landwehrtruppen ist dabei von ihren Freunden ebenso erhoben worden, als er ihnen durch die ersten Veröffentlichungen zu Unrecht herabgesetzt erschien. Ein Grund zur Erregung war nicht vorhanden; denn sicherlich lag Denen, die man als „Gegner" der Landwehr bezeichnet, nichts ferner als eine solche Gegnerschaft. Sie hatten nur vor, Klarheit über die eigenthümliche Verfassung und Beschaffenheit dieser Classe unserer Streitmacht zu verbreiten und aus den älteren Erfahrungen Lehren für deren Verwendung in der Zukunft zu ziehen. Lag ein Mißgriff vor, so bestand er in der Anführung einzelner Beispiele. Von dem verstorbenen deutschen Humoristen Bogumil Goltz hörte ich die in solchen Fällen zu beherzigende Weisheitsregel: „Ich schelte gewöhnlich auf die ganze Welt — da kommt nicht viel auf den Einzelnen." Auch hier hätte man sich nur an die Allgemeinheit halten sollen, um ihr zu nützen, und die zur Erhärtung angeführten besonderen Vorgänge bei Seite lassen können, die ihrer geringen Zahl halber doch keine hinreichende Beweiskraft haben.

Bietet die neuere Kriegsgeschichte nun ein Beispiel von dauernder Verwendung zahlreicher Landwehrtruppen im Feldkriege dar, so ist es geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, auch wenn diese Truppen einer fremden Armee angehörten und mit den unsern nur die Verfassung gemein hatten. Seit Kurzem steht uns zudem von türkischer Seite eine zuverlässige Quelle für die Erforschung dieser lehrreichen Episode zur Verfügung[1]).

Doch fahren wir zunächst in der Erzählung fort. An der Vidbrücke bei Dolnje Netropol wurde die Nacht hindurch geruht. Auf allen Seiten war der Feind schon gesehen worden; der nächste Marsch konnte zu einem Zusammenstoß führen, und Osman Pascha wollte vermeiden, daß dieser in der Dunkelheit erfolge. Erst am anbrechenden Morgen des 19. Juli fand der Uebergang statt. Generalstabsofficiere mit einer Eskorte eilten voraus, um die Stellungen rings um Plewna zu erforschen und eine Vertheilung der Streitkräfte zu entwerfen. Im Allgemeinen hielt man sich dabei an die schon von der bisherigen Besatzung getroffene Wahl. Die kahlen Höhen im Osten und Norden der Stadt, wo der Angriff am ehesten zu vermuthen war, wurden besetzt. Osman Pascha schlug sein Hauptquartier unter freiem Himmel inmitten seiner Truppen auf.

---

[1]) Défense de Plewna d'après les documents officiels et privés, réunis sous la direction du muchir Ghazi Osman Pacha par le Général Mouzaffer Pacha et le lieutenant-colonel Talaat Bey. Paris, Baudoin. 1889.

Um die Mittagsstunde erschien der Feind von Nicopolis, also von der Donauseite, und später auch von Osten her. Aber es wurden bis zum Abend im Allgemeinen nur Kanonenschüsse gewechselt. An einer einzigen Stelle kam es zu einem lebhafteren Scharmützel. Die Nacht blieb ruhig. Osman Pascha's Lage war eine ernste. Der Feind hatte bis dahin leichte und überraschende Erfolge davon getragen. Er schien sich mit größter Schnelligkeit auszubreiten, und die Gerüchte übertrieben seine Stärke. Zu Beginn an Widdin gefesselt, hatte der Marschall selbst nur wenig über die Russen erfahren, bisher sich noch nie mit ihnen gemessen. Aus den wenigen Gefangenen, die man am Tage gemacht, war nicht viel herauszubringen.

Die Folgen der anstrengenden Märsche zeigten sich in der Ermüdung seiner Leute deutlich. Er selbst aber verdoppelte seine Thätigkeit; er befahl seinen Generalen, ihre Streitkräfte eng zusammenzuhalten, um jede Auflösung zu vermeiden und ordnete den wachsamsten Vorpostendienst an. Auch sollte geschanzt werden, aber der felsige Boden auf den bis zu achthundert Fuß über dem Vidthale aufsteigenden Höhen ließ diese Arbeit nur geringe Fortschritte machen.

Der Kampf begann am frühen Morgen des 20. Juli. Diesmal handelte es sich um einen ernsten Angriff. Erst im Norden von Plewna, bei dem Dorfe Bukowa, dann im Osten, bei dem später so bekannt gewordenen Grivica, stürmte der Gegner Osman Pascha's Stellungen. An beiden Punkten trat ein Augenblick der Schwäche ein; die Vertheidiger wichen. Der Hauptgrund dafür war wohl die auf ruhelose Nächte folgende moralische und physische Erschöpfung. Bei Bukowa gelang es, durch einen Gegenangriff die Lage wieder herzustellen; bei Grivica standen die Dinge schlimmer. Dort verließ das Landwehrbataillon Simanw zweiten Aufgebotes seinen Posten, welcher den äußersten rechten Flügel der türkischen Linie bildete, und ein allgemeiner Rückzug begann.

Osman Pascha, der von einer Höhe, nahe östlich Plewna, das Gefecht leitete, hatte aus einer kleinen Reserve, die er dort zurückgehalten, schon Verstärkungen gegen den bedrohten Punkt abgesendet und rief jetzt einen seiner Adjutanten, Talaat Bey, heran, dem er wörtlich befahl: „Reiten Sie in die Gefechtslinie, suchen Sie die Bataillons-Commandeure auf und sagen Sie ihnen, daß sie ihre Soldaten sofort zu sammeln, von Neuem gegen den Feind zu führen und ihre alten Stellungen wieder zu nehmen hätten. Sie sollen gegen jeden Flüchtigen ohne Mitleid sein! Sagen Sie ihnen auch, daß, wenn sie meinen Befehlen nicht pünktlich Gehorsam leisteten, ich die Batterie meines Hauptquartiers auf sie und ihre Leute schießen und sie so zwischen zwei Feuer nehmen lassen werde." Der Befehl wirkte; denn Jedermann kannte den Feldherrn dafür, daß er sein Wort im Nothfalle wahr machen werde. Die verlorenen Posten wurden wieder erobert, der Feind geworfen und ein glänzender Sieg errungen.

Waren in diesem ersten Kampf die Streitkräfte der Gegner noch etwa gleich, ja diejenigen Osman Pascha's vielleicht um Etwas zahlreicher, so änderte sich dies vollkommen, schon bis zur zweiten Schlacht von Plewna am 30. Juli. Zwar erhielt der türkische Marschall Zuzug theils von der Donau, theils vom Innern des Reiches her. Allein dennoch befehligte er am Schlachttage nicht mehr als 20 000 Mann mit 54 Geschützen. Diese geringe Macht war noch

dazu auf weiten Raum vertheilt. Die türkischen Stellungen, im großen Bogen auf den Höhen südlich, östlich und nördlich um Plewna herum, haben, wenn man von dem an der Stadt vorüberfließenden Vid südlich, bis wieder zu seinem Ufer nördlich mißt, zwanzig Kilometer, also nahe an drei deutsche Meilen, Ausdehnung. Selbst die eigentliche Schlachtlinie im Südosten, Osten und Nordosten belief sich noch auf dreizehn Kilometer, mehr als die ganze französische Front in der Doppelschlacht von Gravelotte und St. Privat. Die Streitkräfte konnten also an jedem einzelnen Punkte nur äußerst schwach sein. Ein Rückhalt fehlte fast ganz; Alles befand sich in der ersten und einzigen Linie. Osman Pascha handelte unter diesen Umständen ähnlich wie General von Goeben in der Schlacht von St. Quentin. Er sandte die geringfügige Macht, die er Anfangs in der Hand hatte, nach dem nächst bedrohten Punkte ab und sammelte aus gerade unbeschäftigten Truppen eine andere Reserve.

Die Russen standen für ihren Angriff 32000 Mann mit 176 Geschützen unter dem General Baron Krüdener zur Verfügung. Glichen nun die Verschanzungen auch die Minderzahl bei den Vertheidigern zum Theile aus, so ist deren Bedeutung doch zufolge ihres langen und zähen Widerstandes sehr überschätzt worden. Es handelte sich nur um, allerdings geschickt angelegte, Erdaufwürfe oder Feldwerke einfachster Art.

Der Angriff der Russen erfolgte in zwei Heersäulen von Nordosten und Südosten her; zwischen ihnen lag das oft genannte Dorf Grivica, bei welchem die türkische Linie, dem Gelände folgend, einen weit vorspringenden Winkel bildete und somit umfaßt wurde. Zwei Seitenabtheilungen gingen, weit über die Flügel hinausgeschoben, von Norden und von Süden gegen die Stadt vor. Hier, an dieser letzten Stelle, führte der Held des Krieges, General Skobelew, auf russischer Seite den Befehl.

Das Schicksal des Tages ist bekannt. Nur die von Südwesten her andringende Colonne, von Fürst Schachowski geführt, hatte anfänglichen Erfolg. Zwei türkische Werke wurden dort genommen; die Landwehrbataillone, die in denselben gestanden hatten, bewahrten aber dennoch gute Ordnung. Nach dem Verluste der ersten Schanze hatten sie sogar entschlossene Gegenangriffe ausgeführt, um dieselbe wieder zu erobern. Auch im weiteren Verlaufe des Kampfes beschränkten sich die Vertheidiger keineswegs nur auf die Abwehr. Mehrfach brachen sie aus ihren Stellungen hervor, mit dem Gegner die Rolle tauschend. Osman Pascha, dessen Zelt noch auf dem alten Platze hinter der Mitte seiner Linie stand, griff in einem Augenblicke höchster Bedrängniß wiederum persönlich ein. Als er, gerade vor sich, seine Infanterie dem russischen Andrange weichen sah, sandte er zunächst vier schwache Compagnien und eine Batterie unter dem Befehl des schon genannten Talaat Bey ab, um die Truppen durch den Anblick kommender Hülfe zu ermuthigen. Dann eilte er selbst, nachdem er sich der Bildung einer neuen kleinen Reserve versichert, dem Strome der Weichenden entgegen, brachte sie zum Stehen und zur Rückkehr auf die verlassenen Posten.

Gegen Abend erst trat die Krisis ein, und ein letzter Gegenangriff der türkischen Landwehrbataillone der Mitte bewog auch den Fürsten Schachowski zum Abzuge, während die andere Heersäule vor den Grivicaredouten unter

schweren Verlusten überhaupt zum Stehen gekommen war. Bei der Seitenabtheilung im Norden war nichts von Belang vorgefallen. Im Süden will General Skobelew bedeutende Vortheile davon getragen haben. Stunden lang wurde er durch drei Compagnien des Landwehrbataillons Milas[1]) zweiten Aufgebots abgewehrt. Der sehr schlichte türkische Bericht sagt von demselben: „es habe bemerkenswerthe Tapferkeit und Zähigkeit an den Tag gelegt." Es focht in Weinbergen, ohne Verschanzungen und verlor 135 Mann, gewiß ein Drittheil seiner Stärke.

Der gesammte Verlauf der blutigen Schlacht hatte einen Charakter von großer Energie getragen, der an die Kämpfe des französischen Krieges erinnert, und welcher das sicherste Zeugniß für die Tüchtigkeit der betheiligten Truppen ablegt.

Die nun folgende Ausfallschlacht von Pelischat am 31. August ist insofern wichtig, als sie die Fähigkeit der türkischen Truppen zu tüchtigen Angriffen über freies Feld hinweg gegen eine vom Feinde besetzte und zur Vertheidigung vorbereitete Stellung erweist. In kurzem Anlaufe wurden Jägergräben und Verschanzungen genommen, auch Geschütze erobert. Von den sechzehn am Kampfe betheiligten Bataillonen gehörten acht der Landwehr an. Der erlittene Verlust, ein Siebentel des Ganzen, ist ein bedeutender. Der nicht ungefährliche Rückmarsch nach Plewna im Angesicht des überlegenen Gegners, vollzog sich in guter Ordnung.

Die nächste Waffenthat war die heldenmüthige Vertheidigung von Lofdscha am 3. September, an welcher nicht ein einziges Linienbataillon Theil nahm, sondern nur acht Landwehrbataillone, darunter drei des dritten Aufgebotes und zwei, die eben erst in Sofia zur Verstärkung für das Heer von Plewna gebildet worden waren. Gegen zehnfache Uebermacht an Fußvolk, zwölffache an Geschütz, hielten diese braven Bataillone einen ganzen Tag lang Stand. Ja, es geschah, daß einmal die Vertheidiger — vier schwache Compagnien des linken Flügels — als sie einen ersten Angriff der Russen zurückgewiesen hatten, ihrer geringen Zahl vergessend, aus den verschanzten Stellungen hervorbrachen und zum Gegenangriffe übergingen. Zwar war dies eine Unbesonnenheit, welche sich bestrafte, deren Ursache jedoch in nichts Anderem, als in einem Uebermaß von Muth und Selbstvertrauen zu suchen ist. Zweitausend Todte und Verwundete, zwei Fünftel der wackeren Schar, deckten am Abend die Wahlstatt, als die Ueberreste diese verließen. Bekannt ist, daß dem Vertheidiger, Rifaat Pascha, selbst vom Gegner hohe Anerkennung gezollt wurde, weniger bekannt aber ist die echt türkische Antwort, die er einem höheren fremden Officier auf die Frage gab, wie es ihm möglich geworden, solchen Widerstand zu leisten: „Nicht ich, sondern Gott hat dies gethan."

Einige Verstärkungen trafen wieder in Plewna ein. Sie waren um so willkommener, als die große Entscheidungsschlacht vor der Thüre stand. Am 7. September begann eine allgemeine Beschießung der türkischen Werke; sie währte Tag und Nacht fort. Osman Pascha war auf den Sturm gefaßt; er

[1]) Vilajet Aïdin in Kleinasien.

schob am 10. September sogar im Süden der Stadt seine Linien weiter vor. Nur Landwehrbataillone waren bei diesem Unternehmen betheiligt und führten es geschickt und energisch durch. Am 11. September erwachte die Kanonade mit dem Morgen in unerhörter Heftigkeit. Bald folgte auf der Südseite der Angriff des weit überlegenen Feindes. Eine Explosion riß in einem der bedrohten Werke ein halbes Hundert Vertheidiger zu Boden; die übrigen blieben ruhig auf ihrem Platze. Lange vereitelten sie alle Anstrengungen der Russen, welche wiederum von Skobelew geführt wurden. Endlich machte sich die Ermattung geltend. Von den türkischen Bataillonen hatten die meisten ihre Führer verloren, und die Trümmer mehrerer von ihnen wichen. Eines der Werke auf der Südseite ward genommen und wiedergewonnen; endlich blieben zwei Schanzen, gerade am Südende der Stadt, in den Händen des Feindes. Die türkischen Linien waren damit durchbrochen; der Eintritt in Plewna schien dem Angreifer offen zu stehen; Flüchtige füllten bereits die Stadt, eine Panik begann sich zu verbreiten. Mancher Vertheidiger hätte das Spiel verloren gegeben. Osman sendete Rifaat Pascha, den Helden von Lofdscha, ab, um die Zerstreuten zu sammeln und den Kampf wieder herzustellen. Mit dem Revolver in der Hand, drohend, jeden Weichenden unbarmherzig niederzuschießen, führte dieser die Reste der braven Infanterie wieder vor, bis er selbst verwundet zu Boden gestreckt wurde.

Im Südosten der Stadt, der türkischen Mitte, war das Schicksal der Vertheidiger ein glücklicheres; alle Angriffe der Russen scheiterten, obwohl sie zu vierzehn verschiedenen Malen erneuert wurden. Ein hart bedrängtes Werk wurde durch einen kühnen Gegenangriff des Landwehrbataillons Silistria befreit. Der Schlachtbericht sagt: „Officiere und Soldaten fochten auf dieser Front mit bemerkenswerther Energie. Das Bataillon Silistria zeichnete sich insbesondere aus. Es verdient übrigens eine ehrende Erwähnung wegen der Tapferkeit, welche es während des ganzen Feldzuges, überall, wo es focht, an den Tag gelegt hat."

Im Nordosten ging bekanntlich eine der beiden Grivicaredouten verloren, aber, von der andern beherrscht, unter dem Feuer der Batterie gelegen, welche Osman Pascha bei seinem Hauptquartier zurückgehalten, war sie ein werthloser Gewinn für den Feind. Der Soldat nannte sie Kanli Tabia, „die blutige Schanze", wegen der großen Verluste, die Vertheidigung und Angriff in gleicher Weise gekostet hatten.

Die Nacht zum 12. September überraschte Osman Pascha's Heer in großer Bedrängniß. Die Truppen standen seit dem Morgen gegen einen an Fußvolk vierfach, an Geschütz sechsfach überlegenen Gegner[1]) im Kampfe, sie hatten nichts genossen, auch der Wassermangel war empfindlich; denn die meisten Quellen lagen vorwärts der Werke. Die Vertheidiger des äußersten rechten Flügels waren durch die von den Russen erstürmten Schanzen von der Hauptkraft des Heeres gleichsam getrennt. Die Verbindung wurde nur auf Umwegen hergestellt. Dennoch

[1]) Mouzaffer Pascha gibt die Stärke des türkischen Heeres zu 45 Bataillonen, 15 Escadrons, 12 Batterien mit etwa 25000 Streitern und 70 Geschützen an; er berechnet die vereinigte russisch-rumänische Armee zu 123 Bataillonen, 79 Escadrons, 57 Batterien oder 100000 Mann mit 424 Geschützen.

beschloß der Feldherr nicht nur Stand zu halten, sondern sogar zum Gegenangriff zu schreiten und das Verlorene wieder zu erobern.

Erbitterte Kämpfe entspannen sich daher am 12. September auf der Südseite von Plewna. Ein erster türkischer Versuch wurde von dem General, der ihn befehligte, aufgegeben; andere scheiterten. Osman Pascha blieb unerschütterlich. Er setzte einen letzten allgemeinen Sturm in Bewegung; Verstärkungen trafen von verschiedenen Punkten ein, darunter auch das tapfere Bataillon Silistria. Nun folgt die Wiedernahme, die sich zu einem wahrhaft dramatischen Acte gestaltete. Die Soldaten der benachbarten türkischen Werke und die auf den Dächern ihrer Häuser stehenden Einwohner von Plewna feuerten die Stürmenden durch tausendfachen Allahruf an, der ihre Zahl größer erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war; denn es handelte sich nur um wenig schwache Bataillone. Das von Silistria drang zuerst in die Werke ein; alle Mannschaften in der Nähe sprangen auf Brustwehren und Erdaufwürfe und begrüßten die That wiederum mit dem Allahrufe, welchem ein „Padischahim tschok jascha!“ (Lang lebe mein Padischah!) folgte.

„Die Entmuthigung, welche seit zwei Tagen unter den Türken geherrscht, machte der äußersten Freude Platz,“ sagt unser Bericht. „Man beglückwünschte sich und dankte der Vorsehung. Officiere, Soldaten, Einwohner der Stadt, ein Jeder maß das Verdienst der Person Osman Pascha's bei, der in einem so kritischen Augenblicke niemals an der Zukunft verzweifelte und dessen Energie in demselben Maße wuchs, als die Lage schwieriger wurde. Die Armee war stolz, unter seinen Befehlen zu kämpfen und bereit, sich für den Sultan und das Vaterland zu opfern.“

Der Sieg entschied für den Augenblick, konnte aber das tapfere Heer, das, höheren Befehlen gehorchend, in Plewna ausharrte, nicht auf die Dauer retten. Auch der neue Zuzug, der Osman Pascha wurde, vermochte die Katastrophe nur hinauszuschieben. Nach und nach von einer erdrückend werdenden Uebermacht[1]) eingeschlossen, mußten die Vertheidiger am Ende erliegen, wenn nicht Ersatz kam, und zu diesem fehlten die Kräfte. Im Lager gingen die Nahrungsmittel auf die Neige; am Ende lebte man von Maisbrot und Maisranken, die in Wasser abgekocht wurden. Die Kleidung war nicht für die rauhe Jahreszeit berechnet; es fehlte an Holz zu wärmenden Lagerfeuern. Nichts als ein verzweifelter Durchbruchsversuch blieb übrig. Dieser erfolgte bekanntlich am 10. December. In nächtlicher Stille sammelte sich, was von der Armee noch streitbar war, etwa 30 000 Mann[2]), an der Vidbrücke im Westen der Stadt und begann sie zu überschreiten. Die Nacht war düster und neblig. Glatteis bedeckte die Straßen. In den vom Feinde nicht eingesehenen Thälern und Schluchten zündete man Feuer an, um die schwierigen Bergpfade zu erleuchten. Dennoch verlief die Räumung der Werke, die Sammlung der zerstreuten Abtheilungen und der Marsch zur Vidbrücke in Ruhe, Stille und Ordnung. Nur war zu viel Troß

[1]) Zu Ende des Monat November wird die Stärke der Türken auf 42000 Mann mit 96 Geschützen, die der Russen auf 130 000 Mann mit 582 Kanonen, darunter 58 schwere Positionsgeschütze, berechnet.

[2]) Außerdem zählte man an 10 000 Nichtstreitbare, 2500 Kranke und Verwundete.

mitgeführt worden; denn der Marschall wollte, wenn der Durchbruch glückte, den Kampf nicht aufgeben, sondern erst schnell den Iskr überschreiten, um durch seine Nachhut dort den Feind aufzuhalten, und dann, über Kutlovitscha und Berkovitscha, den Gintschipaß und sonach die Vereinigung mit den Vertheidigern des westlichen Balkan zu erreichen. Das Gelingen hätte von großem Einflusse auf den Gang der Ereignisse sein können.

Leider hatte Osman Pascha, in einer unzeitigen Anwandlung von Hochherzigkeit, auch den mohammedanischen Einwohnern gestattet, das Heer mit ihren Familien und ihrer Habe zu begleiten. Der Wirrwarr und das Gedränge, welche hierdurch an der Vidbrücke entstanden, trugen viel zum verhängnißvollen Ausgange bei.

Mit großer Entschlossenheit erfolgte unter dem Rufe: „Allah ekber!“ (Gott ist groß) der Angriff. Die erste russische Linie wurde durchbrochen, und elf Geschütze fielen in die Hand der Stürmenden. Selbst in der zweiten, tausend Schritte dahinter gelegenen Linie gelang es, ein Werk zu nehmen. Aber es fehlte der genügende Rückhalt. Die nachfolgenden Truppen verspäteten sich, zum Theil durch den Troß und die fliehenden Einwohner aufgehalten. Die Verluste steigerten sich erheblich, einzelne Bataillone, wie die Landwehrbataillone von Monastir und von Safranboli, gingen ruhmvoll zu Grunde. Sie verschwanden aus der Reihe der Fechtenden, da der größte Theil ihrer Officiere und Soldaten todt oder verwundet auf der Wahlstatt lag. Die Zahl der herbeieilenden Feinde mehrte sich, wie immer an angegriffenen Punkten einer festen Einschließungslinie. Osman Pascha's Verwundung entschied das Schicksal des Heeres. Auf diesem Manne, der durch glänzende Festigkeit und Thatkraft Alles aufrecht erhielt, hatte das Vertrauen und das Heil der Seinen beruht. Ein Zurückströmen gegen die Vidbrücke begann und damit, in so verzweifelter Lage, Auflösung und Flucht. Das Drama von Plewna hatte seine tragische Lösung gefunden. Den letzten erhebenden Schlußact bildete der verzweifelte Angriff eines türkischen Linienregimentes gegen die nachdrängenden Verfolger, welcher deren Strom noch einmal für kurze Zeit zum Stillstande brachte. Dann war Alles vorüber; die Waffenstreckung besiegelte den Untergang.

Was im Allgemeinen für Krieg und Kriegskunst aus dieser ruhmvollen Vertheidigung und den wiederholten mit Tapferkeit und Ueberlegenheit unternommenen, aber dennoch gescheiterten Angriffen zu lernen ist, haben kritische Federn längst entwickelt. Wir wenden uns hier nur dem besonderen Zweck unserer Studie zu. Von 63 Bataillonen oder Bataillonsresten, welche die Listen des Heeres vom 10. Dezember aufführen, gehören 42 der Landwehr, dem Landsturm oder gar Freiwilligen an. In der Landwehr wieder überwiegen das zweite und dritte Aufgebot. Die Waffenthaten dieser Truppen vor einem Feinde, welchen wir selbst als einen sehr tüchtigen achten, nöthigen uns unumschränkte Bewunderung ab. Die weiten anstrengenden Märsche bei glühender Hitze, die Nachtmärsche auf schwierigen Wegen werden von ihnen ausgeführt, ohne daß die Mannszucht weicht, dem geflügelten Worte Blücher's zum Trotz: „Ich fürchte die Nachtmärsche mehr als den Feind.“ Im Kampfe beschränken sie sich keineswegs auf

Abwehr hinter Wall und Graben, sondern bewähren sich auch in der Offensive. Wenn das einzige umfangreichere Unternehmen dieser letzten Art [1]) ohne bedeutendes Ergebniß bleibt, so sind daran ersichtlich die Anlage im Großen und die Gesammtverhältnisse mehr Schuld, als der Mangel an Spannkraft der Truppe. Die Vertheidigung von Lofdscha zeigt erhebende Momente unerschrockenen Muthes in hoffnungsloser, die Septemberschlacht von Plewna solche unerschütterlicher Ausdauer in nahezu verzweifelter Lage. Dann folgt zähes Ausharren unter den größten Entbehrungen und Beschwerden während der Herbst- und Wintertage und endlich noch ein heroischer Aufschwung im verzweifelten, nur an der Ungunst der Verhältnisse gescheiterten Durchbruchsversuche. Gewiß, man kann, unter gleichen Umständen, billigerweise auch von der besten Truppe nicht mehr verlangen. Freilich mag man einschränkend erwähnen, daß ein Theil der Streitkräfte Osman Pascha's schon den vorangegangenen serbischen Krieg mitgemacht, also die Eigenschaft von erst zum Kriege zusammenberufenen Landwehrtruppen verloren hatte. Doch das greift nur bei der geringen Zahl der von Widdin gekommenen Bataillone Platz. Fast alle übrigen waren eben nur einberufen oder gar unvorbereitet zusammengestellt und dann nach dem Kriegsschauplatze abgesendet worden.

Was läßt sich nun aus dem Allen lernen? Der oberflächlichste und verhängnißvollste Schluß, der zu den bittersten Enttäuschungen führen würde, wäre derjenige, daß man ganz unnöthig Bedenken trage, Landwehrtruppen [2]) im offenen Feldkriege ohne Weiteres gegen den Feind zu führen, möge er beschaffen sein wie er wolle, und mögen die Umstände Bedingungen der Gunst oder Ungunst enthalten.

Welch ein großer Unterschied zwischen Landwehr und Landwehr auch in unserem eigenen Heere zu den verschiedenen Zeiten bestand, hat unlängst der um die heutige Bewegung im Gebiete der Heeresverfassung so hoch verdiente General v. Boguslawski nachgewiesen. Nicht einmal die Uebereinstimmung bei der Zusammenstellung aus gleichen Kategorien und Altersklassen von Mannschaft bedingt mit Sicherheit Gleichwerthigkeit. Die Solidität der Organisation, Commandoverhältnisse, die Stellung innerhalb des übrigen Heeres, Ansehen und Ueberlieferung spielen eine große Rolle, und das Lehrreiche im vorliegenden Falle ist, zu untersuchen, welche besonderen Gründe das ruhmvolle Ergebniß herbeigeführt haben.

Der erste und vielleicht wichtigste derselben liegt unzweifelhaft in der Person des Feldherrn. Nicht jeder Führer von Landwehrtruppen ist ein Osman Pascha. Doch war der Marschall nicht nur der Mann, als den ihn heute die Welt kennt; er ließ dies seine Truppen auch schnell fühlen. Jedermann im Heere wurde sich bald klar, daß er von einem eisernen Willen vorwärts gegen den Feind getrieben werden würde. Thatsächlich hat der Marschall keiner außergewöhnlichen und harten Mittel bedurft, um seinen Leuten Muth und Energie einzuflößen. Es

---

[1]) Die Ausfallschlacht von Pelischat.

[2]) Wir verstehen unter „Landwehr" auch diejenigen Truppen der gleichen Kategorie, welche heutzutage in Folge ihrer besonderen Bestimmung meist die Bezeichnung „Reservetruppen" führen.

wird nichts von Standrecht, von Erschießungen oder anderen schweren Strafen berichtet. Der Zauber seiner Persönlichkeit genügte. Aber er that auch das Seinige, um ihr diese Wirkung zu verschaffen. Nicht von einem parkumgebenen Schlosse aus, das er zum Hauptquartier gewählt, leitete er durch telegraphische oder schriftliche Befehle sein Heer; sondern er lagerte mit seinen Soldaten, ihr Loos vollkommen theilend, unter dem Zelte wie sie. Er übersah seine Bataillone, und sie sahen ihn. Das Bewußtsein seiner Gegenwart steigerte bei Jedermann das Gefühl der Verantwortlichkeit. Unter allen Umständen empfindet es der Soldat als einen Sporn zur Anstrengung, wenn ein gerecht und scharf prüfendes Auge auf seinen Handlungen ruht.

Zum Zweiten finden wir einen Schlüssel zur Lösung des Räthsels in den einleitenden Worten der Darstellung: „Obwohl sich Osman Pascha über die Mängel, an denen seine Truppen litten, keiner Täuschung hingab, besaß er dennoch die Energie und den Willen, zu handeln, als stünde er an der Spitze des bestausgerüsteten Heeres.“ Er ließ keine aus künstlich gesteigerten Ausbildungs-Ansprüchen hergeholte Unterscheidung zwischen einem Linien- und einem Landwehrbataillon gelten, sondern stellte an beide diejenigen Ansprüche, welche die Lage gerade erforderlich machte. Nun ist es eines der Geheimnisse der Menschennatur, daß der Muth zu außerordentlichen Anforderungen seltener ist als die Fähigkeit, hohen Ansprüchen Genüge zu leisten. Selbstredend dürfen diese das verständigerweise gerade noch erreichbare Maß nicht überschreiten; aber es scheint, daß Osman Pascha hierin den richtigen Blick und eine glückliche Hand besaß.

Durch das Vertrauen, welches er ersichtlich in seine Truppen setzte, indem er ihnen schwierige Aufgaben stellte, gab er ihnen Vertrauen zur eigenen Kraft. Es schwand ihnen selbst der Zweifel an ihrer Leistungsfähigkeit. Heute noch sieht in der türkischen Armee Niemand einen Unterschied zwischen Linie und Landwehr. Die Landwehr gilt sogar als die eigentliche Feldtruppe; denn die Linie thut im Frieden größtentheils Gensd'armerie-Dienste. Sie ist, bis auf wenig Ausnahmen, in kleinen Abtheilungen im Lande zerstreut, um Ruhe und Ordnung zu erhalten, und kann selbst bei einer Mobilmachung des Heeres oft nicht von den Orten entfernt werden, an denen sie gerade steht. So liefert der Linienstand an die Feldarmee meist nur Reiterei und Artillerie, während die Masse des Fußvolkes aus der Landwehr besteht. Diese wird durch eine solche Bestimmung in ihrem Selbstbewußtsein und ihrem Selbstvertrauen unzweifelhaft gehoben. Die Achtung, die man ihr zollt, gibt ihr Haltung und erhöht ihre Tüchtigkeit.

Es kommt hinzu, daß sich bei der Landwehr, deren Mannschaft stets dem gleichen Landstriche entstammt, vielfach das Stammesgefühl geltend macht. Seibek's, Lasen, Albanesen wollen die Besten vor dem Feinde sein; in vortrefflichem Rufe stehen auch die Bataillone von Konia und andere aus den anatolischen Bergen; die Bewohner des Rhodope, des Bezirks von Kirdjali, haben ihren besonderen Stolz. Allen gemeinsam ist ein gewisser religiöser Impuls, und mehr noch als dieser, das Gefühl, innerhalb eines Völkergemisches der herrschenden Rasse anzugehören.

Unstreitig hat der türkische Landwehrmann bedeutende Naturanlagen für das Soldatenthum. Die städtische Bevölkerung ist im Orient verschwindend gering.

„Dem echten Türken ist die Stadt ein Gefängniß," sagt das Sprichwort. Fabrikarbeiter, wie in Europa, gibt es in den Reihen der Landwehrbataillone nicht. Die Lebensweise der Leute auf dem Lande aber ist einfach und gesund. Als Hirten, Jäger, Maulthiertreiber, Kohlenbrenner, Wald- und Feldhüter führen sie vielfach ein Dasein, das demjenigen im Felde sehr nahe kommt. Kein Tropfen Alkohol ist je in die Adern der Meisten von ihnen geflossen; sie sind auch nicht durch Mühe, Sorge und Anstrengung früh gebrochen, wie die arbeitende Klasse in den großen abendländischen Verkehrs-Mittelpunkten. Ein gesegneter, nur mäßig bevölkerter Boden und ein glückliches Klima gewähren einem Jeden, was er zum Lebensunterhalte nothwendig bedarf, und nach mehr steht sein Sinn nicht. Ein heiterer Himmel und fatalistische Ergebung in das Geschick verleihen dem Temperament den Zug von Sorglosigkeit, der gute Soldaten ergibt. Die Bedürfnißlosigkeit hat am Ende zumal das zähe Ausharren in der Noth und Entbehrung ermöglicht.

Sicherlich macht der Unterschied in den religiösen und nationalen Eigenheiten, ja in der ganzen Lebensführung, einen Vergleich schwierig. Er schränkt die Möglichkeit der Uebertragung der aus diesem Beispiele gewonnenen Erfahrungen erheblich ein. Dennoch ist eine solche nicht ganz ausgeschlossen und entbehrt des Nutzens keinenfalls. Man kann Gesammtwerth gegen Gesammtwerth abschätzen, ohne die einzelnen Factoren mit einander zu vergleichen. Es sind auch Momente der Uebereinstimmung da, welche die Ableitung von bestimmten Schlüssen gestatten.

So entfernte sich die gesetzliche Verfassung des damaligen türkischen Heeres nur in einzelnen Stücken von denjenigen anderer großer Armeen; sie glich namentlich der ältern preußischen, wie sie aus den Freiheitskriegen hervorgegangen war. Der türkische Soldat gehörte zu jener Zeit sechs Jahre der Linie und Reserve (Nizamié und Ichtiad) an, sechs Jahre der Landwehr (Redif) und acht Jahre dem Landsturm (Mustahfiz). Mannschaften, die nicht zum Dienste in Linientruppen eingestellt worden, traten, nach Ablauf der ersten sechs Jahre, unausgebildet zum Redif über. Sie glichen also unsern ehemaligen Landwehr-Rekruten und sollten ihre soldatische Ausbildung gelegentlich der Uebungen der Landwehr erhalten, welche alljährlich vier Wochen lang, in Bataillonen zusammengezogen, exercirte. Doch wechselten dabei die Aufgebote, deren es drei gab, miteinander ab. Ein Uebelstand war, daß die Einstellung zum Dienste nicht gleichmäßig aus dem jüngsten Jahrgange erfolgte, sondern die Rekruten aus der ganzen Masse der unter sechsundzwanzig Jahr alten, noch nicht Eingereihten, ausgelooft wurden. Einen Theil der Leute berief man also verhältnißmäßig spät zur Fahne ein. Er trat entsprechend älter in die Landwehr über. Davon abgesehen, ist die Zusammenstellung von Bataillonen aus nur zwei Jahrgängen als ein großer Vorzug anzusehen. In der Masse fehlen die Altersunterschiede, und die ganze Truppe wird verhältnißmäßig jung.

Unstreitig genoß die Landwehr von Plewna manche Vorzüge der natürlichen Befähigung bei einer hinreichend guten Organisation.

Auf der andern Seite aber steht unserer Landwehr Vieles zu Gebote, was dort fehlte, vor Allem die bessere Ausbildung, die planmäßigere Vorbereitung

für das Gefecht, die bessere Rüstung für das Feld, die sorgsamere Verpflegung und alle die andern Vortheile, welche durch größern Reichthum an Mitteln, Pünktlichkeit, Intelligenz und durch die Bildung eines hoch civilisirten Landes geschaffen werden können. Es müssen dadurch jene Vorzüge zum mindesten ausgeglichen werden, und wir sind berechtigt, nach dem Maße der Kämpfe von Plewna zu bemessen, was auch wir von Landwehrtruppen im Feldkriege verlangen dürfen, wenn die besondern Bedingungen erfüllt werden, die bei jenem Beispiele mitwirkten.

Zu diesen rechnen wir vor Allem, daß in der allgemeinen Auffassung kein Unterschied zwischen der Linie und denjenigen Landwehrtruppen gemacht werde, welche wir für die Verwendung im Feldkriege in Betracht ziehen. Schon der Gedanke, daß sie für diese Verwendung eigentlich nicht geschaffen, nicht geeignet und bestimmt seien, muß sie thatsächlich untüchtiger dazu werden lassen. Scharnhorst hat den sehr wahren Satz ausgesprochen, daß, wer eine tapfere Armee haben wolle, sie erst *glauben* machen müsse, daß sie tapfer sei. Der unglückliche Gedanke, streng genommen nur Besatzungstruppe zu sein, hat sicherlich die Leistungen unserer Landwehr in den letzten Kriegen beeinträchtigt. Er muß verschwinden und die Zugehörigkeit zur Feldarmee auch äußerlich sichtbar werden. Aus diesem Grunde ist es als ein großer Fortschritt zu begrüßen, daß neuerdings Landwehrtruppen an den Herbstmanövern in geschlossenen Heereskörpern Theil nehmen. Es tritt ihnen damit klarer, als bei den technischen Wiederholungsübungen vor Augen, daß auch sie bestimmt sind, eines Tages auf dem Schlachtfelde zu stehen.

Dies Gefühl aber soll auch bei ihren Führern das Herrschende sein. Sie müssen, ebenso wie der Held von Plewna, die von dem Grade äußerer Vollkommenheit hergeholte Unterscheidung fallen lassen; denn ein Befehlshaber, dessen Thatkraft unausgesetzt durch die Vorstellung gehemmt wird, daß er eben *nur* „Landwehrtruppen" commandire, von denen man nicht viel verlangen dürfe, wird nimmermehr Bedeutendes leisten.

Freilich wird er zugleich eine ungewöhnliche Thätigkeit, Rührigkeit und Rüstigkeit entfalten müssen. Er hat mit ihnen zu leben und zu lagern, soll jederzeit unter ihnen sein, allgegenwärtig und Alles selbst überwachend. Das wird bei solchen, erst im Kriegsfalle zusammengerufenen Truppen, in denen fast Alles neu ist, wenigstens zu Beginn des Krieges, unabweislich nothwendig sein. Die ganze Persönlichkeit des Führers muß sich hier viel mehr geltend machen, als bei einer Linientruppe, um den Zusammenhang zwischen Haupt und Gliedern herzustellen, welcher bei dieser schon auf der mit der Regelmäßigkeit einer Maschine arbeitenden, eingeübten und eingewöhnten militärischen Hierarchie beruht. Setzt man Männer an die Spitze der ins Feld mitziehenden Landwehrtruppen, an denen die zu solcher Einwirkung erforderlichen Eigenschaften bekannt sind, so wird auch bei allen Denen, die berufen werden, solche Truppen zu befehligen, das bittere Gefühl einer Zurücksetzung schwinden, wie es bisher meist vorhanden war. Lust und Liebe zum Handeln wird sich steigern, der Thatendrang, der Unternehmungsgeist ganz anderen Aufschwung gewinnen, als ehedem.

Ein großer organisatorischer Vorzug der türkischen Landwehrtruppen war und ist noch heute der Besitz eines vollzähligen activen Officiercorps und eines

kleinen Stammes von Mannschaft, welche dauernd im Bezirke und in Berührung mit den Beurlaubten leben. Diese Einrichtung, gehörig ausgenutzt, kann den Werth solcher Truppen sehr erhöhen und sie den Linientruppen recht nahe bringen. Ein Jeder kennt seinen Führer im Voraus und hat mit ihm zu thun; er kommt dazu, seine Vermittlung, seinen Schutz und seine Leitung in Anspruch zu nehmen, sich an diese zu gewöhnen. Jener wieder vermag schon im Frieden Einfluß auszuüben, sich von den Anlagen, der Stellung zur Gemeinschaft, den besondern Eigenschaften jedes seiner künftigen Untergebenen zu überzeugen, ihm, im Falle des Kriegsausbruchs, also auch sogleich den rechten Platz anzuweisen. Finden die Vereinigungen zu gemeinsamen längern Uebungen[1]), ja wohl gar eine Theilnahme an den Manövern größerer Heeresverbände, in denen die Linientruppen überwiegen, regelmäßig statt, so werden der innere Zusammenhang, die Wechselwirkung zwischen Befehlenden und Gehorchenden, das Gefühl der Gemeinschaft, der Eifer und der Stolz auf den guten Ruf des Ganzen selbst einen hohen Grad gewinnen können. Wo mehr Ruhm im Wetteifer zu erdienen ist, wird auch die Anspannung wachsen. Etwas Ehrgeiz liegt in jeder menschlichen Natur, die nicht in vollkommenem sittlichen Verfall sich befindet.

Nach dieser Richtung hin werden uns wirthschaftliche Rücksichten und andere Schwierigkeiten freilich bestimmte Grenzen ziehen. Ein vollzähliges Berufs-Officier-Corps für die Landwehrtruppen zu unterhalten, wird ebenso unmöglich sein, als es überhaupt zu bilden. Allein die dauernde Zusammenstellung eines, wenn auch nur schwachen Rahmens für diejenigen von diesen Truppen, welche mit ins Feld ziehen sollen, wird schon erhebliche Dienste leisten, selbst wenn er durch andere Beschäftigungen und Verpflichtungen von deren Bezirken fern gehalten wird[2]). Es ist wichtig, daß in der kleinen Stammabtheilung schon in Friedenszeiten das Bewußtsein ihrer Bestimmung lebt, daß kein Officier und Soldat derselben das Ausscheiden aus dem gewohnten Verbande bei der Mobilmachung wie einen trüben Schicksalsschlag ansehen darf, der ihn unverdient trifft. Alle haben sich mit ihrer Bestimmung vertraut gemacht, mit derselben ausgesöhnt, deren besondere Anforderungen erwogen und sich an den Gedanken gewöhnt, Landwehrtruppen gegen den Feind führen, an ihrer Spitze Ehre und Auszeichnung erwerben zu müssen. Die zu den Fahnen eilenden Wehrmänner aber finden sicheren Halt an dem kleinen, schon vorhandenen Kern ihrer Truppentheile; sie werden empfangen von Männern, welche zu der, ihnen in diesem Augenblicke zufallenden, Rolle aufs Gründlichste vorbereitet sind, welche von gemeinsamem Geist und Interesse geleitet werden und genau wissen, was sie zu thun haben. Mit Bestimmtheit können sie jedem Ankommenden sofort seine Stelle zeigen und seine Pflicht zuweisen. Das ist etwas Anderes, als wenn Führer und Soldaten in

---

[1]) Diese sind in der türkischen Armee, zum großen Nachtheil derselben, seit einer Reihe von Jahren aus Sparsamkeitsrücksichten unterblieben, aber neuerdings wieder aufgenommen worden.

[2]) Der unmittelbare Zusammenhang zwischen den kleinen Stämmen mit der Linientruppe hat unverkennbar auch einzelne Vorzüge. Die ihnen angehörigen Officiere und Mannschaften bleiben mehr in Berührung mit dem ganzen militärischen Leben des Heeres, mit dessen Fortschritten und Errungenschaften.

gleichem Maße Neulinge im neuen Truppenverbande sind, wenn Gemeinsinn und Zusammenwirken erst noch entstehen sollen.

Den Vorzug der Jugend, der Gleichmäßigkeit im Alter vermögen wir leicht unsern Feld-Landwehrtruppen zu geben durch das einfachste und natürlichste Mittel der Welt, die strenge Durchführung des großen und gerechten Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht, demzufolge alle Männer, welche Waffen führen können, auch ins Heer treten müssen, um dem Vaterlande ihre Schuld abzutragen. Es mehrt sich damit die Zahl der zu der einzelnen Jahresklasse gehörigen Soldaten, und es sind deren weniger nöthig, um die Truppen in hinreichender Stärke zu bilden. Je jünger diese im Durchschnitt sind, desto besser werden sie sein; das ist eine Wahrheit, welche sich nicht fortstreiten läßt; denn in den jungen Jahren ist die Erinnerung an das militärische Leben noch lebhafter, dessen Gewohnheit wird leichter wiedergewonnen, das Gefühl, Soldat zu sein, die Lust am wagnißvollen Leben des Feldes ist noch größer und die Sorge um daheim Zurückgelassene noch geringer.

Nicht zu übersehen ist, daß den Vertheidigern von Plewna verhältnißmäßig bedeutende Zeit gewährt war, sich auf das Kommende vorzubereiten. Selbst diejenigen Truppentheile, welche nicht im serbischen Kriege mitgefochten hatten, sondern frisch auf den Kriegsschauplatz eilten, machten zuvor gemeinsame weite Märsche, zum Theil aus den anatolischen Gebirgen zur Küste hinab. Sie konnten sich an einander, an Dienst, Gehorsam und gemeinschaftliches Handeln gewöhnen; sie besaßen Zeit, das Heimische wenigstens halb zu vergessen. Jede neugebildete Truppe hat eine solche Uebergangszeit nöthig. Wer sie in wenig kurzen Tagen versammeln, im Fluge mit der Eisenbahn an die Grenze und von dort sogleich aufs Schlachtfeld führen will, wird immer auf unliebsame Erfahrungen gefaßt sein müssen. Eine Truppe, für die nicht einmal ein Friedensstamm vorhanden war, wird einer solchen Anforderung überhaupt nicht gewachsen sein. Die eigentliche, aus den Linientruppen bestehende Feldarmee soll daher zahlreich genug sein, den ersten Stoß auszuhalten, die ersten Kriegswochen allein zu bestehen; dann nur wird der volle Nutzen der Feld-Landwehrtruppen wirksam werden.

Eine gute Maßregel war es, den Vertheidigern von Plewna bei der Einberufung zur Fahne zunächst nicht nur die eigene landesübliche Fußbekleidung, die Tscharyq's zu lassen, sondern ihnen als einzige Last auch die „Tschanta“ [1]) umzuhängen, welche sie gewöhnlich auf ihren Fußreisen in den Gebirgen getragen. Mag die Gleichmäßigkeit und das schöne Aussehen der Truppe dabei auch Einbuße erlitten haben, die Mannszucht ist nicht verloren gegangen. Ein verständiges Schonen der heimischen Gewohnheit und Landessitte, ein Verzicht auf Aeußerlichkeiten wird oft erforderlich sein. Man opfert sonst dem Schein zu Liebe Hunderte und Tausende, die in den ersten Tagen auf den Märschen durch Ermüdung in Folge ungewohnter Tracht und Last zurückbleiben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere Feld-Landwehrtruppen Bedeutendes leisten werden, wenn die eben erläuterten Bedingungen erfüllt sind. Betrachten wir nun die in den neuesten Vorschlägen der Regierung kund gegebenen Grund-

[1]) Unseren Jagdtaschen ähnlich.

sätze, so erkennen wir darin das Streben, gerade die wesentlichsten jener Bedingungen zu erfüllen. Es ist wunderbar, wie es der öffentlichen Aufmerksamkeit so hartnäckig hat entgehen können, daß dabei keineswegs nur eine Stärkung des stehenden Heeres, sondern mehr noch eine bedeutende innere Kräftigung der Reserve-Armee beabsichtigt ist, die aus Landwehrtruppen besteht. Nur eine völlige Verkennung der wahren Sachlage hat diese bei den Plänen der Regierung, wenn nicht geradezu benachtheiligt, so doch unterschätzt glauben können. Um nichts handelt es sich weniger, als darum. Die bedeutend erhöhte alljährliche Aushebung soll die Hülfstruppen der Feldarmee, welche der Landwehr entnommen werden, verjüngen, die Aufstellung von kleinen Stämmen für den Mobilmachungsfall diesen Truppen den festen Kitt geben, der für den Gebrauch in der Feldschlacht nothwendig ist. Das Officiercorps soll besser für einen solchen Beruf vorbereitet werden. Ersichtlich wäre der Gewinn für die Reserve-, oder, wenn wir sie so nennen dürfen, für die Feld-Landwehrarmee bei der neuen Heeresreform am Größesten. Gerade das Wohl jener Armee hat den Urhebern dieser Reform sicher zumeist am Herzen gelegen. Auch fehlen derselben alle Neuschöpfungen an höheren Truppen-Verbänden und Befehlshaberstellen im stehenden Heer, wie sie diesem, namentlich seinem Officiercorps, zu Gute kämen. Dieser Umstand hätte die Reform von Hause aus volksthümlich machen und erkennen lassen müssen, daß es sich hier im echten Sinne des Wortes um eine Vermehrung des „Volkes in Waffen" handelte.

Sind einmal die neuen Gedanken siegreich durchgefochten, so bleibt nur noch übrig, an die Spitze unserer Feld-Landwehr-Führer von auserwählter Tüchtigkeit zu stellen, die den höheren Anforderungen ihrer besonderen Aufgabe völlig gewachsen sind, und die sich mit Freudigkeit deren Erfüllung widmen. Alsdann wird dieser Theil unserer Wehrmacht sich, namentlich im Laufe eines längeren Krieges, mehr und mehr der eigentlichen Feldarmee ebenbürtig zur Seite stellen. Nicht nur manches Plewna und Lofdscha, sondern hoffentlich auch manche glückliche Ausfall- und Angriffsschlacht wird die Geschichte der nächsten Kriege von unseren Landwehren zu erzählen wissen.

Deutsche Kunst auf deutschen Universitäten.

Ergänzungen zu dem nach Chicago bestimmten Berichte über Pflege und Förderung der mittleren und neueren Kunstgeschichte auf den deutschen Universitäten.

Von

Herman Grimm.

Einleitende Bemerkungen.

Es ist zur Weltausstellung nach Chicago ein Band officiellen Ursprungs gesandt worden, welcher eine Reihe von Berichten über den Betrieb der Wissenschaften enthält, die auf unseren Universitäten gelehrt werden[1]). Ich habe das Referat über Kunstgeschichte dazu geliefert. Auf dem zur Verfügung stehenden Raume war da nicht Alles zu sagen. Ich fühle das Bedürfniß, mich, besonders in Betreff der deutschen Kunst ausführlicher auszusprechen. —

Was bisher unter deutscher Kunst verstanden wurde, ergibt sich aus den Büchern, welche ihre Geschichte behandeln. Entweder werden Malerei, Sculptur und Architektur jede für sich, oder alle drei zusammen behandelt, indem was an Kunstwerken, Ueberbleibseln davon oder in Notizen darüber aufzutreiben war, in einer der Gegenwart sich nähernden Reihe chronologisch aneinandergefügt wird. Gelegentliche Ausblicke auf politische Geschichte, Religions- und Literaturgeschichte durchbrechen die Aufzählung der Werke. Von den sogenannten ältesten Zeiten anfangend, macht man in Annäherung an die Gegenwart früher oder später halt. So habe auch ich früher deutsche Kunstgeschichte vorgetragen. Diese Behandlung der Dinge läßt sich heute nicht mehr durchführen.

In den letzten Jahren ist ein Umschwung in der Meinung eingetreten, welche Ziele der öffentliche Unterricht haben solle. Früher war auf der Universität die Erziehung von Lehrern und Beamten, Predigern, Aerzten und Richtern Hauptsache. Den Fachstudien wurde so viel sogenannte Humanitas zugemischt, daß

[1]) Die deutschen Universitäten. — Für die Universitätsausstellung in Chicago 1893 — Unter Mitwirkung zahlreicher Universitätslehrer — Herausgegeben von W. Lexis, ordentlichem Professor der Staatswissenschaften in Göttingen. Bd. I und II. Berlin, Verlag von A. Asher & Co. 1893.

daraus eine für das Leben genügende allgemeine Bildung als Grundlage der gesammten wissenschaftlichen Vorbereitung entsprang. Diese Humanität beruhte auf einem gewissen Cultus der antiken Welt. Heute greift die Meinung um sich, der Betrieb der Fachstudien lasse dem Studirenden keine Zeit übrig für die Humanitas; zugleich tritt trotzdem die Forderung ein, es seien, abgesehen vom Fachstudium, zukünftige Männer vorzubilden, auf deren Schultern einst die Last des Staatswesens ruhen dürfe. Ein junger Deutscher, der ins Leben eintritt, müsse wissen, was deutsche geistige Existenz bedeute. Er müsse deutsche politische Geschichte und Geschichte der deutschen Cultur zu verstehen in Stand gesetzt werden. Denn er muß, wenn monumentale Gebäude oder Statuen zu errichten sind, wenn Kunstwerke hohen Preises angekauft, wenn Wände, die dem Anblicke der Menschen offen stehen, mit Gemälden geschmückt und für all' das öffentliche Gelder bewilligt werden sollen, als Mann ein Urtheil haben, wieweit er diesen Bewilligungen zustimmen dürfe, und wieweit seinen Erwartungen bei Verwendung der Summen entsprochen worden sei. Das ist mehr, als früher gelehrt wurde, und dafür reicht unsere bisherige Art, deutsche Kunstgeschichte zu lehren, nicht mehr aus. Wo und wann soll es gelehrt werden? Der Begriff „deutsche Kunst" ist für die Gegenwart ein sich wirthschaftlich vordrängender. Viele Künstler wenden sich heute an den Staat mit Ansprüchen, die in Gewährung von Summen gipfeln. Welche Art von Leistung kann dem deutschen Künstler heute zugemuthet werden? Deutsche Kunst sollte im Parlamentshaus sich zeigen: zeigt sie sich darin? Künstler und Publicum erörtern Fragen dieser Art und sie verlangen vom Staate, d. h. von den ihn repräsentirenden Beamten und Volksvertretern etwas, das sie selbst nicht genau anzugeben wissen. Der Staat soll eine urtheilende Stellung einnehmen. Manche Künstler und ein Theil des Publicums wollen los von italienischer und antiker Kunst, ohne beide recht zu kennen, aber voll Abneigung gegen sie. Sie streben nach etwas, das sie Natur nennen. Sie sind uneins über die Bedeutung dieses Begriffes. Einige Künstler trennen sich von anderen Künstlern und nehmen ausschließlich für ihre Arbeiten die Bezeichnung nationaler deutscher Kunst in Anspruch. Sie fangen an, das Publicum mit ihren Ansprüchen zu beunruhigen. Auf der anderen Seite werden unsere Museen mit Werken italienischer und antiker Kunst vermehrt. Für die Behandlung dieser Dinge müssen leitende Gesichtspunkte da sein. Und so werden Vorlesungen über Kunstgeschichte auf fast allen Universitäten jedes Semester angezeigt. Die Zuhörer kommen aus allen Facultäten; die, welche später Museumsbeamte oder Lehrer der neueren Kunstgeschichte werden wollen, bilden die Minorität. Theologen, Juristen, Historiker, auch Hospitanten aus dem größeren Publicum suchen Antwort auf die Fragen, die in Betreff der Kunst ohne Schulung und feste Anschauungen nicht zu beantworten sind. —

Was ich an meiner Stelle in Berlin in meinen Vorlesungen zu sagen und zu zeigen habe, weiß ich heute ganz genau. Auf anderen Universitäten scheinen weniger günstige Erfahrungen gemacht zu werden. Man wird bemerkt haben, daß letzter Zeit in Büchern und Journalen Klagen laut geworden sind. Der Lehrende hält an seiner Universität sich persönlich nicht für genugsam anerkannt und unterstützt und construirt die gesammte nationale Universitätsthätigkeit des Professors

der neueren Kunstgeschichte auf neuer Grundlage. Er verlangt in erster Linie „anregende Vorlesungen". Anderen zufolge soll die (das Wort im edelsten Sinne gebraucht) Aufzucht junger Doctoren der neueren Kunstgeschichte als Hauptsache ins Auge gefaßt werden. Ich registrire diese Desiderien nur, um zu wiederholen, daß an der Berliner Universität Alles seinen guten Verlauf nimmt, wo sich, auf diesem oder jenem Wege, stets Gelegenheit fand, die Lehrmittel zu beschaffen, und wo die Theilnahme des Auditoriums eine sehr rege ist. —

Zu der Anforderung, welche die neuen Zeiten stellen, daß im Bereiche der historischen Wissenschaften Vorlesungen, welche allgemeine nationale Entwicklungsphasen behandeln, gehalten werden, tritt als ein Moment, welches dazu drängt, der Umstand hinzu, daß die Vorbildung derer, welche die Auditorien heute füllen, weniger gleichartig als früher ist, so daß es nöthig wird, historische Generalübersichten zu geben. Man durfte in früheren Jahren, wo die Zuhörer fast ausschließlich von den Gymnasien herkamen, den Gemeinbesitz gewisser Anschauungen und auch Kenntnisse voraussetzen. Gewisse philologische, auf der Uebermacht der Antike beruhende Gedanken waren Allen eigen und blieben, mochten die Fachstudien später noch so weit auseinandergehen, für das Leben bestehen. Diese Mitgift von der Schule her darf nicht mehr in Rechnung gebracht werden und die Universität hat nachträglich für einen Ersatz zu sorgen. Man verlangt ihn bereits. Ich glaube, man wird im Gegensatze zu der Mißachtung der heutigen humanistischen, auf Besitz der alten Sprachen beruhenden Cultur als Grundlage aller Studien, so viel die Universitas litterarum deren beherbergt, dahin sich einigen, daß alles Universitätsstudium in seinen Anfängen dem Gewinne eines allgemeinen Einblickes in die Lage der geistigen Dinge gewidmet sein müsse, wenn anders nicht die Universitäten zu nur räumlich verbundenen technischen Schulen heruntergehen sollen. Ich habe bei den Naturwissenschaften als producirender Gelehrter gewiß nicht mitzusprechen, ihre Unfähigkeit aber, das, was man eine Weltanschauung nennt, zu liefern, dürfte hervortreten, wenn einmal die Zauberer fort sind und die Besenstiele nicht mehr zu beruhigen sein werden. Sicher jedoch scheint mir, daß dasjenige Universitätsstudium wenigstens, welches auf die Rechte, die Theologie, Sprache, Geschichte, Literatur, Kunst und Philosophie abzielt, mit Einblicken in die allgemeine Lage der geistigen Dinge eröffnet werden müsse. Und somit glaube ich, daß, wer neuere Kunstgeschichte studiren will, aus welchen Gründen er sich ihr nun immer zuwende, die allgemeine geistige Entwicklung der Völker, die in den Werken der großen Meister aller Jahrhunderte und Länder zu zeigen ist, vor Augen haben müsse. Damit empfängt er einen wichtigen Theil der Gedanken, die ihm bei nachfolgendem Specialstudium, welchen Faches es immer sei, zur Leitung dienen.

Ich bin der Meinung begegnet, als befördere eine Einführung bloß ins Allgemeine der Dinge nur den Gewinn oberflächlicher Anschauungen. Auch innerhalb der Vertretung der neueren Kunstgeschichte hat sie Anhänger. Kunstkennerschaft zu erwerben, sei das Ziel. Man täuscht sich, die jüngere Generation verlangt, daß ihr nicht bloße Massen notizenhafter Kenntnisse, sondern vor Allem wissenschaftliche Ueberzeugungen eingeflößt werden, Mittheilungen, die eine Weltanschauung gewähren. Die neuere Kunstgeschichte — oder, um ihr einen besseren Namen zu geben — die Geschichte der schöpferischen Phantasiearbeit der

modernen Nationen, muß im Hinblicke auf die allgemeine Entwicklung der Völker gefaßt werden. Zu zeigen ist, daß das scheinbar willkürliche Spiel mit phantastischen Erscheinungen einer alle Nationen auf ihrem Lebenswege begleitenden geistigen Thätigkeit entspringe, deren Zusammenhang von den ältesten Zeiten her zu beobachten sei, und daß in der Betrachtung der Verzweigungen dieses phantastischen Schaffens etwas liege, ohne dessen Kenntniß das Leben des Tages nicht zu verstehen sei. Darüber wollen die Studirenden (die sehr wohl wissen, was sie verlangen), vertrauensvolle Kunde empfangen. Wie diese zu geben sei, ist keiner Vorschrift zu entnehmen, die Persönlichkeit des Lehrers bestimmt den Weg, den er einschlagen will. Ruskin, Taine, Rumohr, Goethe haben die neuere Kunstgeschichte von den verschiedensten Punkten aus behandelt: jeder, wenn er heute mit seinen noch so individuellen Gedanken als Professor einträte, würde seinen Zuhörerkreis mit dem Gefühle erfüllen, geistigen Besitz höchster Art einzuheimsen. Ich mache die Erfahrung, daß ehemalige Zuhörer mich anreden, dessen gedenkend, was ihnen in verschiedenen Lebensläufen die einst zu Theil gewordene Einführung in das Gebiet des Schönen und Großen schenkte, das durch das Studium der neueren Kunstgeschichte im weitesten Sinne ihnen erschlossen worden war. Was hier gewonnen wird, ist ein unentbehrlicher Theil der edleren Erziehung. Offen verneinen höre ich das heute wohl von keiner Seite mehr. Daß Kunsthistorie nicht auf die Universität gehöre, wird allerdings noch hier und da behauptet. Gibt es doch unter ganz alten Leuten sogar solche noch, die auch mit dem Begriffe „Culturgeschichte" nichts ihrem Glauben nach Ernsthaftes zu verbinden wissen. Man kann ihnen den Horror vor dem Unbekannten nicht verübeln, in dem ihre Augen keinen Inhalt entdecken und das sie sich deshalb fernzuhalten suchen. —

Dies sind die Dinge, welche ich in dem für Chicago bestimmten Berichte gern ausgeführt hätte. Nicht minder wichtig wäre mir gewesen, mich darin über die höchst erfolgreiche Benutzung des Skioptikons bei den Vorlesungen aussprechen zu dürfen. Ich habe darüber an verschiedenen Stellen bereits berichtet, aber es ist Neues nun mitzutheilen. Meine früheren Aufsätze betrafen vorzugsweise die italienische Kunst: jetzt, nach dem Wintersemester 1892/93, habe ich Vorlesungen über deutsche Kunst hinter mir. Antike und italienische Kunst haben, was die Werke anlangt, gleich hohen ästhetischen Werth für uns heute, höheren aber gewinnt unter ihnen die germanische Kunst, sobald wir die Charaktere der Meister und das Verhältniß ihrer Arbeiten zu uns, zu dem Gefühle derer, die heute leben, in Betracht ziehen. Dies zu ermessen, hat das Skioptikon sich zu neuen Dienstleistungen dargeboten. Es zeigt uns die Persönlichkeit der Meister anders als wir sie früher zu verstehen vermochten. Zu Eröffnungen, welche dieses Lehrmittel betreffen, gehe ich im Folgenden über.

Das Skioptikon, als mechanisch wirkendes Mittel der Darstellung angehend, sei zuvörderst bemerkt, daß eins von den Vorurtheilen, von denen Manche sich nicht frei machen können, das ist, als habe der Universitätsbetrieb der neueren Kunstgeschichte sich auf die öffentlichen Kunstsammlungen zu basiren. Diese Fiktion wird mit Zähigkeit von denen zumeist aufrecht erhalten, welche niemals Universitätslehrer gewesen sind. Ein Museumsbeamter hat drucken lassen, es sei ja

das vornehmste Bestreben der Museen, den Universitätsgelehrten neues Material zu schaffen. Daraus wird gefolgert, Ausgaben für besondere Apparate zu Universitätsvorlesungen seien unnütz, die Professoren hätten sich an den Inhalt der Museen zu halten. Die Museen enthalten an Material, das sich direct für meine Vorlesungen verwerthen ließe, nur sehr wenig. Wer möchte den gelehrten Museumsbeamten, diesen meist sehr verdienten Männern, in ihren literarischen Bemühungen den Titel wissenschaftlicher Arbeiter abstreiten wollen? Wissenschaft ist höchster Ernst bei Betrachtung der Dinge, Zurückführung der Erscheinungen auf einfache bewegende Gedanken und Ueberzeugung vom alleinigen Werthe dieser so beschaffenen Betrachtung. Aus jeder Stellung heraus kann wissenschaftliche Arbeit geleistet werden. Ob Jemand, was er betreibt, wissenschaftlich betreibe, muß ihm sein Bewußtsein sagen. Für Universitätsvorlesungen der neueren Kunstgeschichte aber sind die Specialuntersuchungen mancher Vertreter der neueren Kunstgeschichte oft werthlos. Und ebenso dienen die meisten Stücke unserer Galerien den Zwecken eines Professors nicht, dessen Zuhörer weder professionelle Kunstkenner sind noch werden sollen. Kunstwerke, die man der Jugend erklärt, müssen einen besonders gearteten geistigen Inhalt haben.

Die unrichtige Meinung, daß die Gemäldesammlungen den eigentlichen Apparat für Universitätsvorlesungen über neuere Kunstgeschichte enthielten, schien in folgendem Raisonnement eine Bestätigung zu finden. Wie Gypssammlungen und was an echten Ueberbleibseln antiker Kunst auf Museen vorhanden ist, den Archäologen dienten, so hätten die Gypsabgüsse der neueren Sculpturen, die Gemälde und die Kupferstiche und Zeichnungen der modernen Maler den neueren Kunsthistorikern zu dienen. Was die Abgüsse anlangt, ist diese Ansicht zum Theil richtig, zum Theil auch was Kupferstiche und Handzeichnungen anbetrifft, soweit es sich um einsames Studium handelt: bei den Gemälden aber, die großen Auditorien zu zeigen sind, trifft es nicht zu. Die Hauptwerke der großen Maler befinden sich entweder in anderen Museen als im Berliner, oder, wo es sich um Fresken, die an Gebäuden festsitzen, handelt, überhaupt in keiner öffentlichen Sammlung. Auf diese Hauptwerke aber kommt es an. Unser Museum *kann* die Gemälde nicht bieten, deren ich für meine Studenten bedarf. Unsere Berliner Museen sind unschätzbar für geschulte Kunstfreunde und Forscher und bilden mit den an ihnen arbeitenden Beamten ein für das höhere Kunststudium unentbehrliches, großartiges, mit Recht bewundertes Institut. Derjenigen Kategorie von Anfängern aber, aus dem meine Zuhörerschaft sich zusammensetzt, bieten sie das nicht, worauf es ankommt. —

Es ist das Eigenthümliche des Skioptikons, die Werke, deren man bedarf, auf der erleuchteten Fläche erscheinen und wieder verschwinden zu lassen. In dieser glücklichen Art vor uns tretend, gestalten sie selbst sich wie zu neuen Schöpfungen, die, wenn gleichzeitig mündliche Erklärung hinzutritt, tief in das Gedächtniß der jungen Leute eindringen. Meine Erfahrungen erlauben mir, hiervon als von einer Thatsache zu sprechen. Man vergißt diese Lichtbilder so leicht nicht wieder. Ich hege die Hoffnung, daß, wo neuere Kunstgeschichte künftig gelehrt wird, dies ohne die Grundlage der Skioptikondarbietungen nicht mehr geschehen werde. Es sollten Skioptika nebst den dazu gehörigen Glasplatten zu-

nächst unseren Universitäten geliefert und diese Lieferung nicht als eine zu erringende außerordentliche Gunst, sondern als eine unentbehrliche Vermehrung des Lehrapparates angesehen werden, da ohne ihre Hülfe die richtigen vorbereitenden Vorlesungen nicht zu halten sind. Die Klage über mangelnde Theilnahme wird vielleicht aufhören und hier und da eine Auffrischung des wissenschaftlichen Betriebes der neueren Kunstgeschichte eintreten.

Das gegen diese neue Art Kunstgeschichte zu lehren Geäußerte wird nur von Denen vorgebracht, welche das Skioptikon nicht kennen und seine Wirkungen sich nicht vorzustellen vermögen. Ich sprach dieser Tage mit einem meiner früheren Schüler darüber, der nach Berlin gekommen war, um es kennen zu lernen. Er gestand mir, sich von den Erscheinungen, die es hervorruft, meinen bloßen Worten nach keine Vorstellung machen zu können. Er glaube dem zwar durchaus, was ich sagte, aber die Fähigkeit gehe ihm ab, feste Anschauungen damit zu verbinden. Er konnte sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß Alles doch nur auf eine Spielerei hinauslaufe. Es ist begreiflich also, daß unter Denen, die diese Lichtbilder, oder Schattenbilder, nicht sahen, eine gewisse Gegnerschaft dagegen sich ausbildete. Behauptet wurde auch, daß Die, welche diese wunderbaren Bilder vor Augen hatten, unter dem Einflusse meiner Erklärungen mehr vielleicht zu sehen vermeinten, als sie thatsächlich sahen.

Das Skioptikon ist bei den Vorlesungen über Physik längst in unserer eigenen Universität widerspruchslos in Gebrauch; auch beim Zeichenunterricht im Gewerbemuseum soll es gebraucht werden. Es ist ein ebenso exactes Instrument wie das Mikroskop, das gleich ihm die Objecte in Vergrößerung zeigt. Ohne Zweifel ist im Skioptikon endlich das Hülfsmittel gefunden, welches ermöglicht, neuere Kunstgeschichte auch außerhalb der Universitäten zu lesen. Größere Kreise müssen ihm Belehrung verdanken. Uns heute liegt ob, bei Allem, was den Menschen fördert, das zustimmende Interesse des weitesten Publicums in den Dienst zu ziehen. So wenig Genossen der Gelehrte hat, der in der Stille seine Einsichten zu vergrößern sucht, so viele muß er haben, wenn es sich um daraus zu ziehende gemeinsame Vortheile der Menschheit handelt. Beweise für diesen Satz liefert jeder neue Tag. Die Ausstellung von Chicago wird mit ungeheuern Anstrengungen aufgerichtet, damit ohne Auswahl der Besucher Jeder die höchsten Proben menschlichen Fortschrittes vor Augen habe. Man gesteht Jedem heute das Recht der Kritik zu. Das allgemeine Stimmrecht erstreckt sich bereits auf Fragen geistiger Natur. Dieser Gedanke liegt dem heutigen Leben der Nationen zu Grunde. Wir sehen, mit welcher Kunst im deutschen Reichstage Männer höchsten Ranges sich bemühen, so sich auszusprechen, daß dem ganzen Volke ein Verständniß der Dinge aufgeht. Dem Professor, der über Geschichte an der Universität lehrt, liegt heute ob, das Allgemeine der vergangenen Ereignisse leicht und in Klarheit seinen Zuhörern zuzuführen. Keiner braucht zu wissen, mit wieviel Mühe diese zusammenfassenden Mittheilungen aufgebaut werden. Erst später darf den Vorgeschritteneren ein Blick in die Werkstatt des Geschichtsforschers erlaubt werden, während die vor der Zeit gleich in Einzelnheiten eindringende Kritik dem Anfänger leicht den Glauben einflößt, als beherrsche er, weil er an einer kleinen Stelle sich zurechtfindet, das Uebrige nicht minder, das stückweise in gleicher Art sich werde bewältigen lassen.

Erstes Erforderniß beim Beginne der höheren Studien ist, daß der Lernende mit dem Materiale bekannt sei oder gemacht werde, auf welchem die Lehre beruht. Für Philologie und Historie gilt dies im gleichen Maße. Literaturgeschichte, alte und neue, zu lehren, gibt es nur eine rationelle Art: die Kritik eines Werkes erst dann eintreten zu lassen, wenn der Zuhörer es in sich kennt. Das Werk ist ihm erst zu zeigen und dann erst kritisch zu erklären. Wenn hier ein sicherer Grund gelegt worden ist, darf auf Einzelnheiten eingegangen werden. Die bisherige Literaturgeschichte war philologischer Natur. Gervinus, der diesen Standpunkt zuerst verließ, wurde garstig herausgebissen. Heute drängt der geistige Genuß mit natürlicher Kraft sich wieder an die erste Stelle. Von ihm muß die Belehrung ausgehen. Das Sprachliche tritt später erst hinzu. Scherer war noch der Meinung, jeder Text, auch bei den neueren Dichtern, sei verderbt: ihn wiederherzustellen also die erste Arbeit; was die Wissenschaft hinterher dann noch zu leisten habe, werde sich finden. Heute urtheilen wir: ein literarisches Product ist zuerst seines Inhaltes wegen wichtig; erschwert sprachliche Verderbniß das Verständniß, so ist der Text in Ordnung zu bringen. Und so auch bei den Werken der bildenden Künste: die Frage ist zuerst zu erheben, wie das Kunstwerk aussehe, wie tief es durch seine Schönheit in uns eindringe, was es bedeute, dann erst, wie es technisch zu beurtheilen sei und unter welchen Umständen es entstand. Wie man zu dieser letzteren Kenntniß gelange, hat den Schluß der Belehrung zu bilden. Früher wurde davon ausgegangen.

I. Albrecht Dürer.

Meine Vorlesungen über die deutsche Kunstgeschichte begannen früher mit Ausbeutung einiger Stellen des Cäsar, Tacitus und Anderer, aus denen sich bei den Germanen auf etwas schließen ließ, das Malerei, Architektur und Sculptur genannt werden durfte. Die Gothen, Langobarden u. s. w. kamen dann in Betracht. Endlich die Franken und, als Gründer einer deutschen Gesammtexistenz, Karl. Von Rom aus betrachtet steht er wie der Letzte eines Jahrtausends, von uns aus wie der Erste da. Ich neige mich der letzteren Anschauung nicht zu. Nun folgte die Erörterung der karolingischen, ottonischen, salischen und früheren hohenstaufischen Zeiten, die unter romanischem und griechischem Einfluß standen.

Die ersten echten Bethätigungen deutscher Phantasiearbeit waren sprachlicher Art. Wie stark leuchtet aus dem Heliand deutsches Wesen hervor! Welcher großartige Versuch, Christus zu nationalisiren. Walthariuslied, Nibelungen und Gudrun lassen in eigene Welten hineinblicken, in das von christlichen Gedanken noch unberührte Deutschland der Rhein- und Donauländer und das der nördlichen Küsten. Sculpturen und Malereien, die diesen Gedichten die Wage hielten, hätten schon die Leistungen großer Künstler sein müssen; sie fehlen. —

Diese frühesten Schöpfungen der Sprache bilden bis zu den Gedichten Walther's von der Vogelweide und sammt ihnen so sehr eine Welt für sich, daß ich wagen durfte, die Dichtungen der Epoche unserer alten Kaiserzeit zu übergehen und gleich mit dem Manne zu beginnen, der als erster deutscher Maler aus dem Chaos des künstlerischen Lebens unserer Städte heraustritt. Selbst die Niederländer vor Dürer und die Kölner Meister ließ ich einstweilen unerwähnt.

Der ganze Weg bis zu Dürer, auf dem ich in früheren Semestern, langsam mich zu ihm durchwand, blieb diesmal unbetreten. Und bei Dürer selbst nun erlaubte das Skioptikon, gleich mit den besten Werken seiner Blüthezeit einzusetzen. So begannen meine Vorlesungen diesmal mit Bildern höchsten Ranges von Dürer's Hand.

Es handelt sich auch bei ihm um gute, bessere und beste Leistungen. Dürer war für seine Zeitgenossen nicht so sehr Maler, als Kupferstecher. Für uns ist er außerdem Schriftsteller, Architekt und auch Hervorbringer von allerlei Sachen der Sculptur. Vergleichen wir die für unser Museum kürzlich angekaufte Madonna, ein Tafelgemälde, mit den gleichzeitigen Zeichnungen, die Dürer ebenfalls in Venedig 1506 ausführte, so setzt uns ein Unterschied in Erstaunen: beim Gezeichneten flotte, frische Darstellung dessen, was der Tag gefällig bietet, dort Befangenheit, zum Theil ängstliche, ja gezierte Ausführung in Anlehnung an eine veraltete malerische Manier. Dürer's Zeichnungen aber dringen selbst heute, bei der Herrschaft der Photographie, nur in engere Kreise ein. Seine Gemälde sahen von jeher Wenige. Als Kupferstecher, dessen Blätter Handelswaare sind, galt er bei seinem Publicum. In diesem Sinne ward der Nachruf geschrieben, den Erasmus ihm widmete. Nun begann ich damit, ohne Einleitung dem Auditorium diejenigen Stiche vorzuführen, die Dürer's höchste Kraft zeigen. Zuerst ‚Ritter, Tod und Teufel', dessen viel verständlicherer Name ‚Der christliche Ritter' ist. Jedem, der Dürer kennt, muß dies Blatt vor Augen stehen, sobald sein Name genannt wird. Und doch, wer es in der kolossalen Größe, die das Skioptikon ihm verleiht, gesehen hat, wird den Stich von nun an nur für die verkleinerte Wiederholung eines in Dürer's Phantasie ursprünglich kolossal hausenden Gemäldes betrachten, welchem die wahre Größe zu verleihen zufällige Verhältnisse den Meister verhinderten. Wer Florenz kennt, wird sich des Reiterbildnisses des englischen Bandenführers Hawkwood erinnern, das im Inneren des Domes auf dessen Eingangswand gemalt wurde. Heute verblaßt, und auch an sich nicht die Arbeit einer bedeutenden Hand, hat das Gemälde seine Wirkung beinahe eingebüßt: vergessen aber wird es in seiner Größe Niemand, der es sah, so wenig wie die Reiterstatuen Gattamelata's in Padua und Colleoni's in Venedig. Diesen Statuen und jenem Wandgemälde ist etwas in ihrer mächtigen Erscheinung Liegendes mitgegeben, das uns nöthigt, uns ihrer zu erinnern. Mit diesen Werken der großen Kunst tritt Dürer's Christlicher Ritter, wenn das Skioptikon ihn in genauester Deutlichkeit auf die Wand malt, jetzt in die gleiche Kategorie. Darin freilich ihnen unterliegend, daß dieser Anblick nur ein Phantom ist; darin aber wieder sie übertreffend, daß der zu Grunde liegende Gedanke den Christlichen Ritter in ganz anderem Umfange zu einem historischen Denkmale macht. Dürer trug es lange in sich. Wir sehen, wie die viele Jahre vorher für dieses Blatt gezeichnete Skizze nach der Natur — die ich bei höchst lebendiger Wirkung meinen Zuhörern gleichfalls vorführte — durch die spätere Bekanntschaft mit Colleoni's Reiterstandbild, das Dürer in Venedig sah und ausmaß, gleichsam das Wesen einer Statue annimmt, so daß der Kupferstich den versteckten Versuch darbietet, eine Reiterstatue zu schaffen. Ich will hier nicht wiederholen, wie Dürer's Christlicher Ritter zum Symbol dessen sich gestaltet hat, was in den

ersten Anfängen der Reformation bei uns die Gemüther der Männer bewegte. Sein Anblick bot Gelegenheit, den Zuhörern, die mit diesem Werke in die Thätigkeit Dürer's eingeführt wurden, des Meisters Stellung zur Reformation klar zu machen. Welch ein Vortheil, Vorlesungen über deutsche Kunstgeschichte gleich in Verbindung mit der Reformation setzen zu dürfen, die das große Ereigniß der städtischen Entwicklung Deutschlands nach der Epoche der Kaiser war. Alle Kunst- und Culturgeschichte ist fruchtloser Ballast, wenn sie nicht an die bewegenden Gedanken der Zeit anknüpft. Dürer ist nicht einer von Denen, die irgendwie Führer sein wollten — seine Betheiligung an der religiösen Bewegung pflegt viel zu nervös geschildert zu werden —, aber er kämpft in den ersten Reihen mit. Es liegt nichts gewaltsam Herbeigeholtes darin, im Hinblick auf den Christlichen Ritter Dürer aus dem bloß beschränkten Dasein als Mitglied der historischen deutschen Künstlerreihe zum beglaubigten Theilnehmer an unserer allgemeinen Geistesentwicklung zu erheben. Dürer tritt sofort in freie historische Beleuchtung; die erste Bekanntschaft mit ihm zeigt ihn dem Studirenden als einen von unseren Männern, welche, mochten sie ihres speciellen Handwerks nun Fürsten, Soldaten, Dichter, Gelehrte oder nur Handwerker sein, die Leiter unserer Bewegungen gewesen sind. Dem bloßen Stiche gegenüber, auch wenn ich jedem Zuhörer einen Abzug des Blattes in die Hand gegeben hätte, wäre es nicht möglich gewesen, den jungen Männern Dürer so erscheinen zu lassen; vor dem vom Lichte des Skioptikon geschaffenen Wandgemälde dagegen empfinden sie, an was für Schultern Dürer's bildende Hände saßen, welche Gedanken seine hohe Stirne hegte, wie er über den beschränkten Kreis, den die Mauern seiner Vaterstadt um ihn zogen, hinausstrebte. An vielen Stellen seiner Thätigkeit tritt dieser Drang bei ihm hervor: wir brauchen ihn nicht erst zu beweisen, sondern fühlen ihn. Und darauf kommt es bei der der Jugend gewidmeten Unterweisung so sehr an: unmittelbar sich an die noch unverwirrte Empfindung wenden dürfen. Leugnen zu wollen, welche Dienste das vergrößernde Lichtbild hier leistet, wäre ebensoviel, als die Vortheile der mikroskopischen Vergrößerung aus dem Bereiche des naturwissenschaftlichen Studiums zu verbannen. Wie das Mikroskop dem Auge des Naturforschers die wahren Geheimnisse der Schöpfung erst aufzuschließen scheint, verräth das Skioptikon uns die Geheimnisse der schaffenden Phantasie, die in geringe Umrisse zuweilen zusammendrängen muß, was bei hoher Ausdehnung erst in seinen wahren Absichten sich offenbart.

Ich beschreibe den Eindruck nicht, den ferner nun die Melencholie, der h. Eustachius und die Studirstube des h. Hieronymus machen, in die letztere wir hineinblicken, als thäte sie leibhaftig sich vor uns auf und ließe echter Sonnenschein die Butzenscheiben des Fensters auf der Fensterlaibung widerspielen. Betrachtet man das Blatt selber nachher, so vermeint man auch hier ein in das Feinste zusammengezogenes Abbild des großen, wahrhaftigeren Anblickes vor sich zu haben, dessen Ausführung Dürer die Verhältnisse nicht gestatteten, denn wer verlangte solche Gemälde damals? Die Vergrößerung erscheint als das natürlich Maßgebende. Dürer selbst, meine ich, müßte dem Lichtbilde seines eigenen Werkes gegenüber so geurtheilt haben. All' die zarten Einritzungen in die Kupferplatte, mit denen er z. B. die ausgestreckte Tatze des vorn liegenden Löwen zeichnete, erheben sich zu mächtigen Strichen, als stehe eine mit gewaltigen

festen Kohlenstücken sicher hingeschriebene Zeichnung auf der Wand. Ich hatte einem mir befreundeten Berliner Künstler, einem unserer ersten Maler, unter anderen Darstellungen des Skioptikons auch den Hieronymus vorgeführt. Er war ganz nahe an die beleuchtete Wand herangetreten, um deutlicher zu sehen, mit welcher Schärfe die Vergrößerung erfolge. Ich begegnete ihm neulich wieder und fragte nach dem Eindrucke, der von der ganzen Schaustellung ihm zurückgeblieben sei. Es stehe ihm immer noch die gewaltige Löwentatze vor Augen, sagte er.

Ich gehe auf die beiden anderen der vier so zum Anfang vorgeführten Stiche hier nicht ein: genug, in diesen zu kolossalen Anschauungen erhobenen einfachen Arbeiten des Dürer'schen Grabstichels ward dem studirenden Anfänger die geistige höchste Höhe unseres größten Malers in die Seele geprägt. Vom Gipfel dieser Leistungen aus betrachtet, dehnen sich nach zwei Seiten nun in doppeltem Ausblicke die Schöpfungen Dürer's aus, welche vorher und nachher entstanden sind. Zwei natürliche Hälften, jede ihrer besonderen Charakterisirung bedürftig, so leicht aber mit Hülfe des Skioptikons in einer Auswahl zu übersehen, daß von der Kindheit bis zum Lebensabschluß Dürer's Thätigkeit und Lebensstellung des Meisters sich klar vor uns ausbreiten.

Zuerst die Jugend. Ich zeige die kleine Reihe der eigenen Bildnisse bis zu dem von 1500, auf der Münchener Pinakothek. Besonders inhaltsreich erscheint das jetzt in Leipzig befindliche Jugendbild. Dürer hält eine Distelpflanze mit beiden Händen fest, wodurch eine äußerst lebendige Fingerstellung hervorgebracht wird. Sein Antlitz erinnert noch an seine Kindheit. Wir vermeinen das Träumerische seines Wesens zu erkennen. Wir glauben der Empfindung Recht geben zu dürfen, daß dieser Künstler keinen Lehrmeister haben konnte, sondern daß die Vorsehung ihn von Eindruck zu Eindruck führend von Fortschritt zu Fortschritt leitete. Seine ganze Laufbahn bestätigt dies. Ein gewisses nachtwandlerisches Weiterschreiten. Sein erstes großes Werk, das ins Publikum drang, die Illustrationen zur Offenbarung Johannis, zeigen den überquellenden Reichthum seiner Phantasie. Daß die apokalyptischen Visionen in meinen Vergrößerungen ihr natürliches Format erst erlangt zu haben schienen, verstand sich fast von selbst; wie sehr aber auch das Leben der Maria, das wie eine liebliche Melodienfolge klingt, als ich die Flucht nach Aegypten und die Zimmerwerkstätte, die Joseph dort aufschlug, in Form großer Wandzeichnungen zeigte, sich vor unserem Auge erst als das entfaltete, was es hatte sein sollen, war erstaunlich. Diese freundlichen Zeichnungen, deren ganze Reihe man als ein leichtes, leicht zu durchblätterndes Buch in der Hand hält, blühen mittelst des Skioptikons einzeln nun zu einer Reihe monumentaler Bilder vor uns auf, deren Striche wiederum jetzt erst den wahren Raum gewinnen, um zur Geltung zu gelangen. Ich muß immer wieder auf diese Erfahrung zurückkommen: die plötzlich eintretende Erhebung ins Große, dieses Sichauseinanderdehnen, diese sich erneuernde Schöpfung des Anblickes erweckt das seltsame Gefühl, als seien Dürer's weite lichte Bilder Jahrhunderte lang wie im Gefängniß gehalten worden, bis sie heute endlich wie befreit als das hervortreten, was sie sind.

Die höchste Leistung Dürer's als Malers, ist für die erste Hälfte seines Lebens die Anbetung der Dreifaltigkeit, heute in Wien. Ich vergrößerte nicht eine Photographie des Gemäldes, sondern den Stich. Ich wiederhole hier, daß das Skioptikon glänzende Rechtfertigungen für die Kunst des Kupferstechers bietet, dessen Amt es ist, auch die Wirkung der Farbe durch farblose Strichlagen auszudrücken, so daß die modernen Stiche classischer Gemälde von Wichtigkeit für mich sind. Photographien von Gemälden als Unterlage von Glasplatten zum Skioptikon bringen nie das hervor, was gute Kupferstiche oder Radirungen liefern. Daß bei der Anbetung der Dreifaltigkeit das Skioptikon hier das eigentliche Maß der Composition vor uns entfalte, konnte dem herrlichen Anblicke gegenüber nicht zweifelhaft sein. Schon vor langen Jahren hatte ich dieses Gemälde das deutsche Pendant der zur gleichen Zeit entstandenen Disputa Raphael's genannt; in der der Composition angeborenen Vergrößerung nimmt Dürer's Anbetung der Dreifaltigkeit ohne Weiteres diesen Rang für sich in Anspruch. Deutsche und italienische Verkörperung desselben idealen Gedankens läßt sich schöner nicht zeigen. Wer hätte früher an die ernsthafte Aufstellung einer Concurrenz beider Meister gerade hier denken dürfen? — immer, bei aller Verwandtschaft, blieb das die volle Wand der Camera della Segnatura einnehmende Werk Raphael's der so geringen Umfang beanspruchenden Gestaltenzusammenstellung Dürer's schon durch die äußere Wirkung überlegen. Diesen Unterschied nun sehen wir aufgehoben. Die Meister stehen neben einander bei gleicher Schulterhöhe. Es war eine neue Erfahrung für mich, so, indem Dürer's Werke in reinster Art sich vergrößerten und vereinfachten, den deutschen Meister höhere Gestalt annehmen zu sehen. Er stand wie Jemand vor uns, der erlöst war. Bei manchem Manne ist beobachtet worden, wie ihm lange Jahre hindurch, durch stillen Neid, oder offene Mißgunst, oder widrige Verkettungen von Umständen, oder auch durch äußerliche Zufälligkeiten die Stellung vorenthalten wird, die ihm gebührt, bis ein leiser Athemzug des Schicksals zuweilen diese Hindernisse hinwegbläst: so erschien mir Dürer bei der Anbetung der Dreifaltigkeit als der Schöpfer eines Werkes, das, in großartige Verhältnisse übersetzt, sich zu einer hoheitvolleren Erscheinung ausdehnt, als es früher war. Dessen Meister an dieser Stelle nun erst der Ruhm zu Theil wird, der ihm bis dahin fehlte und in dem er, von engen Verhältnissen sein Lebelang umfangen, nun vor mir stand.

Wie treu und unschuldig hat Dürer in seinen Werken sein Jahrhundert geschildert, die erwartungsvolle Zeit, in die seine Lebensjahre fielen! Neben Luther und Hutten wird er in seiner bescheidenen Größe voll sichtbar. Einer der Offenbarer des deutschen Geistes. In gleich überraschender Weise zeigte ein anderes Oelgemälde, eines der kleinsten dem Formate nach, Dürer's geistige Kraft: der gekreuzigte Christus der Dresdner Galerie, den ich aus einem fast miniaturhaften Größenverhältnisse zu übermenschlicher Höhe anwachsen ließ.

Von den vier Passionen, die wir von Dürer haben, erscheint, in vergrößerndes Licht versetzt, die letzte, die „kleine Holzschnittpassion" als die der Conception nach bedeutendste. In ihr erhebt Dürer sich am natürlichsten zu dramatischem Scenenbau. Ich war im Stande, Raphael's Kreuztragung (Spasimo) neben

der seinigen so zu zeigen, daß sie sich vergleichen ließen. Der Unterschied war wieder ein tiefgreifender, nationaler. Dürer's kleines Holzschnittbild, keine Hand groß, mußte in der gewaltsamen Vergrößerung nothwendiger Weise zu etwas werden, das nur in schwerfälligen Licht- und Schattenflecken sich darbietet. Neben Raphael's Werke aber wird klar, daß dieser, der Dürer's Blätter kannte, ihm die Anordnung seiner Tafel verdankte.

Meine Absicht kann nicht sein, Dürer's Entwicklungsgeschichte hier zu geben, sondern ich habe nur zu zeigen, wie mittelst des vergrößernden Lichtscheines eine Auswahl derjenigen unter seinen Werken sich nun vollzieht, die auf diesem Wege zu den wirklichen Repräsentanten seiner Phantasiearbeit werden und eine Vorbereitung zum weiteren Studium all' dessen bilden, was er geleistet hat. Sie lassen die Abgeschiedenheit erkennen, in der er mit sich allein lebte. Bei allen großen Meistern, einerlei in welcher Richtung sie ihre Kraft bethätigten, findet sich dieses einsame Zuhausesein im eignen Selbst, tritt bei Jedem aber in besonderer Bethätigung auf. Vergraben in seine Arbeitsstube, sein Atelier, ist Jeder; aber es scheint, als ob denn doch wieder größere oder geringere Stille um sie herrsche. Tizian und Rubens bekunden die mindere Tiefe ihrer Empfindung dadurch, daß ihre Gemälde den Eindruck machen, als seien sie mitten in dem dicht sie umrauschenden Lebensstrom der Menschen entstanden, die sogar ganz nahe herantretend die Staffelei umdrängten und durch deren Gespräch und Kommen und Gehen sich die Meister, selbst daran theilnehmend, nicht stören ließen. Raphael und Michelangelo scheint nur völlige Abgeschlossenheit die Arbeit gestattet zu haben. Bei Dürer aber ist es, als ob es in seiner Macht gelegen habe, überall, wo er auch war, Einsamkeit um sich zu verbreiten, eine Art von Zauberkreis, der Lärm in Stille verkehrte. Sein heiliger Hieronymus umgibt uns selber mit der tiefen Ruhe, die ihn umspinnt und innerhalb deren der Löwe und der zusammengekauerte Dachshund in Schlaf versinken. Ueber das Traumhafte der Phantasie Dürer's habe ich an andrer Stelle vor langen Jahren schon gesprochen und lese heute die Bemerkungen Späterer darüber.

Wir spüren, wie durch die Bekanntschaft mit Kaiser Max und dessen Leuten etwas Weltläuftigeres in Dürer's Wesen kam. Dies sind die Jahre eben, in denen der christliche Ritter und die anderen besten Stiche entstanden. Der Aufenthalt in Augsburg, wo Dürer 1518 den Reichstag besuchte, und die Fahrt nach den Niederlanden vollendeten diese Veränderung. Ein monumentales Element wird in seinen Arbeiten mächtig, das der Vergrößerung weniger bedarf. Wo wir sie trotzdem eintreten lassen, wirkt sie nun leicht zu stark. Das vergrößerte Porträt Holzschuher's hat, so gewaltig der Anblick wirkt, etwas Uebermäßiges. Bei den meisten Arbeiten aus dieser Zeit ist der Versuch, ein vergrößerndes Bild auf die Wand zu werfen, überhaupt aber noch nicht gemacht worden.

Wie stehen wir heute zu Dürer? Darauf kommt es mir in meinen Vorlesungen an.

Die alte Frage „was ist mir Hecuba?" wird unaufhörlich im Stillen allen Gestalten gegenüber gestellt, die aus dem Bereiche der Vergangenheit sich mit dem Anspruche erheben, geehrt oder doch beachtet zu werden. Was leisten soviel längst verschwundene Menschen uns heute noch, daß sie immer wieder frische Lor-

beeren für sich zu begehren und daß sie zu verlangen scheinen, ihr Name müsse genannt werden als lebten sie noch? Was war uns Dürer vor fünfzig Jahren neben anderen Künstlern, als ihm damals, 1828, ein Denkmal errichtet wurde? Ist er es uns heute noch? Warum kümmern wir uns stets noch darum, was sogar sein Vater und seine Mutter waren und wie sie aussahen? Bei vielen solcher in unsere Geschichte eingewurzelter Namen könnte der Gedanke kommen, sie würden nur aus alter Gewohnheit wiederholt. Immer aber wieder werden große Prüfungen angestellt, und das historisch Abgethane und Unbrauchbare bei Seite gekehrt, aber auch Vergessenes wieder neu herausgesucht. Dürer hat sich durch die Jahrhunderte hindurch frisch gehalten. Seine Werke waren immer Kostbarkeiten. Und so auch heute. Wer über Dürer jungen Leuten zu sprechen hat, steht nicht einer innerhalb der Vergangenheit erst künstlich zu beleuchtenden Gestalt gegenüber, sondern einer vom Tageslicht umgebenen Persönlichkeit, deren Bekanntschaft uns mit Freude erfüllt. Aufzählungen der Werke vom ersten bis zum letzten vermitteln sie nicht, die Aufgabe ist eine schönere, allgemeinere: den Studirenden können Dürer's Werke ersten Ranges in ihrem Verhältnisse zur geistigen Entwickelung des Volkes gezeigt und erklärt werden, mit Zuhülfenahme eines Mittels, das uns zu einer neuen Art von Betrachtung gelangen läßt, die ein neues historisches Verfahren möglich macht. Ich begann, wenn ich in früheren Zeiten Dürer behandelte, mit der Dürerliteratur; theilte die Thätigkeit des Meisters dann in eine Reihe sogenannter Epochen; innerhalb dieser wurden dann Gemälde, Stiche, Holzschnitte und Zeichnungen wiederum schematisch getrennt behandelt; mit Dürer's schriftstellerischen Arbeiten wurde abgeschlossen. Die Lage der Dinge nöthigte mich, so zu verfahren. Die Studirenden, die nichts Bildliches vor Augen hatten, würden nichts Rechtes zu lernen vermeint haben, wenn ich im Sinne der höheren Geschichtsanschauung Dürer innerhalb seiner Zeit als geistige Macht hingestellt hätte. Dies zu thun, mußte ich nebenherlaufender Schriftstellerei aufsparen, allerlei literarische Aeußerungen, die meinen Zuhörern später vielleicht einmal zu Gesichte kamen. Die Möglichkeit, welche heute das Skioptikon bietet, die Werke gleichzeitig zu zeigen, über die man sprach, fehlte damals und machte diese rohe Auseinanderzerrung des Stoffes nothwendig. Ueber Dürer heute noch in diesem Sinne Anfangcollegia zu lesen, verbietet sich von selbst. Fortgeschritteneren kann man ihn eingehend erklären und an einzelne seiner Werke sich heftende Streitigkeiten auf das gründlichste, peinlichste erörtern; immer aber nur dann, wenn eine Würdigung des Meisters von höheren historischen Gesichtspunkten aus vorausgegangen ist. Dies muß die heutige akademische Behandlung der neueren Kunstgeschichte sein.

Ihr Einfluß auf lernende junge Männer gewinnt hierbei auf ganz natürlichem Wege eine Verbreiterung, an die früher nicht zu denken war. Kaum wäre früher z. B. angezeigt gewesen, bei Dürer auf Hans Sachs zu kommen? Eine Berührung beider Männer zeigt sich nirgends, von denen Sachs der bei weitem jüngere, auch der geistig tieferstehende war. Dennoch leitet ein Beiden Gemeinsames zum Vergleiche: in beiden begegnen wir demselben Reichthume an sich fortspinnender phantastischer Bildnerei. Man vergleiche Dürer's Randzeichnungen zum Gebetbuche des Kaisers Max (auch sie durch das Skioptikon gleichsam zu

Wandmalereien erhoben), die als deutscher Gegensatz zu den Arabesken Raphael's in den Loggien dastehen. Bei Dürer und Sachs das gleiche Beruhen auf dem Bürgerlichen. Das gleiche Hervorheben des Gesundnatürlichen. Auch Luther beruhte auf diesen Elementen, die den Durchschnitt des soliden deutschen Wesens repräsentiren, aus dem die Anfänge der Reformation sich entwickelten. Auch aus diesem Grunde mache ich jetzt bei meinen Vorlesungen den Anfang mit den obengenannten vier Kupferstichen, die Dürer's Blüthe bezeichnen, und die etwas an sich haben, was an Hans Sachs und Luther gleichmäßig erinnert. Dergleichen Gesichtspunkte unserer Jugend einzuprägen, ist von Wichtigkeit. Freilich kann der Zweck solcher Vorlesungen nicht sein, künftige Museumsbeamte auszubilden. Auch nicht, Kunstkenner vorzubereiten. Ueberhaupt nicht die Uebertragung von Kenntnissen bezwecken, die später einmal handgreiflichen Nutzen haben oder in Prüfungen abgefragt werden können. (Kunsthistorische Prüfungen könnten eigentlich nur mit gereiften Männern vorgenommen werden.) Etwas Höheres soll gelehrt werden.

Der Nutzen der deutschen Geschichte kann nicht bloß darin liegen, daß wir, soweit wir die Vergangenheit besser kennen lernen, uns innerhalb der Gegenwart vortheilhafter zurechtfinden. Diese Meinung vom „Nutzen" der Geschichte hat bis zum Jahre 1870 ihre Wahrheit gehabt: die deutsche Geschichte zeigte, daß unsere Uneinigkeit die große Quelle unserer Leiden sei, und dies mag auch unsere Zeit wieder sich gesagt sein lassen. Viel schöner aber ist doch die Lehre, daß in allen Zeiten die geistige Arbeit großer Denker uns über unsere traurigen Schicksale erhob. Am schönsten aber der Einblick in unser deutsches Wesen im Großen und Ganzen, den unsere Geschichte gewährt, der Zug von Redlichkeit und Treue, der es durchzieht. Falsch aber wäre die Ansicht, als könnten alte Conjuncturen wiederkehren und Geschichtsstudium uns lehren, wie man sich besser vor früher begangenen Fehlern zu hüten habe. Der einzelne Fall ist immer bedingt und lehrt nichts. Gerade für unsere Zeit würde das Geschichtsstudium dann eher Nachtheile bieten, weil es zu der Annahme führen könnte, es stehe bei uns heute noch so wie vor etwa fünfzig Jahren, was gewiß nicht zutrifft. Neue Aufgaben stehen uns heute bevor, wie sie uns nie geboten wurden. Der Hauptvortheil unserer Geschichte ist das Sichversenken in die früheren Jahrhunderte als etwas innerlich Erfrischendes, wie es das Zurückgehen in die eigene Familie für den Einzelnen hat.

Unsere Phantasieschöpfungen leisten dasselbe für uns heute, was vor tausend und doppelt soviel Jahren das Singen und Sagen von den Thaten der Vorfahren that. Man will nicht lernen, man will sich begeistern. Damals wurde von Armin gesungen, hundert Jahre nach seinem Tode. Das gleiche Gefühl flößt Goethe's Götz und Schiller's Wallenstein mir ein. Eine seltsame Musik, wenn die Schicksale des deutschen Volkes uns so durch die Phantasie rollen. Dies macht mir Lamprecht's deutsche Geschichte so werth, deren dritten Theil ich jetzt lese: wie er das Hin- und Herwogen der deutschen Völkerschaften im eigenen Vaterlande schildert. Das tönt aus Jacob Grimm's Schriften heraus. Das Begeisternde seiner Gedanken von denen mißverstanden zu sehen, die ihn seiner Zeit verleugneten, ist heute kaum begreiflich. Das ist auch der Gewinn aus Dürer's Stichen und Zeichnungen, in denen er heilige und irdische Geschichte und Legenden im Anblick seines eigenen Daseins uns zeigt und uns im wachen Traume in jene

Zeiten der Hoffnung und des Selbstvertrauens versetzt, in denen Luther noch jung war. Ich glaube es meinen Zuhörern an den Blicken abzusehen, wie sie von diesen leuchtenden Bildern ergriffen und erfreut sind. Diese Seite der Sache ist die wichtigste bei den Vorlesungen. Hernach erst mögen die Einzelnen dann auf den Museen die Fülle der Gemälde und anderen Kunstwerke betrachten, die um Dürer herum und vor und nach ihm von der Hand vorzüglicher Meister entstanden sind, und die Sorgfalt bewundern, mit der diese Dinge damals vollendet wurden. Kunstwerke höheren Ranges (wie die in unseren Museen befindlichen Stücke sämmtlich sind), lassen sich bei einmaliger gesellschaftlicher, zeitbegrenzter Betrachtung aber nicht genügend kennen lernen. Es bedarf hierzu der Ruhe, wiederholter Anschauung und einer gewissen bereits in uns bestehenden Ueberzeugung vom Werthe der Werke. Dafür zumal ist günstige, unbeeinträchtigte Einsamkeit nöthig. Sei hier erwähnt, daß man auf dem königlichen Museum, gelegentlich der Ausstellung der neu angekauften Madonna Dürer's, in einem besonderen Raume eine Ausstellung sämmtlicher in unserem Besitze befindlichen Gemälde, Stiche und Zeichnungen Dürer's veranstaltet hat. Diese Ausstellung sollte in noch ausgedehnterem Maße zu einer dauernden gemacht werden. Die Theilnahme, welche sie erregte, zeigt, wie sehr unserem Volke der vaterländische Meister verständlich sei. Außerdem muß die übermüdend zusammengedrängte Masse unserer deutschen Kunstwerke in lichterer Weise geordnet, und in Katalogen, die nicht bloß für Kunstkenner verfaßt sind, erklärt werden, um dem Volke zu dann viel fruchtbarerem Studium noch offenzustehen.

II. Holbein.

Eine Versammlung junger Männer in das richtige Verhältniß zu Dürer zu setzen, ist nicht schwer. Dürer ist durchaus vaterländisch. Er steckt ganz in seiner Zeit drin. Man schöpft bei der Vorführung von Werken seiner Hand aus dem Vollen. Die Darlegung seiner künstlerischen Entwicklung kann von vielen Seiten angefaßt werden. Seine Person umwebt ein Element von Güte, Wahrhaftigkeit und männlicher Kraft. Er lebte in kleinen Verhältnissen, stand aber aufrecht, adlig und fest in ihnen.

Holbein bietet keinen dieser Vortheile. Er zählt zu den Malern ersten Ranges; zu einem historischen Charakter aber, der in vielfacher Beleuchtung stets dieselben Umrisse zeigt, hat er es nicht gebracht. Er hat persönlich etwas Ungreifbares, als sähen wir ihn nicht selbst, sondern nur sein Bild im Spiegel. Er bewegt die Lippen, scheint es, aber redet nicht. Wir haben (in Basel) sein Porträt, das er selbst zeichnete, ein Abbild lebendigsten Eindruckes, das uns anzureden scheint. Was aber könnte es sagen? Wir erwarten nichts von der Bekanntschaft mit diesem Manne. Wie viel beredter sehen Dürer's schweigende eigengemalte Bildnisse uns an. Doch wir sollen nicht voreilig urtheilen. Was wir von Holbein's Person wissen, klingt ungünstig: aus wie trüben Quellen aber fließen die Nachrichten über das Privatleben eines großen Mannes oft zusammen! Haltlose Vermuthungen, die die Biographen daraus ziehen, verstärken dann ihre Unerquicklichkeit. Holbein's bürgerliches Leben hat vielleicht nur

scheinbar soviel Verwirrtes gehabt. Nirgends freilich ist er zu Hause. Es sind bei seinen Schicksalen, wie bei Lionardo da Vinci, böse Zufälle im Spiele gewesen.

Nur einem Zufall beinahe verdankt Lionardo, daß wir ihn besser kennen. Lionardo's Abendmahl hat, schon als es längst zerstört war, zufällig zuerst in Morghen, dann in Stang Kupferstecher gefunden, welche es zweimal, jeder in seiner Weise, wie aus dem Nichts herausgeholt und wie ein frisches Werk der Welt gezeigt haben. Dieses großartigste Gemälde der neueren Kunst, stellt uns zu Lionardo in ein festes Verhältniß aufblickender Verehrung. Wir machen es zur Mitte unserer Betrachtung, von der wir ausgehen, und gewinnen mit Hülfe seiner übrigen erhaltenen Arbeiten den Punkt, von dem aus seinem Schöpfer welthistorisch sein Rang angewiesen worden ist.

Bei Holbein sind wir schlimmer dran. Die Mitte seiner Entwicklung fehlt. Verderbniß der Arbeiten und Vergessenheit seines persönlichen Daseins, haben ein Dämmerlicht über ihn verbreitet. Es gibt keine Briefe von seiner Hand, keine Notizen, es sei denn, daß er einmal mit ein paar Worten die Farben des zukünftigen Bildes auf seinen Skizzen notirte, keine Berichte über ihn, die ihn in menschlicher Weise uns näher brächten: wir haben nichts vor Augen als den in seinen Gemälden sichtbaren Kunstverstand. Es liegt etwas künstlerisch Uebermächtiges in seiner Natur. Die feinste Empfindung, gepaart mit wissenschaftlicher Kühle. Eine vollendete Natur, seiner Zeit voraus durch internationale Gleichgültigkeit, die zuweilen ein Zeichen des Schweizers ist. Holbein stand nirgends auf festem Boden, sondern taucht bald hier, bald dort auf. Er hatte keine Vaterstadt, die ihn hegte, keine Freunde, die ihn umgaben und betrauerten, keinen Tod im Vaterlande, der sein Gedächtniß besiegelte. Seine Frau und Kinder ließ er unversorgt zurück, als er von Basel fortging. Neben ihm erblicken wir dort nur die Gestalt des Erasmus, der ebenso vaterlandslos und unstät war. Bloß kunsthistorisch läßt sich ein solcher Meister nun wohl construiren, von den ersten Arbeiten an, bei denen der Einfluß der mit gewaltsamen Mitteln arbeitenden Augsburger Schule hervortritt, bis zu den letzten, wo die kühlen, feinen Niederländer seine Meister wurden. Welthistorisch aber, wie Dürer, ist Holbein schwer zu fassen, und dies ist bei den allgemeinen Vorlesungen über nationale Phantasiearbeit doch die Aufgabe. Woltmann, der Holbein's Biograph war und dessen Buch (mag seine Entstehung gewesen sein, welche sie wolle) dauernd geschätzt werden wird, bringt es zu keinem einheitlichen Bilde seines Helden. Die Blüthe seiner Jugendthätigkeit, die Gemälde im Rathhause zu Basel, sind verschwunden; die seiner späteren Jahre, die Gemälde im Stahlhofe zu London, nicht minder. Die große Menge der Arbeiten Holbein's, die wir besitzen, gewähren kein Bild seines geistigen Fortschrittes. Es schien mir, um den jungen Männern den ersten entscheidenden Anblick Holbein's zu geben, kein anderes Mittel, als auf einen seltsamen Zwiespalt in Holbein's Natur scharf hinzuweisen und die zwei Werke vorzuführen, die sie am ausgezeichnetsten darlegen: der verwesende Christus, im Grabe lang ausgestreckt, und die Dresdner (Darmstädter) Maria, umgeben von der sie anbetenden Familie Meyer. Dort wird eine grausame Nachahmung der todten Natur, hier die freundlichste Verklärung des vollen Lebens uns vor die Blicke gebracht.

Alle Producte Holbein's fallen in diese beiden Richtungen, und der Doppelinhalt seines Wesens tritt in ihnen als das Entscheidende hervor. Hierin zugleich erscheint er Dürer gegenüber in auffallender Weise modern, und das Interesse gerade unserer Zeit an Holbein wird verständlich. Das Skioptikon läßt den verwesenden Christus in schauderhafter Uebergröße vor uns treten. Das Bezeichnende der Darstellung tritt darin hervor, daß Christus den Evangelien nach nur kurze Zeit im Grabe lag, so daß dieser Anblick eines sich zersetzenden Leibes eine Unmöglichkeit wäre. Ohne Noth ist das Erschreckende hier herangezogen worden. Das Werk hinterläßt eine Erinnerung, die Holbein uns heute in erster Linie als erbarmungslosen Realisten erscheinen läßt, mag die Madonna ihn noch so sehr als Maler der zartesten mütterlichen Frauenschönheit erscheinen lassen. Diesen Eindruck verstärkt der Umstand, daß die Vergrößerung des Skioptikons der Madonna so wenig zu Gute kommt, als den Madonnen Raphael's. Weder Stiche noch Photographien lassen bei diesen den Reiz hervortreten, der ihre intime Schönheit hervorbringt. Für Holbein's realistische Werke dagegen leistet das Skioptikon wunderbare Dienste. Wie es bei Dürer das Marienleben als das maßgebende, inhaltreichste Werk der jüngeren Jahre erscheinen läßt, so erhebt es Holbein's in bloßen Federzeichnungen erhaltene Passion zum großartigsten Werke seiner Jugend. In Holbein's eigener Zeit war sie kaum bekannt, heute bietet sie eine Reihe gewaltiger Gestaltungen, deren monumentale Größe ihrem geistigen Inhalte entspricht.

Das Entscheidende für den Gang der Phantasiearbeit der modernen Völker ist der Inhalt der Evangelien: die Geschichte eines Mannes, der nicht für seine Familie oder sein Volk, sondern für alle Menschen um ihn, vor ihm und nach ihm gestorben ist und der eine geistige Gesellschaft gründete, die im zartesten, intimsten Gefühl seiner alles Erschütternde und alles Beruhigende umschließenden Persönlichkeit heute die Welt beherrscht. Was die sogenannte antike Welt Großes hervorbrachte, nimmt Christi Erlebnissen und Aussprüchen gegenüber den Schein provinzialer, unwichtiger Nebenereignisse an. Die moderne Geschichte ist das Resultat unserer Beobachtungen der Art, wie seit Christi Tode die Völker von Jahrhundert zu Jahrhundert sich zu ihm und seiner Lehre stellten. Dies der Grund, weshalb die römische Geschichte mit Cäsar aufhört, weil Augustus' Principat nicht so sehr den Anfang des römischen Kaiserthums, als zeitlich den Beginn der modernen Geschichte im christlichen Sinne bezeichnet. Die römischen Großthaten unter den Kaisern, diese politische Uebergewalt des römischen Beamtenkörpers und der Armee sind gleichgültig neben dem Emporsteigen des christlichen Gedankens. Augustinus' Selbstbiographie, reich an innerem Leben, wenn auch nur roh zusammengeschriebene Erinnerungen, überbietet Tacitus', von Linie zu Linie zu neuer Bewunderung der Kunst dieses mit Worten Bilder schaffenden Autors herausfordernde Schriften. Die römische Entwicklung unter dem Imperium ist todt und wird mit jedem Jahrhundert abgethaner, steigt majestätischen Schrittes von Stufe zu Stufe tiefer. Das ist es, was sie von der griechischen unterscheidet, die bis zu Christus hin von Stufe zu Stufe höher steigt, denn das Evangelium des Johannes ist für mich die letzte Blüthe griechischer Literatur.

Verfolgen wir nun im Phantasieleben der neueren Völker das Abbild der Gedanken, mit denen man Christus immer neu zu gestalten suchte. Bei Waltharius, Gudrun und den Nibelungen liegt darin das heute empfundene Vergängliche, daß sie zwar in hohem Grade national sind, des versöhnenden Elementes aber entbehren, das durch das Christenthum in unser Leben hineindrang. Diese Dichtungen bleiben herrliche Monumente einer Zeit der Dämmerung. Die wahren Versuche, Christus bildlich zu gestalten, beginnen erst mit dem Aufkommen des bürgerlichen Lebens in den europäischen Städten. Welchen Gang diese Gestaltungen in Florenz nahmen, habe ich im Leben Raphael's dargelegt: der Vergleich zu denen des Quattrocento in den deutschen Städten zeigt ein auffallendes Gegenbild. Es ist eine schöne Aufgabe, diese Wandlungen innerhalb der einzelnen Schulen genauer zu verfolgen. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, wie Dürer im Sinne der Reformation seine Christusbilder um- und umgestaltete, und wie Holbein, im Sinne der Auffassung des historisch denkenden Erasmus einen anderen Weg zu gehen versuchte. Darin liegt das Entscheidende. Holbein las die Evangelien mit dem Blicke des kritischen Historikers, den Erasmus ihm aufgethan. Der Verkehr mit Erasmus erklärt zum Theil Holbein's Charakter. Das Mitleidslose des großen Gelehrten, die geistreiche Kälte, die Luther dem Erasmus so verdachte, entsprach Holbein's innerer Anlage. Auch er erkannte die der Menschheit innewohnende Grausamkeit und Härte und verhöhnte sie mit Carricaturen, die Niemand für die Zeichnungen eines jungen Menschen halten würde. Holbein stand bei seiner eben genannten Passion unter dem Einflusse der kleinen Holzschnittpassion Dürer's; wie milde aber läßt Dürer die furchtbaren Leidensscenen ins Märchenhafte spielen, während Holbein bei jedem Strich uns zum Gefühl zwingen möchte, daß es scharfe Wirklichkeit sei, die er uns vorführt. Das Skioptikon, indem es diese Scenen mit monumentaler Wirkung begabt, läßt sie fast wie etwas Böses ins Gedächtniß eindringen, dessen man sich erwehren möchte.

Recht bezeichnend für den Charakter beider Meister ist, wie sie sich in die Illustration der Bibel theilen. Für Holbein ist das alte Testament das günstigere Arbeitsfeld. Seine Federzeichnungen zu den zerstörten Wandgemälden des Baseler Rathhauses gehören hierher: sie sind von großartiger Energie erfüllt. Bei der Weltschöpfung, welche die Einleitung zum Todtentanze bildet, läßt er Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben werden und hernach bei der Arbeit sitzen: in der natürlichen Darstellung dieser Scenen übertrifft er, unserer heutigen Empfindung nach, Dürer; die Offenbarung Johannis dagegen hätte er nie wie Dürer uns vor die Augen zu bringen vermocht. Offenbar ist ja, daß Cranach's Illustrationen der Apokalypse für Luther's Bibel nur Umarbeitungen der Arbeit Dürer's sind. Wiederum hätte Dürer niemals den Todtentanz Holbein's hervorgebracht, der eine völlige Darstellung der eigenen Zeit enthält. Ich habe versucht, Holbein's Todtentanz in Lichtbildern auf die Wand zu bringen. Diese Holzschnitte sind so winzig, daß jeder andere Versuch, sie einer auch nur geringen Anzahl von Zuhörern zugleich zu erklären, bisher mißlang: nicht einmal, wenn man jedem Einzelnen ein eigenes Exemplar in die Hände gegeben hätte. Die

Figuren erschienen auf der Wand in halber Lebensgröße etwa. Ich will sie künftig in noch geringerem Maße zur Ansicht bringen. Die Feinheit der Umrisse verliert bei der Vergrößerung zu sehr. Ich habe noch nicht Alles auf Glasplatten bringen lassen, was von Holbein's Werken vorliegt. Man kann auch nicht voraus wissen, wie seine Porträts wirken, und so wäre wohl möglich, daß eine andere Auswahl seiner Werke später Holbein's Eigenthümlichkeit deutlicher noch zur Anschauung bringen wird.

III. Rubens. Rembrandt. Shakespeare.

Erst nachdem die beiden Meister des Zeitalters der Reformation meinen Zuhörern völlig bekannt waren, ward nachträglich auf die allgemeine Entwicklung der deutschen Kunst bis zu ihnen hin jetzt eingegangen. Was die Verbindung der Werke der Dichtkunst mit denen der bildenden Künste unter dem Gesammtnamen „Phantasieschöpfung" bedeute, war ihnen nun ohne Weiteres verständlich. Es handelte sich nur darum, den Zusammenhang dieser nationalen Phantasieschöpfung mit den allgemeinen Schicksalen des deutschen Volkes so in Erscheinung treten zu lassen, daß die Phantasieschöpfung als ein nothwendiger Theil der Gesammtentwicklung dastand.

Meine Absicht ist nicht, hier einen Auszug der Vorlesungen zu geben, die ich im Winter 92/93 hielt, sondern ich deute nur die leitenden Gesichtspunkte an, unter deren Herrschaft ich fortschritt. Mit wenigen Worten die Construction der deutschen Geschichte aber zu geben, wie ich sie zu diesem Zwecke eintheilte, scheint mir nothwendig. Ich wiederhole meinen Zuhörern diese Gliederung der Jahrtausende öfter, um zu erreichen, daß sie sich unserer deutschen Entwicklung als eines einfach gegliederten Ganzen stets bewußt bleiben. Mir erscheint ohne einen fortwährenden Hinblick auf das Ganze das Specialstudium eine fruchtlose Aussaat.

Was wir Weltgeschichte nennen, ist die Geschichte gewisser Theile der die Erde bewohnenden Menschheit, die den Anblick einer constanten Fortentwicklung geistigen Daseins gewähren: von heute ab rückwärts etwa dreitausend Jahre. Diese dreitausend Jahre theilen sich in tausend Jahre griechischen, tausend Jahre römischen und tausend Jahre germanisch-deutschen Daseins. Die germanische Geschichte gewährt nur während der letzten tausend Jahre eine geistige Entwicklung der Deutschen auf dem Boden des heutigen Deutschlands: alle früheren historischen Bethätigungen unseres Volkes sind von einzelnen Theilen des Volkes außerhalb des eigentlichen deutschen Mutterlandes ausgegangen und gehören mehr der römischen als der deutschen Geschichte an. Karl der Große steht halb in der römischen, halb in der deutschen Geschichte. Die tausend Jahre von ihm bis zur Gegenwart zerfallen in dreihundert Jahre römisch-deutschen Kaiserthums, dreihundert Jahre deutscher Städteherrschaft und dreihundert Jahre der Herrschaft der Landeshoheiten. Das letzte Jahrhundert kann man als das des Eintrittes des Volkes in neue Gliederungen bezeichnen, innerhalb deren Gestaltung wir stehen und deren Verlauf sich nicht voraussehen läßt.

Gesagt wurde oben schon, daß die originale Phantasiearbeit der dreihundert Jahre der römisch-deutschen Kaiserzeit sich zumeist in der Dichtkunst bethätigte. Innerhalb der darauf folgenden dreihundert Jahre der Städteblüthe versinkt die

alte sprachliche Cultur und die bildenden Künste entwickeln sich freier. Die ältesten Anfänge einer eigenen Sculptur, die noch unter dem Ausklingen der Kaiserherrschaft stattfand, erlebten keine Weiterbildung: individuell schaffende Meister bringt nur die Malerei während der Städteblüthe hervor.

Die kölnische Malerschule eröffnete den Reigen. Meister Wilhelm. Stephan Lochner. Ihre Herrschaft geht auf die ganz anders geartete burgundische Malerschule über. Die van Eyck's bis Memling. Den Abschluß der Bewegung bilden in Nürnberg und Basel Dürer und Holbein. Was kommt nach ihnen? Nichts neues. Das große Phänomen innerhalb der Phantasieschöpfung des Jahrhunderts der Reformation, zugleich des letzten Jahrhunderts der städtischen Herrschaft, ist das Abbrechen unserer nationalen Malerei, Sculptur und Baukunst unter dem Einflusse der mit dem Aufkommen der habsburgischen Universalmonarchie bei uns einbrechenden italienischen Kunst. Diese war von mir jetzt also in Betracht zu ziehen. Ich hatte sie im Sommersemester 1892 als für sich bestehend vorgetragen: sie mußte hier abermals besprochen werden. Zu zeigen war die Entwicklung der in Toscana zugleich mit den deutschen bildenden Künsten während der deutschen Städteherrschaft auch in den italienischen Städten emporkommenden nationalen Kunst, um als ihren Abschluß Rubens zu erklären, der im ersten Jahrhundert der drei Jahrhunderte der Herrschaft der Landeshoheiten Alles sich aneignet, was die deutsche und italienische Malerei zusammen bis dahin geleistet hatten.

Klar zu machen, wie Rubens auf dem so gewonnenen Boden eine neue Malerei schuf, war die Aufgabe also.

Zwei Hauptunterschiede der italienischen und der deutschen Malerei treten uns entgegen. Erstens, daß in Deutschland die dichterische Bewegung der Kaiserzeit, obgleich ein Mann wie Walter von der Vogelweide ihr letzter Vertreter ist, außer Zusammenhang mit den bildenden Künsten steht, in Italien dagegen Dante zugleich der größte nationale Dichter und der geistige Gründer des ruhmvollen Gedeihens der bildenden Künste ist. Zweitens, daß in Deutschland der Principat wechselt: Köln, Burgund, Nürnberg, Basel sind ohne geistigen Verkehr untereinander, in Italien dagegen bleibt eine einzige Stadt, Florenz, die Stelle, wo aus den Anfängen der Kunst sich ihre Blüthe entwickelt. Von Dante bis Michelangelo stehen alle Vertreter der Phantasieschöpfung in Verbindung, wie eine große Familie ziehen sie sich durch die Generationen hin. Sie dienen der Kirche, zugleich aber nehmen sie die Gedanken und Bildungen des Alterthums auf. Der Verlauf nun ist in Deutschland der gewesen, daß nach Dürer's und Holbein's Zeiten die italienische bildende Kunst sich mächtiger erwies als die deutsche: indem unter der politischen Uebermacht der habsburgischen europäischen Monarchie beide Länder zugleich bis zu einem gewissen Grade zusammenflossen, haben die Formen der italienischen Kunst über die der deutschen Kunst obgesiegt. Dies sind die Verhältnisse gewesen, aus denen Rubens hervorging, ein germanischer Meister italienischer Schule, im Dienste der zu ungeheurer Machtentfaltung sich wieder erhebenden katholischen Kirche und des habsburgischen universalen Adels, ein Maler von unbegreiflicher Productivität, der in Technik und Figurengestaltung nachahmend den ganzen Bestand der bildenden Kunst seiner Tage, in erster Linie der italienischen also aufgriff, in sich verarbeitete und in neuer Gestalt reprodu-

cirte. Dessen Werke aber, je höher der Meister stieg, um so deutlicher erkennen lassen, daß er germanischer Rasse war.

Bei den Ausführungen dieser Gedankenfolge konnte der Verlauf der gesammten neueren Kunstgeschichte kurz und doch deutlich durchmessen werden. Meine Zuhörer empfingen einen Ueberblick der gesammten modernen Phantasieschöpfung, überall in enger Verbindung mit dem politischen Fortschritte der Nationen und stets so, daß der eigentlich germanische Inhalt der letzten tausend Jahre, vor deren Vollendung wir stehen, als das Zeichen des europäischen Gesammtfortschrittes hervortrat.

Das vernichtende Gewitter des dreißigjährigen Krieges rückte während Rubens' Jugendzeiten näher. Wie Rubens' dreitausend Gemälde zu schichten seien, um ein Gefühl seiner Person und seiner Tage zu geben, war die Frage. Hier konnte auch auf Gemälde hingewiesen werden, die unser Museum besitzt. Fast jedes einzelne ist ein Repräsentant der Wandlungen des Meisters und des verschiedenen technischen Charakters seiner Arbeiten. Das Entscheidende aber leisteten doch die Lichtbilder des Skioptikons. Rubens' Verhältniß zu Michelangelo, Tizian, Paul Veronese, Velasquez, Guido Reni, Domenichino, Bernini und anderen Meistern, mit denen er durch Nachahmung und Anlehnung verbunden war, ließ sich in einer Weise deutlich machen, die früher unmöglich gewesen wäre. Von Giotto ab konnten durch Lichtbilder die vornehmsten Arbeiter im Reiche der Phantasie als Individualitäten vorgeführt werden, die, indem zugleich auch auf Dürer und Holbein von neuer Seite Licht fiel, Rubens als das wunderbare, fast nothwendige Product seiner Zeit erscheinen ließen. Das welthistorische Verhältniß war bei diesen Betrachtungen das maßgebende. Was das Interesse des Sammlers, des Händlers, des Museumsbeamten an Rubens' Werke fesselt, kam nicht in Betracht. Die Geistlichkeit, der Adel, der höhere Bürgerstand, die Fürsten, für die Rubens Gemälde geistlichen Inhalts, Palastdecorationen und Porträts malte, waren die Elemente, über deren Natur ich meine Zuhörer belehrte. Die Vergleichung der Art, wie Michelangelo vor Rubens das jüngste Gericht darstellte, wie dieser selbst, wie Cornelius nach ihm es gestalteten, waren sichtbare Punkte der Vergleichung. Von allen Seiten drängen sich Vergleichungen dieser Art zu, die vorzunehmen das Skioptikon gestattet. Alle diese Erörterungen schufen zugleich die Grundlage, auf der Rembrandt sodann festgestellt werden durfte. Auch erwähne ich noch: es kam auch der Einfluß zur Sprache, den Rubens in unserem heute laufenden Jahrhundert auf Delacroix und Wiertz gehabt hat, die beiden vornehmsten Maler, die in seinem Geiste die französische und belgische Kunst zu reformiren trachteten und Rubens' Ruhm für unsere Zeiten neu begründeten. Das Grandiose und zugleich Inhaltslose ihrer Malereien sind die beste, natürliche Kritik dessen, was Rubens vermochte und dessen, was er auch wieder nicht vermocht hat. —

Nun also Rembrandt.

Die Erfahrungen, die das Skioptikon mich bei Rembrandt hat machen lassen, überraschten mich in höherem Maße als alles bisher Besprochene. Ich hatte so wenig daran geglaubt, Rembrandt's Radirungen würden die Vergrößerung durch das Skioptikon ertragen, daß ich mich erst spät entschloß, trotz meiner

Besorgnisse ein Dutzend davon dennoch in Lichtbildern vorzuführen. Die Platten kamen so kurz vor der Vorlesung an, daß ich sie selbst darin zuerst sah und meine Zuhörer davon in Kenntniß setzte, es handle sich um ein Experiment, dessen Ausfall wir nun erfahren würden.

Die Bilder, welche jetzt sich auf der angestrahlten Wand aufthaten, übertrafen alles Vorhergehende! War das Hundertguldenblatt bis dahin in seiner natürlichen Größe ein Anblick gewesen, auf dem jede feinste Linie Werth und Wichtigkeit hatte, so dehnte die Composition sich in der Vergrößerung zu einem Gemälde aus, dessen überraschende Großartigkeit ergreifend wirkte, und so alle übrigen Blätter, ein Dutzend etwa.

Da war der barmherige Samariter. Wie oft hatte ich die verschiedenen Etats dieses Blattes mit einander verglichen und glaubte es inne zu haben. Wie völlig verändert aber war es, da ich es eine ganze Wand bedecken sah. Jede der betheiligten Personen erhob sich zu einer an einer dramatischen Scene betheiligten Individualität. Man empfand sich als unmittelbar bei der Scene selbst gegenwärtig. Auch Dürer und Holbein wissen bei einigen ihrer Werke uns in diese Lage und Stimmung zu versetzen, doch nur ausnahmsweise. Den Radirungen Rembrandt's dagegen, die ich zeigte, wie ich sie nur zufällig hier ausgewählt hatte, war durchweg diese Eigenschaft zu Theil geworden. Wie der Burgemeister Sixt am offenen Fenster steht, vermeint man die frische Luft mitzuathmen, die ins Zimmer einströmt. Man verfolgt die leise Bewegung des Antlitzes, welche die Lectüre des, wie wir vermeinen, wichtigen Briefes hervorruft, den er in der Hand hält: das scheinbare Auf- und Niedergehen der Augenbrauen. Die in den mir bekannten Abdrücken bis zur Undeutlichkeit sich steigernde Schwärze des Blattes wird bei der Vergrößerung licht und durchsichtig. Man glaubt ein ursprünglich so groß angelegtes Bildniß vor sich zu haben.

Bei dem Urtheilsspruch des Pilatus scheint die Größe des Wandbildes nun aber schon kaum mehr entbehrlich. Die wie ineinander verfilzte Volksmasse, die sich brüllend herandrängt, wird in den zahllosen einzelnen Köpfen erst klar. Am ergreifendsten aber wirkt das Hundertguldenblatt: Christus, zu dem Alle herankommen, die mühselig und beladen sind. Jeder dieser Repräsentanten menschlichen Elends scheint seine Geschichte zu erzählen. Wie gemaltes Stöhnen und Jammern tönt es aus dem Bilde heraus. Nicht das Geringste von seiner nunmehrigen Größe möchten wir wieder einbüßen. Christi Gestalt ist herrlich. Kein neuer Christustypus als Abschluß der vorhergehenden Versuche anderer Meister, sondern eine lebende Gestalt mit gleichsam wechselnden Zügen und Handbewegungen, trostspendend, liebevoll, seiner Sendung hingegeben. Ich zähle die übrigen Blätter nicht auf. Man vergaß, wann sie entstanden waren und von wessen Hand: der Anblick wirkte wie der von Scenen, die uns auf der Bühne ergreifen und zu denen wir im Momente des Ergriffenseins keine historischen Erläuterungen hören wollen. Schließlich ist bei jedem Kunstwerke unser freies Endurtheil doch von dem Grade abhängig, in dem wir uns sofort erfaßt, gepackt, erschüttert fühlen. Rembrandt war für mich, der Potenz nach, immer der mächtigste gewesen unter den schöpferischen Meistern: jetzt durfte dieses Urtheil ausgedehnt werden: er übertraf in den vergrößerten Bildern des Skioptikons

thatsächlich seine Vorgänger durch die Macht, in jeder Linie ein Stück Natur zu geben, das kein Anderer so zu geben vermochte und vermag. Er selbst erscheint in seinen Gemälden — soweit ich sie kenne — weniger groß als in diesen vergrößerten Bildern seiner Radirungen. Unmittelbare Gegenwart der Natur! Die Athemzüge seiner Gestalten glaubt man zu vernehmen. Ihre Gedanken gehen uns auf, als seien es die unsrigen. So hat keiner beobachtet und so sicher den Federzug der Hand gefunden, der das Innere der Menschen niederschriebe, wie Rembrandt im Verkehr mit den Schöpfungen seines Genies. Ich wiederhole hier zum Theil, was einige meiner Zuhörer aussprachen, solche, die übrigens über das Alter des Lernens weit hinaus sind.

Es kommt, sobald dies constatirt worden ist, auf den Rest dessen nicht mehr an, was über Rembrandt zu sagen wäre. Ich gebe hier, um es zu wiederholen, keinen Rapport über den Inhalt meiner letzten Vorlesungen, sondern erwähne nur, was mir in Betreff ihrer Stellung zur früheren Art, diese Dinge vor einem Auditorium zu behandeln, als neu und belangreich erscheint. Ich lasse deshalb aus, wie ich Rembrandt als Repräsentanten des protestantischen, aufblühenden, geistig mächtigen Hollands, des Vaterlandes Spinoza's, dem die spanischen rekatholisirten Niederlande repräsentirenden Rubens entgenstellte. Wie ich beider Schulen besprach: deren getrenntes Sichfortentwickeln, sowie ihr endliches Ineinanderfließen. Eine Menge Namen waren da zu nennen und viele Charaktere vorzuführen: dem großen Gegensatze der beiden Hauptmeister gegenüber bot diese Aufgabe keine Schwierigkeit. Rubens ist der Decorateur der seiner Zeit geistig und politisch Europa beherrschenden habsburgischen Monarchie und der durch das Tridentiner Concil mit ungeheurer Macht ausgestatteten katholischen Kirche. Die an diesen beiden Mächten Betheiligten stellt Rubens dar, malt in ihrem Sinne Geschichte und heilige Begebenheiten, schreckt vor keiner Aufgabe zurück und hatte als Atelier für Ausführung all dieser Aufgaben einen prachtvollen Palast, gleich den Palästen der hohen Herrn, welche sie, wie die Nebengötter des Zeus auf dem Olympe, als Theilhaber an der irdischen Allmacht des Kaisers und des Papstes bewohnten. Rubens stand auf der Höhe, Alles aber ist vorübergegangen! Rembrandt repräsentirt das Bürgerthum, das der spanischen Monarchie Widerstand leistete. Er machte die sumpfigen, sandigen, mit geringem Baumwuchs bedeckten Flächen seines Vaterlandes, wo Meer und Land und Wolkenzüge ineinanderfließen, als Künstler unsterblich. Alles, was er schuf, trägt den Druck seiner Hand. Kein noch so kleiner Winkel, in den er nicht Sonnenstrahlen eindringen läßt, wenn er will. Es beseelt ihn, wie Dürer, menschliche Liebe zu allem Geschaffenen. Kein Meister ist so gründlich studirt worden, als er; nur Dürer wäre vielleicht neben ihm zu nennen. Die umfangreiche Literatur, die beide betrifft, bezeugt das. Während ich diese bei den anderen Meistern kurz abgethan hatte, da sie in den Specialvorlesungen umfänglich behandelt zu werden pflegt, hätte ich bei Rembrandt gern eine Ausnahme gemacht, um zu zeigen, wie vielfache Autoren sein Werk heute in Athem setzt. Aber der Schluß des Semesters nahte heran, der ja immer nöthigt, sich einzuengen. Nur so viel: es wurde das Ende der freien, Europa frühlingsmäßig durchströmenden geistigen Erhebung bis zum Einbruche des dreißigjährigen Krieges gegeben, und die Ursachen wurden gezeigt, warum das in Politik

und Glaubenssachen auseinanderfallende Deutschland für lange Zeiten nun aufhören mußte, fruchtbares Gartenland für geistiges Wachsthum zu sein. Der Schluß meiner Vorlesungen war jedoch dem Manne nun gewidmet, der vor Rubens' und Rembrandt's fruchtbarer Thätigkeit der Welt bereits Schöpfungen geschenkt hatte, denen gegenüber selbst Rembrandt's Reichthum weniger bedeutete: dem Dichter, der die Sendung hatte, wie Dante am Anfange der italienischen Kunstschöpfung beherrschend gestanden hatte, so am Abschlusse der germanischen nun mehr zu thun, als Alles zusammen ausmachte, was von Dürer bis Rembrandt geleistet worden war. Ohne den Gegensatz dieses Mannes — Shakespeare's — in Betracht zu ziehen, würde uns der richtige Maßstab für die deutsche bildende Kunst abgehen. Aber ich mußte mich beschränken. Ich schloß mit einer Analyse des Hamlet, als Shakespeare's größten Werkes.

Shakespeare ging seiner Lebenszeit nach Rubens wie Rembrandt voraus, hat aber keinen nachweisbaren Einfluß auf sie gehabt. Seine Wirkung, wie wir die Dinge heute ansehen, begann überhaupt erst im achtzehnten Jahrhundert; der eigenen Zeit war Shakespeare das strahlende Gestirn nicht, als das er über uns steht. Unseren zurückgewandten Blicken aber erscheint er so. Wir dürfen die Rechnung aufstellen, daß das, was Rubens fehlte: das Unschuldig-Reinmenschliche, auch das, was Rembrandt abging: das Grandiose, uns über uns selbst Erhebende, Shakespeare gegeben war. Dante wäre der größte italienische Künstler, hätten Raphael, Michelangelo und Lionardo ihn nicht in einer gewissen Fähigkeit übertroffen, die Blüthe menschlicher Schönheit und Kraft zum Ausdrucke zu bringen; Shakespeare aber übertrifft Dante und sämmtliche Maler und Bildhauer des Cinquecento, und nur Homer hält neben ihm den gleichen Rang inne. Und doch war Shakespeare nichts als ein Theaterdichter und hat in seinen Stücken keinen Vers geschrieben, dessen Bestimmung nicht gewesen wäre, von einem beliebigen Schauspieler einem beliebigen Publicum, mit der Absicht Applaus zu erringen, entgegendeclamirt zu werden; aber diese Verse haben noch gleichsam eine zweite Existenz: sie sind die Offenbarungen eines Priesters, eines Weisen, eines Menschen, der, Historiker und Philosoph in einer Person, Alles weiß, weil es ihm wie der Baum des Paradieses aus der Seele wächst.

Aus den Producten der Malerei und Sculptur von Giotto bis Rembrandt leuchtet das Bestreben heraus, lebendige Handlungen darzustellen. Die Künstler drängen auf das Dramatische. Darin zumal offenbart sich Rubens' Inferiorität, daß er bei der scheinbar heftigsten Bewegung die geistigen Folgen menschlichen Aneinanderstoßens nicht zum Ausdrucke bringt. Es löst sich das scheinbar wilde Durcheinander seiner Compositionen zuletzt in Nursothun, in Ceremonien auf; es sind Kunstreiter-Kämpfe, die rasendsten Pferde gehen nicht wirklich durch. Rembrandt steht hier weit über Rubens. Jenem todtkranken Manne, der, vom barmherzigen Samariter am Wege aufgelesen, vor der Thür des Wirthshauses vom Pferde gehoben wird, thut jeder Knochen im Leibe weh; die im Kreise der Apostel verscheidende Maria stirbt wirklich vor unseren Augen; der blinde Tobias, der das vorauslaufende Hündchen seines Sohnes bellen hört, das sich durch die Thürritze zu ihm hineindrängt, tastet sich mit zitternden Händen zur Thüre hin vor unsern Augen; wir empfinden den Schauer entzückender

Freude mit, der den alten Mann durchzittert, obgleich das Alles in wenigen Strichen nur auf die Kupferplatte geritzt worden ist. Darin steht Rembrandt neben Shakespeare, aber der unübersehbare Umfang unzähliger solcher Scenen, die Shakespeare's Werke erfüllen, Begegnungen zartesten Gefühles, stellt diesen einzigen Dichter dennoch über Rembrandt.

Der Maler ist von vielen Seiten begrenzt. Bei der Wahl des Stoffes hängt er vom Besteller ab, dem er genügen muß. Den Erfolg des Gemäldes bedingt das Licht, das ihm endlich zu Theil wird. Von dem Urtheil Derer ist der Maler abhängig, die seine Arbeit sehen und die, selbst wenn Massen von Leuten das Gemälde vor Augen hatten, immer nur einen kleinen Bruchtheil des Volkes ausmachen. Rembrandt konnte als Radirer sich über diese Bedingungen in etwas erheben, dennoch war er auch hier in seiner Wirkung auf die verhältnißmäßig sehr Wenigen beschränkt, die Abdrücke seiner Platte kauften. Shakespeare dagegen war dem ganzen Volke zugänglich: durch die gedruckten Dichtungen und durch die Bühne. So konnte er Allen Alles bieten.

Und nun das aber, was Shakespeare und unsere heutige Zeit betrifft, was kein bildender Künstler je wird erreichen können, dessen Werke vom Tage ihrer Vollendung ab sicherer endlicher Verderbniß entgegengehen: Shakespeare's Dichtungen erstehen für jede Zeit in neuen Farben. Er schuf die shakespearische Welt, die neben der wirklichen nebenherläuft, immer vom lebendigen Nachwuchse der gerade herrschenden Generation dargestellt. Wieviel Hamlets habe ich dem Geiste des alten Königs begegnen sehen: jeder als sei er allein der echte und als schreite die Erscheinung des alten Dänen zum ersten Male über die nächtliche Terrasse von Helsingfors. Der Dichter hat soviel Macht, daß er die Gestalten seiner eigenen phantastischen Mache in die reale Geschichte hineinpflanzt, und sie sich lichtvoll neben den in Nebel getauchten Figuren, die wirklich einst lebten und handelten, wie wir wähnen, eindrängen. Mit geborgter Kraft stehen sie prachtvoll da. Welcher Historiker wüßte sich frei vom Einflusse des Schiller'schen Wallenstein, den der kranke Jenenser Professor von seinem kleinen Gartenhause aus in das Reich des Geschehenen hineinsandte? Innerhalb dessen er von Jahrhundert zu Jahrhundert immer höheren Rang einnehmen wird! Rubens hat im Auftrage der Maria von Medicis in einer Reihe von Gemälden großartigen Umfanges die Thaten Heinrich's IV. und der Königin Maria dargestellt. Ihrer Zeit gewiß das Staunen und die Bewunderung Derer, die das Palais Luxembourg betraten. Auch heute noch in unübertroffener dekorativer Kühnheit maskeradenartig wirkende Zauberscenen, wo allegorische Nacktheiten und wirkliche Gestalten im Pompe voller Toiletten sich ungezwungen vornehm gegenseitig ignoriren — keines dieser Gemälde wäre auch heute zu übertreffen: und doch, wie so gar keine wirklich menschliche Bewegung in dem bunten Wirrwarr herrschend! Wie machtlos als Geschichtsschreibung. Wie ganz anders hat Shakespeare die Geschichte seines Vaterlandes da zum Stoffe unsterblicher Phantasiearbeit gemacht. Man fragt, welcher von beiden Richard's III. der echte sei. Dieser oder der quellenmäßige. Geschichtschreibung ist nicht möglich ohne Leidenschaft. Dies gibt Tacitus' gedankenausstrahlenden Darstellungen des Unterganges der römischen Tyrannen das scheinbar erdrückend wahrhaftige innere Leben, verleiht Ernst

Curtius' lichten Panoramen der griechischen Jahrhunderte so freundlich märchenhafte Glaubwürdigkeit, läßt Treitschke's leidenschaftliche Historienbildung unserer eigenen heutigen Zeit fast wie eine Dichtung und doch so überzeugend wirken. Nur das Verständniß dessen, was künstlerische Phantasiebildung bedeute, macht uns zur Würdigung solcher Kunstwerke der Geschichtschreibung geeignet.

Shakespeare's Hamlet hat etwas Unerschöpfliches. Die Klage, daß immer neue Bücher über ihn geschrieben werden, wird wohl niemals verstummen. Wer das Stück kennt, fühlt sich wie in seine Geheimnisse hinein verwickelt. Man meint verpflichtet zu sein, diesen Phantasiegeschöpfen Gerechtigkeit zu schaffen.

Es ist ein Genuß, jungen Leuten einen Theil der Größe eines Mannes, der solche Werke hervorgebracht hat, darzulegen. Ich werde im folgenden Semester von Shakespeare wieder ausgehen und über die französische und die Anfänge der deutschen dichterischen Phantasiearbeit zu Goethe gelangen. Das achtzehnte Jahrhundert aber ist ein literarisches. Seine Anstrengungen, auch in den bildenden Künsten Etwas zu erreichen, sind nur dann zu verstehen, wenn diesen neben der Literatur die dienende Stellung angewiesen wird, die ihnen zukommt. Nur beim Hinblick auf diesen Gegensatz können Carstens und Cornelius dann wieder als herrschende Machthaber gewürdigt werden, die das achtzehnte Jahrhundert schließen und das neunzehnte beginnen. Wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß die Antike im achtzehnten Jahrhundert fast wie eine Schöpfung der eigenen Zeit das Publicum beherrschte. —

Meine Freunde in Indien.

Ein am 24. März im deutschen Athenäum zu London gehaltener Vortrag

von

F. Max Müller.

Geehrte Versammlung! Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß es mir eine wahre Freude ist, auch einmal eine deutsche Vorlesung für deutsche Zuhörer hier in London zu halten. Ich habe nie gefühlt, daß man, um Engländer zu werden, aufhören muß, Deutsch zu sein, Deutsch zu fühlen und Deutsch zu denken. Wir stammen ja alle aus derselben Heimath. Das beste Blut in England, das sächsische und normännische, ist aus dem besten deutschen Blut geschöpft. Die Angeln und die Sachsen, und später die Normannen, kamen eben einige Jahrhunderte früher hier an als wir, aber sie waren von demselben Fleisch und Bein als wir selbst; und daß die Mischung mit celtischem und etwas französischem Blute das alte deutsche Blut sehr verändert und verbessert habe, möchte ich kaum glauben.

Man hat mich oft gefragt, was mich denn eigentlich nach England gebracht habe. Meine Herren, es war meine Liebe und mein Eifer für die Wissenschaft. Ich hatte es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß wir, die wir, wie Sie wissen, alle arisches Blut in unserem Herzen, und, was noch weit wichtiger ist, arischen Geist und arische Sprache in unserem Kopfe haben, nicht ruhen sollten, bis wir das älteste Buch unserer arischen Vorfahren der Vergessenheit und dem Untergang entrissen hätten. Dieses älteste Buch der ganzen Menschheit ist nun bekanntlich der Veda, älter als irgend etwas im Griechischen, Lateinischen oder Deutschen, älter, wenn die besten semitischen Sprachforscher Recht haben, als irgend ein Theil unserer alten Bibel, älter, wenn von Büchern, von wirklichen, mit alphabetischer Schrift geschriebenen Büchern die Rede ist, als irgend ein Buch in Aegypten, Babylon und Assyrien, ja in der ganzen Welt.

Dieses Buch, welches seit vier Jahrtausenden das heilige Buch des brahmanischen Indiens gebildet hat und noch immer bildet, existirte bis vor etwa fünfzig Jahren nur in mündlicher Tradition und in zerstreuten Handschriften, die sich theils in Indien, theils in den Bibliotheken Englands, Frankreichs und Deutschlands fanden. Nachdem ich also mein Examen in Deutschland absolvirt hatte (und ich wurde in Leipzig zum Doctor creirt, gerade vor fünfzig Jahren), sagte ich zu mir: Was willst du nun mit dir anfangen? Willst du Schulmeister

werden, willst du Professor werden, und das alte Stroh immer von Neuem dreschen? Nein, sagte ich mir, ich will den Veda herausgeben. Meine Freunde lachten; — aber wer sich fürchtet ausgelacht zu werden, wird es in dieser Welt nie zu etwas bringen. Und doch muß ich gestehen, wurde es mir oftmals etwas bange. Mein erster Schritt war, nach Paris zu reisen, um Burnouf's Vorlesungen zu hören und mir von ihm Rath und Hülfe zu schaffen. Diese fand ich denn auch bei ihm in reichem Maße. Er war ein kreuzbraver Mann und ein wahrer Gelehrter. Er lieh mir seine Bücher und seine werthvollsten Handschriften, und stand mir stets mit Rath und That zur Seite. Sagen Sie, was Sie wollen, aber ein braver und geistreicher Franzose ist denn doch ein ganzer Kerl. Ihm sah man es an, daß er fränkisches oder normännisches Blut in seinen Adern hatte. Er war, was die Frazosen eine tête carrée nennen, ein viereckiger Kopf. Mit seiner Hülfe gelang es mir, die nothwendigsten Materialien zusammenzubringen, aber dann kam die große Frage: Wer soll dieses kostbare Werk zum Druck befördern? Ein deutscher Buchhändler wollte es versuchen, aber die Subscribenten kamen nicht. Ein russischer Akademiker, dessen Name aus persönlichen Rücksichten hier ungenannt bleiben möge, schrieb mir, die kaiserliche Akademie in St. Petersburg sei geneigt, die Kosten für den Druck des Werkes zu tragen. Aber auf gutes Glück nach Rußland zu gehen, ohne irgend welches bindende Versprechen von Seiten der Regierung, ohne irgend welche Aussicht auf Gehalt, dagegen warnte mich Burnouf in der väterlichsten Weise. Ich höre, daß vor Kurzem derselbe Akademiker die kaiserlich russische Akademie vertheidigt und mich selbst dabei etwas unglimpflich behandelt hat. Es bedurfte keiner Vertheidigung und keiner Verunglimpfung, denn ich habe die Akademie nie angegriffen. Das akademische Schriftchen, in Petersburg gedruckt, ist mir nie zu Augen gekommen. Meine Freunde sagen mir, es verdiene keine Antwort, auch habe ich in meinem langen Leben noch nie die Nothwendigkeit empfunden (ich spreche natürlich nicht von wissenschaftlichen Behauptungen), was ich einmal gesagt oder geschrieben habe, beweisen zu müssen. Was ich gesagt, habe ich gesagt. Meine Freunde und meine Feinde kennen mich; die übrige Welt muß sich ihr Urtheil bilden, so gut als sie kann. Thatsachen sind stärker als Eisen und Granit. Sie bleiben unberührt von Rost, von Staub und Schmutz.

Da ich also nirgends Aussicht fand, mein Werk fortsetzen und vollenden zu können, lenkte ich meine Schritte nach England, und hier, hauptsächlich auf Bunsen's Verwendung, sah ich endlich Land für mich und meinen Veda. Es war auch die höchste Zeit, denn ich schäme mich nicht, Ihnen zu sagen, daß ich während dieser langen Lehrjahre mich ganz allein auf eigene Faust, d. h. mit diesen drei Schreibfingern zu erhalten hatte, bis ich den Auftrag erhielt, die sechs dicken Bände des Rig Veda auf Kosten der indischen Regierung zu drucken. Fünfundzwanzig Jahre meines Lebens hat mir diese Arbeit gekostet, und es blieb mir natürlich nichts übrig, als mein Zelt in England aufzuschlagen. Die Arbeit von Deutschland aus zu machen, wurde mir aus begreiflichen Gründen von der ostindischen Regierung abgeschlagen; denn man wünschte natürlich, daß ein solches Werk in England, nicht in Deutschland oder gar in Rußland erscheinen sollte. Ich habe hiermit der Wissenschaft ein großes Opfer gebracht, aber ich bereue es nicht. Nur eins habe ich oft bedauert, nämlich, daß es mir unmöglich wurde, einen

anderen Lieblingsplan meines Lebens auszuführen und selbst nach Indien zu gehen. Ich sehnte mich so sehr, das Land und seine Leute kennen zu lernen, daß ich einmal auf dem Punkte stand, Missionär zu werden, um nur nach Indien zu gelangen. Nun, es sollte eben nicht sein. Später im Leben hatte ich wohl die Gelegenheit, Indien zu besuchen, aber unterdessen hatten sich neue Fesseln um mich geschlungen, die mir eine längere Abwesenheit von Oxford unmöglich machten. Um Indien als Gelehrter mit Nutzen zu besuchen, braucht man wenigstens drei Jahre. Man muß nicht nur Hindustani oder Bengali, man muß, um mit wirklichen Gelehrten zu verkehren, auch Sanskrit sprechen lernen. Nach Indien während der Wintermonate zu reisen, um Bombay und Calcutta zu entdecken, dazu hatte ich keine Zeit. Also diesen schönen Plan mußte ich aufgeben. Aber trotzdem habe ich doch so manche von den interessantesten Männern und Frauen aus Indien kennen lernen, und ich glaubte, es würde Sie vielleicht interessiren, wenn ich Ihnen in meinem heutigen Vortrag einige meiner indischen Freunde und Freundinnen vorführte.

Also vor vielen Jahren, als ich in Oxford bei meiner Arbeit saß, trat ein schwarz gekleideter Herr in mein Zimmer und redete mehrere Minuten auf mich los, ohne daß ich auch nur ein Wort verstand. Endlich wurde mir die Sache etwas verdächtig, und ich sagte auf Englisch: „Wer sind Sie denn, und welche Sprache reden Sie?" Da lächelte mein Gast und sagte: „Verstehen Sie denn kein Sanskrit?" „Ja," sagte ich, „lesen kann ich es schon, aber in meinem Leben habe ich es noch nie sprechen hören." Mein unbekannter Gast, der fließend Englisch sprach, gab sich sodann als ein Herr Nîlakantha Goreh zu erkennen, als ein Indier aus hoher brahmanischer Familie, der aus voller Ueberzeugung Christ geworden und mit Dhulip Singh nach England gekommen war. Dhulip Singh hat ihn dann in London bei einer Missionsgesellschaft untergebracht, und der arme Mann war dort so tief in allen seinen Erwartungen getäuscht worden, daß er zu mir kam, um sich Rath zu erholen. Er war auf dem Punkt, wieder zu seiner alten Religion zurückzukehren. Er war nämlich ein durch und durch philosophischer Kopf. Erzogen als Sohn eines Brahmanen, der eines hohen Ansehens genoß und großen Reichthum besaß, hatte er für sich selbst über religiöse Dinge zu denken angefangen. Zuerst hatte sich der junge Mann gegen den Sivaismus erklärt, dann gegen den Vischnuismus, dann hatte er den Koran, das alte und das neue Testament für sich studirt, und gegen alle seine ehrlichen Bedenken offen ausgesprochen. Er wollte eben nichts glauben, was mit der hohen Idee, die er sich selbst von der Gottheit gebildet, im Widerspruch stünde. Mit Missionären hatte er fast keinen Verkehr gehabt, aber eines schönen Tages kam es über ihn, und er bat einen englischen Geistlichen, ihn in die christliche Gemeinde aufzunehmen. Oft wenn wir in Oxford zusammensaßen und die höchsten Fragen des Wissens und Glaubens zusammen besprachen, habe ich ihn gefragt, warum er denn eigentlich Christ geworden? Alles konnte er mir klar machen, nur dieses nicht. „Es zog mich," sagte er; „und," fügte er hinzu, „man sage, was man wolle, keine Religion ist doch so rein und frei von Aberglauben als die christliche." Dabei verkannte er keineswegs die schwachen Seiten im alten und neuen Testament. Er hatte Alles, was wahr und gut und schön war, aus der Bibel herausgesogen und hatte sich ein ideales Bild von einem wahrhaft christlichen Lande und einem wahr-

haft christlichen Staate entworfen, das er nun in England verwirklicht zu finden hoffte. Sie können sich vorstellen, welche bittere Enttäuschung ihm in London bevorstand. Er meinte, daß sich die Christen, die Anhänger der Religion der Liebe, wirklich liebten, daß, so Jemand einen Streich giebet auf dem rechten Backen, man ihm den andern darbiete, und daß, so Jemand den Rock nimmt, man ihm auch den Mantel ließe! Nun, Sie wissen, in London und auch sonst in der ganzen Christenheit ist dies eben nicht Mode. Dazu kam nun noch, daß die Missionscandidaten, mit denen er in demselben Hause lebte, ihn durchaus nicht mit offenen Armen empfingen. Man sah auf ihn herab als einen „schwarzen Mann", während er an philosophischer Bildung seinen Hausgenossen weit überlegen war. Man machte ihm allerlei Vorwürfe, bestand darauf, daß er Fleisch äße, was ihm, wie er mir sagte, so unmöglich war, als wenn wir Menschenfleisch essen sollten; man rechnete ihm das Rauchen als eine Sünde an, kurz, trieb ihn endlich so weit, daß er in Verzweiflung zu mir nach Oxford kam. Als ich nun den Mann nach und nach kennen lernte, zeigte er sich mir als ein Mensch, wie ich in meinem Leben nur Wenige gekannt habe, ja, vor dem ich mich in wahrer Demuth zu beugen hatte. Was hatte dieser Mann gethan und gelitten aus Liebe zur Wahrheit? Sein Vater, eine Art von Bischof unter seinen Glaubensgenossen, hatte sich gezwungen gefühlt, seinen Sohn zu verstoßen und zu enterben. Der Vater war ein reicher Mann. Aber nicht nur enterben sollte er seinen Sohn, er sollte ihn auch verfluchen. Dagegen aber sträubte sich sein Vaterherz, ja, er fühlte wohl sogar in seinem tiefsten Herzen, daß der Sohn das gethan, was er selbst zu thun nicht den Muth hatte. Und was that er? Um nicht den Fluch über seinen Sohn aussprechen zu müssen, nahm er das Gelübde des ewigen Stillschweigens. Denken Sie, was das bedeutet! Er zog sich in die Waldeinsamkeit zurück, sah seinen Sohn nie wieder, und starb halb verstört in seinem Geist durch die Erfüllung seines Gelübdes. Aus solchem Stoff waren die alten Märtyrer gemacht, und Sie sehen, was für guten Stoff es noch in Indien gibt, wenn es einmal gilt, neue Märtyrer zu schaffen. Aber dies war noch nicht Alles. Seinen Vater, seinen Reichthum hatte der junge Christ verloren; jetzt nahm man ihm auch noch seine Frau. Nach dem englischen Gesetz darf nämlich eine Frau, deren Mann zum Christenthum übertritt, entweder bei ihm bleiben oder in ihr Vaterhaus zurückkehren. Die Frau liebte den Mann, aber die meisten indischen Frauen haben so wenig Selbständigkeit und freien Willen, daß ihre Verwandten die arme junge Frau überredeten, ihren dem Fluch verfallenen Mann zu verlassen.

Nachdem sie es aber gethan, fühlte sie, daß sie ohne ihren Mann nicht leben könne. Sie wollte zu ihm zurück, aber die einzige Weise, in der dies geschehen konnte, war, daß der Mann sie, seine eigene Frau, mit Gewalt aus dem väterlichen Hause entführte, sich dann dem Gerichte stellte, wo nun die Frau zum zweiten Mal die Wahl hatte zwischen ihrem Mann und ihren Eltern. Sie entschied jetzt für den Mann und theilte nun das Schicksal des aus der eigenen Familie und aus der ganzen indischen Gesellschaft Ausgestoßenen.

Ich sagte Ihnen schon, wie Nilakantha Goreh, der nun den Namen Nehemiah Goreh angenommen hatte, später nach England kam, wie tief er sich enttäuscht fühlte in seinen Erwartungen, hier ein wahrhaft christliches Land zu finden, so

wie er es geträumt hatte. Seine Freunde hielten es für das Beste, ihn sobald als möglich wieder nach Indien zurückzusenden, wo er sich seitdem mit wahrer Selbstverleugnung dem Dienste der Mission gewidmet hat. Er ist unter Sanskritgelehrten namentlich durch sein werthvolles Werk über die sechs Systeme der indischen Philosophie bekannt geworden, welches er in Hindi schrieb und welches im Jahre 1862 in einer englischen Uebersetzung von Dr. Fitz-Edward Hall erschien, unter dem Titel: „A Rational Refutation of the Hindu Philosophical Systems". Der edle Mann lebt noch immer, aber ich höre nur selten von ihm. Er hat sich ganz seinem selbstgewählten Berufe gewidmet, lebt zurückgezogen von der Welt, als ein wahrer Heiliger. Zu Anfang war er natürlich von der englischen Gesellschaft mit offenen Armen empfangen worden. Mit der Zeit aber fühlte er mehr und mehr, wie allein und verstoßen er dastand in seinem eigenen Vaterlande und unter seinen alten Freunden und Verwandten. Seine Frau ist gestorben, seine Kinder sind nicht mehr bei ihm. Ich muß gestehen, ich habe in meinem langen Leben nie einen Mann gekannt, der solche Opfer für seine religiösen Ueberzeugungen gebracht hat. Er ist Christ geworden aus reinem Wahrheitssinn, er ist Christ geblieben, trotzdem er wohl gefühlt, daß, was wir jetzt Christenthum nennen, weit, weit hinter dem zurücksteht, was das Christenthum sein sollte. Einen solchen Mann gekannt zu haben, wird stets zu den werthvollsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

Einen anderen Indier, sehr verschieden von meinem Freunde Nehemiah Goreh, aber in seiner Art ebenfalls hochinteressant, hatte ich in Paris, schon vor meiner Uebersiedelung nach England, kennen gelernt. Sein Name war Dvârkânâth Tagore. Er lebte in wahrhaft prinzlichem Stil in seinem Hotel in Paris, empfing die beste Gesellschaft, oder was man gewöhnlich die beste Gesellschaft nennt, gab Bälle, bei denen der Hof von Louis Philippe zugegen war, und beschenkte die Damen beim Weggehen mit kostbaren indischen Shawls. Er war ein Weltmann, sprach Englisch, auch etwas Französisch, war aber mit der englischen Regierung nicht ganz einverstanden. So hielt er sich ein schwarzes Buch, worin alle bösen Dinge, die man in den Zeitungen über englische Staatsmänner, und namentlich über englische Geistliche las, sorgsam eingetragen wurden.

Was mich mit ihm zusammenführte, war der Veda, an dessen Ausgabe ich, wie ich Ihnen sagte, schon damals in Paris arbeitete. Nun war Dvârkânâth Tagore ein freisinniger Indier, und ganz auf der Seite der religiösen Reformbewegungen, die damals in Indien großes Aufsehen machten. An der Spitze dieser Bewegungen stand zuerst der berühmte Rammohun Roy, der im Jahre 1831 nach England kam, und im Jahre 1833 in Bristol starb, wo ihm Dvârkânâth ein kostbares Grabdenkmal auf dem Kirchhof errichtet hat. Rammohun Roy hatte vollkommen mit dem herkömmlichen indischen Götzendienst gebrochen. Er hatte zuerst gegen Wittwenverbrennung protestirt und viele der abergläubischen Gebräuche seiner Glaubensgenossen verworfen. Sein Hauptargument war, daß alle diese Dinge späte Mißbräuche seien, und daß es für die wahre Religion nur eine Autorität gäbe, nämlich den Veda. Der Veda allein, meinte er, sei von der Gottheit offenbart worden und enthielte Alles, was dem Menschen zu seinem ewigen Heil nöthig sei. Rammohun Roy war ganz geneigt, die Wahrheiten, welche sich in der Bibel finden, anzuerkennen, aber anstatt wie Nehemiah Goreh

zum Christenthum überzutreten, blieb er bis zu seinem Tode ein Brahmane, unerschüttert in seinem Glauben an den Veda.

Sehr eigenthümlich war es aber, daß Rammohun Roy den Veda selbst eigentlich gar nicht kannte. Der Veda oder vielmehr die vier Vedas existirten damals in Indien nur in Handschriften und in der mündlichen Ueberlieferung der Brahmanen. Nur die jüngsten Bestandtheile, die Upanishaden, waren in weitern Kreisen bekannt. Rammohun Roy hatte selbst einige derselben übersetzt und veröffentlicht. Diese Upanishaden sind nun allerdings für eine philosophische Auffassung der alten Religion Indiens von großer Bedeutung; sie können uns jedoch keinen wahren Begriff von dieser Religion selbst geben. Aber eben weil die Vedas damals unbekannt oder unzugänglich waren, war ihr Ansehen um desto größer. Nichts konnte gegen sie aufkommen. Handelte es sich um Wittwenverbrennung oder irgend welchen religiösen Aberglauben, so brauchten die Brahmanen nur zu sagen, er fände sich im Veda, und alle weitere Discussion war abgeschnitten. Wenn Rammohun Roy gewisse Lehren der christlichen Missionäre öffentlich lobte und anerkannte, gleich standen die Brahmanen auf und erklärten, sie hätten alles dies und noch viel mehr im Veda. Daß der Veda göttliche Offenbarung enthalte, wurde in Indien von Niemandem bezweifelt. Niemand konnte den entgegengesetzten Beweis führen, denn man konnte des Veda nicht habhaft werden und den Kläger nicht vor Gericht bringen.

Dies erklärt, warum Dvârkânâth, obgleich persönlich wenig von solchen Fragen berührt, doch gerne die Bekanntschaft eines jungen deutschen Gelehrten in Paris zu machen wünschte, der, wie man ihm gesagt, den Veda herausgeben wollte. Dies war im Jahre 1845. In Indien und unter den Brahmanen hätte ein solches Unternehmen damals noch für Hochverrath und Gotteslästerung gegolten. Als ich ihm nun aber erklärte, was eigentlich in diesen Vedas enthalten sei, so scheint er dies seinem Sohn, dem berühmten Debendranâth, mitgetheilt zu haben. Denn dieser einsichtsvolle Mann sandte bald darauf, im Jahre 1845 oder 1846, vier junge Brahmanen auf seine eigenen Kosten nach Benares, um dort sich aus dem Munde von zuverlässigen Lehrern mit den vier Vedas bekannt zu machen. Und was war das Resultat? Als diese jungen Leute ihre Studien beendet und einen Bericht über den wahren Inhalt der Vedas abgestattet hatten, kam die von Rammohun Roy gegründete und von Dvârkânâth und Debendranâth fortgeführte reformirte Gemeinde, die sogenannte Brahma Samâj, zu dem Entschluß, die Vedas nicht länger als göttliche Offenbarung anzuerkennen. Nun bedenken Sie, was dies bedeutete! Es bedeutete die Absetzung des ältesten heiligen Buchs der Menschheit, eines Buches, dessen älteste Bestandtheile wohl auf 2000 v. Chr. zurückgehen, und das von Millionen und Millionen von Gläubigen als ihre unfehlbare Bibel anerkannt worden war. Als später meine Ausgabe des Veda erschien, wurden den intelligenten Mitgliedern der Brahma-Samâj die Augen noch weiter geöffnet. Man sah wohl, daß der Veda eines der wichtigsten Denkmale für das Studium der alten Menschheit bildete, konnte aber nicht länger leugnen, daß es als Ausdruck religiösen Glaubens längst antiquirt sei.

Das Studium der Vedischen Literatur war damals, namentlich in Bengalen, sehr in Verfall gerathen. Ehe die ostindische Regierung mir, einem jungen, un-

bekannten Deutschen, den Auftrag ertheilte, die erste Ausgabe dieses heiligen Buches ihrer indischen Unterthanen zu unternehmen, hatte Professor Wilson, der berühmte Professor des Sanskrit, in Oxford, und der einflußreiche Bibliothekar am East India House, eine officielle Einladung an die eingeborenen Pandits in Calcutta, Bombay und Benares erlassen, eine kritische Ausgabe des Rig-Veda mit den alten Sanskritcommentaren auf Kosten der Regierung zu unternehmen. Nicht ein einziger indischer Pandit meldete sich. Es fehlte an Handschriften, an allen Vorarbeiten, muthmaßlich auch an gutem Willen. Als dann endlich der erste Band meiner Ausgabe erschienen und den Brahmanen zur Beurtheilung vorgelegt worden war, erklärte man, daß mein Buch mit Kuhblut gedruckt sei, und daß kein Brahmane es anrühren dürfe. Was that man also? In Poona, wo damals Dr. Haug als Professor thätig war, berief man eine große Versammlung von Brahmanen; ein Mann, der nicht zur Brahmanischen Kaste gehörte, wurde angestellt, meinen Text des Veda und des alten Commentars vorzulesen, und die gelehrten Brahmanen corrigirten die Handschriften, welche sie besaßen, nach dem kritisch hergestellten Text der mit Kuhblut gedruckten englischen Ausgabe. War dies nicht ein merkwürdiges Capitel in der Geschichte der indischen Religion? Jetzt stehen die Dinge schon ganz anders. Meine Ausgabe wird dankbar benutzt, oft auch gründlich kritisirt. Die vedischen Studien haben in Indien selbst einen mächtigen Aufschwung erlebt. Wie die Editio Princeps des griechischen Textes des neuen Testaments von Erasmus eine neue Periode in der Geschichte der christlichen Religion eröffnete, so hat auch in Indien das neubelebte Studium des Textes des Rig-Veda die Geister aufgeweckt und aufgeklärt und eine Reformation vorbereitet, die wir selbst nicht mehr erleben werden, die wir aber doch im Geiste schon wie vor Augen sehen, weil sie eben unvermeidlich ist.

Man hatte also damals in Indien, oder wenigstens unter den aufgeklärten Leuten in Indien, eine Kirche und eine Religion, ohne ein heiliges Buch. Nichts stand zwischen dem Menschen und seinem Gott; die Stimme des Gewissens und der uns eingepflanzte Wahrheitssinn, der wahre heilige Geist, waren die einzigen religiösen Führer, an die man sich halten konnte. Der Verein machte große Fortschritte, namentlich nachdem ein junger Mann, Namens Keshub Chunder Sen, im Jahre 1857 ihm beigetreten war und bald einen Alles überwältigenden Einfluß gewann. Er und Debendranâth wirkten lange einträchtig zusammen. Endlich aber war das eifrige Vordrängen des jungen Apostels doch zu viel für den älteren Mann. Wir können es schwer begreifen, welchen Kampf es kostet, alte heilige Gebräuche, einen nach dem andern, aufzugeben, namentlich wenn sie an sich selbst harmlos, ja vielleicht sogar für das praktische Leben heilsam sind. Keshub Chunder Sen bestand darauf, daß jeder Brâhmo, d. h. Jeder, der ein Mitglied seiner reformirten Kirche werden wollte, die heilige Schnur des Brahmanen wegwerfen müsse. Dies geschah. Als aber Keshub Chunder Sen seine Kirche immer mehr denationalisirte, und sich immer mehr und mehr dem Christenthum näherte, da brach Debendranâth seinen Bund mit ihm, und Keshub gründete nun einen neuen Verein, der sich die Brâhmo-Samâj of India nannte, während die alte conservative Partei den Namen Adi-Brâhmo-Samâj annahm, d. h. die erste Brâhmo Samâj. Dies geschah im Jahre 1866. Der Bruch zwischen den

beiden Führern der religiösen Reformation in Indien, und zwischen ihren Parteien hatte seinen Grund weit mehr in socialen und nationalen, als in religiösen Fragen. Die beiden Parteien kamen immer schärfer auf einander, und der Einfluß von Keshub Chunder Sen nahm außerordentlich zu. Seine Beredtsamkeit war überwältigend, und als er im Jahre 1870 nach England kam, strömten Tausende zu seinen Vorlesungen. Er kam bald zu mir nach Oxford, und wir hatten lange Gespräche über die Religionen der Vergangenheit und, was uns noch mehr am Herzen lag, über die Religion der Zukunft. In allen wesentlichen Punkten war er wirklich ein Christ, und als ich ihm dies einmal sagte und ihn fragte, weshalb er dies nicht offen ausspreche, sagte er: „Nun, wenn man nach dreißig Jahren entdeckte, daß ich in allen wesentlichen Lehren ein Christ gewesen, was würde es schaden? Jetzt würde ich den Grund unter meinen Füßen verlieren, wollte ich mich taufen lassen."

Der Grund unter seinen Füßen fing aber schon mächtig zu schwanken an. In Indien selbst war sein Ansehen so groß geworden, daß es, wie immer, an Neidern nicht fehlte. Er selbst trat oft mit solchem Selbstbewußtsein, nein, mit einem so festen Glauben an seine eigene göttliche Erleuchtung auf, daß man ihn wie alle Propheten am liebsten gesteinigt hätte. Dazu kam, daß er seine Tochter an einen jungen Râjah verheirathete, bevor sie das von ihm selbst verlangte Alter erreicht hatte. Ich habe ihn damals gegen die gehässigen Angriffe seiner alten Freunde öffentlich vertheidigt, obgleich ich wohl bemerkte, daß sein Geist in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr das alte Gleichgewicht besaß, und daß er oft wie ein von Gott Besessener sprach und handelte. Die letzten Jahre seines Lebens waren voll von trüben Erfahrungen. Seine besten Freunde fielen von ihm ab, und im Jahre 1878 wurde er seines Amtes als Haupt der Brâhmo Samâj entsetzt. Die Dissidenten bildeten nun eine neue Gemeinde, die Sâdhârana Brâhmo Samâj, d. h. die katholische Gemeinde der Brâhmas. Keshub Chunder Sen arbeitete jedoch unermüdlich weiter, aber nicht nur sein Geist, sondern auch sein Körper unterlag langsam der übergroßen Aufregung und Anstrengung. Er starb im Jahre 1884. Schön war es, zu sehen, wie sein alter Freund und sein mächtiger Gegner, Debendranâth Tagore, an sein Sterbebett kam, um ihn seiner in allen Kämpfen des Lebens unveränderten Liebe zu versichern! „Wenn ich ihn bei mir hatte," sagte der alte Mann, „dünkte ich mich reicher als alle Könige der Welt. Wenn wir zusammen saßen oft bis ein oder zwei Uhr am Morgen, merkte ich nie, wie die Zeit verging. Nichts kann je den Bund unserer Seelen zerstören." Bis zu seinem Tode sprachen sie über die Zukunft Indiens, wie man dem Volke eine neue Religion schenken, ja wie man aus allen Religionen der Welt eine neue Religion zusammenschmieden könne, die Himmel und Erde verbinden, die wie eine goldene Kette die Herzen aller Völker umschlingen sollte. So sah der alte Mann seinen langen Gegner, seinen besten Freund, den er geliebt, wie nur ein Mann einen Mann lieben kann, vor seinen Augen hinscheiden, als sein Werk nur halb, ja kaum halb vollendet war. Seit seinem Tode scheint alles Leben aus der Gemeinde verschwunden. Es fehlt das warme Herz, das für Alle schlug. Sein natürlicher Nachfolger wäre Pratâp Chunder Mozumdâr gewesen, der mich ebenfalls in Oxford aufgesucht hat, der aber leider bei dem Tode Keshub Chunder Sen's abwesend war. Kleinliche Interessen, Neid, Eifer-

sucht, Intoleranz haben bis jetzt die Entwicklung einer neuen Religion in Indien verhindert, oder sagen wir lieber verzögert, denn das Werk, von Râmmohun Roy begonnen, von Debendranâth Tagore, Keshub Chunder Sen fortgeführt, wird nie verloren gehen, und wenn Indien sich dereinst einen neuen Tempel erbaut, kann es nur auf den Grundlagen geschehen, die Râmmohun Roy, Debendranâth Tagore und Keshub Chunder Sen gelegt haben. Wer für die Wahrheit lebt, der lebt für die Ewigkeit, denn die Wahrheit ist ewig und hat keine Eile.

Noch einen Freund aus Indien möchte ich Ihnen vorführen, und diesmal keinen Mann, sondern eine liebenswürdige, junge Frau, deren Namen Sie wohl auch schon gehört haben, ich meine Râmabâi. Auch ihr Leben ist eine ernste Tragödie gewesen und ist es noch. Es ist eben das Schicksal der Menschen, die in Uebergangsperioden leben, daß sie, wenn sie ehrlich sind und das Beste und Höchste wollen, zu Märtyrern werden müssen.

Râmabâi war die Tochter eines aufgeklärten Brahmanen, der mit Frau und Kindern im Frieden eines indischen Dorfes lebte. Indien lebt eben in Dörfern. Die großen Städte sind die Ausnahmen, oder, wie Einige sagen, die Auswüchse der indischen Gesellschaft. Der Vater bewies seine Freiheit von allen Vorurtheilen, indem er seiner Tochter dieselbe Erziehung gab wie seinem Sohn. Diese Erziehung bestand im Erlernen der heiligen Sanskritsprache und im massenhaften Auswendiglernen von alten Sanskrittexten. Es war eine der ältesten und gelehrtesten brahmanischen Familien, die Kauthumas, zu denen der Vater gehörte. Als ich einmal Râmabâi fragte, wie sie wisse, daß sie zu dieser alten vedischen Familie gehöre, sagte sie ganz erstaunt und ganz einfach: „Aber wer hat es denn je bezweifelt?“ Die Erziehung jedoch, die der Vater seiner Tochter gab, war so gegen alle Ordnung, daß Râmabâi sich schon von Kindheit auf unter einer Art von socialem Bann fühlte. Die kleine Familie lebte mehr und mehr für sich allein, und Râmabâi wuchs heran, ohne, wie es sich in Indien gehört, als junges Kind verlobt und verheirathet zu werden. Sie war ganz glücklich, obgleich sie nicht wie andere Mädchen war. Aber plötzlich starben Vater und Mutter. Was war nun zu thun? Eine Frau in Indien muß Jemandem zugehören, sie muß, um zu existiren, einen Vater, einen Ehemann, einen Sohn oder einen Bruder haben. Sie schloß sich also ihrem Bruder an, und da man in ihrem Dorf sie etwas scheel ansah, so gingen Bruder und Schwester zusammen auf die Reise und wanderten zu Fuß über einen großen Theil von Indien, indem sie sich ihren Unterhalt durch Recitationen von Sanskrittexten erwarben. Dies ist ein anerkannter Beruf in Indien, sowie es früher in Deutschland der der fahrenden Sänger war. Râmabâi und ihr Bruder wurden bald berühmt durch ihre Kenntnisse; das Leben wurde wieder heiter für sie, als plötzlich ihr Bruder einer schnellen Krankheit erlag. Was sollte jetzt das junge, hübsche Mädchen machen? Ihre Stellung war unmöglich geworden, und es blieb ihr nichts übrig, als einen jungen Mann zu heirathen, der gebildet war, sein Examen gemacht hatte und eine Schullehrerstelle einnahm.

Wiederum kam ein glückliches, heiteres Jahr für Râmabâi, aber nach einem Jahre, nachdem sie eben Mutter geworden, starb ihr Mann. Ihr Herz war gebrochen, aber nicht ihr Muth. Sie wollte jetzt für ihr Kind, ein hülfloses

Mädchen, leben, und fühlte nur um so stärker den Beruf in sich, die Lage der Frauen in Indien, und namentlich die der jungen Wittwen, so viel in ihren schwachen Kräften lag, zu verbessern und wenigstens erträglich zu machen. Da sie Englisch gelernt hatte, fand sie bei der Regierung Arbeit als Uebersetzerin. Auch wagte sie bereits öffentlich für die Sache der Frauen aufzutreten. Dies war bisher in Indien etwas ganz Unerhörtes, aber bald wurde ihr Name nicht nur bekannt und berühmt, sondern auch geachtet und verehrt unter ihren Landsleuten, namentlich unter den Frauen. Da kam ihr die Idee, nach England zu gehen, um Medicin zu studiren. Sie hatte gesehen, wie viel körperliches und seelisches Elend die Vernachlässigung der einfachsten Gesundheitsregeln unter den indischen Frauen verursachte. Kein Mann konnte als Arzt an das Krankenbett einer Frau gerufen werden, und Tausende siechten und starben hin ohne ärztlichen Rath, ohne Hülfe bei ihren Leiden. Râmabâi machte es möglich, sich genug Geld zu sparen, um mit ihrem Kinde und mit einer Begleiterin bis nach London zu kommen. Hier aber waren ihre Geldmittel gänzlich erschöpft. Was sollte sie thun in dem großen, wildfremden London? Sie hatte glücklicherweise in Poona die Bekanntschaft einiger Engländerinnen gemacht, die dort als wohlthätige Schwestern unter den Eingeborenen arbeiteten, und die ihren Hauptsitz nicht weit von London in der Nähe von Reading hatten. An diese wandte sie sich um Hülfe; doch, ehrlich wie sie stets war, bemerkte sie zugleich, daß nichts sie bewegen würde, ihre eigene Religion, die sie sehr hoch schätzte, mit der christlichen zu vertauschen. Trotzdem nahmen die guten Schwestern sie, ihr Kind und ihre Begleiterin bei sich auf. Nachdem sie etwas geruht, kam auch sie zu mir nach Oxford mit der Absicht, ihre medicinischen Studien anzufangen. Aber sie sollte noch immer keine Ruhe finden. Ihre Freundin, geistig überreizt durch die lange Reise und das ungewohnte Leben in einem fremden Lande, bildete sich ein, daß man sie durch List oder Gewalt zum Christenthum bringen wollte. Sie machte also in einer Nacht einen Mordversuch auf Râmabâi und nahm sich dann selbst das Leben, um ihre Seele zu retten. Râmabâi war durch und durch von dieser Schreckensthat erschüttert, und als sie wieder zu uns nach Oxford kam, waren ihre Nerven so zerstört, daß sie nie für sich allein in einem Zimmer wohnen oder schlafen konnte. Nachdem sie endlich sich so weit erholt hatte, daß sie ihre medicinischen Studien beginnen wollte, kam ein neuer schwerer Schlag. Die Arme verlor ihr Gehör. Solche Schicksalsschläge hätten wohl das stärkste Herz zerschmettern können, aber Râmabâi blieb stark und hielt aus. Sie war bei mir im Hause wie ein kleiner Vogel, dem man die Flügel gebrochen, aber sie sang fort trotz alledem. Ihr Gedächtniß war wunderbar und setzte alle meine Freunde in Erstaunen. Sie wußte mehr Sanskrit auswendig, als was die Iliade und die Odyssee ausgefüllt hätte. Selbst Gelehrte wollen nicht glauben, wie viel alte Literatur durch Gedächtniß und mündliche Ueberlieferung geschaffen und erhalten werden konnte. Hier hatten sie den sprechenden Beweis und konnten sich überzeugen, daß Wolf seine alten Griechen besser kannte, als die neuen Skeptiker. Von Sanskrit konnte aber Râmabâi nicht leben, obgleich sie mehr wußte als manche, die sich bei uns Professoren des Sanskrit nennen. Da sie, wegen ihrer Taubheit die Absicht, Medicin zu studiren, aufgeben mußte, faßte sie den Entschluß, sich zu einer Lehrerin und Krankenwärterin auszubilden. Sie

fühlte die Pflicht, ihr Leben, verstört wie es war, nützlich zu machen. Sie hatte das alte indische Gefühl, daß jeder Mensch als Schuldner geboren werde, und daß wir unsere Schuld an Gott, an unsere Eltern und an unsere Lehrer durch gute Werke abzuzahlen haben. Sie wollte namentlich das unglückliche Loos der sogenannten Kinderwittwen in Indien erträglicher machen. Sie wissen, daß es in Indien für eine Schande gilt, wenn die Eltern keinen Mann für ihre Töchter finden. Deshalb werden die jungen Mädchen oft schon von ihrem sechsten Jahre an verlobt und die meisten sind vom zehnten an verheirathet. Stirbt nun ihr Mann, so ist die Wittwe zeitlebens eine Unglücksperson in der Familie. Sie nimmt an keinen Festlichkeiten Theil, darf sich nie schmücken; ja es wird ihr das Haar abgeschnitten, und die schwerste Arbeit im Hause fällt ihr zu. Da es nun aber oft schwer ist, einen passenden Mann zu finden, so hat sich in Indien eine Classe von Brahmanen gebildet, die bereit sind, für ein kleines Honorar Dutzende von jungen Mädchen zu heirathen, sie als ihre Frauen anzuerkennen, ohne sie oft auch nur gesehen zu haben. Stirbt nun ein solcher Ehemann, so hinterläßt er Dutzende von Wittwen, deren Loos sehr bedauernswerth ist. Denn da viele von ihnen ohne den Halt und Schutz von Seiten ihrer eigenen Familie oder ihres Ehegatten sind, fallen sie oft in schlechte Hände und füllen dann die Reihen der verworfensten Classe der menschlichen Gesellschaft.

Nach all' den Erlebnissen, mit denen Râmabâi zu kämpfen gehabt, war sie noch nicht viel über fünfundzwanzig Jahre alt, und je mehr sie ihre Vereinsamung fühlte, desto mehr zog es sie zu andern Menschen hin, desto tiefer spürte sie das Bedürfniß, Jemandem anzugehören. So entschloß sie sich auf eigenen Antrieb und mit voller Offenheit, der christlichen Gemeinde beizutreten, von der sie so viel Güte und Liebe empfangen hatte. Während sie früher sagte, daß eine gute Brahmanin ebenso gut sei wie eine gute Christin, wollte sie jetzt ihren Landsleuten zeigen, daß eine gute Christin so gut sein könne, wie eine gute Brahmanin. Und dies hat sie auch redlich gethan. Muthig machte sie sich auf, sammelte die Mittel zu ihrem Unternehmen in England und Amerika, lernte, was sie lernen konnte und was sie zu ihrem neuen Beruf in Indien bedurfte, ging dann in ihr Vaterland zurück, und hat jetzt in Poona eine Schulanstalt für junge Mädchen und junge Wittwen, die sie zu Lehrerinnen und zu anderen nützlichen Zwecken heranbildet. Sie streut köstlichen Samen aus, der in der Zukunft reiche Früchte tragen kann und tragen wird. So viel Geld, als sie braucht, scheint zusammen zu kommen, ohne daß sie viel zu betteln hat, und jede Gabe, auch die kleinste, wird dankbar angenommen. Es ist wahr, eine Schule für vierzig bis fünfzig Kinder und Kinderwittwen scheint wie ein Tropfen im Ocean, wenn man bedenkt, daß es in Indien Tausende von Kinderwittwen gibt. Aber Râmabâi besitzt den Muth, den nur Wenige haben, Gutes im Kleinen und im Stillen zu thun. Sie ist glücklich in ihrer Arbeit, so weit man nach solchem Unglück, als sie getroffen, noch von irdischem Glück sprechen kann. Sie trägt ehrlich die Schuld ab, welche das Leben, wie Manu sagt, uns Allen auferlegt.

Und hier darf ein anderer indischer Freund von mir nicht vergessen werden, der den ersten Anstoß zur Abschaffung der Kinderheirathen und zur Verbesserung

der socialen Stellung der Kinderwittwen in Indien gab, Behramji Malabari. Er ist seiner Religion nach ein Parse, und dies hat ihm seine Stellung als Reformator indischer Uebelstände oft recht schwierig gemacht. Selbst diejenigen Indier, welche sich ihrer socialen Uebelstände vollkommen bewußt waren, wollten sich nicht gern von einem Ungläubigen bemäkeln lassen. Malabari machte sich zuerst als ein junger Dichter und Schriftsteller in Guzerathi bekannt, hat sich seitdem aber fast ausschließlich der Abschaffung der gesellschaftlichen Uebelstände in Indien gewidmet. Er ist der Herausgeber eines bekannten indischen Wochenblattes, des „Indian Spectator". Oft ist er bei mir in Oxford zum Besuch gewesen, und oft habe ich aus seinem Munde Nachricht über die öffentliche und unöffentliche Meinung des indischen Volkes erhalten, wie man sie in Indien selbst nur schwer erhalten kann. Die Indier haben Zutrauen zu mir, weil sie mich nicht als einen Engländer betrachten und weil sie wissen, daß was man mir anvertraut, sicher liegt. Die Opfer an Zeit, an Kraft und an Geld, welche Malabari seiner guten Sache gebracht hat, sind nur Wenigen bekannt und übersteigen weit das Maß der Opfer, welche selbst die ehrsüchtigsten Parteigänger in England ihrer Partei zu bringen gewohnt sind, und wofür sie ihr quid pro quo nicht nur erwarten, sondern verlangen. Malabari scheint keine Ehrsucht zu haben. Er will sein Leben theuer verkaufen, nicht aber sich selbst; und das Bewußtsein, etwas Gutes gewirkt zu haben, ist ihm mehr werth, als Titel und Orden, wie sie die englische Regierung so freigebig an Würdige und Unwürdige vertheilt. Sein Name und der Name Râmabâi werden in Indien genannt und geehrt bleiben, wenn von vielen anderen Namen nichts als die Buchstaben C. I. E. oder K. C. I. E. übrig sind. Solche Männer und Frauen sind das Salz der Erde, und Indien ist nicht arm an solchem Salz.

Sie sehen, man kann Indien kennen lernen, man kann Freunde in Indien haben, auch ohne nach Calcutta zu gehen. Ich könnte Ihnen noch viel von anderen Freunden in Indien erzählen, mit denen ich in Correspondenz stehe. Manche schreiben Englisch, manche schreiben ihre Briefe in Sanskrit, Niemand besser, als meine liebe Freundin Râmabâi. Man sagt mir oft, ich kenne nur die besten Leute in Indien, nur die besten Gedanken, wie sie in der classischen Literatur des Landes aufbewahrt sind. Es mag ja sein, daß ich mir eine zu schöne Idee von Indien und den Indiern mache. Aber eben deshalb bin ich ganz froh, daß ich nicht selbst nach Indien gegangen bin. Ich meine, man kann nie zu gut von den Menschen denken. Das Gute liegt in Allem, es kann nur nicht immer hervordringen, und oft scheut es das zu helle Licht des Tages. Es ist viel schwerer, in allen Dingen und in allen Menschen das Gute zu entdecken, als das Schlechte. Jeder Recensent, sei es in der Kunst, sei es in der Wissenschaft, sei es in der Freundschaft, spricht nur zu gern von dem, was ihn stört, und betrachtet alles Gute und Liebe als selbstverständlich. Der wahre Kritiker hat Augen für das Gute, weit mehr als für das Schlechte, und der wahre Mensch weiß, wie Recht der Dichter hat, wenn er sagt:

Ein schöner Wahn, der mich entzückt,
Wiegt eine Wahrheit auf, die mich zu Boden drückt.

H. Taine.

Ein englisches Tagebuch aus der französischen Schreckenszeit.

I.

Auf der Todtenliste der jüngsten Zeit stehen drei französische Namen von unangefochtener Berühmtheit: die Namen Renan, Taine und Ferry. Den beiden Letztgenannten ist das eigenthümliche, in Frankreich fast unerhörte Loos zugefallen, im Auslande wärmere und allgemeinere Anerkennung gefunden zu haben, als im Vaterlande. Rücksichtlich Ferry's ist das auf Ursachen äußerlicher, wenn man will zufälliger Natur zurückzuführen — rücksichtlich Hippolyte Taine's dagegen auf tiefliegende, für das moderne Frankreich außerordentlich bezeichnende Gründe. Wie die Brüder Grimm ihrer Zeit als diejenigen Deutschen haben bezeichnet werden dürfen, deren Denk- und Auffassungsweise zu der des achtzehnten Jahrhunderts im deutlichsten Gegensatz gestanden, so kann von Taine behauptet werden, daß er unter allen bekannt gewordenen Franzosen unserer Tage von der in Frankreich herrschenden Bildungs- und Geistesrichtung am weitesten entfernt gewesen. Oder um in seiner eigenen Sprache zu reden: in so nachdrücklicher Weise, wie Taine, hat kein Anderer das aus der französischen Revolution hervorgegangene System des politischen Rationalismus, „wie es der classische Geist und die herrschende Ideologie nach mathematischem Muster errichtet hatten", für unauskömmlich erklärt. Weil er keinen der „sechs" Grundsteine gelten ließ, auf welche der „große Architekt des modernen Frankreichs" das Gebäude dieses Staates aufgerichtet und an denen keine der drei Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts zu rütteln gewagt hatte, ist Taine der Mehrzahl seiner Landsleute unverständlich geworden!

Die Sache Taine's gegen das heutige Frankreich zu führen, würde einer deutschen Zeitschrift übel anstehen. Näher liegt es, auf die Gründe einzugehen, welche dem Verstorbenen diesseit der Vogesen eine nicht ganz unerhebliche Zahl von Anhängern und Freunden erworben haben.

Principieller Natur sind diese Gründe nicht gewesen. Taine's Unternehmen, die naturwissenschaftlich-analytische Methode auf die philosophische und historische Arbeit anzuwenden, ist in Deutschland vielfach auf Widerspruch gestoßen; daß er von Hegel zu Condillac, dem Philosophen der Erfahrung und Beobachtung, zurückkehrte, und daß er, wie sein Freund Vacherot gesagt hat, seitdem „für die

Speculationen der älteren Metaphysik blind blieb", hat man auch bei uns für bedauerlich angesehen; gegen die Ergebnisse seines Hauptwerkes, der Untersuchung „Ueber den Ursprung des heutigen Frankreichs", haben sich gewichtige Stimmen (u. a. diejenige Heinrich von Sybel's) erhoben; endlich dürfte Taine's Theorie von der absoluten Bedingtheit jeder Kunsterscheinung durch das sie umgebende „milieu" in dem Vaterlande Goethe's und Schiller's, Mozart's und Beethoven's eine noch geringere Zahl von Anhängern zählen als in der Heimath Voltaire's und Diderot's. Nicht wegen, sondern trotz der Eigenthümlichkeit seiner Methode hat der „naturaliste de l'âme" bei uns reichere und dankbarere Anerkennung gefunden, als bei Denen, die ihm die Nächsten waren. Was wir an ihm bewunderten, waren ebenso Tugenden des Charakters wie Tugenden des Geistes: rücksichts- und vorurtheilslose Wahrheitsliebe, unermüdlicher Fleiß und eine Fähigkeit zu lichtvoller Zusammenfassung der gewonnenen Resultate, wie sie in gleichem Maße kaum ein anderer Vertreter geschichtlicher Forschung besessen. Mit einer Kühnheit, die in dem autoritätssüchtigen Frankreich heldenmüthig genannt werden kann, hat Taine den Dilettantismus dessen, was in Frankreich Philosophie heißt, beim Namen genannt; gegenüber dem landläufigen Anspruch auf den Primat französischen Geistes hat er die geschichtliche Bedeutung englischer Civilisation und Literatur erläutert — endlich, in seinem Hauptwerke den Grundirrthum des in den Ergebnissen der großen Revolution verkörperten politischen Rationalismus nachgewiesen und dadurch den Wahn, als ob Staatseinrichtungen irgend wo, irgend wann und unter irgend welchen Voraussetzungen a priori construirt werden könnten, an dem Beispiel Frankreichs ein für alle Mal als solcher gekennzeichnet.

Was es damit auf sich hat, kann vollständig nur da ermessen werden, wo man über die abergläubische Verehrung Bescheid weiß, welche die Franzosen nahezu aller Richtungen und Parteien den Ergebnissen ihrer großen Revolution und dem durch diese vollzogenen Bruch mit der Vergangenheit ihres Landes zollen. Die Aufstellung, daß die Zertrümmerung der Grundlagen des alten Frankreichs zu einer Atomisirung des Volksthums geführt und an die Stelle eines lebendigen Organismus einen wohl ausgeklügelten, aber innerlich leblosen Mechanismus gesetzt habe — diese Aufstellung hatte für die Erben der größten und verwegensten Umwälzung aller Zeiten eine so erschreckende Bedeutung, daß Widerspruch und unbedingte Ablehnung derselben durchaus begreiflich erscheinen. Die Sache selbst kommt aber nicht nur für Frankreich, sondern auch für uns in ernsthaften Betracht. Noch ist der Zusammenhang zwischen den großen Culturvölkern Europa's ein so enger, daß Irrthümer wie Einsichten einer Nation vom Range der französischen für alle Theile der gebildeten Welt von weittragender Bedeutung sind. Der franzosenfreundlichste aller bedeutenden Deutschen unserer Tage, Karl Hillebrandt, hat in dieser Rücksicht ein Wort gesagt, das heute die nämliche Beachtung verdient wie zur Zeit seiner ersten Veröffentlichung (1878):

„Das Ideal von der Gleichheit aller Bürger, vom Laienthum des Staates, von der vorsorglichen Ordnung aller Lebensverhältnisse, von der Herrschaft der gezählten Mehrheit ... eben wegen seiner Hohlheit und Oberflächlichkeit ist es so gefährlich, so faßlich für die Mittelmäßigkeit, die überall die Mehrheit bildet, so zugänglich für

die Halbgebildeten, die in unserem Jahrhundert sich mehr und mehr in den Vordergrund drängen ... Ist zu verwundern, wenn jenes rationalistische Ideal, das der Mittelmäßigkeit die wohlfeile Befriedigung der Eitelkeit gewährt, es verstanden zu haben; das in der anmuthigen französischen Form gepredigt worden, das so wenige Pflichten auferlegt und so viele Rechte einräumt, sich so schnell über Europa verbreitet hat? ..."

Gegen dieses falsche Ideal in dem Lande seiner Entstehung und in Tagen bedingungslosen Cultus desselben nachdrücklicheres Zeugniß abgelegt zu haben, als irgend ein anderer Zeitgenosse, ist das unvergängliche Verdienst Hippolyte Taine's. Im Vollbesitz der Bildung seines Jahrhunderts, gewappnet mit einem geschichtlichen Material, wie es gleich umfänglich von keinem Forscher französischer Dinge erworben worden, ausgerüstet mit einer ebenso glänzenden wie männlichen Beredtsamkeit, hat er die Geschichte seines Landes einer Revision unterzogen, die an Ernst, Gewissenhaftigkeit und Unerschrockenheit ihres Gleichen in der gesammten neueren Literatur nicht hat. Daß dieses Werk unvollendet geblieben, haben auch Diejenigen als Verlust angesehen, die die bisher gewonnenen Ergebnisse desselben mit von Abschnitt zu Abschnitt zunehmendem Unmuthe aufnahmen. Ob dasselbe in der französischen Geschichtschreibung Epoche machen wird, wissen wir nicht: eine Stelle in der Weltliteratur wird ihm gesichert sein, so lange die französische Revolution unter die weltgeschichtlichen Ereignisse zählt.

II.

Drei Jahre vor Veröffentlichung des ersten Bandes seiner „Origines de la France moderne" ließ H. Taine die Uebersetzung eines in den Jahren 1792 bis 1794 geführten Tagebuchs erscheinen, das aus der Feder einer ungenannten Engländerin herrührte und im Jahre 1796 zum ersten Male gedruckt worden war. In der Vorrede zu dieser Publication bezeichnet Taine dieselbe seinen Landsleuten gegenüber als „bitteren und heilsamen Trank", und in dem zweiten Bande seines Hauptwerks gibt er den Lesern wiederholt von diesem Trank zu kosten und das aus Gründen höchst bezeichnender Art. Wichtiger als alle Darstellungen der „effets d'ensemble", an welche die Mehrzahl französischer Historiker des Revolutionszeitalters ihre Kraft gesetzt hatte, erschien dem Verfasser der „Origines" die Bekanntschaft mit einem ins Einzelne gehenden Bericht über die täglichen Erlebnisse und Beobachtungen einer unbefangenen Zeugin, „welche die Dinge so angesehen hat, wie wir es selbst gethan hätten, wenn wir zur Zeit der Revolution gelebt hätten." In Deutschland ist dieses kleine Buch[1]) so gut wie unbekannt geblieben. Zum einen Theil, weil es eines solchen „Tranks" weniger bedarf als unsere in revolutionären Ueberlieferungen stecken gebliebenen Nachbarn, zum andern Theil, weil der Umfang des Werkes eine Theilnahme an dem Gegenstande desselben voraussetzt, der in Deutschland nur noch ausnahmsweise gefunden wird, hat unsere Presse dieses Buch unbeachtet gelassen. Auf mehr als einzelne Mittheilungen aus demselben ist es auch in den vorliegenden Blättern

[1]) A residence in France, during the years 1792, 1794 and 1795 described in a series of lettres, from an English Lady. Französisch: Un séjour en France de 1792 à 1795, lettres traduites par H. Taine (1872).

nicht abgesehen: diese Mittheilungen aber dürften mindestens da Leser finden, wo man den Werth von Schilderungen wichtiger Ereignisse zu schätzen weiß, die aus directer Anschauung gewonnen, ohne jede politische Tendenz und einfach als selbsterlebte Thatsachen niedergeschrieben worden sind. Dazu kommt, daß die hier erörterten Dinge nicht Paris, sondern wenig beachtete französische Provinzialstädte zum Schauplatz haben, und daß schon aus diesem Grunde der Zustand, welchen die Staatsumwälzung in den Privatverhältnissen der Einzelnen hervorbrachte, im Vordergrunde steht. Gerade an solchen Darstellungen des Revolutionszeitalters hat es bisher vielfach gefehlt. Die Mehrzahl zeitgenössischer Aufzeichnungen aus den Jahren 1792—1794 ist raisonnirender, nicht beschreibender Natur; statt zu sagen, was sie selbst gesehen und gehört, berichten die Verfasser, wie sie und Andere geurtheilt haben, indem sie statt des Kreises, in welchem sie selbst Beobachtungen anstellen konnten, den bereits hundertmal beschriebenen Schauplatz der großen Entscheidungen zum Ausgangspunkt nehmen.

Heinrich von Treitschke hat bei Erörterung von französischen Zuständen der dreißiger Jahre gelegentlich gesagt, „daß wir die Kenntniß mancher weiland viel besprochenen Kammerdebatte willig hingeben würden, wenn wir sicherer wüßten, was die Mütterchen am Spinnrocken ihren Enkeln von dem großen Kaiser erzählt und was die Bauern der Provinzen über die Bourgeoisminister Ludwig Philipp's geklagt haben." An diese treffende Bemerkung wird man gemahnt, wenn man die Ausführungen der englischen Briefschreiberin darüber liest, wie die Ereignisse der Jahre 1792—1794 auf die wirthschaftliche und moralische Existenz der Bürger, Handwerker und Krämer von Lille, Amiens, Arras u. s. w. gewirkt, und welche Formen sie in dem Tagesleben der Bewohner dieser Klein- und Mittelstädte angenommen haben. Vornehmlich auf diesen Punkt werden die nachstehend wiedergegebenen Auszüge gerichtet sein. — Wir gehen ohne Weiteres in die Mitte der Sache hinein und bemerken nur noch, daß Feststellungen über Namen und Person der Verfasserin niemals haben getroffen werden können, obgleich die Schrift bereits bei ihrem Erscheinen Aufsehen erregte und binnen zwei Jahren drei Auflagen erlebt hatte. Der Herausgeber, John Gifford, hat das Geheimniß, woher ihm das betreffende Manuscript zugegangen, vor Mit- und Nachwelt streng gewahrt.

Lille, im Mai 1792.

„Ihr, die Ihr im Lande der Guineen und Schillinge lebt, könnt Euch keine Vorstellung von den Verlegenheiten machen, in welche wir durch den Mangel an gemünztem Gelde versetzt werden. Das einzige hier kursirende Geld ist Papiergeld (Assignaten) im Betrage von 5, 50, 100, 200 ꝛc. Francs. Jeden Einkauf müssen wir nach dem Betrage der Assignaten einrichten, die wir in Händen haben; entweder bleiben wir dem Verkäufer etwas schuldig oder umgekehrt. „Man könnte den Verstand darüber verlieren," sagte mir gestern eine alte Frau, „es wird mein Tod sein." Seit einigen Tagen suchen die Stadtbehörden dadurch zu helfen, daß sie kleine Scheine zu 5, 10, 15 und 20 Sous gegen Assignaten zu 5 Francs auswechseln. Die Zahl dieser billets de confiance genannten Scheine ist indessen so beschränkt und die Nachfrage so groß, daß das Stadthaus an den Ausgabe- und Wechseltagen von Frauen aus allen Theilen der Umgegend, als: Bäuerinnen, Kleinhändlerinnen, Fischweibern ꝛc. förmlich belagert wird. Zwei und drei Stunden vor Oeffnung der Wechselstelle haben

diese Personen die verfügbaren Plätze eingenommen, um die Wartezeit mit Austausch von Neuigkeiten und Schimpfen auf das Papiergeld auszufüllen . . . Mit diesem Ort verglichen, dürfte selbst der Thurm von Babel ein Paradies von Stille und Ruhe gewesen sein. Man hört nichts als Geschrei, Schimpfen und Zanken, — die Wartenden gerathen einander in die Haare, und nachdem sie den halben Tag gewartet, ihre Arbeitszeit verloren, ihre Kleidungsstücke zerrissen und einige Beulen davongetragen haben, gehen sie mit kleinen Zetteln im Gesammtwerth von fünf bis zehn Francs nach Hause, um sich damit während der folgenden Woche durchzuhelfen . . .

— Die tägliche Hochmesse, die ein auf die neue Verfassung beeidigter Priester abhält, wird von einer zahlreichen, aber schmutzigen und übelriechenden Gesellschaft besucht, während die von einem nicht beeidigten Priester celebrirte Nachmittagsmesse ein minder zahlreiches, aber gewähltes Publicum versammelt. Zahlreiche sonst religiös indifferente Leute sind strenge Papisten geworden, seit die Parteinahme für den heiligen Stuhl zum politischen Erkennungszeichen geworden ist."

Von besonderem Interesse ist, was die Briefschreiberin über den Einfluß der Revolution auf die ländlichen Verhältnisse und über den Verkauf der Nationalgüter, d. h. der der Geistlichkeit und den Corporationen abgenommenen Besitzthümer bemerkt:

„Aus guten Gründen sind die Pächter die wärmsten Freunde der Revolution. Während sie sich weigern, ihre Producte anders als gegen klingende Münze zu verkaufen, bezahlen sie ihre Pachten in Assignaten, ohne daß die Eigenthümer dagegen Einspruch erheben könnten. Den Pächtern wird allenthalben zugeredet, sogenannte Nationalgüter zu kaufen; es soll das indessen mit der Gefahr verbunden sein, daß übereifrige Käufer sich ihrer für den Betrieb erforderlichen Mittel berauben. Zur Zeit der Kreuzzüge verkauften unsere Vorfahren ihre Weiden, um dafür ein Pferd zu kaufen, — jetzt werden die Pferde in der Absicht verkauft, für den Erlös Weiden zu erwerben, und es läßt sich absehen, daß manche größeren Güter von ihren neuen Erwerbern werden vernachlässigt werden müssen. Seit Jahresfrist hat sich in den Grundbesitzverhältnissen eine ungeheure Umwälzung vollzogen . . . Die Neigung zur Emigration hat viele Edelleute zum Verkauf ihrer Güter bestimmt, und diese bilden zusammt dem Kron- und Kirchenbesitz eine große Masse, die plötzlich an den Markt gebracht worden ist.

. . . Unter den Beweggründen für die Auswanderung ist die Eitelkeit einer der mächtigsten. Der kleine Provinzial-Adel ahmt das Beispiel des auswandernden hohen Adels nach, weil er sich einbildet, dadurch, daß er mit jenem gemeinsame Sache macht, ihm rücksichtlich des Ranges gleich zu werden. Bei den Frauen gehört das jetzt zum guten Ton, und die Art und Weise, in welcher sie von ihren ausgewanderten Freunden reden, bezeugt eher Stolz als Bedauern."

Die vorstehend wiedergegebenen Notizen datiren aus den letzten Tagen des constitutionellen Königthums, dessen Sturz sich während des Sommers 1792 bereits mit Sicherheit voraussehen ließ. Die entscheidende Katastrophe (Erstürmung der Tuilerien und Abführung der königlichen Familie in den Saal der gesetzgebenden Versammlung, später in den Temple) trat bekanntlich am 10. August desselben Jahres ein, wurde in den Provinzialstädten indessen erst mehrere Tage später und auch dann nur allmälig bekannt. Unter dem Datum des 15. August (1792) wird darüber das Folgende berichtet:

„Am 9. dieses Monats traf der Brief eines Abgeordneten ein, der lebhafte Besorgnisse vor dem nächsten Tage aussprach und weitere Nachrichten verhieß, „falls er am Leben bleiben sollte". Folgenden Tages gab es weder Post noch Zeitungen, noch Eilwagen oder irgend welche Nachrichten: in Erwartung der Post blieben wir

die Nacht auf — die einzige Kunde brachte indessen ein durchreisender Kurier, der nichts weiter zu sagen wußte, als daß Paris „in Blut und Flammen stehe". Nach zwei ferneren, von quälender Unruhe erfüllten Tagen und Nächten, erhielten wir endlich sichere Nachrichten und zwar solche, welche die schlimmsten Befürchtungen überstiegen. Unser Abgeordneter ist, wie er vorhergesehen hatte, so schwer mißhandelt worden, daß er nicht hat schreiben können: er hatte sich zu Gunsten der von Lafayette beobachteten Haltung (Lafayette wünschte die constitutionelle Monarchie zu retten und hatte der gesetzgebenden Versammlung darüber in drohendem Tone geschrieben) ausgesprochen und zusammt seinen Gesinnungsgenossen dafür Bedrohungen und Mißhandlungen ausstehen müssen. Auf diese Weise war eine Mehrheit für die Absetzung des Königs erzwungen worden."

Das für den Sturm auf die Tuilerien und die Absetzung des Königs maßgebende Ereigniß war bekanntlich die Kunde von dem Anmarsch der preußisch-österreichischen Armee und von dem Inhalt der Proclamation gewesen, in welcher der Herzog von Braunschweig das meuterische Paris für die Sicherheit der königlichen Familie verantwortlich gemacht hatte. Furcht vor der feindlichen Invasion und kriegerische Begeisterung für die Unabhängigkeit der Nation verbreiteten sich während der folgenden Tage von der Hauptstadt über das gesammte Land, ohne daß Parteiverschiedenheiten dabei einen Unterschied gemacht hätten. Die davon gewonnenen Eindrücke werden in einem zu Ilesdin (einer kleinen Grenzfestung) geschriebenen Briefe geschildert:

„Auf der Fahrt hieher wurden wir in jedem Dorf, jedem Hause mit dem Rufe „Es lebe die Nation" empfangen. In den Wirthshäusern wurden Bier „à la nation" und Zimmer „à la nation" angeboten. — Die Krämer verkaufen Taback und Puder „à la nation", und die Barbiere erbieten sich, das Haar „à la nation" zu schneiden und „à la nation" Zähne auszuziehen. Einwendungen gegen diese Beweise von Vaterlandsliebe sind nicht wohl möglich — die unaufhörliche Prüfung unserer Pässe durch Personen, die weder lesen noch schreiben können, bildet dagegen eine unerträgliche Geduldsprobe."

Bei ihrem Eintreffen in Arras (der Geburtsstadt Robespierre's) finden die Reisenden die Bevölkerung bereits mit der Beeidigung auf die neuen Principien der Freiheit und Gleichheit beschäftigt.

„Der bezüglichen Feierlichkeit soll fast ausschließlich der Pöbel beigewohnt haben. Mit den Zeitumständen angepaßter Galanterie hat der Präsident des Departements einer Frau Duchêne, — Aepfelverkäuferin und Präsidentin des Jacobinerclubs — den Arm geboten. Wie es heißt, ist die Dame bei dem Club in Ungnade gefallen, weil sie sich dazu herbeigelassen, öffentlich mit einem Manne von 40 000 Francs Renten-Einkommen zu erscheinen und dadurch der Aristokratie des Reichthums eine Höflichkeit zu erweisen . . .

Den 1. September. Die gegenwärtigen Zeitumstände sind mit einer großen und peinlichen Unbequemlichkeit verknüpft. Alle Leute, die irgend welche Werthgegenstände besitzen, beginnen ihr Geld und Silbergeschirr zu begraben, und da sie dabei ihre Dienstboten ins Vertrauen ziehen müssen, werden diese täglich fauler und unverschämter . . . Natürlich sind die Clubs zu förmlichen Heimstätten der Faulheit geworden — die Dienstboten begeben sich in dieselben, so oft es ihnen gefällt und ohne um Erlaubniß dafür zu bitten: wissen sie doch, daß keine Herrschaft unvorsichtig genug sein würde, ihre Dienerschaft „wegen patriotischer Theilnahme an Jacobiner-Versammlungen" zu entlassen. Selbst Diener, die sich nicht zu den neuen Principien bekennen, vermögen der Versuchung zum Mißbrauch der Stellungen nicht zu widerstehen, die sie als Mitwisser von Familienangelegenheiten erworben haben . . .

Die Mehrzahl der Freiwilligen, die sich zur Armee begeben, besteht aus alten Leuten und aus blutjungen Burschen, die durch hohen Sold und Mangel an anderweitem Erwerb angelockt werden. Ein Vogelhändler brachte uns neulich all' seine Vögel, indem er erklärte, daß er morgen an die Grenze abmarschiren werde. Als wir ihn fragten, wie er bei seinem Alter darauf komme, zur Armee zu gehen, erklärte er, er habe bereits früher gedient und brauche nur noch einige Monate, um pensionsberechtigt zu werden. „Aber Sie können inzwischen getödtet werden, und dann hilft Ihnen die Pensionsberechtigung nichts mehr." „Seien Sie ruhig," gab er zur Antwort, „ich werde mich zu schonen wissen — für dieses Lumpenpack schlägt man sich nicht, wie man sich für seinen König schlagen würde."

3. September. Die Wahlversammlungen haben ihren Anfang genommen. Zufälliger Weise geriethen wir in eine Kirche, in welcher der jüngere Robespierre (NB. Augustin Robespierre, ein — ziemlich harmloser — Bruder des Schreckensmannes) vor einer wenig zahlreichen und höchst unansehnlichen Versammlung seine Rede hielt; durch lärmende Beifallsbezeugungen suchte man den Mangel an stärkerer Betheiligung zu ersetzen . . . Wiederholt habe ich ansehnliche Landeseingesessene gefragt, warum sie sich durch die unwürdigsten und zügellosesten Bewohner der Stadt vertreten ließen; . . zu ihrer Vertheidigung machten die Befragten alsdann geltend, daß sie durch die Mehrzahl überwältigt und mißhandelt werden würden, wenn sie an den Wahlversammlungen Theil nehmen wollten, und daß es außerdem zur localen öffentlichen Sicherheit beitrage, wenn man die Lumpen und Unruhestifter als Volksvertreter nach Paris sende.

. . . Das Theater ist zur politischen Hochschule geworden, in welcher das Publikum zum Haß gegen Könige, Edelleute und Priester angestiftet wird. Dabei beobachtet man eine gewisse Reihenfolge. Vor Jahresfrist wurden alle menschlichen Verirrungen und Abscheulichkeiten durch Grafen und Marquis repräsentirt . . . jetzt ist die Anschwärzung der Geistlichkeit an die Reihe gekommen . . . Gewisse Aufführungen scheinen dazu bestimmt, die Zuschauer auf die Schließung der Frauenklöster und die Verbannung der Priester vorzubereiten. Da die alten Empfindungen noch nicht ganz ausgerottet sind, sucht man die jetzigen Verfolgungen durch Verleumdungen zu rechtfertigen . . . Zu diesem Behuf werden Mißbräuche und Bigotterien aller Länder auf die Scene gebracht, Rachsucht, Haß, Habsucht und Grausamkeit in den Theaterstücken so dargestellt, als ob sie unter der Maske der Religiosität und Dank der Straflosigkeit der Klöster freien Lauf gehabt hätten; gleichzeitig schildern Operetten und Farcen, deren Lächerlichkeit besondere Zugkraft übt, die Klöster als Freistätten der Ausschweifung, der Intrigue und des Aberglaubens . . . Da das Volk das Innere der Klöster nicht kennt, sieht es diese Dinge mit der Ehrfurcht an, welche das Geheimnißvolle auf Ungebildete zu üben pflegt. Geistliche Trachten waren früher auf der Bühne verpönt, so daß jetzige Vorstellungen, in welchen Klosterhöfe, Mönche, Nonnen, deren Trachten und Gebräuche vorkommen, die Masse anziehen. Aus den Neugierigen werden aber nur all' zu leicht Leichtgläubige."

Der Absetzung des Königs und der Ausschreibung der Wahlen zum Nationalconvent folgten bekanntlich die Pariser Gefängnißmorde vom 2. und 3. September auf den Fuß. Während die Wähler der Provinzen an die Wahlurnen schritten, war der Hauptstadt zum Schauplatz von Massenabschlachtungen geworden, wie sie seit den Greueln der Bartholomäusnacht nicht mehr erlebt. Auf den von diesen Mordthaten überraschten Provinzen lastete bleiernes Entsetzen; während die größeren Städte ähnliche Pöbelausschreitungen fürchteten, wurden die kleineren Orte von Pariser Flüchtlingen überschwemmt. Aus Amiens, wohin unsere Berichterstatterin sich gewandt hatte, schreibt sie das Nachstehende:

„Während der Convent seine Thätigkeit unter schlimmen Vorzeichen beginnt, hat sich der Pariser Bevölkerung panischer Schrecken bemächtigt, — alle Landstraßen sind

mit Wagen, alle Wirthshäuser mit Reisenden überschwemmt. Eine neue Paßverordnung ist erlassen und, wie es scheint, dazu bestimmt worden, dieser Wanderlust Schranken zu setzen. In Abbeville, wo wir zu später Stunde und sehr ermüdet eintrafen, wurden wir auf die Municipalität geführt, wo man unsere Personen mit den Signalements der Pässe verglich, — in den Wirthshäusern mußten wir unsern Namen nebst Angaben über unsern Geburtsort, Ausgangspunkt und Ziel der Reise in ein Buch tragen. Sie werden meinen, daß das eher nach der Blüthezeit der Inquisition, als nach den Anfängen einer Republik schmeckt, — die Franzosen haben indessen andere Meinungen über die Freiheit und lassen sich dergleichen in aller Ruhe gefallen . . .

Die Bewohner Amiens' sind sogenannte Aristokraten, — nichts desto weniger aber berechnen sie bei dem Eintreffen von Flüchtlingen aus Paris die Summen, die sie denselben abpressen können, und setzen ihre Ansprüche um keinen einzigen Franc herunter. Gleich den Staatspapieren sind die Wohnungen zu Gegenständen der Speculation geworden, deren Preise je nach Ab- und Zunahme der öffentlichen Verlegenheiten sinken und steigen. Die Wohnungsvermiether, an welche wir uns hier wendeten . . . erklärten wiederholt, daß sie ihre Zimmer mit größerem Vortheil würden vermiethen können, wenn die Wirren in Paris zunehmen sollten.

Die Kleingeld-Noth ist dabei in abermaliger Zunahme begriffen. Verschiedenen Gemeinden, welche gegen das Staatspapiergeld Scheine zu 5, 10 und 15 Sous ausgegeben hatten, haben Bankerott gemacht und dadurch ein so allgemeines Gefühl der Unsicherheiten hervorgerufen, daß die in der einen Stadt ausgegebenen Scheine in der anderen nicht mehr angenommen werden.

Ende October. Wie allenthalben haben die unteren Klassen auch hier die Gewohnheit, Ministern und Regierungen alle Verantwortlichkeiten, auch diejenigen für Naturerscheinungen aufzubürden. Als ich einer Frau, die mir Früchte brachte, die Bemerkung machte, daß die Weintrauben in diesem Jahre schlecht und theuer seien, gab sie zur Antwort: „Du lieber Gott, die Trauben werden ja nicht reif! Es scheint, daß Alles schlecht geht, seitdem man die Nation erfunden hat.

Im November. Die Vertreibung der (sc. unbeeidigten) Priester hat die erwartete Wirkung bis jetzt nicht geübt. Die Messen werden allerdings nur von beeidigten Geistlichen abgehalten, das Volk weiß die Gesetze indessen ebenso geschickt zu umgehen, wie die Regierenden sie zu fabriciren wissen; da die Leute die Kirchen durch die Anwesenheit beeidigter Priester entweiht glauben, strömen sie auf Kirchhöfe und in alle Kapellen, die längere Zeit außer Benutzung gewesen und darum von constitutionellen Geistlichen und den durch diese abgehaltenen Messen „rein" geblieben sind. Der St. Denys-Kirchhof von Amiens ist trotz seines beträchtlichen Umfanges an den Sonntagen so überfluthet, daß es kaum möglich ist, in denselben hineinzutreten.

December. Es ist jetzt Mode geworden, sich „Bürger" (citoyen) zu tituliren, einerlei ob man aus Paris oder aus Peru herstammt. Zu dem herrschenden System stimmt das genau: fühlbare Uebelstände und eingebildete Reformen bilden die Signatur desselben. Dem Volke wird mit Worten geschmeichelt, während man ihm die wirklichen Vortheile entzieht . . . Mag die Gleichheit anderswo existiren, in Frankreich wird sie sich niemals einbürgern. Die Franzosen sind an Unterordnung gewöhnt und stützen sich gewohnheitsmäßig auf etwas Höheres: wird eine höhere Klasse gestürzt, so tritt sofort eine andere an ihre Stelle. Jetzt wird der Kaufmannsstolz die Rolle des Adelsstolzes übernehmen. Der Einfluß der Reichen macht sich bereits durch den Ankauf der Nationalgüter geltend, indem die verödeten Abteien und verwüsteten Adelsschlösser zu Lusthäusern üppiger Geschäftsleute werden." —

Der Ereignisse, welche während des Decembers 1792 und Januars 1793 die halbe Welt beschäftigten, des Processes und der Hinrichtung des unglücklichen Königs geschieht in den Tagebüchern der Reisenden keine ausdrückliche Erwähnung. Die Stelle von Betrachtungen über diese — aus ungezählten anderweiten Darstellungen bekannten — Vorgänge, nehmen außerordentlich feine Bemerkungen

über den französischen Nationalcharakter und über die Beeinflussung desselben durch die revolutionären Erschütterungen ein. Kenner französischer Menschen und Eigenthümlichkeiten werden durch die außerordentlich zutreffende Beobachtung überrascht werden, welche die Schreiberin a. a. O. über die Wirkungen des Ehescheidungsgesetzes von 1792 macht:

„Aus den Zeitungen werden Sie wissen, daß die Ehescheidung jetzt unter den dürftigsten Vorwänden erlangt werden kann. Eine Dame unserer Bekanntschaft ist in Veranlassung des bezüglichen Decrets Republikanerin geworden und gedenkt sich der neuen Freiheit zu bedienen. Ich glaube aber nicht, daß dergleichen Fälle allzu häufig vorkommen werden. — Mit gutem Grunde macht man den Französinnen Hang zu Liebesabenteuern zum Vorwurf: sind sie auch vielfach unbeständige Gattinnen, so sind sie doch auch in der Regel treue Freundinnen. Den Ehemann, den sie dem Liebhaber opfern, verlassen sie darum noch nicht, und der gemeinsamen Interessen nehmen sie sich so eifrig an, als ob sie durch die wärmste Hingabe geleitet würden. Frau C., der wir in der Gesellschaft häufig begegnen, ist zum Beispiel die Frau eines Ausgewanderten, und man behauptet, daß sie sich über die Abwesenheit des Gemahls zu trösten wisse. Nichts desto weniger macht sie die unermüdlichsten Anstrengungen, um ihrem Gatten Geld zu verschaffen. Ihrer Fürsorge für ihn bringt sie die eigne Sicherheit zum Opfer und bei einem ihrer wärmsten Verehrer hat sie durchgesetzt, daß er seine Abreise an die Grenze beschleunigt, um dem Ehemann eine mühsam zusammengebrachte Geldsumme zu übermitteln. Dergleichen Fälle kommen häufig vor, und da der Franzose seinem Interesse alles Uebrige hintansetzt und zugleich fügsamer ist als der Engländer, so erledigen dergleichen Fälle sich häufig auf freundschaftliche Weise, und hört man von Trennungen eigentlich nur selten reden."

Zu den merkwürdigsten Zügen des französischen Nationalcharakters zählt die Verfasserin die Ergebung in das, was für unvermeidlich gehalten wird.

„Für jeden Unglücksfall hat der Franzose eine tröstende Redensart bei der Hand, die er indessen so ernsthaft nimmt, daß er sie nicht nur bei dem Unglück Anderer, sondern auch bei eignen schweren Prüfungen in Anwendung bringt. Stirbt Einem die Frau, so sagt er: „Sie müssen sich zu trösten suchen", — fällt man in Krankheit, so heißt es: „Man muß Geduld üben", — verliert man sein Vermögen, so sagt er, indem sein Gesicht sich verlängert, mit einiger Theilnahme: „Das ist recht unglücklich, aber — was soll man machen". Man muß ihnen aber die Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, daß sie diese Trostgründe auch auf sich selbst anwenden. Diese Stimmung, die dem Reichen die Ruhe wahrt, verhärtet den Armen im Gefühl des Elends: bei dem Ersteren vertritt sie die Stelle der Seelengröße, bei dem Letzteren die Stelle der Geduld."

Am 21. Januar (1793) war das Haupt Ludwig's XVI. gefallen, während der folgenden Monate der bereits früher entbrannte Kampf zwischen Girondisten und Jacobinern mit zunehmender Heftigkeit weiter geführt, gleichzeitig aber der Einfluß der Letzteren so weit befestigt worden, daß man ihn auch in den Provinzen zu spüren begann. In einem aus Amiens (25. März) datirten Tagebuchblatte heißt es darüber:

„Die Lage Frankreichs hat sich im Verlauf der beiden letzten Monate wesentlich verändert. Die Staatsgewalt ist stetiger und zugleich unumschränkter geworden; die vereinzelten und gelegentlichen Willküracte haben einem System Platz gemacht, das von den Jacobinerclubs aus durch die Sectionsausschüsse geübt wird . . . Die Mehrzahl der Departements steht unter der Herrschaft vom Convente entsendeter Commissarien, welche über die bewaffnete Macht verfügen . . . und als unbeschränkte Herrscher auftreten. Zur Zeit haben wir zwei Deputirte in unserer Stadt, welche nach willkürlichem

Ermessen Festnahmen und Einkerkerungen verfügen. Einundzwanzig Einwohner von Amiens sind bereits verhaftet worden, ohne daß bestimmte Anklagen gegen dieselben vorlägen . . . Die Thore der Stadt sind geschlossen, und ohne Erlaubniß der Municipalität darf Niemand, nicht einmal ein Vorstadtbewohner, dieselben passiren. Die zur Stadt kommenden Bauern und Pächter müssen Angaben über Farbe und Gattung ihrer Pferde in den mitgebrachten Pässen aufweisen . . . Straflos werden die der Post übergebenen Briefe geöffnet, Papiergeldmassen in willkürlichster Weise vom Convente ausgegeben, unterschiedslos alle Männer zu Wachtdiensten herangezogen.

Rouen, 31. März. Gleich der Mehrzahl anderer französischer Provinzialstädte ist auch Rouen „entschieden aristokratisch", d. h. die Reichen sind unzufrieden, weil sie keine Sicherheit haben, die Armen, weil ihnen das Brod fehlt . . . Als „Aristokraten" wurden vor Jahresfrist die Anhänger der Adelsprivilegien und der alten Ordnung der Dinge bezeichnet: heute ist Aristokrat, wer sich zu den nämlichen Grundsätzen bekennt, die damals patriotisch hießen, d. h. drei Viertheile der ganzen Nation. Die Reichen heißen Aristokraten, weil sie für die Sicherheit ihres Eigenthums fürchten, die Kaufleute, weil sie über Stockung des Handels klagen und kein Vertrauen zu den Assignaten haben, — die kleineren Krämer und Höker, weil sie ihrer Waaren gewaltsam beraubt zu werden fürchten, wenn sie dieselben nicht unter dem Einkaufspreise feilhalten, — gelegentlich auch die Armen, wenn sie über die hohen Brodpreise und die Massenaushebungen zur Armee klagen. Endlich die human denkenden Leute, welche ihr Entsetzen über die Massacres und den Verlust der bürgerlichen Freiheit ausdrücken.

20. April. Früher bestand die Herrschaft der Hauptstadt darin, daß sie neue Fortschritte in der Koch- und Tanzkunst und neue Moden dictirte, die man den Hofdamen nachahmte. Die Moden, die jetzt aus Paris eingeführt werden, stammen von Marktweibern und Frauen der Municipalbeamten her . . . An der Thür jedes Hauses in ganz Frankreich muß eine Tafel mit genauem Register über Namen, Alter, Geburtsort und Beruf jedes Einwohners angebracht werden . . . Binnen vierzehn Tagen haben bei uns zwei Haussuchungen stattgefunden; das eine Mal wurde nach Waffen gesucht, das andere Mal hieß es, man wolle feststellen, wie viel Einquartirung in jedem Hause Unterkommen finden könne. Das ist indessen nur Vorwand, denn die städtischen Behörden vertheilen die Einquartirung, wie ihnen beliebt und ohne jede Rücksicht darauf, ob Platz vorhanden ist oder nicht; die wahre Absicht ist auf eine Untersuchung darüber gerichtet, ob die Zahl der Hausbewohner mit der an der Hausthür befestigten Liste genau stimmt. Frau D. lag krank im Bette, die galanten Republikaner aber drangen mit bewaffneter Macht in ihr Schlafzimmer, um zu untersuchen, wie viel Soldaten in diesem Krankenzimmer Platz finden könnten."

Von Tag zu Tage und von Woche zu Woche wurde die Lage der Bewohner Amiens' düsterer und unerträglicher. So allgemein war der Schrecken, daß man sich nur noch sicher glaubte, wenn man seine Hauslisten mit der Abbildung rother Mützen oder mit Randglossen wie „Hier wohnen lauter gute Republikaner", „Es lebe die Republik", „Die Freiheit oder der Tod" u. s. w. verzierte, und wenn man bei jeder Gelegenheit eine Gesinnung zur Schau trug, die zu der herrschenden, zugleich ängstlichen und erbitterten Stimmung im denkbar schroffsten Widerspruch stand. Mitte April wurden zu Amiens einhundertundzwanzig unbeeidigte Priester im Alter von sechzig und mehr Jahren verhaftet, die man kurz zuvor von dem gegen jüngere Geistliche erlassenen Verbannungsedict ausdrücklich ausgenommen hatte und die die Sympathien der gesammten Bevölkerung genossen, und einige Wochen später ein Decret erlassen, welches Ausländern den Aufenthalt in Frankreich allein unter der Bedingung gestattete, daß sie (sofern sie nicht Besitzer von Nationalgütern oder Gewerbtreibende waren) die Hälfte ihrer Baarschaft als Sicherheit hinterlegten und sechs Bürgen für ihre gute

Gesinnung stellten. Gleichzeitig fanden Massenverhaftungen statt, welche durch den Auswurf des Pöbels und mit vollendeter Rohheit in Ausführung gebracht wurden.

„Am vorigen Montage," so heißt es in dem an die Tagebuchschreiberin gerichteten Briefe einer befreundeten Dame, Frau v. B., „wurden unsere Dienstboten früh Morgens um zwei Uhr von einer Schar in das Haus dringender bewaffneter Männer geweckt. Während die Einen alle Zimmer durchsuchten, traten die andern an unsere Betten, um uns zu sagen, daß wir auf Befehl des Departements verhaftet würden, sogleich aufstehen und ihnen in das Gefängniß folgen müßten. Als wir uns von dem ersten Schrecken erholt hatten, baten wir die Wachen einen Augenblick zurückzutreten, damit wir uns inzwischen ankleiden könnten. Alle Rücksichten auf Anstand und Humanität bei Seite lassend, und ohne Schonung meiner Befangenheit und des Geschreies der Kinder im Schlafzimmer, blieben die Soldaten indessen im Zimmer, während wir uns ankleideten. Dann wurde von 2 bis 6 Uhr das ganze Haus durchsucht, dabei das Oberste zu unterst gekehrt, und seitdem sitzen wir im Gefängniß, in welchem wir — Gott weiß wie lange — verbleiben werden. Da die gegen uns erhobene Anklage geheim gehalten wird und wir weder das uns zur Last gelegte Verbrechen noch die Personen unserer Ankläger kennen, sind wir außer Stande, etwas für unsere Freilassung zu thun . . . Wahrscheinlich liegt die Denunciation irgend eines Feindes oder eines entlassenen Dienstboten vor . . . und hat dieselbe allein die unbestimmte und unbestimmbare Anklage auf Aristokratismus zum Gegenstande.

Inzwischen hatten die Kämpfe zwischen Jacobinern und Girondisten zu den Pariser Pöbelaufständen vom 30. Mai und 1. Juni geführt, die mit der Ausstoßung der Girondisten aus dem Convente und ihrer Gefangennahme endete. Abermals blieben die Nachrichten aus Paris Tage lang aus, bis man endlich erfuhr, daß einzelne Führer der Gironde in die Provinzen entwichen seien, um einen Volksaufstand gegen die despotische Hauptstadt und die in dieser herrschende Partei der Robespierre, Marat und Genossen zu entzünden. Die dadurch heraufbeschworene Gefahr hatte naturgemäß die Verschärfung des Einschüchterungssystems zur Folge, mittelst dessen das Jacobinerthum die in den Provinzen lebenden heimlichen Anhänger der gemäßigten Partei und die bestimmbaren Massen niederhielt.

„Allenthalben murrt man im Stillen" heißt es in unserem Tagebuch, „aber allenthalben unterwirft man sich öffentlich. Etwa 15 Departements haben sich erhoben, angeblich wegen Austreibung der (girondistischen) Deputirten; ich glaube aber nicht, daß das Volk im Ganzen irgend welche Neigung hat, sich in diesen Streit zu mischen, den die Vernünftigen für eine Art Familienstreit ansehen; dazu ist keine der beiden Parteien beliebt genug. Hier in Amiens, wo alle Welt aristokratisch gesinnt ist, haben die geflüchteten Abgeordneten nicht die geringste Ermuthigung gefunden; wäre dagegen Dumouriez erschienen, um den König zu proclamiren, so würde man ihn ohne den geringsten Widerstand aufgenommen haben."

Die Masse des französischen Volkes hatte im Juni 1793 allerdings andere Dinge zu thun, als sich an dem Kampf der beiden republikanischen Fractionen zu betheiligen: die große Sorge des Tages bildete das sogenannte Gesetz über das Maximum.

„Das allgemeine Mißtrauen gegen das Papiergeld" (die Assignaten) — so heißt es zu einer Tagebuch-Notiz vom 20. Juni — „und die Vertheuerung des Brodes haben um Erlaß eines Gesetzes geführt, welches die Landwirthe des gesammten Landes dazu verpflichtet, ihr Getreide zu einem bestimmten Preise zu verkaufen und zwar zu einem

Preise, der sehr viel geringer ist, als der seit Monaten gezahlte. Die Folge davon war, daß an den meisten Markttagen gar kein Getreide zum Verkauf in die Stadt geführt wurde, und daß jetzt Dragoner durch das Land ziehen, um uns vor dem Hungertode zu schützen. Wären der herrschende Despotismus und das Elend des Landes nicht so entsetzliche und betrübende Dinge, so könnte man über die komischen Figuren lachen, welche die von den Dragonern in die Stadt geschleppten Bauern abgeben, wenn sie mit melancholischen Gesichtern auf ihren Getreidesäcken dasitzen. Da sieht man z. B. zwei Dragoner, die eine alte Frau und deren Esel in die Stadt escortiren."

Wir übergehen die folgenden Blätter des Tagebuchs trotz der großen Zahl auf denselben verzeichneter zutreffender Bemerkungen (insbesondere derjenigen über die lächerliche Manie, Sitten des griechischen und römischen Alterthums nachzuahmen und darüber die Bedürfnisse der Gegenwart und die Zustände der Nachbarvölker zu vergessen), um den persönlichen Geschicken der Verfasserin nachzugehen. — Seit Eintreffen der Kunde von der Uebergabe des aufständischen Toulon an den Admiral Lord Hood (11. September) erschien die Verhaftung sämmtlicher auf französischem Boden lebender Engländer als bloße Frage der Zeit. Papiere und Effecten unserer Tagebuchschreiberin waren bereits im August mit Beschlag belegt und versiegelt, sie selbst einem mehrstündigen peinlichen Verhör unterzogen worden: dem Volke hatte man eingeredet, daß die allgemeine Entwerthung des Papiergeldes (für ein Goldstück im Werthe von 20 Francs wurden am 21. August zu Péronne nicht weniger als 130 Francs Papier gezahlt), das Werk Pitt's und der geheimen Agenten des Londoner Cabinets sei! Bald darauf (Anfang October) wurde die Dame selbst arretirt und in das Stadtgefängniß von Arras gebracht, in welches einige Wochen zuvor hundertundfünfzig Personen der höheren Stände an einem und demselben Tage abgeführt worden waren. Der Bericht darüber lautet wie folgt:

„Stadtgefängniß von Arras am 15. October. Vor etwa einem Monat kündeten Kanonendonner und Glockengeläute die Ankunft des nach Péronne entsendeten Conventsdeputirten André Dumont an. Sofort wurden die Thore geschlossen, die Aufgänge zum Wall mit Dragonern besetzt. Eine Abtheilung Nationalgarden erschien in unserer abgelegenen Straße, bevor wir noch die Ursache des Lärms in Erfahrung gebracht, um mich und Frau v. X. festzunehmen und in die Kirche zu führen, in welcher die Verhafteten vernommen werden sollten. Alle Straßen waren mit Menschen besetzt, deren stumme und ängstliche Haltung unsere Besorgnisse vermehrte . . . Vor den Abgeordneten geführt, wurden wir von diesem darüber unterrichtet, daß Frau von X. als Schwester eines Emigranten und ich als Engländerin die Nacht in einer dazu bestimmten Kirche verbringen und anderen Tages nach Arras abgeführt werden würden."

Diese Haft sollte bis zum Friedensschlusse mit England fortdauern, den der Abgeordnete Dumont übrigens als bevorstehend ansah, „da in England doch wohl eine Revolution ausbrechen werde". — Trotz aller Bitten der erschreckten Frauen blieb es dabei, daß dieselben in die zum Gefängniß eingerichtete Kirche abgeführt wurden, in welcher sie hundertundfünfzig Personen der verschiedensten Alter und Lebensstellungen vorfanden.

„Der düstere Eindruck des Gebäudes wurde durch das Dunkel der Nacht erhöht; der Lärm, welchen die zum Theil betrunkenen Wächter vollführten, der von denselben verbreitete Tabaksrauch und Gestank und die Hitze des überfüllten Raums machten unsere Lage unerträglich . . . Die Stunden bis zum andern Morgen schienen sich endlos auszudehnen, und ich konnte mich schwerer Besorgnisse nicht erwehren, wenn ich

an die Pariser Gefängnißmorde und an die häufig vernommene Absicht dachte, Adel und Geistlichkeit auszurotten."

Nach einem in der Frühe des folgenden Morgens eingenommenen Frühstück erhielten die beiden gefangenen Frauen die Erlaubniß, ihre Kammerfrauen mitzunehmen und sich durch diese mit einigen Kleidungsstücken versehen zu lassen. Gegen sechs Uhr wurde in verdeckten Karren unter dem Geleit von Dragonern aufgebrochen. Unterwegs erfuhren die Gefangenen, wie es mit ihrer und ihrer Unglücksgefährten Verhaftung zugegangen war: beim Eintreffen Dumont's hatten die städtischen Behörden erklärt, daß es in ihrer Stadt durchaus ruhig zugehe und daß sie Niemanden anzuklagen hätten. Darüber war der Abgeordnete in Wuth gerathen und hatte die Erklärung abgegeben, daß er die Stadt für im Aufstande begriffen erklären werde, wenn man ihm nicht fünfhundert Gefangene ausliefere — er wisse, daß mindestens fünftausend Aristokraten zu Péronne lebten. Dann waren der Maire und die Stadträthe trotz ihrer Bereitschaft zur Ausführung des erhaltenen Befehls verhaftet und in das Schloß abgeführt worden, um sammt denselben Personen, die sie eben erst hatten festnehmen lassen, nach Amiens abgesendet zu werden. Weiter erfuhren die Damen, daß sie die Kosten für die auf ihre Habe gelegten Siegel und den Betrag von $2^1/_2$ Francs täglich an jeden der in ihre Wohnung gelegten Wächter zu zahlen hätten!

Nach achtzehnstündiger qualvoller Fahrt bei strömendem Regen und aufgeweichten Wegen langte man in Bapaume an, wo die Gefangenen abermals in eine Kirche geführt und in ihren durchnäßten Kleidern auf feuchtes Stroh gebettet wurden. Nach kurzer Rast wurde die Reise anderen Morgens fortgesetzt und gegen 11 Uhr Arras erreicht. Nicht weniger als zwanzig Personen mußten in einem engen, übelriechenden Gemach untergebracht werden. Männer und Frauen wurden durch einen, von den letzteren angebrachten Vorhang getrennt und während der folgenden Tage in dieser elenden Lage gelassen, welche unserer Tagebuchschreiberin ein schweres, drei Wochen andauerndes Fieber zuzog; mit Rücksicht darauf durfte sie sich in einem an das Hauptgemach stoßenden engen und dunkeln Loche einzeln niederlassen. Dabei blieb es mehrere Wochen:

„Die Zahl der Gefangenen war inzwischen auf etwa dreihundert angewachsen: ehemalige Edelleute, Verwandte von Emigranten, unbeeidigte Priester, Kaufleute, wegen Ueberschreitung des Preis-Maximums verhaftete Höker und Krämer, Bauern, die ihr Getreide versteckt haben sollten, — arme alte Weiber, die verbotenen Gottesdiensten beigewohnt hatten, andere, die als Fremde aufgegriffen worden, weil sie außerhalb ihres Wohnorts die Nacht zugebracht hatten, sie Alle saßen in buntem Gemisch durcheinander; endlich Gefangene, die die Ursache ihrer Verhaftung überhaupt nicht kannten . . . Auf Befehl des Convents hatte Jedermann, selbst die Frauen, bei Gefängnißstrafe die National-Cocarde anlegen müssen, und selbst wir Gefangene mußten dieses schimpfliche Abzeichen anlegen." — Daß mit dem Eigenthum der Verhafteten in schamlosester Weise verfahren und ein großer Theil desselben von den Wächtern gestohlen wurde, verstand sich ebenso von selbst, wie daß Niemand darüber zu klagen wagte. „Hier am Ort besteht ein Revolutions-Tribunal, dem die Guillotine zur Begleiterin beigegeben ist, und das bereits zahlreiche Hinrichtungen hat ausführen lassen. Nach den Namen der Hingerichteten zu fragen, wage ich nicht, weil ich fürchte, unter denselben Bekannte zu finden. Wie man uns berichtet, ist die Procedur eine außerordentlich einfache: Vermögen, Namen und gesellschaftliche Beziehungen der Angeklagten ver-

treten die Stelle von Belastungsbeweisen. Als Conventscommissar des Departements fungirt hier in Arras ein grausamer und sittenloser ehemaliger Priester Lebon, der die Urtheilssprüche der Geschworenen nach Rücksichten persönlicher Feindschaft und persönlicher Interessen leitet[1]) . . . Nachts werden wir fast regelmäßig durch das Eintreffen neuer Gefangener geweckt, und Morgens beim Erwachen ist die erste Frage: Wieviel neue Gefangene sind angekommen? Die gewöhnliche Antwort meiner Kammerfrau lautet: „Etwa zehn Priester, Madame, und dreißig Edelleute." Seufzer begleiten diese Antwort, — die schwersten, wenn es sich um einen unbeeidigten Priester oder gar einen Bischof handelt."

Zufolge der von Tag zu Tage vermehrten Insassenschaft des Stadtgefängnisses von Arras war die Lage der Bewohner desselben eine so unerträgliche geworden, daß die Tagebuchschreiberin und ihre Leidensgefährtin schließlich nur den einen Wunsch hegten, in ein anderes Gefängniß gebracht zu werden. Die Mittel, die man dazu verwendete, waren höchst bezeichnender Natur.

„Der Bediente der Frau von X," so berichtet das Tagebuch, „unser guter Fleury, hat einen Bekannten gefunden, der früher in der Werkstatt des Schneiders seines Herrn arbeitete, dann alte Kleider verkaufte und dieses Geschäft aufgab, um sich der Politik zu widmen. Als hervorragender Patriot ist dieser Mann der vertraute Rathgeber des Abgeordneten Lebon geworden; an ihn hat Fleury sich gewandt, um unsere Ueberführung nach Amiens zu bewirken, und auf seinen Rath haben wir uns mit einer bezüglichen Bittschrift an den Herrn Deputirten gewendet." —

Mehrere Wochen mußte auf Antwort gewartet werden, und während derselben gestalteten die Verhältnisse des schließlich von fünfhundert Menschen übervölkerten Gefängnisses sich immer trübseliger. Die Verhaftungen angeblicher Verdächtiger schienen kein Ende nehmen zu sollen, nachdem der damalige Procureur der Pariser Gemeinde, Chaumette, eine „Anweisung" zur Unterscheidung zwischen Verdächtigen und guten Bürgern veröffentlicht und darin unter Anderem gesagt hatte, „daß für verdächtig angesehen werden müsse,

> wer die Bauern und Krämer beklage, weil gegen dieselben das Gesetz über das Preismaximum erlassen worden;
> wer, ohne direct an der Revolution Theil genommen zu haben, zu seinen Gunsten geltend mache, daß er seine Steuern bezahlt, patriotische Geschenke dargebracht und Wachtdienste in der Nationalgarde geleistet habe;
> wer nichts gegen, aber auch nichts für die Freiheit gethan habe,
> wer . . . Mißtrauen und Zweifel gegen Lebensfähigkeit und Dauer der neuen republikanischen Verfassung äußert."

Für selbstverständlich wurde die Verdächtigkeit aller elegant gekleideten Personen angesehen und dadurch fertig gebracht, daß kurze Joppen (Carmagnolen), grobe, gestreifte, bis zum Knöchel reichende Hosen, plumpe, wie Pferdekummete umgewickelte Baumwollhalstücher, rothe Zipfelmützen und Ohrringe im Umfange von Gardinenhaltern statt der früher üblichen Trachten in die Mode kamen. — Endlich gelang es dem getreuen Fleury, mit seinem Freunde, dem politisirenden

[1]) Neben Carrier, dem blutbefleckten, halb wahnsinnigen Henker von Nantes, galt Joseph Lebon für den schlimmsten der in die Departements entsendeten Wütheriche. Vor Ausbruch der Revolution hatte er für einen sanften und liebenswürdigen Charakter gegolten, in seiner amtlichen Eigenschaft als Commissar aber eine Haltung beobachtet, die an die tollsten Ausschreitungen Heliogabal's und Caligula's gemahnte. Nach dem Sturze Robespierre's vor das Revolutionstribunal gestellt, endete er auf dem Schaffot, indem er bis zuletzt behauptete, lediglich seine Pflicht gethan zu haben.

Schneider, ein „Arrangement“ zu treffen, das diesen dazu bestimmte, die Ueberführung der Gefangenen von Arras nach Amiens durchzusetzen. Nach einer — natürlich für Rechnung der Betheiligten ausgeführten — beschwerlichen Reise traf man am 18. November spät Abends in Amiens ein. Hier machten sich indessen unerwartete Schwierigkeiten geltend.

„Als wir auf das Stadthaus und vor den Deputirten Dumont geführt wurden, gerieth dieser in äußersten Zorn darüber, daß sein mit ihm verfeindeter College Lebon uns hierher gesendet habe. Er wollte uns sofort zurücksenden, durch unsern Wächter machten wir indessen geltend, daß wir Amiens gegen Arras hätten vertauschen wollen, weil wir unter seiner (Dumont's) gerechten Verwaltung zu stehen wünschten. Dadurch erweicht, befahl Dumont, uns bis auf Weiteres im hiesigen Bicêtre unterzubringen.“ — Die erste Nacht mußten die Ankömmlinge in dem Departements-Gefängniß verbringen, wo sie in Gesellschaft von Dieben, Vagabunden, Geisteskranken ꝛc. schlafen mußten. Etwas erträglicher war das Bicêtre, ein vor der Stadt belegenes, großes, feuchtes und ungesundes Gebäude mit vergifteter Luft und übelriechendem Wasser; statt des Hofs diente ein dreißig Fuß großer Raum, in welchem die Gefangenen noch schlechtere Luft athmeten, als in der Gefängnißstube . . . „Unsere Gesellschaft,“ so heißt es weiter, „ist die wunderlichste und buntscheckigste von der Welt, — sie setzt sich aus Opfern des Despotismus, der Justiz und der Ungunst der Natur zusammen; das heißt aus Irrsinnigen, Dieben und Personen, die lediglich als ehemalige vornehme Leute oder als Geistliche zur Haft gebracht worden sind, — endlich aus Leuten, die man als verdächtig aus Lille weggeschickt und angewiesen hatte, mindestens zwanzig Meilen von der Grenze ihre Wohnsitze zu nehmen; an diesen ihnen angewiesenen Wohnorten waren diese Unglücklichen als „Fremde“ verhaftet und eingesteckt worden. Und doch hatten die Bewohner von Lille im Kampfe gegen die Oesterreicher wichtige Dienste erwiesen: dafür war diese Stadt von einer „revolutionären Armee“ besetzt und als erobertes Land behandelt worden.“

Die folgenden Blätter des Tagebuchs enthalten Erzählungen der Unglücksgefährten, welche unsere Gefangenen kennen lernten und mit denen man sich wechselweise kleine Dienste und Gefälligkeiten erwies. Dann heißt es unter der Aufschrift Anfang December:

„In voriger Nacht wurden wir durch das Geräusch schwerer Tritte und klirrender Riegel geweckt. An der Spitze einer Soldatenabtheilung, die das Gewehr gezogen hatte, und begleitet von einem großen Hunde, hielt ein Mann mit unheilverkündender Miene seinen Einzug. Die unheimliche Gesellschaft marschirte durch das gesammte Gemach, sah in jedes Bett und entfernte sich wieder, während wir in sprachlosem Entsetzen dalagen und die letzte Stunde unserer „revolutionären“ Existenz herangekommen glaubten. Dergleichen Besuche kommen häufig vor und scheinen dazu bestimmt zu sein, die Gefangenen von Zeit zu Zeit in Angst zu versetzen.“

Aus dem Bicêtre siedelten die Gefangenen Anfang December in ein anderes, minder überfülltes Gefängniß „La Providence“ über — eine Gunst, die sie den intimen Beziehungen ihres Bedienten zu der Zofe einer Geliebten Dumont's zu verdanken hatten. Die Gefangenschaft selbst dauerte noch sieben Monate fort und nahm erst nach dem Sturze Robespierre's (27. Juli 1794) ein Ende. — Was unser „Tagebuch“ über diese Zeit berichtet, bescheinigt die bekannte Thatsache, daß das letzte Halbjahr der Herrschaft Robespierre's zu Zuständen geführt hatte, wie sie nie früher und nie später in einem Culturstaate gleich geduldig ertragen worden. Aus der Fülle bezüglicher Ausführungen greifen wir einige der bezeichnendsten heraus:

Infolge der außerordentlichen Strenge, mit welcher das Gesetz über das Preismaximum für Lebensmittel gehandhabt wurde, nahm die Zahl der Gefangenen (deren in dem einen Gefängniß Providence zu Ende des Jahres 1793 bereits sechs- bis siebenhundert gezählt worden) beständig zu, nur daß an die Stelle der Edelleute und Priester mehr und mehr Bauern, Krämer und Höker traten, welche ihre Vorräthe versteckt oder zu theuer verkauft hatten. Trotz der Furchtsamkeit der Bevölkerung Amiens' war die Erbitterung so allgemein, daß es gelegentlich zu Ausschreitungen, z. B. zur Verbrennung eines sogenannten Freiheitsbaums kam. Um die Feier der „Vernunftsgottesdienste" durchsetzen zu können, trafen Deputirte aus Paris ein, welche die für die Rolle der „Göttin" bestimmten Damen mitbrachten; von einer dieser importirten Göttinnen wußte alle Welt, daß sie die Geliebte des Generals Tailleser sei. Die Verarmung machte dabei so reißende Fortschritte, daß die Mittel zur Ausrüstung und Beköstigung der Armee nur durch Erpressungen der unerhörtesten Art beschafft werden konnten; in Amiens wurde z. B. durch Trommelschlag bekannt gemacht, daß Jedermann, der zwei Paar Schuhe, zwei Hüte oder zwei Uniformröcke besitze, je ein Stück für die bewaffnete Macht einzuliefern habe. Allenthalben wimmelte es von Spionen, die aus der Denunciation aufgespeicherter Vorräthe von Lebensmitteln oder Kleidungsstücken ein Gewerbe machten: die gesetzlich vorgeschriebenen Preise waren durchschnittlich um ein Drittheil höher als vor dem Jahre 1791, und dennoch so ungenügend, daß die Krämer ihre Geschäfte aufgeben zu müssen erklärten, und daß der Inhalt vieler Ladenstuben sich auf Wage und Rechnungsbuch reducirte: in der Stille trieb natürlich ein umfassender Schleich- und Wucherhandel sein Unwesen.

Trotz der Unerträglichkeit dieser Zustände, die von gefangenen und „freien" Staatsbürgern mit gleicher Schwere empfunden wurden, weil sie Allen die gleichen Entbehrungen, Beschränkungen und Unsicherheiten auferlegten, schien Anfang Juni eine weitere Verschlimmerung derselben eintreten zu sollen. Dumont, der bei aller Brutalität und Härte mindestens nicht blutgierig war, wurde abberufen und Amiens dem in Arras wüthenden, halb wahnsinnigen Lebon unterstellt, von dem man sich der schlimmsten Greuel vergewärtigen mußte, weil er bei Convent und Wohlfahrtsausschuß in besonderem Ansehen stand. Aber noch bevor dieser Würgengel eine Thätigkeit in größerem Stil aufnehmen konnte, führte der Sturz Robespierre's (27. Juli 1794) einen vollständigen Umschwung in den Geschicken Frankreichs und der nach Zehntausenden zählenden Insassenschaft der Gefängnisse des Landes herbei.

Wohl dauerte die Haft unserer Tagebuchschreiberin noch einige Wochen an: die Empfindung, daß der Bann des Schreckenssystems gebrochen und die Freilassung nur noch Frage der Zeit sei, spiegelt sich in den Aufzeichnungen der letzten Gefängnißwochen indessen deutlich wider. Von Woche zu Woche nahm die Zahl Derer zu, die auf freien Fuß gesetzt oder gegen Bürgschaft vorläufig entlassen wurden; am 15. August wußte man bereits, daß Lebon auf den Antrag seines Nebenbuhlers und Collegen Dumont unter Anklage gestellt worden sei, und wenige Tage darauf wurde den Gefangenen die Niederlassung in einer Privatwohnung gestattet, deren Eigenthümer für die correcte Haltung

seiner Mietherin gut gesagt hatte. Noch verging einige Zeit, bevor Mißtrauen, Aengstlichkeit und Denunciationssucht der Bevölkerung zu weichen begannen — mit zunehmender Deutlichkeit ließ sich indessen absehen, daß das zum Schein weitergefristete System gebrochen sei, und daß der Convent, wenn er sich überhaupt behaupten wollte, der am 27. Juli entfesselten Strömung nachgeben müsse. Diese Strömung brach sich so gewaltsam Bahn, daß es bereits im October für einen Ehrentitel galt, im Gefängniß gewesen zu sein, daß die rothe Jacobinermütze von der Oeffentlichkeit verschwand, daß die bisherigen Tonangeber scheue und ängstliche Mienen zeigten, daß der Gebrauch silberner Löffel und Gabeln wieder üblich wurde, und daß über die Langsamkeit der gegen die Urheber früherer Greuel geführten Processe laut und vernehmlich geklagt wurde. Während der Convent für geboten hielt, die Feier der an die Stelle der Sonn- und Festtage gesetzten Decaden- und Bürgerfeste einstweilen aufrechtzuerhalten, machte die Bevölkerung aus ihrem Haß und ihrer Verachtung gegen diese Veranstaltungen so wenig Hehl, daß Läden und Werkstätten an den Staatsfeiertagen ebenso geflissentlich offen gehalten, wie an den Kirchen- und Heiligentagen geschlossen wurden; die Hallen der „Staatstempel" blieben leer, und zu den für die Feier der „Decaden" vorgeschriebenen Verlesungen der Conventsdecrete fanden sich höchstens einige Kinder ein (Januar 1795). Delacroix' „Spectateur français pendant la révolution", eine gegen das officiell geltende System gerichtete Schrift, wurde allenthalben gelesen und mußte schließlich geduldet, die öffentliche Feier des Jahrestages der Hinrichtung Ludwig's XVI. (21. Januar) dagegen gewaltsam erzwungen werden. Ohne den entsetzlichen Brodmangel, der hie und da zu Tumulten führte, hätte man den Eindruck eines vollständig veränderten öffentlichen Zustandes gehabt. Als die Tagebuchschreiberin Ende Mai nach Paris kam, wagten die Anzeichen einer Reaction im Sinne des Königthums sich bereits so keck an die Oeffentlichkeit, daß Betheiligte und Unbetheiligte alsbald mit der Möglichkeit einer solchen zu rechnen begannen.

Der Abgeordnete Liebknecht hat seiner Zeit den Ausspruch gethan: Der Einführung des socialdemokratischen Staates werde voraussichtlich eine „kurze Dictatur des Proletariats" vorausgehen müssen.

In den Jahren 1792—1794 wurde das gleiche Experiment zu einem ungleich bescheideneren Zwecke, demjenigen der Einrichtung des rein demokratischen Staates angestellt. Zur Geschichte dieser ersten „Dictatur des Proletariats" haben die vorliegenden Blätter einen Beitrag geliefert, dessen Lehrhaftigkeit vielleicht auch die Freunde des Abgeordneten Liebknecht anerkennen werden.

Die literarischen Abende der Großherzogin Maria Paulowna.

Von

Lily von Kretschman.

I.

Der Name Weimar gehört so ausschließlich zu den Namen Goethe und Schiller, daß wir uns gewöhnt haben, bei seiner Erwähnung nur an die klassische Zeit Ilm-Athens zu denken; doch wir sehen sie nicht, wie das Perikleische Zeitalter Griechenlands, als die herrliche Blüthe an, zu der sich der Stamm nach und nach entwickelte, sondern sind sogar oft versucht, es dem Zufall zuzuschreiben, daß die kleine thüringische Residenz der Sammelplatz unserer größten Dichter wurde; wir vergessen, daß sie auf dem natürlichen Wege selbständigen Fortschreitens zu diesem Höhepunkt gelangte.

In der Erzählung vom Sängerkrieg auf der Wartburg, die gewiß kein bloßes Spiel dichterischer Phantasie ist, finden sich die berühmtesten Namen mittelalterlicher Dichtkunst am Hofe des Landgrafen. Er hat in einer Zeit, wo die Fürsten und großen Herren Fehde und rücksichtslose Vergrößerung der Hausmacht als Lebensberuf ansahen, edlere Neigungen gehegt, sodaß ein unbekannter Sänger seinen Ruhm in Lied und Sage weiter trug. Als dann im Kampf der Reformation die friedlichen Weisen verklangen, war die Wartburg der Zufluchtsort ihres gewaltigen Führers, und sächsische Fürsten beschützten nicht nur muthig und selbstlos den von Papst und Kaiser verdammten „Mönch von Wittenberg", sie traten auch für die Verbreitung seiner Lehre ein. Friedrich der Weise, der die Universität Wittenberg gründete und zuerst klassische Literatur in den Lehrplan aufnahm, den aufklärenden Geist humanistischer Studien dadurch nach Deutschland verpflanzend, sein Bruder Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmüthige werden mit Ehren von der Geschichte später Jahrhunderte genannt werden, die vielleicht die Helden des Krieges — einen Alexander, einen Cäsar, einen Napoleon — nicht mehr feiert. Johann Friedrich wurde an dem unglücklichen Tage von Mühlberg der Märtyrer seiner Sache; er gerieth in die Gefangenschaft Kaiser Karl's V., und der allmächtige Alba sprach das Todes-

urtheil über ihn aus, das jedoch in Absetzung und Gefangenschaft verwandelt wurde. Zu gleicher Zeit fiel Wittenberg, die einzige protestantische Universität, in die Hände der Feinde, was dem Herzog näher ging, als sein eigenes Schicksal. Fünf lange Jahre mußte der Fürst als Gefangener dem kaiserlichen Heere folgen. Vom ersten Augenblick an trug er sich mit dem Plan, eine neue Universität, als Hort des Protestantismus, zu gründen; „er kämpfte für das höchste unveräußerliche Gut des Menschen, für die Freiheit des Gewissens, für die Unabhängigkeit des forschenden Geistes vom menschlichen Druck. Wenn er das Interim verwarf, wenn er mit Stück- und Flickwerk sich nicht befriedigen lassen wollte, so zeigte er klar, daß es ihm Ernst war um die geheiligten Rechte der Menschen, daß es ihm Ernst war, Vernunft und Wahrheit in ihre Rechte zu setzen“ [1]). Als er mit einem spanischen Heer durch Jena kam, legte er seinen Söhnen seine Wünsche ans Herz, und da an eine Erlangung der kaiserlichen Privilegien nicht zu denken war, wurde zunächst ein akademisches Gymnasium gegründet. Vergebens versuchte man Melanchthon als Lehrer zu gewinnen; er hatte schon, als man ihm von dem Plan des Herzogs schrieb, geantwortet: „ich bin verwundert, daß in der Betrübniß dieser Zeiten Sie an die Gründung einer neuen Akademie denken“; statt seiner zog am 9. März 1548 ein hoch gewachsener, junger, kampflustiger Theologe, Viktorin Strigel, an der Spitze von zwanzig Wittenberger Studenten in das zum Pädagogium umgewandelte Kloster ein. Er hißte die Fahne, auf der als Wahlspruch: „Freiheit des Studiums“ stand, und steuerte, ein Columbus des Geistes, den fernen, neu zu entdeckenden Welten entgegen. Seine lutherische Kraft und Derbheit zog ihm manchen Feind zu, dem er aber zu dienen wußte. „Sie hätten einen guten Drescher abgegeben,“ meinte einer derselben; freundlich drückte ihm Strigel die Hand: „Gewiß, da habe ich ja auch schon den Flegel dazu.“ — Das erste Freudenfest feierte die junge Anstalt zu Ehren ihres nach dem Passauer Vertrag aus der Gefangenschaft heimkehrenden Gründers. Wie der Schützer der Wissenschaft, so war er auch der Schützer der Kunst gewesen, denn neben ihm zog sein treuer Freund, Lukas Cranach, in die Stadt ein. Brausender Jubel begrüßte beide, und als sie an den mützeschwenkenden Schülern der Akademie vorbeikamen, wandte sich Johann Friedrich lächelnd zu dem Maler: „Das ist Bruder Studio,“ sagte er; seitdem, so meint man, sei die Bezeichnung Studenten aufgekommen. — Erst nach des Herzogs Tod ertheilte Kaiser Ferdinand dessen Söhnen das Privilegium, so daß das Gymnasium, nach zehnjährigem Bestehen, zur Universität erhoben werden durfte. Die Fürsten hatten keinen leichten Stand; die so früh schon allerwärts die protestantische Kirche zerrüttenden theologischen Streitigkeiten erschütterten auch Jena's Frieden. Der unduldsame Flaccius verfolgte seinen freisinnigen Collegen Strigel und dessen Anhänger in offener und geheimer Fehde, bis der Herzog dem unliebsamen Gezänk mit den Worten ein Ende machte, daß weltliches Richteramt, wie es von den fanatischen Orthodoxen ausgeübt werde, „einer hispanischen Inquisition nicht ungleich sei“ [2]).

---

[1]) Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. Leipzig 1858.

[2]) K. Biedermann, Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens. Jena 1858, S. 15.

Flaccius drohte mit Gottes Zorn: die Stadtgräben von Weimar hätten kürzlich Blut geschwitzt, und die vielen Ottern und Schlangen, die sich dies Jahr zeigten, wären ein sichtbares Zeichen der Schlangenbrut im Kirchenparadiese, durch welche die Seelenspeise verdorben würde[1]). Doch „Gottes Zorn" blieb aus; unter dem Ernestinischen Hause, dessen größte Tugend der helle, klare Blick für Menschen und Verhältnisse war, blühten Weimar und Jena empor. Im Laufe ihrer geschichtlichen Entwicklung kann die Zeit der Herzogin Dorothea Maria, der Wittwe Herzogs Johann III., noch als eine besonders interessante bezeichnet werden. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie acht unmündige Söhne zu erziehen, eine schwere Aufgabe, die für sie noch schwerer wurde, da sie zu den Erziehungsmethoden damaliger Zeit in Widerspruch stand; die Ueberhäufung des Gedächtnisses schien ihr auf Charakter und Leben von schädlichstem Einfluß zu sein, und die Volksschulen, denen sie ihre größte Aufmerksamkeit zuwandte, standen nun vollends auf niedrigster Stufe. Sie berief einen berühmten Pädagogen, Wolfgang Rattich[2]), nach Weimar, dessen Methode sie eingehend studirt und den Professoren Jenas zur Begutachtung vorgelegt hatte. Seine Grundsätze, frischen, frohen Lebensmuth in der Jugend zu pflegen, den Geist nicht durch todten Buchstabendienst abzustumpfen, sondern ihn so viel als möglich zu freier, selbständiger Entfaltung zu bringen, bewirkten die gründlichste Reform des Unterrichts, die nur von segensreichen Folgen sein konnte. Es fehlte auch hierbei natürlich nicht an reactionären Warnern, welche das Gerücht verbreiteten, die Herzogin wolle mit ihren Söhnen zum Calvinismus übertreten, der als non plus ultra aller Ketzerei galt. Rattich's Lehrart blieb trotzdem dauernd die herrschende, und das war anno 1613!

Für Deutschlands Cultur mußte dies kleine Land, das seinen Traditionen so unbedingt treu blieb, von immer größerer Bedeutung werden. Ein Friedrich der Große hat über den Siegen der deutschen Faust die Siege des deutschen Geistes übersehen; eine geniale Frau war es zunächst, die für diese Siege den Lorbeer flocht, die den Siegern die Thore ihrer Stadt öffnete: Anna Amalia von Sachsen-Weimar. Jedermann weiß, wie sie und Karl August, ihr junger, lebensprühender Sohn, dessen einflußreichste Erzieherin die Geschichte seines Vaterlandes gewesen war, Wieland, Goethe, Schiller, Herder zu sich beriefen; wie zu einer Zeit, da in Frankreich ein Robespierre herrschte, und in Preußen, unter Wöllner's Regiment, selbst Kant sich zur Einstellung seiner religionsphilosophischen Vorlesungen genöthigt sah, man in Jena Reinhold, den entflohenen, ehemaligen Barnabitenmönch und ersten Verbreiter Kantischer Lehren, anstellte, neben ihm Fichte, der wegen seiner Schrift über die französische Revolution als Demokrat verdächtigt war; daß Hufeland über allgemeine Menschenrechte lesen durfte, und man Anselm Feuerbach eine Staatsrechtstheorie verfechten ließ, der zufolge auch der Regent durch eine gewaltsame Umkehrung oder Veränderung der Verfassung einen Hochverrath begeht. Neben ihnen wirkte Paulus, als erster, wahrer Wortführer des Rationalismus, der, obwohl ihn Lessing mit dem Ausdruck „ein Flick-

[1]) Frank, Geschichte der Jenaischen Theologie. Jena 1858.
[2]) Guhrauer, J. Jungius und sein Zeitalter.

werk von Stümpern und Halbphilosophen" bezeichnet, doch gewaltige, vorwärtstreibende Kräfte enthielt. „Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treuesten, lebhaftesten Schilderung werth" [1]). Ihre Lehrer hatten weitgehenden Einfluß auf die akademische Jugend, sie war durchdrungen von dem, was Schiller in seiner Antrittsrede aussprach: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen", und begeistert von Fichte's Worten, mit denen er 1794 seine Vorlesungen beschloß: „Vor allen Dingen muß der Mensch einmal in seinem Leben den auf immer und auf alle Fälle gültigen Vertrag mit sich eingehen, die Gründe aller seiner Ueberzeugungen sich selbst zu bilden, schlechterdings nichts in sich zu dulden, was er auf bloße Autorität hin aufgenommen." Zu gleicher Zeit pries Herder in Weimar die von Locke ausgegangenen Grundsätze der Toleranz. „Freidenker sollen wir alle sein, dem Rechten und der Wahrheit ungehindert nachstreben, frei von allen Fesseln des Ansehens und des Vorurtheils mit ungetheilter Seele" [2]), sagte dieser Priester der Humanität, und sein großer Freund Goethe, der viel von ihm gelernt hatte, schuf seine unsterblichen Werke, die in einem Worte gipfelten, dessen volles Verständniß erst unserer Zeit vorbehalten blieb: „Das ist der Weisheit letzter Schluß: Nur der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Solch eine Epoche war nur unter einem Fürsten möglich, der „die Wissenschaften liebt und schätzt und kennt, der weiß, daß weder Dragonaden noch Edicte den Gang menschlichen Denkens hemmen und die innere Ueberzeugung anders bestimmen können. Frei und offen lehrt der Philosoph, was ihm seine Vernunft sagt; der Theolog prüft sein System, ohne in den Ketten einer thörichten Orthodoxie zu schmachten, und doch hört man nichts von Aufruhr und Murren, doch blühen die Wissenschaften, doch lebt der Regent unbesorgt, ein Vater eines freien Volkes unter seinen ihn liebenden Unterthanen" [3]).

Mitten in dieses geistig bewegte Leben trat im Jahre 1804 als Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich die Großfürstin Maria Paulowna. Briefe aus der Zeit vor ihrer Ankunft bezeugen, daß man nicht ohne Besorgniß der russischen, griechisch-katholischen, in Pracht und Ueberfluß aufgewachsenen Zarentochter entgegensah; mußte ihr doch die Welt, die von nun an die ihre sein sollte, ganz fremd erscheinen. Man hatte sich umsonst gesorgt. — Die schönste Gelegenheitsdichtung, die wir kennen, Schiller's „Huldigung der Künste", begrüßte sie nicht nur aufs Feierlichste, sondern stellte ihr auch Weimar in seinem geistigen Reichthum dar, in seiner Weltmacht, von der der Dichter sagte: „Mein unermeßlich

---

[1]) Goethe, Tag- und Jahreshefte. 1797.
[2]) Adrastea Bd. I, S. 187—214.
[3]) Briefe über Jena. Frankfurt und Leipzig 1793. S. 70—71.

Reich ist der Gedanke", und die Worte des Genius wirkten tief und nachhaltig in der jungen Fürstin:

„Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin."

Bald nach dem Einzug des jungen Paares sprach man sich allgemein mit vollster Befriedigung über Maria Paulowna aus. „Meine Enkelin ist ein wahrer Schatz, die ich unendlich liebe und verehre", schrieb die Herzogin Anna Amalia an Knebel[1]). „Ich habe noch nie in Weimar einen solchen Einklang aus allen Herzen über alle Zungen ergehen hören, als seit sie der Gegenstand aller Gespräche geworden ist ....., auch Vater Wieland ist begeistert und macht wieder Verse", berichtet Fräulein von Göchhausen an Böttiger[2]). Wieland selbst sagt: „daß unter allen Erdentöchtern ihres Alters schwerlich Eine lebt, die mit ihr zu vergleichen wäre"[3]), und Goethe schreibt an Schiller: „Wenn unsere junge Fürstin an dem, was wir mittheilen können, Freude hat, so sind alle unsere Wünsche erfüllt." Am interessantesten ist Schiller's eigenes Urtheil, wie er es Körner brieflich ausspricht: „Sie ist äußerst liebenswürdig und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, die alle Vertraulichkeit entfernt. Sie hat sehr schöne Talente im Zeichnen und in der Musik, hat Lectüre und zeigt einen sehr gesetzten, auf ernste Dinge gerichteten Geist, bei aller Fröhlichkeit der Jugend. Ihr Gesicht ist anziehend, ohne schön zu sein, aber ihr Wuchs ist bezaubernd. Das Deutsche spricht sie mit Schwierigkeit, versteht es aber, wenn man mit ihr spricht, und liest es ohne Mühe. Auch ist es ihr Ernst, es zu lernen. Sie scheint einen sehr festen Charakter zu haben, und da sie das Gute und Rechte will, so können wir hoffen, daß sie es durchsetzen wird. Schlechte Menschen, leere Schwätzer und Schwadronirer möchten schwerlich bei ihr aufkommen. Ich bin nun sehr erwartend, wie sie hier ihre Existenz einrichten, und wohin sie ihre Thätigkeit richten wird. Gebe der Himmel, daß sie etwas für die Künste thun möge." Dieser Wunsch sollte in jeder Beziehung in Erfüllung gehen; sie unterstützte nicht nur die Anstalten der Kunst und Wissenschaft, sie suchte sich auch selbst immer weiter zu bilden, um mit vollstem Verständniß in alle Gebiete eingreifen zu können. Doch die den Frieden begleitenden Musen sollten schon ein Jahr nach Maria Paulowna's Vermählung dem furchtbaren Ungewitter des Krieges weichen. Karl August schloß sich an Preußen an und litt deshalb besonders schwer unter den feindlichen Siegern; hat doch auch in Erinnerung an diese Zeit der sonst so stolze Name Jena einen traurigen Klang. Vom 11. October 1806 bis zum 2. September 1807 blieb die Großfürstin, auf dringenden Wunsch ihres Schwiegervaters, von Weimar fern; am 19. October konnte Goethe zur Begrüßung mit seinem schönen Vorspiel „nach glücklicher Wiederversammlung der Herzoglichen Familie" das Theater eröffnen; wenige Monate später wurde die älteste Tochter, Prinzeß Marie, spätere Prinzeß Karl von Preußen, geboren. Bald darauf widmete Maria Paulowna

[1]) L. Preller, Ein fürstliches Leben. Weimar 1859. S. 89.
[2]) K. A. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen, Bd. II, S. 243.
[3]) Raumer's historisches Taschenbuch, Bd. X, S. 445.

sich mit aller Energie ihren Studien. H. Meyer, Goethe's Freund, der Leiter der Zeichenschule, ein ausgezeichneter Kunstkenner, hielt von nun an der Großfürstin dreimal wöchentlich Vorlesungen über Kunstgeschichte, für die Goethe selbst so lebhaftes Interesse hatte, daß er Meyer später bewog, sie zu erweitern und herauszugeben. Wie sehr die Großfürstin bei der Sache war, bezeugt ein von ihr selbst sorgfältig nachgeschriebenes Heft. Zu derselben Zeit beschäftigte sie sich mit philosophischen Studien, nicht oberflächlich, nicht zur Ausfüllung müßiger Stunden, sondern so ernsthaft, daß sie ihre, daran nicht immer theilnehmende Umgebung oft durch ihr Wissen in nicht geringe Verlegenheit setzte. Goethe, der bekanntlich den „femmes savantes" Molière's Spott entgegenbrachte, muß seiner Theorie vom Kochbuch, das die einzige Lectüre der Frau sein soll, doch wohl etwas untreu geworden sein, denn die junge Fürstin wuchs ihm, wie seine Briefe bezeugen, mehr und mehr ans Herz. In Versen, wie in Prosa, wünschte er ihr, „der lieblich Würdigen", alles nur denkbare Glück; sie war ja auch glücklich in ihrer Familie, glücklich als Liebling des Volks; aber zu rechter Freude konnte es nicht kommen, dazu lag der politische Druck zu schwer auf Jedermanns Herzen, dazu war die Aussicht in die Zukunft eine viel zu trübe, und Maria Paulowna hatte zu tiefes Empfinden, einen zu offenen Blick, als daß sie nicht mit gelitten hätte. In all dem Dunkel war die Geburt der zweiten Tochter, unserer späteren herrlichen Kaiserin Augusta, ein Freudenstrahl. Die schwerste Prüfung, den Feldzug Napoleon's und des alliirten Deutschlands gegen Rußland, zu welchem im Februar 1812 auch das weimarische Contingent gezwungen war auszurücken, trug sie mit bewundernswürdiger Haltung; sah sie doch auch, daß es nur der Zwang war, dem man sich fügen mußte. Erst im December kam die Kunde vom Untergang der großen Armee nach Weimar, und als die Herzogin Luise eines Morgens aus dem Fenster sah, fuhr Napoleon, nach flüchtigem Aufenthalt des Umspannens wegen, in einer schwerfälligen Kalesche zum Thore hinaus. Ueberall rüstete man sich jetzt, offen und heimlich, zum Kampf um die Freiheit. Begeisterte Lehrer feuerten in Jena die Jugend dazu an. Der Historiker H. Luden wagte es, inmitten französischer Spione mit der ihm besonders eigenen hinreißenden Kraft deutsche Geschichte vorzutragen, um dadurch den Haß gegen den corsischen Unterdrücker zu nähren. Er war es auch, der die französische Revolution als „eine schwere Buße für alte Verbrechen" bezeichnete und den Nebel schilderte, „den das Vorurtheil den Mächtigen um die Stirne legt, daß sie nur zu oft erst unter Trümmern erkennen, daß sie Menschen sind" [1]). 1813 gründete er die „Nemesis", um nun auch schriftlich immer wieder auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, gerade jetzt eine bessere Zukunft zu begründen, und auf die heilige Pflicht jedes Menschen, an diesem Werke mitzuarbeiten.

Wie diese heilige Pflicht erkannt wurde, wie Karl August, dieser „petit princillon allemand", über den Napoleon oft genug in Zorn gerathen war, sich an die Spitze seiner Kämpfer stellte, wie man über Ströme Blutes und unsäglich viel Elend hinweg der Freiheit eine Gasse schlug, wie die ränkesüchtigen Diplomaten des Wiener Congresses dann versuchten, diese Freiheit unter ihren Acten-

[1]) Arnold Ruge, Aus früherer Zeit, Bd. II, S. 59.

stößen zu vergraben — das ist bekannt genug. Maria Paulowna war selbst in Wien, wo sie ihren Bruder und ihre nächsten Verwandten begrüßen konnte und mit in den Rausch prachtüberladener Feste gezogen wurde. Die Verhandlungen des Congresses, das Würfelspiel um Glück und Zukunft der Völker, waren ihrem edlen Charakter sehr widerwärtig. Als von einer Vergrößerung Weimars durch Sachsen die Rede war, sträubte sie sich energisch dagegen. „Das Unglück will," schrieb der weimarische Minister von Gersdorff, „daß uns hier die an sich höchst verehrungswürdigen Gefühle und Ansichten Ihrer Kaiserlichen Hoheit entgegen stehen, welche durchaus und unter keiner Bedingung wünscht und mag, daß von Sachsen etwas an Weimar komme" [1]). Schließlich kam es zu dem bekannten Abschlusse, nach welchem das Herzogthum zum Großherzogthum erhoben und durch Hinzufügung des Neustädter Kreises und einiger anderer Gebietsstücke auf seinen jetzigen Umfang gebracht wurde. Nun galt es für die Frauen, die Wunden des Krieges zu heilen; für den Großherzog, die Pflichten zu erfüllen, die er ihm auferlegt hatte. Maria Paulowna wandte vor Allem den Frauenvereinen ihr Interesse zu. Sie waren in der Noth des Vaterlandes entstanden und sollten nicht nur zur Unterstützung Bedürftiger, sondern hauptsächlich zur Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts weiter geführt werden. Die Großfürstin verfaßte die Statuten selbst, gründete Industrieschulen, Arbeitshäuser für Erwachsene und Rettungsanstalten, denen zwei Jahrzehnte später die Gründung der Suppenanstalten folgte, und entwickelte dabei eine Thätigkeit, Ausdauer und praktische Einsicht, wie bisher keine Ihresgleichen. Die wissenschaftlichen Studien traten dabei keineswegs in den Hintergrund; Goethe's regelmäßige Mittheilungen standen in erster Reihe, dann hörte sie wie früher Vorlesungen von verschiedenen Professoren, unter Anderem studirte sie bei Professor Riemer auf das sorgfältigste griechische Literatur. Die politischen Ereignisse, die sich unter Karl August's Leitung so günstig für Weimar gestalteten, verfolgte sie mit scharfem Blick und freudiger Zustimmung. Der aufgeklärte, über die Armseligkeiten der benachbarten Regierungen in Kassel und Hannover hinwegsehende Fürst scheute sich nicht, seine Stände zu einer constituirenden Versammlung vertrauend zu berufen; er wollte in seiner kleinen Sphäre nicht unterlassen, selbstverleugnend Stein zu Stein zu tragen, vertrauend, daß jede zweckmäßige Thätigkeit ihre Frucht bringen werde; er ging auch in dieser Sache, wie er schon anderemale von sich gesagt hatte, mit redlichem Eifer voraus, wo die Anderen träge zurückblieben, wo die Zurückbleibenden das Vorangehen des minder mächtigen Staates übereilt und anmaßend schalten. Er ließ seinen versammelten Ständen seinen Willen erklären, die für Deutschland aufgegangenen Hoffnungen in seinen Landen zu verwirklichen, die Lehre der außerordentlichen Schicksale benutzend, auf Eintracht das Glück des Staates zu gründen. Der Verfassungsentwurf, von Schweitzer in Jena redigirt, wurde in ganz Deutschland mit fast ungetheilter Befriedigung begrüßt. Er hielt eine Mitte zwischen den altständischen und den neuen repräsentativen Ordnungen, damit sich das Neue an das Alterthümliche anschließe. Alle wesentlichen constitutionellen Rechte, dazu die stärksten Bürgschaften, die von der aufrichtigsten

[1]) G. Th. Stichling, Ernst August Freiherr v. Gersdorff. Weimar 1853. S. 20.

Verfassungstreue zeugten, wurden gewährt. Der Entwurf war in wenig Wochen durchgearbeitet, von der Regierung geprüft und vollzogen[1]). Mit dieser That hat Karl August sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt, und sein Land hätte nun wohl einer wohlthuenden Friedenszeit froh werden können, wenn nicht das Wartburgfest, eine an sich harmlose fröhliche Feier, von außen zu einem politisch folgenschweren Ereigniß aufgebauscht worden wäre. Jugendliche Begeisterung, jugendlicher Uebermuth hatten die Burschenschaft vereint, von der Gervinus sagt, daß sie nie für eine Gemeinheit, aber stets für rühmliche Anstrengungen zu gewinnen war; die Bundesstaaten aber, denen das kleine, freie, frohe Weimar längst nicht mehr gefiel, konnten sich über die „demagogischen Umtriebe" nicht hart genug auslassen und waren sehr unzufrieden mit dem Großherzog, der nicht mit Feuer und Schwert dazwischen fuhr, ja der sogar wenige Monate später, als Maria Paulowna einem, vom ganzen Lande jubelnd begrüßten Sohn das Leben gab, den Landstand und die Studentenschaft zu Pathen bat und ihre Deputationen freundlich empfing. Nach der Ermordung Kotzebue's durch Sand, einen Jenaer Burschen, triumphirten die Bundesstaaten und warfen den Bannstrahl auf Sachsen-Weimar, dessen Universität als Herd der Revolution gebrandmarkt wurde. Die Reaction wurde nun in großem Stil betrieben; Weimar mußte mitgehen, wenn auch nur, um nicht unklug der Uebermacht zu trotzen. Doch wo Fürst und Volk in ihren Zielen einig sind, vermag kein Zwang das Streben danach zu ersticken; vor Allem hier, wo Jahrhunderte vorher dieselben Ziele verfolgt worden waren. Es galt jetzt, mehr denn je, der Erziehung der jungen Generation alle Kräfte zu widmen und ihr die durch die Heroen unserer Kunst und Wissenschaft gehobenen Schätze zugänglich zu machen. Maria Paulowna erkannte dies als ihre erste Pflicht, sobald sie sah, daß die klassische Zeit zur Neige ging, daß das auf dem unendlichen Ocean mit vollen Segeln treibende Schiff jetzt in Gefahr stand, mit langsamem Ruderschlag in ein träges Flüßchen einzulaufen. Sie konnte keinen Schiller, keinen Goethe auferwecken, der ihr Wirken noch kurz vor seinem Tode so dankbar anerkannt hatte, indem er schrieb: „wie Vieles müßte zurückbleiben, wie Vieles dürfte gar nicht unternommen werden, wenn ich ohne solche Theilnahme jene seit einigen Jahren mir zugewachsenen Anforderungen befriedigen sollte"; aber zu ihrer Unsterblichkeit konnte sie beitragen, jener „wahren Unsterblichkeit, wo die That lebt und weiter eilt"[2]). 1828 starb Karl August, vier Jahre später folgte ihm Goethe, und nicht Weimar allein, ganz Deutschland trauerte. Unter der Last ihres Schmerzes, wie ihrer heiligen ererbten Pflichten hätte die Großfürstin wohl zusammenbrechen können; aber bei großen Charakteren verdoppeln sich in solchem Augenblick die Kräfte, sie wankte nicht. Ihren Lehrer H. Meyer ereilte der Tod in demselben Jahr: die Reihen der Alten lichteten sich, und Weimar, so urtheilte die Welt, versank wieder in sein früheres Nichts.

„Mich lüstet's nicht in jener Stadt zu wohnen,
Sie mahnt mich selber wie ein Sarkophag,"

---

[1]) Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. II, S. 486—87.

[2]) Schiller: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

sagte Dingelstedt[1]); „sie war als Deutschlands delphisches Orakel in Verfall gekommen", meinte Gutzkow[2]), und die „Hallischen Lehrbücher" sorgten dafür, nicht nur Weimar, sondern auch Jena in Verruf zu bringen. Dieses Hauptorgan der junghegel'schen Schule, von Arnold Ruge und Echtermeyer geleitet, welches Strauß und Ludwig Feuerbach den Weg gebahnt, hatte für die hauptsächlich in Jena auftretenden Gegner Hegel's kein Verständniß, sondern nur Hohn und Verachtung. Es warf Jena vor, seiner Pflicht nicht mehr zu genügen, die es darauf hinwies, wie einst mit Fichte der blöden Welt reformirend voranzuschreiten. „Jena hat in seiner Stellung, die aller einschläfernden Freiheitsfundamente so sehr entbehrt, die entschiedenste Aufforderung, nicht dem Fakirthum der Beschaulichkeit todter Notizen, sondern der wirklich geistigen Macht der Erkenntniß Altäre aufzurichten"[3]). Daß es dieser Aufforderung nachkam, ohne der „Hegelei" zu verfallen, schien Ruge und seinen Genossen unmöglich. Hegel galt als der „Vollender der Kantischen Lehre", ja, er wurde über Kant gestellt, und da das Dreigestirn, Hegel, Schelling, Fichte, zu dem Reinhold noch gerechnet werden kann, einst Jena gehörte, so beschuldigte man seine jetzigen Lehrer der Untreue und der Fahnenflucht, und die Zahl der Studenten nahm bedenklich ab. Es war die Kantisch-Fries'sche und die Hegel'sche Schule, die in ihrer Erbfeindschaft gegen einander um das Principat rangen; jene „legte Protest ein gegen die hohlen Phrasen des Hegelthums, gegen seine Verkehrung der gesunden Logik"[4]). Auch von anderen Seiten noch wurde Weimar und Jena angegriffen, man verstand nicht, oder wollte nicht verstehen, daß der Rückschlag nach einer so gewaltigen Epoche nur ein natürlicher ist, und machte sich lustig über das, was jetzt für Kunst und Wissenschaft geschah. Sogar Ranke hielt diese Bestrebungen nicht für Enthusiasmus, sondern meinte, man wolle nur den „Credit aufrecht erhalten". Richtiger ist das Urtheil einer Zeitgenossin, die sagte, Weimar komme ihr vor, wie ein zu Weihnachten reich beschenktes Fürstenkind; zuerst stände es staunend vor all den Herrlichkeiten, dann finge es an, sie sorgfältig einzuräumen, sich und sein Haus damit zu schmücken, ja sogar Anderen davon mitzutheilen, und erst nachdem dies geschehen, würden die Gaben, als zu seinem Besitz gehörig, ihm wahren Genuß bereiten. Bekannt ist es, wie eifrig man daran ging, Monographien, Briefwechsel, Unterhaltungen und Erinnerungen herauszugeben; doch das Hauptinteresse concentrirte sich nicht mehr auf die schöne Literatur, deren größte Vertreter fehlten, sondern auf die Musik und auf die bildenden Künste. Als die Großfürstin nach Weimar gekommen war, verhehlte sie nicht, daß die Großherzogliche Hofcapelle schlecht sei, und erst durch die Berufung Nep. Hummel's sah sie ihren Wunsch nach guter Musik erfüllt. Sie selbst nahm Unterricht bei dem berühmten Clavierviruosen, der bis zu seinem Tode 1837 Oper und Capelle leitete. „Es war ihm Ernst mit seiner Kunst, wie das sein muß, wenn irgend ein Mensch seine Stelle ausfüllen will," sagte Goethe von ihm. Haydn, Mozart und Beethoven wurden erst durch ihn in Weimar bekannt, er gründete auch, von der Großfürstin angeregt, öffentliche

[1]) Dingelstedt, Wanderbuch. 1839. Bd. I, S. 277.
[2]) Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben. 1875. S. 168.
[3]) Hallische Jahrbücher 1839, Nr. 101.
[4]) Frank, Geschichte der Jenaischen Theologie. 1858. S. 129.

Wohlthätigkeitsconcerte, die dem Publicum Gelegenheit boten, größere Orchesterwerke kennen zu lernen; immerhin aber sollte die Musik erst viel später Weimar ganz als ihre Heimath ansehen. Ferdinand Hiller, der, fast noch ein Knabe, nach Weimar geschickt worden war, um bei Hummel Musik zu studiren, und noch das Glück hatte, von Goethe gelobt zu werden, erzählt[1]): „Die eigentliche Concertmusik existirte noch gar nicht; in den Hofconcerten wechselten die Virtuosen-Solostücke mit einander ab. Die Oper, welche Hummel mit Gelassenheit dirigirte, wurde mit gleicher Gelassenheit vom Orchester und den Sängern durchgeführt, zumal diese, ebenso wie die hervorragenden Darsteller des Schauspiels, zu üppig gediehen und an allzu behaglichem Aussehen litten. Frau Jagemann war über fünfzig Jahr alt und spielte immer noch die Thetla, wie sie auch die Semiramis und andere Heldinnen der Oper sang. Es gab in Privatkreisen auch musikalische Kränzchen, in welchen aber ganz gräßlich musicirt wurde." Maria Paulowna empfand diesen Zustand, besonders nach Hummel's Tod, sehr schmerzlich; sie versuchte, Goethe's Liebling, Felix Mendelssohn-Bartholdy, an seiner Stelle zu gewinnen, die Verhandlungen zerschlugen sich aber, und wenn auch in Chelard ein guter Capellmeister gefunden wurde, so bedurfte es doch einer ganz anderen Kraft, um ein, wie die Großfürstin wünschte, glänzendes Musikleben zu schaffen. Sie ließ also vorläufig der Sache ihren Lauf und wandte den bildenden Künsten ihre volle Aufmerksamkeit zu. Unter Karl August war die, von Meyer bis zu seinem Tode geleitete, freie Zeichenschule entstanden. Unter Anna Amalia hatte man die Kunstsammlungen begonnen, die das jetzige, reichhaltige Museum hervorriefen. Friedrich Preller, der Meister der Odyssee, der auch wie so manche Andere Goethe's Schutz seine Entwicklung zu verdanken hatte, wurde als erster Lehrer dafür gewonnen, und als Nachfolger Meyer's berief man Ludwig Schorn, der bisher Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik in München gewesen war. Seine glänzende Erscheinung, seine Gewohnheit, in den Hofkreisen und in den großen Verhältnissen Münchens zu verkehren, machten ihn zur geeigneten Persönlichkeit, um reorganisirend aufzutreten. Der Großherzog beauftragte ihn mit der Aufstellung der Kunstsammlungen, und seine Gemahlin wollte durch ihn ihren schon lange gehegten Plan zur Ausführung bringen, dem schon seit vielen Jahren unter der Leitung des Oberbaudirectors Coudray restaurirten Schloßflügel einen künstlerischen Schmuck zu geben. Eine Reihe von größeren und kleineren Räumen wurden dem Gedächtniß Goethe's, Schiller's, Wieland's und Herder's gewidmet und die Wandgemälde dementsprechend ausgeführt. Neher und Beyer wurden dazu nach Weimar berufen, Preller übertrug man das Wielandzimmer, eine Arbeit, die er zur vollsten Befriedigung seiner Gönnerin ausführte. Diese hatte dem Künstler von Anfang an lebhaftes Interesse gezeigt, nicht nur häufig Bilder bei ihm bestellt, sondern auch dafür gesorgt, daß er im Auslande bekannt wurde. In alle diesem sehen wir die Anfänge musikalischen und künstlerischen Lebens, das unter Maria Paulowna's Sohn, in der Liszt-Periode Weimars, in der Restaurirung der Wartburg, in der Gründung der Kunstschule, in Rietschel's

[1]) Ein Künstlerleben von F. Hiller. Köln 1880.

herrlichem Goethe-Schiller-Denkmal, im Bau des Museums, seinen Höhepunkt erreichte.

Bei der umfassenden Thätigkeit, welche die Großfürstin nach wie vor auch auf den Gebieten der Armenpflege, der Jugenderziehung entwickelte, ist es natürlich, daß ihre Tage von früh bis spät ausgefüllt waren; trotzdem versäumte sie nicht, ihren geselligen Pflichten nachzukommen, nicht nur weil sie gern die fröhliche Jugend um sich versammelte, sondern weil sie den persönlichen Einfluß für das beste Mittel hielt, auch in den näheren und weiteren Hofkreisen bildend zu wirken. Sie regte jedes Talent und Talentchen in ihrer Umgebung an, und wenn man ihr daraus den Vorwurf machen wollte, den Dilettantismus unterstützt zu haben, so ist er dadurch zu entkräften, daß die aus dem Privatcirkel nicht heraustretenden literarischen Leistungen für den hohen Stand der Geistes- und Herzensbildung, für die Gewandtheit im Ausdruck das beste Zeugniß ablegen. Auch ist die Kunst der Unterhaltung, die, weil ihre Pflege vernachlässigt wird, so sehr verloren geht und damals in höchster Blüthe stand, gewiß nicht gering anzuschlagen. Daß die Anforderungen, die Maria Paulowna besonders an die jüngere Hofgesellschaft stellte, dieser nicht immer bequem waren, beweist nichts gegen ihre Berechtigung.

Während der Sommermonate in Wilhelmsthal, wo ländliche Umgebung und ländliches Leben die Einzelnen der Fürstin näher brachten, entstanden verschiedene Erzählungen und Gedichte, die der Verfasser oder die Verfasserin Abends oder an Regentagen vorlasen und die zur beliebten Unterhaltung wurden[1]). Die Sommer in Wilhelmsthal, hie und da eine Badereise, oder ein Besuch in Rußland bildeten die einzige Unterbrechung des regelmäßigen Lebens der Großfürstin. Als regierende Großherzogin reiste sie noch seltener, denn sie hielt es für die Pflicht des Fürsten, zu Hause zu bleiben, um nicht nur immer, wenn es nöthig war, zur Stelle zu sein, sondern auch dem Lande keinerlei Einnahmen zu entziehen. Da ihr Gemahl vollständig mit ihr übereinstimmte, so sind beide z. B. nie nach Italien gekommen, so sehr sie es auch gewünscht hätten.

Der Großherzog Karl Friedrich war im Ganzen eine wenig aus sich herausgehende, passive Natur und ist deshalb oft falsch beurtheilt worden. Ihm fehlten durchaus nicht die Interessen, die seine Gemahlin in so hohem Grade besaß: aber er hatte keine so stark entwickelte Thatkraft, und ihn bedrückte, wie die meisten Söhne großer Männer, das Geschick, einen berühmten Vater zu haben. Er war kein schöpferischer Regent, doch pflichttreu und gerecht wie wenige; seine größte Tugend war, daß er für Intriguen und Einflüsterungen vollständig unzugänglich blieb, so oft sie ihn auch in ihre Netze zu verstricken suchten. Hatte er Vertrauen gefaßt, so ließ er sich durch Andere nicht darin erschüttern[2]). Ranke, der wiederholt in Weimar einige Zeit zubrachte, hatte lange Unterhaltungen mit ihm. So wurde einmal das damals so großes Aufsehen erregende „Leben Jesu" von Strauß erwähnt, und der Großherzog sprach sich nicht nur gegen dasselbe aus, sondern schien auch die Meinungen seines rationalistischen Generalsuperintendenten Röhr

[1]) Vergl. den von mir herausgegebenen schriftlichen Nachlaß meiner Großmutter Baronin Jenny v. Gustedt: Aus Goethe's Freundeskreisen. Braunschweig 1892.

[2]) Vergl. Dr. G. Th. Stichling, Aus dreiundfünfzig Dienstjahren. Weimar 1891. S. 46—48.

nicht zu theilen. Trotzdem hat Karl Friedrich nie versucht, seiner Privatüberzeugung wegen irgend einen Druck auf Andere auszuüben. „Er ist ein Mann von Gesinnung und Gedanken," sagt Ranke und fährt dann, auf seine Gemahlin übergehend, fort: „Das Erste, was an der Großfürstin auffällt, ist, daß sich eine russische Prinzessin so ganz zu dem Begriff einer deutschen Landesmutter erhoben hat. Eben ihrer Herkunft aber verdankt sie die Möglichkeit, daß sie das sei, wenigstens insofern, als sie noch von Rußland eine nicht unbedeutende Revenue bezieht, welche dem Lande zu Gute kommt. Die Weinstöcke, die man an den Dorfhäusern sieht, hat sie großen Theils den Besitzern geschickt, sie schenkte junge Stämme, um zu Anpflanzungen aufzumuntern. Wir wollen, sagte sie mir, das ganze Land zu einem Park machen" [1]). Wie wir wissen, hatte Goethe schon in dem ersten Jahre seiner Ankunft die Parkanlagen vielfach verschönert, so daß Wieland diese Arbeiten „neue Goethe'sche Gedichte" nennen konnte. Maria Paulowna führte, wie sie es Ranke gegenüber aussprach, diese Pläne in großem Style fort. In Eduard Petzold gewann ihr Sohn, der Erbgroßherzog, in den vierziger Jahren einen ausgezeichneten Hofgärtner, der in seinem Fach als Künstler allgemein anerkannt ist. Auch Fürst Pückler, der weitgereiste „Semilasso", trug zur Verschönerung der näheren Umgebung Weimar's bei; so gestaltete sich der unter seiner Leitung von Petzold angelegte Park zu Ettersburg zu einem Muster großartiger Landschaftsgärtnerei. Friedrich Preller stand ihm mit seinem Malerblick hülfreich zur Seite [2]), ein Zusammenwirken, wie es günstiger und erfolgreicher kaum wieder zu finden ist. — „Maria Paulowna ist die große Almosenspenderin des Landes," fügt Ranke weiter hinzu, „die gütige Madame auf dem Schloß, wie eine Bauersfrau sie mir nannte. Hierdurch bekommt das ganze Wesen etwas sehr Patriarchalisches, das immer auch in die Staatsinstitute eingreift. Wenn die Bibliothek ein Buch braucht, zu dem ihr Fonds nicht hinreicht, so wendet man sich an sie, und sie verfehlt nicht es anzuschaffen. Wenn die Zeichenschule Büsten oder Vorlageblätter braucht, so wird erst angefragt, ob der Großherzog bei Geld ist, und wo nicht, wendet man sich persönlich an sie. Während meiner Anwesenheit ward ein kleines Museum eröffnet, das immer eine Zierde für Weimar sein wird, zu welchem sie die Zimmer eingeräumt und auf ihre Kosten hat einrichten lassen. So sehr sie einsieht, daß sich Männer, wie sie Weimar früher berühmt machten, jetzt nicht daselbst finden — sie tröstet sich damit, daß sie sich auch nicht finden lassen würden —, so sucht sie doch den literarischen Ruf von Weimar aufrecht zu erhalten. Im Winter halten bald die Notabilitäten von Weimar, bald auch die Professoren von Jena Vorlesungen, die denn oft sehr gelehrt ausfallen."

Den Vorträgen, die Maria Paulowna früher von Goethe, Meyer, Kästner und Anderen gehört hatte, wohnten zuweilen auch Familienglieder und ein Theil der Hofgesellschaft bei; besonders die geistvolle Prinzessin Helene von Mecklenburg, spätere Herzogin von Orleans, die sich mit ihrer Stiefmutter oft und lange in Weimar und Jena aufhielt, bildete ein belebendes Element dieses an sich schon belebten Kreises.

---

[1]) Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig 1890. S. 274 ff.

[2]) Vergl. Otto Roquette, Friedrich Preller. Frankfurt a. M. 1883.

Als Karl Friedrich zur Regierung kam, sprach seine Gemahlin den Wunsch aus, diese Art Geselligkeit in größerem Maßstabe weiter zu pflegen. Es lag ihr daran, mit dem, was die Herzen und die Köpfe ihrer Zeit bewegte, dauernd bekannt zu bleiben, und dazu gehörte, wie ihr Verstand ihr ganz richtig sagte, nicht ein trockenes Bücherstudium, sondern fortwährende lebendige Berührung mit den Trägern der Ideen. Daß diese in Jena zu finden sein mußten, zeigten uns schon die wenigen Worte, die der Entwicklung der Universität galten; doch nur eine Fürstin von so hohem Geiste konnte einen näheren Verkehr mit ihnen möglich machen, konnte den Entdeckungen und Forschungen der Wissenschaft auch auf solchen Gebieten folgen, wo Glaube und Wissen um die Palme streiten; sie war weit entfernt von der „traurigen Verirrung, welche das Wesen der Religion in Lehren und Meinungen sucht“ [1]), und die Universität Jena in ihrer Vergangenheit und Gegenwart konnte von Niemandem besser gekannt, höher geschätzt und kräftiger gefördert werden, als von ihr. Um den Professoren Jena's, wie den Künstlern und Schriftstellern Weimars näher zu treten, richtete sie regelmäßige literarische Abende ein, die sich jeden Winter ungefähr alle vierzehn Tage wiederholten. Der Großherzog, wie die jeweiligen fürstlichen Gäste, die Umgebung des Hofes, vor Allem die während zweiundfünfzig Jahren neben der Großfürstin wirkende Oberhofmeisterin Gräfin Constanze von Fritsch, dazu die geladenen Herren aus Weimar und Jena wohnten diesen Abenden bei. Letztere wurden in großherzoglichen Wagen abgeholt und fuhren ebenso wieder zurück. Im Schlosse nahm man zunächst den Thee ein, wobei Maria Paulowna sich mit den Anwesenden unterhielt; dann folgte der etwa eine Stunde dauernde Vortrag; nachher ließ sich die Gesellschaft in zwangloser Weise an kleinen Tischen nieder, und ein einfaches Abendessen, bei dem die Conversation stets zu einer sehr lebhaften wurde, beendete die Zusammenkunft. Meistens gingen einige der Weimarer mit den befreundeten Jenensern noch in den „Erbprinzen“ und brachten dort einige Stunden in eifriger Unterhaltung zu. Nicht nur für die Zuhörer, auch für die verschiedenen Vortragenden waren diese Abende in jeder Beziehung anregend. Der Theologe Karl v. Hase, einer der häufigsten Gäste, erzählt in den „Annalen meines Lebens,“ daß ihm durch die Vorträge ein Literaturzweig entstanden sei, für den sich seine kirchenhistorische Anschauung nicht übel schickte [2]). Die Gelehrten gewöhnten sich an eine leichtere Umgangsweise und lernten ihre Wissenschaft dem weiteren Publicum zugänglich zu machen. Sie waren in den dreißiger Jahren noch zum großen Theil eine Kaste für sich gewesen, mit einer Sprache, die nur ihnen verständlich war, mit einer Abgeschlossenheit, der zufolge sie vielfach hochmüthig auf den Laien und spottlustig auf die Frau herabsahen, obwohl es nicht verhehlt werden kann, daß eine unbekannte „Irene“ in der „Minerva,“ einer Zeitschrift, die in Jena erschien, für die beginnende Frauenbewegung ihre Stimme erheben durfte.

Die Aufforderung, einen Vortrag zu halten, erging einige Wochen vorher durch den Staatsminister Schweitzer an die betreffenden Herren. Er selbst, ein

---

[1]) L. Preller, Ein fürstliches Leben. Weimar 1859. S. 61.

[2]) K. v. Hase, Annalen meines Lebens. Herausgegeben von K. A. v. Hase. Leipzig 1891.

vielseitig gebildeter Mann, hatte nach Goethe's Tod die Oberaufsicht über die Anstalten für Kunst und Wissenschaft übernommen, wodurch er in täglichen Verkehr mit der Großfürstin kam. In ihrem Kreise las er hie und da über wissenschaftliche Gegenstände. Wir haben bei Gelegenheit der Weimar'schen Verfassung seinen Namen schon genannt. Karl August, dem immer das Talent eigen war, den rechten Mann für die rechte Stelle zu finden, hatte schon lange dem Professor der Jurisprudenz in Jena seine Aufmerksamkeit zugewandt, die er auch seiner ganzen geistigen Entwicklung nach in vollstem Maße verdiente. In seiner Jugend hatte Schweitzer mit vielerlei Uebeln zu kämpfen gehabt, und litt hauptsächlich unter dem mangelhaften Schulunterricht, den er durch eisernen Fleiß zu ersetzen suchte. „Es wird Wenige geben," schrieb er, in Erinnerung an seine Studienzeit in Leipzig, „denen die Universität so viel gewesen ist, als mir; auch die Schule mußte sie ersetzen, soweit dies überhaupt möglich ist. Sechzehn Stunden des Tages wurde gearbeitet, drei Stunden blieben dem Essen und der Bewegung, fünf Stunden dem Schlaf" [1]). Sehr früh schon suchte er sich durch schriftstellerische Thätigkeit etwas zu erwerben; dann erst, als er in Ronneburg als Rechtsanwalt eine Anstellung fand, entrann er den drückenden äußeren Verhältnissen. Nach einem vierjährigen Aufenthalte dort wurde er 1800 als Professor nach Jena berufen, wo er bald den ausgebreitetsten Wirkungskreis fand. Trotz der traurigen politischen Lage hatte er immer eine große Anzahl Zuhörer, die durch seinen klaren, lebendigen Vortrag, seine treffende, allem Gesuchten und Manierirten fern bleibende Ausdrucksweise gefesselt wurden. Bedeutender noch war seine Thätigkeit während der Freiheitskriege als Vorsitzender der Polizeicommission. Wohl hatte seine glühende Vaterlandsliebe den Wunsch in ihm laut werden lassen, mit den Waffen als freiwilliger Jäger der Heimath zu dienen; Karl August verhinderte ihn daran, ihn darauf hinweisend, daß er in Jena unentbehrlich sei. Es war in der That der Fall. Auf Napoleon's Befehl mußten zwei Militärlazarethe eingerichtet werden, eine Arbeit, die Schweitzer allein übernahm. Dabei sah er, wie die Noth in der Stadt ungeahnte Ausdehnung erreichte, wie unter den Bürgern die von den Soldaten eingeschleppte Nervenfieberepidemie wüthete. Er reichte am 28. März 1813 einen Bericht darüber ein, und fügte demselben seine durchdachten Vorschläge zur Bekämpfung des Elends hinzu, die umgehend genehmigt wurden und sofort zur Ausführung kamen. Ein drittes Krankenhaus für die Bürger wurde eröffnet, aber die Noth hatte noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Nach der Schlacht bei Leipzig, von der man behauptet, sie habe nur Jubel hervorgerufen, während wohl viel mehr Thränen über sie vergossen worden sind, strömten Kranke, Verwundete, Sterbende in Jena zusammen; allein vom Januar bis März 1814 lagen 12 369 Soldaten in ihren Lazarethen. Furchtlos, mit unerschütterlicher Geduld und staunenswerther Kraft war Schweitzer überall der Erste, wo es zu helfen galt, und als er zwei Jahre später den Verfassungsentwurf aufsetzte, mag er wohl des Volkes gedacht haben, das sich durch furchtbares Leiden solch' eine Zukunft erkämpft hatte. Er wurde

[1]) J. Ch. Hotzel, Ueber die literarische und staatsmännische Wirksamkeit Dr. Ch. W. Schweitzer's. Jena 1857.

als Staatsrath ins Ministerium berufen und, so schwer ihm der Abschied von seiner akademischen Thätigkeit auch wurde, er wußte, daß er an dieser Stelle für das Wohl des Landes seine besten Kräfte einsetzen konnte. Die schwere Zeit nach dem Wartburgfeste und nach der Ermordung Kotzebue's bewährte ihn als Staatsmann. Er hatte in der schwierigen Lage für die Erhaltung der Universität Jena gegen Preußens und Oesterreichs heftige Angriffe zu kämpfen und ging als Sieger aus dem Kampfe hervor, der ihn nun besonders zum Beschützer der Wissenschaften stempelte. Die Universität, die Gymnasien, wie die Volksschulen lagen ihm gleicherweise am Herzen. „Unser Gymnasium," schrieb man aus Eisenach[1]), „verdankt ihm den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung, zu seiner würdigen Gestaltung, zur selbständigen Stellung seiner Lehrer." Schweitzer folgte bei seinen Bestrebungen stets dem Grundsatze: „Das Wissen, ohne praktische Tüchtigkeit, ohne Kraft, das, was man weiß, handelnd zu verarbeiten, ist ein nutzloses Kapital." Bei der inneren politischen Entwicklung stieß er bald auf manchen Widerspruch, der seinen strengen, hartnäckigen Charakter noch unbeugsamer machte. So stellte er sich dem Wunsche nach der Oeffentlichkeit der Landtagssitzungen schroff entgegen; sie setze, meinte er, eine eigene Bildung des Volkes voraus, welche erst aus anderen Einrichtungen, z. B. öffentlicher Rechtspflege, entstehen könne. Gegen seinen Rath wurde Beschluß gefaßt, was seine Stellung schon erschütterte. Dann folgten die Angriffe gegen seinen Collegen, den Minister v. Gersdorff, die Trennung des Kammervermögens von der Landschaftskasse betreffend. Ein bedeutender junger, liberaler Abgeordneter, v. Wydenbrugk, verlangte 1848 deren Vereinigung, das Volk jubelte ihm zu, und der Landtag gab gegen Gewähr einer Civilliste dem allgemeinen Drängen nach, ja, es kam sogar zu einem stürmischen Auftritte, wobei der Ruf: „nieder mit Schweitzer" laut wurde. Es ist hierbei wohl angebracht, einer Scene zu gedenken, die für den Großherzog bezeichnend ist: Die Volksmassen drängten immer aufgeregter in den Schloßhof, so daß die Umgebung Karl Friedrich's sehr ängstlich wurde und seine Minister und Officiere ihn mit guten Rathschlägen bestürmten, während er ganz ruhig blieb. Endlich stand er auf, öffnete das Fenster und rief mit lauter Stimme: „Wer ein Anliegen hat, trage es mir schriftlich auf dem richtigen Wege vor; abzwingen lasse ich mir nichts. Und nun gute Nacht! Ich hoffe, Ihr alle werdet so gut schlafen, wie ich gut zu schlafen gedenke." Mit einem Hoch auf den Großherzog ging die Menge wirklich ruhig auseinander. Den nächsten Tag gab Schweitzer sein Portefeuille dem Großherzog zurück, das dieser in die Hände Wydenbrugk's legte.

Wenn es auch als Undank erscheint, daß Volk und Fürst den bewährten Wohlthäter so schnell fallen ließen, so muß doch berücksichtigt werden, wie wenig populär Schweitzer war; seine Strenge, seine fühlbare Ueberlegenheit und seine entschiedene Abneigung gegen den politischen Liberalismus hatten seine guten Seiten, ja selbst seine glänzende Vergangenheit verdunkelt. Er zog sich in ländliche Einsamkeit zurück, wo er 1856 starb.

---

[1]) Nr. 258 der Weimarischen Zeitung 1856.

Ein Zeitgenosse Schweitzer's war J. F. Fries, dessen Berufung nach Jena der für seine Universität so thatkräftig sorgende Mann hauptsächlich bewirkt hat. Nur in den Fachkreisen, ja fast nur unter der kleinen Schar seiner entschiedenen Anhänger ist Fries bekannt geblieben; sonst pflegt man seinen Namen nur in Verbindung mit dem Wartburgfeste zu nennen, ahnungslos, welch' eine bedeutende, weil ganz selbständige Persönlichkeit in ihm den philosophischen Lehrstuhl Jena's einnahm.

Sein Vater war in Barby einer der Hauptführer der Brüdergemeinde gewesen und hatte als ihr Missionar die Pflicht, fast dauernd auf Reisen in Deutschland zu leben, wobei seine Frau ihn begleitete. Jakob Friedrich Fries und sein jüngerer Bruder wurden deshalb schon im zartesten Alter in die Erziehungsanstalt nach Niesky gebracht, wo beide traurige Jugendjahre durchmachten. Besonders Jakob, ein schwächliches Kind, hatte unter der eisernen Zucht, der Rücksichtslosigkeit auf sein körperliches Befinden, schwer zu leiden. Er blieb wochenlang als kleiner Knabe an seine düstere Krankenstube gebannt, ohne daß man ihm Bücher, Gesellschaft, Spielzeug zur Erheiterung gewährte. Seinen Gedanken überlassen, starrte er in den engen Hof, verzehrte sein ihm eilig zugeschobenes Essen, und so erzog sich die Gemeinde Niesky „in dem armen Jungen, den sie vergaß und versäumte, einen Rebellen, der schon als Kind gegen das Beste, was sie ihm anbot, gleichgiltig blieb und bitter wurde[1])." Das, was man ihm als Religion darstellte, widerstrebte ihm. „Mein Hauptleiden war," erzählt er, „daß ich mich in den blutigen Schmerzensmann und seine Marterschöne verlieben, daß mein Herz überfließen sollte von Dank gegen das Leiden, welches er für mich ausgestanden habe, mich zu erlösen; ich konnte mich zu diesem Danke nicht durchwinden und an dem Bilde einer Leiche keine Freude gewinnen." Seine Versetzung in das Seminar zu Barby, die zugleich mit der seines treuen Freundes Reichel erfolgte, begrüßte er wie eine Erlösung. Die Aussicht auf ernste Studien und bessere Behandlung erfüllte den stillen Knaben mit wirklicher Freude, und trotzdem er sich den Auffassungen seiner Gemeinde mehr und mehr entfremdete, dachte er später noch gern an diese Lehrjahre zurück, sich mit besonderer Dankbarkeit seines Lehrers Hüffel erinnernd, der ihm den ersten mathematischen Unterricht ertheilte und seiner Begabung den rechten Weg wies. Als vierzehnjähriger Knabe sprach er ihm einmal seine Freude über die Klarheit und Festigkeit der geometrischen Beweisführung aus, woran Hüffel die Versicherung anknüpfte, daß man so auch philosophisch das Dasein Gottes beweisen könne. Mit lebhaftem Interesse erkundigte sich Fries, wie das möglich sei, und erhielt als Erwiderung: jedes Ding müsse seinen zureichenden Grund haben, also auch das Ganze der Welt, dieser höchste Grund der Welt ist Gott. Fries schwieg, aber er dachte, wie er selbst sagt: nun, wenn Jedes seinen Grund haben muß, so auch Gott; oder kann Gott durch sich selbst als seinen Grund bestehen, warum nicht auch die Welt und die Dinge in der Welt? Ein Gedanke, der so klingt, als wäre er Hume's Dialogen über natürliche Religion entnommen. Je mehr

[1]) E. L. Th. Henke, J. F. Fries, aus seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt. Leipzig 1867. S. 11.

man den klaren Geist des Knaben in Fesseln zu schlagen, je mehr man ihm das Christenthum in beschränkter, einseitiger Auffassung einzuprägen suchte, desto energischer wandte er sich von ihm ab. Als er von Barby in das theologische Seminar nach Niesky kam, um sich dort endgiltig zum Geistlichen vorzubereiten, entwickelte er zuerst den von nun an als Grundsatz seiner Ansichten feststehenden Gedanken: „es ist dem Menschen aufgegeben, sich selbst zu helfen; die größte Aufgabe der Wissenschaft ist eine Theorie der Kunst der Veredlung der Menschheit," und schrieb an Reichel: „Sittliche Schuld kann nie Einer, und wenn er ein Gott wäre, für einen Anderen tilgen, und die Vorstellung eines menschgewordenen leidenden Gottes verglich sich mir mit dem Gebrauche des Kaisers von China, jährlich einmal den Pflug zu führen; für einen Gott schien mir der Gedanke, einmal einige Jahre als Mensch zu leben, mehr eine Sache des Scherzes, als des Ernstes, am wenigsten des dankbaren Mitgefühls. So war mir die ganze positive Religionslehre vernichtet." Die von der Brudergemeinde für so wichtig gehaltenen religiösen Gefühle erschienen ihm nur als feiner Sinnenkitzel, ohne Einfluß auf die Sittlichkeit. „Alle moralische Besserung ist nur eigene moralische Cultur," sagte er.

Er entschloß sich, von den Herrnhutern zu scheiden und in Leipzig Jura zu studiren. Mit vielen seiner Genossen blieb er in innigem Verkehr und hat auch sein späteres Leben hindurch die guten Seiten der Herrnhuter Erziehung nicht nur anerkannt, sondern ist ihnen treu geblieben. Fleiß und Einfachheit, Freundestreue und tiefe, unerschütterliche Wahrheitsliebe waren die Kennzeichen seines Charakters, wie der Gemeinschaft, der er entstammte. Zwei Jahre nur hielt er in Leipzig aus; die Jurisprudenz, die er zu seinem Brodstudium machen wollte, befriedigte ihn ebenso wenig wie die Theologie, und da von Jena aus Fichte's Ruf als Philosoph alle Kreise erfüllte, ging er dorthin, um ihn zu hören. In die allgemeine Begeisterung vermochte er jedoch nicht einzustimmen, er stand ihr kühl gegenüber und begann seine Streitschrift „Reinhold, Fichte und Schelling" zu schreiben; sie rief einen Sturm der Entrüstung gegen den Verfasser hervor, der es allein wagte, sich gegen anerkannte Größen zu empören. Die Sorge um seinen Lebensunterhalt zwang ihn, eine Hauslehrerstellung in der Schweiz anzunehmen. Während seines Aufenthalts dort starb seine alte Mutter, die durch die, wie sie sagte, Christus feindliche Richtung ihres Sohnes viel gelitten hatte. Sein Schmerz war so tief wie seine Liebe, denn er hatte sie geliebt, trotzdem sie das zarte Kind in der Zeit, da die Mutter ihm unentbehrlich gewesen war, in fremde Hände gegeben hatte, um selbst ihren christlichen Beruf zu erfüllen! Bei ihrem Tode empfand er seine Zweifel an der Unsterblichkeit zum ersten Male schmerzlich, ohne den Gefühlen nachzugeben: „Den Glauben an eine Wiedervereinigung muß ich Anderen überlassen, — ich beschränke lieber alle meine Wünsche diesseit des Grabes, das Jenseit mag sich seiner Zeit aufhellen."

Im Anfang dieses Jahrhunderts habilitirte er sich in Jena, doch sein schroffer Widerstand gegen die herrschende Philosophie und ihre Führer machten seine Stellung zu einer äußerst schwierigen. Dem Kreis Schlegel, Schelling, Fichte hielt er sich geflissentlich fern; sein Umgang beschränkte sich auf eine Anzahl junger Männer, zu denen die Brüder Beaulieu, Clemens Brentano, Diederich

Gries und Rehbein, der spätere Arzt Goethe's, gehörten, und die sich in der „Rose" versammelten, wo es damals schon, wie später im „Burgkeller", zu heftigen Debatten zwischen ihnen und Reinhold's Anhängern kam. Fries vermochte nicht immer die nothwendigen Grenzen innezuhalten, er trat heftig gegen Schelling auf, er warf Schlegel vor, daß er die gesunde Vernunft ohrfeige; da aber auf der Seite seiner Gegner die Majorität sich befand, drang er nicht durch. Er hatte wenig Zuhörer und keine Einnahmen und begrüßte deshalb mit Freuden die Aufforderung eines Freundes, mit ihm auf Reisen zu gehen. Wenn er sich diesem liebenswürdigen, aber eigensinnigen Gefährten auch unterordnen mußte, so fügte er sich doch gern darein; denn der Genuß wog die Unannehmlichkeiten auf. Mit frischem Muth kehrte er heim und schlug sein Zelt in Heidelberg auf, denn in Jena war inzwischen Hegel als Halbgott eingezogen, über den Fries noch derber aburtheilte, als über seinen Vorgänger. Volle elf Jahre lebte und lehrte er in der schönen Neckarstadt; mit dem Theologen de Wette schloß er den innigsten Freundschaftsbund und fand in der Verbindung mit Karoline Erdmann das ersehnte häusliche Glück. Seine Lehrthätigkeit befriedigte ihn, seine philosophischen Werke fanden Anerkennung, seine Zeitfragen behandelnden Schriften erregten sogar berechtigtes Aufsehen. In der Zeit politischer Erniedrigung und politischer Kämpfe war es sein Hauptbestreben, auf die Jünglinge, die Träger der Zukunft, erziehend einzuwirken. In seiner noch heute lesenswerthen Schrift: „Bekehrt euch!" ruft er ihnen zu: „Viele reden Euch zur Ermahnung von des Menschen Schwäche, Ohnmacht, Untauglichkeit zu allem Guten, meinend, diese Reden seien sie der Religion schuldig. Wagt es, diesen zu mißtrauen. . . . Was im Leben gut ist und von echtem Schrot und Korn, das stimmt nicht zu dieser Lehre!"

Solche offene Sprache mochte ihn wohl schon mißliebig gemacht haben; unhaltbar wurde seine Stellung, als er 1816 die Petition unterschrieb, welche für Baden eine Verfassung verlangte, wie sie in Weimar entstanden war. Dort erregte seine That den freudigsten Beifall. Der Minister v. Gersdorff sandte ihm die Verfassungsurkunde mit der Aufforderung, die Professur in Jena anzunehmen, und er wie Schweitzer sprachen ihm die Hoffnung aus, durch ihn in ihren philosophischen Studien gefördert zu werden. Karl August bewies ihm seine Gunst, indem er ihn sofort zum Hofrath ernannte, und die Großfürstin Maria Paulowna ließ ihn bald nach seiner Ankunft zu sich einladen. Auch der Kanzler v. Müller empfing ihn voll Freude; „mit Goethe aber bin ich bei bloßer Ceremonie geblieben." In Jena vollendete er sein Buch „Von deutschem Bund und deutscher Staatsverfassung", das er Deutschlands Jünglingen widmete. Er sprach darin den Wunsch aus, daß nach der orientalischen, griechischen und christlichen Periode nun endlich ein Zeitalter kommen möge, das sich den Dienst der Gerechtigkeit auch im öffentlichen Leben zur Aufgabe setzt, und forderte vom Staat, die Kirche so wenig als möglich, die Schule so viel als möglich zur öffentlichen Angelegenheit zu machen. Schon die nächste Zeit zeigte ihm, wie ferner Zukunft die Erfüllung seines Wunsches vorbehalten war. Seine Betheiligung am Wartburgfest wurde ihm als Verbrechen ausgelegt, er mußte zunächst seine Vorlesungen einstellen, richtete aber mit Erlaubniß des ihm immer gewogenen Großherzogs in seinem Hause Conversatorien ein, an denen auch Sand theilnahm, der bald darauf

Kotzebue ermordete. Kaum hatte das Gerücht dieser That sich verbreitet, als Fries sich auch schon wie einen Mitschuldigen verfolgt sah. Doch er stand unter dem Schutz Karl August's, der ihn nicht im Stiche ließ. Er bot ihm Tiefurt, das Heim seiner Mutter, der Herzogin Anna Amalia, zum Wohnsitz an, ließ ihm, so lange er nicht lesen durfte, sein volles Gehalt und setzte ihn 1823 als Professor der Physik wieder in seine alten Rechte ein. Gersdorff und Schweitzer standen ihm als treue Freunde zur Seite, seine Schüler und Collegen schlossen sich immer inniger an ihn an; war doch seine Freundlichkeit unwiderstehlich und seine Unterhaltung stets anregend. Als sich im Anfang der dreißiger Jahre die Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin mit ihrer Tochter Helene in Jena aufhielt, gehörte er zu ihren häufigsten Gästen, und seine Vorträge über Astronomie, Physik und Philosophie machten ihn zum einflußreichen Lehrer der geistvollen Fürstinnen. Seine Sprechweise war einfach und schmucklos, wie seine ganze Persönlichkeit; er wurde selten leidenschaftlich; nur wenn die Rede auf Schelling und Hegel kam, die ihm als Vernichter der Philosophie galten, konnte er in Affect gerathen. „Hegel's metaphysischer Pilz ist nicht in den Gärten der Philosophie, sondern auf dem Misthaufen der Kriecherei gewachsen," schrieb er in solch' einem Augenblick. Natürlich fehlte es ihm nie an Feinden; in den „Hallischen Jahrbüchern" wurde ihm besonders vorgeworfen, daß er in seinen akademischen Vorlesungen Fichte, Schelling und Hegel entweder todtzuschweigen, oder ihre Lehren als Verderbniß und Verirrungen des menschlichen Geistes darzustellen suche. Ueber seine philosophische Thätigkeit sagt Ed. Zeller [1]), sie habe nicht die Anziehung ausüben können, die neue und eingreifende Entdeckungen verleihen, dafür aber bei den Zeitgenossen einen wohlvorbereiteten Boden gefunden, denn er schloß sich in der Hauptsache seiner Lehre unbedingt an Kant und weiterhin an Jakobi an. Seiner Religionsphilosophie verschaffte der milde, freisinnige de Wette Eingang in die Theologie, auch Karl Hase war ihm wahlverwandt; mit Schwarz und Göttling stand er in innigem Verkehr, doch als seine nächsten Anhänger nennt er selbst Apelt, Mirbt und Schleiden. Der Minister v. Gersdorff, der Einzige, den Fries noch kurz vor seinem Tode (1843) empfing, „rechnete sich's stets zur Ehre, sein dankbarster Schüler zu sein," und im Abendkreise der Großfürstin wurde seiner um so häufiger gedacht, als alle die genannten Freunde des Philosophen zu den fast regelmäßig Geladenen gehörten.

Die Einigkeit und Freundschaft der Professoren unter einander kann als ein erfreulicher Beweis für den Geist, der um die Mitte dieses Jahrhunderts in Jena herrschte, angesehen werden. Ein einfacher, geselliger Verkehr beförderte den lebendigen Gedankenaustausch, ernste, wissenschaftliche Vereinigungen erhöhten die allgemeine Bildung und verscheuchten den Kastengeist. Die Gelehrten, die ihr ganzes Leben hindurch Jena treu blieben, bildeten die lebendige Verbindung zwischen Denen, die kamen und gingen, wie zwischen den Alten und den Jungen. C. W. Göttling [2]) gehörte zu den Männern, ohne die man sich Jena kaum denken konnte. Schon sein Vater

---

[1]) Geschichte der Philosophie, S. 462.

[2]) Gustav Lothholz, C. W. Göttling, Programm des Königl. und Gröning'schen Gymnasiums. Erste und zweite Abtheilung. Stargard 1876 und 1887.

hatte dort gelebt und war mit Goethe bekannt gewesen, der den bedeutenden Chemiker in den „Tag- und Jahresheften" rühmend erwähnt. Der Sohn des alten Göttling besuchte in Weimar das Gymnasium, wo er durch den bekannten Philologen Passow zuerst in die klassischen Studien eingeführt wurde, um ihnen von nun an sein ganzes Leben über treu zu bleiben. Die griechischen Verse, die er damals in jugendlicher Bewunderung der Schauspielerin Wolf widmete, bezeugen, wie früh er die klassischen Sprachen beherrschte. Sein Lehrer erfuhr davon, und, weit entfernt ihn seines jugendlichen Enthusiasmus wegen zu bestrafen, lobte er ihn und lud den ängstlichen Knaben freundlich zum Frühstück ein, ihm sein ganzes Interesse zuwendend. Göttling besuchte dann die heimathliche Universität, unterbrach jedoch seine Studien, als Karl August zu den Waffen rief, und begeisterte während des Feldzugs seine Gefährten durch seine noch heute bekannten Lieder „Kein schön'rer Tod auf dieser Welt" und „Stehe fest, o Vaterland". Nach seiner Rückkehr erwarb er sich das Doctordiplom und ging nach Berlin, um bei F. A. Wolf, Goethe's Freund, bei Döderlein und Osann seine Studien fortzusetzen. Als Professor am Gymnasium zu Rudolstadt trat er in die praktische Thätigkeit ein und wußte sich nach kurzer Zeit den besten Einfluß auf die burschikosen, verwahrlosten Schüler zu verschaffen. Besonders H. Leo hing seit jener Zeit voll Dankbarkeit an Göttling, dem „festen Stamm, an den sich die zu Boden gesunkenen Triebe seiner Seele wieder aufrankten." Göttling hatte in Berlin nicht umsonst Jahn's Bekanntschaft gemacht und sich für das Turnwesen begeistert; er führte es in Rudolstadt ein und hatte dauernden Erfolg damit; nur hätte er gewünscht, ganz selbständig schalten und walten zu dürfen, und folgte deshalb gern dem Ruf nach Neuwied, wo er an einem durch ihn neu einzurichtenden Gymnasium diesen Wunsch hoffte erfüllt zu sehen. Einzelne Stellen seines Programms sind noch jetzt der Beachtung werth und kennzeichnen am besten seine ganze Richtung. Es heißt darin: „Man soll nur das als Gegenstand des Unterrichts betrachten, dessen Wesen geeignet ist, die Grundlage der sittlich freien und wissenschaftlichen Bildung von Männern zu gründen, welche für Staat und Leben tüchtig zu wirken Geist und Herz besitzen, ohne Veranlassung zu einer leidigen Plusmacherei des Wissens zu geben. Man soll vom Religions-Unterricht das Schwatzen über theologische Lehrbegriffe fernhalten, das vom Uebel und in seiner Langweiligkeit nur von narkotischer Kraft ist. Die Geschichte soll die muthige, ernste Theilnahme an Wissenschaft und Staat als Bedingung eines würdigen Lebens befördern. In Beziehung auf Geschichte soll auch Geographie gelehrt werden, denn die Scholle an sich kann keinen Werth haben, ohne das Volk, das auf ihr handelt."

Gegen die leblose, geripphafte Nomenclatur, in der die Naturgeschichte auf Schulen oft ausartet, sprach er sich heftig aus und legte für den Unterricht den größten Werth auf die klassischen Sprachen, im Gegensatz zu den modernen. Trotz der Mühe, die er auf das Gymnasium in Neuwied verwandte, wollte es damit nicht recht vorwärts gehen, wohl hauptsächlich wegen der Gleichgiltigkeit der Bürger, und er entschloß sich zunächst, eine Zeitlang in Paris seinen Studien zu leben. Der Vorsteher der Pariser Bibliothek, Karl Benedikt Hase, auch ein Thüringer von Geburt, unterstützte ihn mit all' seiner oft gerühmten Liebens-

würdigkeit in seinen Bestrebungen, sodaß er, um Vieles reicher an Kenntnissen, in seine alte Heimath zurückkehrte, wo sich ihm ein weiter Wirkungskreis erschloß. Die Philologie war durch Eichstädt und Hand vertreten, ersterer ein geistvoller Mann mit reichem Wissen, seines eleganten Lateins wegen mit dem Beinamen Ultimus Latinorum belegt, aber unfähig, sich zu beschränken. Er hatte mit G. Schütz zusammen die „Allgemeine Literaturzeitung" gegründet und gab, als dieser Jena verließ, allein eine neue Zeitung heraus; außerdem war er Director der Lateinischen Gesellschaft und sonst noch in verschiedener Weise thätig, er vernachlässigte darüber seinen Lehrberuf und hatte, trotz seines Rufes, keinen Einfluß. Hand war als Lehrer der Prinzessinnen Maria und Augusta viel von Jena fort. Göttling hatte es demnach leicht, seine Stellung zu befestigen, um so mehr, als Goethe ihm freundschaftlich entgegenkam und ihm nach seiner Ernennung zum Professor der Philologie schrieb: „Ich würde es mir zur Freude und Ehre anrechnen, wenn Sie die Bemühungen, welche Sie alten Schriftstellern zugewendet, auch mir wollten zu Gute kommen lassen; auch würde es mir doppelt angenehm sein, weil ich hierdurch mit Ihnen in genauere und fortwährende Berührung kommen würde" [1]). Der Verkehr wurde ein lebhafter, da gleiche Interessen beide Männer zusammenführten und Göttling auch für Goethe's „Kunst und Alterthum" Recensionen lieferte. Für die Besprechung der Römischen Geschichte Niebuhr's dankte Goethe mit folgenden Worten: „Sie haben mir durch die Entwicklung des Niebuhr'schen Werkes ein großes Geschenk gemacht; sie ist völlig nach meinen Wünschen und über meine Erwartung, dabei so vollkommen klar und schön, daß man glaubt, man habe sie selbst schreiben können; sie wird als höchste Zierde meines diesmaligen Heftes erscheinen." Göttling's Reise nach Italien gab natürlich auch Anlaß zu langen Unterhaltungen mit Goethe. Nach des Dichters Tode hatte er noch öfters weitere Fahrten durch Italien und Griechenland unternommen und mündlich und schriftlich seine reichen Erfahrungen und Eindrücke für Andere verwerthet. Auch wieder nach Paris und dann nach London führte ihn seine Reiselust, zuletzt ging er mit L. Preller und H. Hettner [2]) noch einmal nach dem geliebten Griechenland. „Man konnte Göttling in keiner belebteren und glücklicheren Gemüthsstimmung haben, als wenn man ihn von Griechenland, Italien und Goethe sprechen hörte" [3]). Seine Neigung, die politische Entwickelung der klassischen Culturvölker zu erforschen, führte ihn zu der Politik des Aristoteles, die er bearbeitete, herausgab und Goethe widmete. Später schrieb er eine „Geschichte der römischen Staatsverfassung" und bemühte sich, hervorzuheben, wie ein Anfangs unterdrückter, fast rechtloser Volksstamm sich durch eigene Kraft zur staatlichen Freiheit emporarbeitet, eine Auffassung, die als Mißgriff getadelt wurde. Durch Arnold Ruge angeregt, der ihm befreundet war, schrieb er auch für die „Hallischen Jahrbücher", und hatte das seltene Glück, in dem öfters genannten Bericht über Jena merkwürdig glimpflich davonzukommen. Außer einer vorübergehenden Beschäftigung mit den Nibelungen blieb er ganz in

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Göttling. Herausgegeben von Kuno Fischer. München 1880.

[2]) Vergl. H. Hettner, Griechische Reiseskizzen. Braunschweig 1863.

[3]) Kuno Fischer, Opuscula academica Caroli Guilelmi Goettlingii. Vorrede. Leipzig 1869.

die klassischen Studien vertieft. „Das Alterthum war mehr als sein Fach, es war seine Heimath," sagt Kuno Fischer von ihm, „nicht in der engen Weise, die den Sinn für andere Bildungsformen ertödtet und ausschließt, sondern in dem erweiterten und wahrhaft bildenden Geiste, der das echt Menschliche, wo er es findet, versteht und sich aneignet, offen und neidlos für jedes fremde Verdienst, unverblendet und von Natur abgeneigt gegen allen unwahren und nichtigen Schein; das Wohlgefühl dieser geistigen Heimath durchdrang sein ganzes Wesen und brachte unwillkürlich jenen herrlichen Humor mit sich, der eines der Elemente seiner Gemüthsart ausmachte und in geselligen Kreisen, die nach seinem Herzen waren, sich als sprudelnde Laune, heitersten Frohsinn auslassen konnte." Sein Haus war immer für die Freunde aus Weimar und Jena offen: Fries und Luden, Hase und Schwarz, später Kuno Fischer und Hermann Hettner verkehrten viel bei ihm. Mit den drei Weimarer Freunden Schöll, L. Preller und H. Sauppe verband ihn die gleiche Liebe zu klassisch-philologischen Studien. Um auch in den weiteren Kreisen der in Jena Studirenden das Interesse für die Kunstschätze des klassischen Alterthums zu fördern, gründete er ein Museum von Abgüssen alter Bildwerke, das durch Maria Paulowna's Geschenke dauernd bereichert wurde. Göttling scheute sich, ihre Güte immer wieder in Anspruch zu nehmen, und versuchte auf andere Weise die archäologischen Sammlungen zu erweitern. Er forderte zu diesem Zweck seine Freunde auf, Vorlesungen, ähnlich denen im Privatkreise der Großfürstin, öffentlich abzuhalten, deren Erlös seinem Unternehmen zu Gute kommen sollte. Heute gehören solche Vorlesungen zu den alltäglichen Ereignissen, damals machte die Anregung dazu großes Aufsehen. Wie, die Leuchten der Wissenschaft sollten in den Dienst des gewöhnlichen Publicums treten? die Ergebnisse ihrer Studien sollten zur flüchtigen Unterhaltung Neugieriger dienen? Selbst Karl Hase, der sich zuerst dazu bereit erklärte, spricht von der Schwierigkeit, vor einem so gemischten Zuhörerkreis, Frauen, Professoren und Studenten, ein Thema gründlich auszuführen. Trotz aller Bedenken setzte Göttling sein Vorhaben durch. An einem Winterabend der Woche las einer oder der andere Gelehrte im Saale der „Rose", jenem Saal, dessen Geschichte ein Stück Culturgeschichte sein könnte. In der „guten, alten Zeit" hatten seine Wände die wüstesten Kneipereien mit angesehen, vor dem Wartburgfest hielt die junge, begeisterte Burschenschaft ihre Versammlungen dort ab, 1819 folgte sie dem Befehle und löste sich dort still und feierlich auf. Binzer's Lied klang zum ersten Mal in diesen Räumen:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Sie lugten, sie suchten
Nach Sturz und Verrath,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat.

Neunundzwanzig Jahre später fand die stürmische Feier der Revolution in demselben Saale statt, wo vor- und nachher Jena's Frauen und Männer mit

steigender Aufmerksamkeit den Vorlesungen des Rosenvereins lauschten. Viele derselben waren vorher im Schloß zu Weimar gehalten worden oder wurden, wenn sie geeignet erschienen, dort wiederholt. Göttling freute sich des guten Erfolges, und Hase bezeugte, daß diese Abende, bei denen Gelehrte aller Facultäten etwas mittheilten, bald zu einem geselligen Bedürfniß geworden seien. Im Sommer, wenn die Zusammenkünfte in der Rose aufhörten, empfing Göttling seine Freunde gern auf seinem Weinberg, um mit ihnen gemeinschaftlich die herrliche Aussicht in das Saalethal zu genießen; denn er mußte den Naturgenuß, seiner vielen körperlichen Leiden wegen, darauf beschränken; in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens konnte er weite Reisen nicht mehr unternehmen. Wenn es irgend möglich war, fuhr er hie und da nach Weimar, entweder um bei der Großfürstin den Abend zuzubringen, oder um in Belvedere mit seinen Freunden einen Sommernachmittag zu verleben. Man kann Göttling wohl als den Typus des Thüringer Gelehrten betrachten, wie er einmal geschildert worden ist[1]): „Er zeigt eine glückliche Vereinigung von nordischer Verstandesschärfe und südlicher Beweglichkeit des Blutes, protestantischem Ernst mit frischer Lebenslust und gesundem Humor."

Als Grundlage und Auszug seiner „Geschichte der römischen Staatsverfassung" kann der Vortrag über die politischen Elemente des römischen Volkes gelten. „Die Griechen," sagt Göttling, „haben von Andern nie Erreichtes geschaffen; aber in einem stehen die Römer ihnen weit voran, in der Kunst, männlich und würdig zu leben: ihr Staat ist ihr Kunstwerk, ihr Recht ihre ewig geltende Wissenschaft; . . . . seine edelsten Geister und festesten Charaktere haben daran gearbeitet, während Sparta nie vorwärts kam, weil es eigensinnig seine alte Verfassung gegen alle Forderungen der vorwärts schreitenden Zeit behauptete; Athen dagegen, in der leichten Empfänglichkeit des Hellenismus, die sämmtlichen Staffeln bürgerlicher Freiheit erstieg, um erst die Beute des halbbarbarischen Macedoniens, dann des martialischen Roms zu werden." Die übrigen Vorträge Göttling's haben später in seinen gesammelten Abhandlungen Aufnahme gefunden; für zwei darunter, die das griechische Theater und das römische Wohnhaus zum Gegenstand hatten, führte der Redner den Gästen der Großfürstin sorgfältig gearbeitete Modelle und Grundrisse vor, die ein genaues Bild der Gebäude gaben und noch erhalten sind. Es wurden überhaupt gern solche Modelle oder wenigstens deutliche Abbildungen vorgezeigt; so befindet sich unter Anderem das in allen seinen Theilen farbig ausgeführte Bild einer Dampfmaschine unter den Manuscripten der Vorträge, und zu einem sehr gelehrt entwickelten System der Krystallographie gehören schöngezeichnete Krystallformen. Aus diesen Beispielen gewinnt man die Ueberzeugung, daß die literarischen Abende der Großfürstin durchaus nicht flüchtiger Unterhaltung, sondern ernstem Studium dienten.

Als im September 1836 die Aerzte und Naturforscher Deutschlands in Jena zusammen kamen, hatte Göttling es sich zur Aufgabe gemacht, für die vielen bedeutenden Gäste zu sorgen, und Alle rühmten, wie gut es ihm gelang. Manche von ihnen waren nicht fremd in Jena; den Größten unter ihnen konnte die Universität stolz zu ihren Schülern rechnen: Alexander v. Humboldt. Außer ihm

[1]) O. Ribbeck, Fr. Ritschl.

waren unter Anderen Ehrenberg aus Berlin, Zittrow aus Wien, Göppert aus Breslau, Osann aus Würzburg, Lichtenstein, Buch und Casper v. Sternberg anwesend. Sie versäumten natürlich nicht, von Jena nach Weimar zu gehen, wo fast alle von der Großfürstin empfangen wurden. Professor Göppert hielt einen Vortrag mit folgendem Inhalt: „Bei Prüfung und Besichtigung der vielfachen Versteinerungen in der Natur fiel mir ein, den Weg zu erforschen, welchen sie eingeschlagen haben mochte, um dieses Ziel zu erreichen. Ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß die mineralischen Stoffe der Erde die Pflanzentheile, welche wir versteinert sehen, gänzlich und auf das Genaueste durchdringen, die Form auch ihrer kleinsten Faser annehmen und nun genau die Pflanze darstellen, obgleich die Zeit die eigentliche Substanz der Pflanze verzehrt. Sonach kam ich auf den Gedanken, verschiedenes Holz und andere Vegetabilien in Silber-, Eisen- und Kalkoxyd zu legen und sie ganz von der Metallauflösung durchdringen zu lassen, was in einigen Wochen geschieht. Hierauf verglühte ich die Pflanzentheile und erhielt das geglückte Resultat, nämlich die genaue Darstellung der Vegetabilien in Kalk-, Eisen- oder Silberversteinerung. Die Festigkeit der natürlichen Versteinerungen haben jedoch die meinigen nicht, es mag die Zeit wohl dabei ihre Kraft bewähren; ich habe versucht, auch zur Festigkeit der natürlichen Versteinerungen zu gelangen, ohne daß mich bisher ein sicheres Resultat belohnte." Noch merkwürdiger erschien den Zuhörern die Entdeckung Ehrenberg's, daß der größte Theil des Steinreichs aus verwesten Infusionsthierchen bestehe; er zeigte dies deutlich durch ein Mikroskop am Feuerstein, der aus den Panzern dieser kleinen Geschöpfe entstanden ist, und fügte scherzend hinzu: man müsse eigentlich schon in der Religionsstunde sagen: im Anfang schuf Gott das Infusionsthierchen, was freilich auf eine Weltentwicklung nicht von sieben Tagen, sondern von eben so viel Milliarden von Jahren schließen ließe. — Alexander v. Humboldt blieb noch einige Tage in Weimar; er verehrte die Großfürstin aufrichtig und war auf ihren Wunsch immer bereit, aus dem reichen Schatz seines Wissens ihr und den Ihren Bedeutendes mitzutheilen.

Bald nachdem die letzten Theilnehmer der Naturforscher-Versammlung abgereist waren, sprach Maria Paulowna dem Hofrath Professor E. Huschke ihre Befriedigung darüber aus, nun auch mit den epochemachenden Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaft etwas näher bekannt geworden zu sein. „Es war mir fast Alles neu," sagte sie; „man verschließt diese Entdeckungen vor uns mit einer Aengstlichkeit, als könnten sie Schaden bringen, und doch scheint es mir, als ob die Zukunft der menschlichen Erkenntniß auf ihnen beruhe." Huschke selbst wurde von nun an häufiger zu Vorträgen aufgefordert. Er war ein Weimarer Kind und ein Zögling Jena's, hatte sich aber auch in Berlin und Wien seiner Studien halber aufgehalten und war nach Beendigung derselben nach Jena zurückgekehrt, um dort und in Weimar als Arzt thätig zu sein. Später wurde er Professor der Anatomie und Director des anatomischen Cabinets, sodaß er seine Praxis aufgab und sich ganz dem Lehrberuf widmete. Er galt für einen der bedeutendsten Anatomen seiner Zeit, dessen entwicklungsgeschichtliche Arbeiten und Beobachtungen noch heute ihren Werth nicht verloren haben, während seine „Ausflüge in das geistige Land", wie er seine naturphilosophischen

Speculationen bezeichnete, der Gegenwart fremd erscheinen müssen. — Einen seiner Vorträge „über das Auge und den menschlichen Blick" veröffentlichte er im Weimarischen Herder-Album; derselbe enthält alle Vorzüge und Fehler seiner Lehrart und hat, wie es wohl der Ort mit sich brachte, wo er ihn hielt, eine gewisse, nicht zu dem Thema passende schöngeistige Färbung. Interessant sind seine Untersuchungen über die Bewegungen der Augenmuskeln, die, so scheint es ihm, mit den menschlichen Leidenschaften in genauer Verbindung stehen. Die Größe und Ausbildung dieser Muskeln differiren bei den verschiedenen Menschen und Geschlechtern; ein selten angespannter Muskel verkümmert, ein oft benutzter wird stärker und wiegt schwerer, wie Huschke ausführt. Er gefällt sich dann darin, die einzelnen Muskeln als die der Liebe, des Hasses, des Zorns, der Sanftmuth u. s. w. darzustellen, und geht nachher auf die äußeren Unterschiede zwischen dem weiblichen und dem männlichen Auge über: „Es ist zwar absolut kleiner und leichter, als das männliche, aber im Verhältniß zum Gesicht größer, was in Uebereinstimmung steht mit dem Größenverhältniß des ihm so sehr verwandten Gehirns, indem ein weiblicher Kopf zwar ein absolut kleineres, aber im Verhältniß zum ganzen Körper größeres Gehirn enthält als ein männlicher."

Interessant für die Beurtheilung des Standpunkts, auf dem Huschke als Gelehrter sich befand, ist die Einleitung zu seinem Vortrag „über die Harmonie der Sinne":

„Ich führe Sie von dem schönen Reich der Kunst wieder zur Natur zurück. Sie glaubt in den für die Kunst gezogenen Kreis mit eintreten zu dürfen, insofern sie die Grundlage ist, worauf sich Kunst, Wissenschaft und praktisches Leben entwickeln, deren Gesetze diese nicht verletzen dürfen, ohne das Schwert auf sich selbst, auf die Gesetze der Schönheit, Wahrheit und Zweckmäßigkeit zu zücken .... Tasten, Fühlen, Schmecken, Hören, Sehen und Riechen machen den Anfang unseres geistigen Lebens, wenn es darin überhaupt einen Anfang gibt. Sie sind die Mutter unserer Gedanken, ihre Erhalter und Erzieher und das Compendium der Welt .... Eine allseitige Psychologie kann nur auf einer richtig gegliederten Sinnenlehre aufgebaut werden."

Huschke widmet seinem Thema eine gründliche Betrachtung und erregte dadurch das lebhafteste Interesse Maria Paulowna's, die das Manuscript bei der Durchsicht mit Strichen und kleinen Bemerkungen versah. Ein späterer Vortrag handelte vom Gehirn und wurde dadurch veranlaßt, daß Huschke für seine akademischen Vorlesungen die Nervenphysiologie ausarbeitete. Wie sehr er durchaus moderne Gedanken zur Grundlage seiner Untersuchungen machte, bezeugen seine Worte:

„Halten wir den naturwissenschaftlichen Standpunkt fest, so sind unsere Gedanken und Gefühle Thätigkeiten der Natur, wie andere Thätigkeiten unseres Körpers."

Diese Stelle, wie die folgenden, hat die Großfürstin ebenfalls angestrichen:

„Die Hirnorgane werden also der Thätigkeit entsprechen, die sie beherbergen, sie sind die eigentlichen Symbole des Geistes und folglich auch die höchsten Gestalten unserer Erde, das Meisterstück der Schöpfung." — „Wo ist der Sitz der Seele? .... Was unendlich und ewig ist, hat gar keinen Sitz, ist überhaupt nicht und wird auch nicht, d. h. ist über alle Raum- und Zeitverhältnisse erhaben. Unsere Seele ist die Idee, die über unserem Leben schwebt."

Einer der größten Naturforscher jener Zeit, M. J. Schleiden, sollte vom Jahre 1839 ab nicht nur der Universität zur Zierde gereichen, sondern auch den Kreis der Großfürstin um einen geistvollen Gesellschafter und vielseitigen Ge-

lehrten bereichern[1]). Sein Leben war bisher reich an Wechselfällen gewesen; er hatte, dem Wunsche seines Vaters nachgebend, zuerst Jura studirt und sich in Hamburg als Advocat niedergelassen. Der aufgezwungene Beruf widersprach jedoch so sehr seinen Neigungen, daß die Verzweiflung über ein scheinbar verfehltes Leben den leidenschaftlichen jungen Mann bis zum Selbstmordversuch trieb. Nach und nach wurde er wieder Herr seiner selbst, gab seine Carrière auf, verließ Hamburg und setzte sich noch einmal als Student auf die Schulbank, um Medicin zu studiren; er wandte sich aber bald auch von diesem Studium ab und widmete sich ganz der Naturwissenschaft, vor Allem der Botanik. In Berlin war Humboldt von großem Einfluß auf ihn, noch mehr der damals sich dort aufhaltende berühmte englische Naturforscher Robert Brown, dessen Entdeckungen Schleiden zum Ausgangspunkt der seinigen annahm. Während der dreiundzwanzig Jahre, die er dann in Jena lebte, beschäftigte er sich ausschließlich mit mikroskopischen Untersuchungen und begründete die Zellenlehre, an deren Ausbau noch jetzt gearbeitet wird; er hatte dadurch der Botanik eine neue Bahn vorgezeichnet und dem schädlichen Einfluß der Schelling'schen Naturphilosophie ein Ende gemacht. Die botanische Literatur lag sehr im Argen; die Lehrbücher waren angefüllt mit Namen und leer an Gedanken; der Unterricht wurde von Systematikern gegeben, die nicht anregend auf die Jugend zu wirken vermochten; es fehlte an einem zusammenfassenden, kritischen Werk, wie Schleiden es in seinen „Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik" mit tiefem Verständniß der Sachlage ausarbeitete[2]). Er stellte darin die Botanik als inductive Wissenschaft auf, die nicht, wie bisher, ihre einzige Aufgabe im Ordnen und Beschreiben der Pflanzen habe, sondern ihre Entwicklungsgesetze als Hauptstudium betrachten müsse. Die Wirkung, die Schleiden's Freund Fries und seine Auffassung der Kant'schen Philosophie auf ihn ausübte, tritt in der Einleitung zu seinen Grundzügen deutlich hervor; eigenthümlich genug für ein botanisches Lehrbuch, ließ er sich darin weitläufig über das Wesen der inductiven Forschung im Gegensatz zur dogmatischen Philosophie aus und zog sich durch die rücksichtslose Polemik, mit der er seine Ideen vortrug, viele Gegner zu. Trotzdem war das Buch epochemachend und fand solche Anerkennung, daß die Universität Tübingen, deren erster Botaniker als Schleiden's Antagonist auftrat, ihn zum Ehrendoctor ernannte. Viele seiner Theorien, um welche eine Zeit lang heftig gestritten wurde, sind jetzt widerlegt; seine Bedeutung für die Wissenschaft wird dennoch Niemand bezweifeln, da sie auf den Forderungen beruht, die er an sie stellte, und auf den Grundsätzen, von denen er ausging[3]). Zu bedauern ist es, daß in seinen späteren Schriften der heftige Ton nicht gemildert wurde und seine Widersacher ihm ähnlich antworteten. Es handelte sich hierbei nur um Fachgelehrte; die Werke, die für weitere Kreise bestimmt waren, zeigen auf jeder Seite die glänzendsten Eigenschaften ihres Verfassers. Das „Leben der Pflanze" wie die „Studien" sind aus den Vorlesungen bei der Großfürstin und in der „Rose" entstanden; fließender Stil, poetische

---

[1]) E. Hallier, Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Stuttgart 1889. S. 293 ff.
[2]) E. Woltmann in der „Allgemeinen deutschen Biographie".
[3]) J. Sachs, Geschichte der Botanik. München 1875.

Auffassung der Natur, seiner Humor und gründliches Wissen vereinigen sich zu einem vollendeten Ganzen. Wie viel mehr als das geschriebene, muß das gesprochene Wort gewirkt haben, da der Reiz seiner genialen Persönlichkeit, sein wohlklingendes Organ und seine fesselnde Vortragsweise es belebten. Seine Universitätsvorlesungen wurden von Hörern aus allen Facultäten besucht; ihre Zahl wuchs, als Schleiden in den vierziger Jahren über Anthropologie las und dadurch auch seinerseits dazu beitrug, den Weg für Darwin vorzubereiten. Sehr früh schon war er auf ihn aufmerksam geworden; im Abendcirkel Maria Paulowna's, wo er das Meer und seine Bewohner schilderte, sprach er mit Bewunderung von Darwin's Entdeckungen über die Corallenthiere, die dieser bei seiner Reise um die Welt 1832—1836 gemacht hatte. Auch in allen anderen wissenschaftlichen und Zeitfragen stand Schleiden immer auf der Seite dessen, der einen Fortschritt anzubahnen schien. Er kämpfte neben Fries gegen Hegel, neben Strauß, der mit ihm befreundet war, gegen die Orthodoxie; er studirte die Geschichte des Judenthums, besonders während der Zeit der Verfolgungen im Mittelalter, um sich energisch auf die Seite der Humanität zu stellen; er überwarf sich in seinen letzten Lebensjahren mit seinem Freunde Zöllner, als dieser sich zum Spiritismus bekannte, und hatte stets den offenen Muth seiner Meinung. So scheute er sich auch nicht, als Professor in Dorpat ebenso frei zu sprechen, wie in Jena, kam deshalb in Conflict mit der Geistlichkeit und mußte seine Stellung aufgeben, von nun an in verschiedenen Städten seinen Privatstudien lebend. Die Zeit in Jena war ohne Zweifel seine glanzvollste gewesen. Mit den Anhängern von Fries, den Philosophen Apelt und Mirbt, wie mit den Theologen Hase, Danz und Schwarz hatte er in freundschaftlichem Verkehr gelebt, und die dauernde Gunst der Großfürstin war das sicherste Mittel, den unruhigen Mann in Jena zu fesseln. Sie schätzte in ihm nicht nur den geistreichen Gesellschafter, sondern noch mehr den Lehrer der akademischen Jugend, auf die seine Einfachheit, neben so großen Gaben, den besten Einfluß ausübte und die er, ganz im Sinne Maria Paulowna's, durch Selbstdenken und Selbstbeobachten auf eigene Füße stellte. Schon drei Jahre nach dem Tode seiner edlen Gönnerin hielt ihn Jena nicht länger.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Sammlung Spitzer in Paris.

Von

Julius Lessing.

In der kleinen Welt der Antiquitätenliebhaberei vollzieht sich ein großes Ereigniß. Die Sammlung Spitzer in Paris, die größte und gewählteste Sammlung von Kunstwerken, welche sich überhaupt im beweglichen Besitz befindet, eine Sammlung, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt nicht wieder zusammenzubringen ist, wird jetzt aufgelöst in einer Auction, die ebenfalls an Dauer nicht leicht ihres Gleichen haben möchte. Von Mitte April bis Mitte Juni — acht volle Wochen — werden Tag für Tag die werthvollsten Stücke unter den Hammer kommen, und wer irgendwie mit Kunstsammlungen zu thun hat, wird persönlich oder durch Vertreter bei diesem Vorgange betheiligt sein, der auf lange hinaus den Maßstab für die Werthe auf dem gesammten weitverzweigten Antiquitätenmarkt abgeben wird.

Die Sammlung Spitzer ist eine höchst seltsame Erscheinung im Gebiete moderner Cultur. Im Jahre 1852 kommt aus Süddeutschland ein ungebildeter armer Trödeljude nach Paris, und als er im Jahre 1890 stirbt, hinterläßt er ein palastartiges Haus, ein Baarvermögen, das nach Millionen zählt, und außerdem die colossale Sammlung, deren Werth er selbst auf 22 Millionen berechnet. Und dieses Vermögen hat Spitzer, der übrigens bis zu seinem Tode Ausländer geblieben ist, im Kunsthandel gemacht. Lange Jahre ist er lediglich Händler, erst allmälig entwickelt er sich zum Liebhaber und Sammler; 1878 erbaut er sein prachtvolles Haus, um die Sammlungen aufzustellen, deren kostbare Stücke seitdem alle Leihausstellungen Frankreichs zierten. Er wird Ritter, schließlich Officier der Ehrenlegion, sein Haus wird nicht nur der Mittelpunkt der findigsten Sammler, sondern eine der Sehenswürdigkeiten von Paris; vornehme Herren aus Frankreich und aus dem Auslande finden sich bei ihm ein; Mitglieder der stolzesten Königshäuser wiederholen ihre Besuche und nehmen bei ihm ihren Nachmittagsthee. Er stirbt als ein vornehmer Herr, dessen Tod eine große Lücke in der Welt der Kunstliebhaberei bedeutet.

Diese vornehme Zurückhaltung war allerdings nur ein Schein; nachdem Spitzer längst aufgehört hatte, öffentlich als Kunsthändler aufzutreten, blieb er doch Händler bis zum letzten Tage. An verschiedenen Stellen der Stadt besaß er große Magazine, die sich nicht öffentlich markirten, sondern in einer für Privatzwecke hergerichteten Wohnung des ersten oder des zweiten Stockes untergebracht waren; dort wurden die Kunden von Agenten bedient, welche Spitzer den ihn besuchenden Fremden als selbstständige Aufkäufer, als gute Quellen erster Hand zu bezeichnen pflegte. Daneben ging dann noch der offene Handel, das Aussondern, Tauschen u. s. w., ohne welches eine Sammlung überhaupt sich nicht entwickeln kann.

Aber diese anhaftenden Reste hinderten nicht, daß er im Kreise der eigentlichen Sammler und Kunstliebhaber als vollgültig aufgenommen war. Die Dienstagnachmittage in seinem prächtig hergerichteten Hause waren Stichtage für Alles, was sich im Kunsthandel vollzog; auch die Amateurs vornehmeren Zuschnittes fanden sich gern ein. Einer der geistvollsten und liebenswürdigsten dieses Typus des modernen Paris, Edmond Bonnaffé, hat in seinen Schriften des lebenden und des verstorbenen Genossen manches Mal mit freundlicher Anerkennung gedacht.

Spitzer's Sammlung war allerdings ersten Ranges und war in dem eigens für sie gebauten Hause in glänzendster Weise zur Geltung gebracht. Das Haus in der Rue Villejuste, zwischen der Avenue Victor Hugo und der Avenue des Bois de Boulogne vortrefflich gelegen, mit Garten und Nebengebäuden reichlich versehen, bot nichts von dem phantastischen Bild, durch welches deutsche Sammler gern schon nach außen hin den Charakter ihres Hauses als altdeutsche Burg oder dergleichen bemerkbar machen. Es war einfach das Hôtel eines vornehmen Parisers. Auch im Innern auf Flur und Treppe nichts von Trödelkram oder Absonderlichkeiten. In die Wände des großen hellen Treppenhauses war eine Reihe zusammenhängender alter Wandteppiche eingespannt, alles Uebrige glatt und weiß in vorzüglichster moderner Arbeit. Ebenso waren die Wohnräume, das Eßzimmer durchaus in der Haltung eines vornehmen Pariser Hauses, in welches sich einzelne Möbel und Ausstattungsstücke des vorigen Jahrhunderts ohne antiquarischen Charakter einfügten.

Die Sammlung selbst war ein Bereich für sich, in welches der Besucher geführt werden konnte, ohne die Wohnräume zu berühren. Auch in diesen Räumen war jede Spur des Kunsthandels peinlich ausgetilgt. Jedes Stück war auf das Sorgsamste gepflegt und so hingestellt, als ob es immer diesen Platz eingenommen hätte und nie bestimmt wäre, ihn zu verlassen. 3369 Nummern zählt der Verkaufskatalog; von diesen waren etwa 500 in Nebenräumen untergebracht, alle übrigen waren sammlungsmäßig aufgestellt, jedes Stück durfte den Anspruch auf wirkliche Bedeutung erheben; fast bei jedem mußte man sich sagen, daß, wenn man einmal ein solches Stück in einem offenen Kunstgeschäfte fände, man sich dies als einen guten Tag anrechnen würde. Dabei war dies ausgezeichnete Material nicht willkürlich aus der großen Masse alles Begehrenswerthen herausgegriffen, sondern sorgfältig nach Gruppen zusammengetragen mit einer Beschränkung auf wenige Perioden und Zweige. Auf Kunstwerke im höheren Sinne, auf Bilder und Sculpturen, war Spitzer's Sinn nicht gerichtet; selbst sein Instinct für Güte der Waare ließ ihn hier im Stich. In der ganzen Sammlung ist kaum ein einziges Gemälde zu nennen; einige Broncebüsten und figürliche Reliefs stehen vereinzelt und machen den Werth der Sammlung nicht aus. Ebenso fehlt die griechisch-römische Antike, eine kleine Zahl sogenannter Tanagrafiguren gehört zu jener Gruppe von Thonwaaren, deren Echtheit mehr als zweifelhaft ist. Woran Spitzer haftete und worin er es zur staunenswerthen Kennerschaft brachte, nicht zur historischen Kenntniß, sondern zu jenem flaire, um das ihn die gewiegtesten Sammler beneideten, war die Kleinkunst, die Welt der bibelots, der objets de vitrine, Alles, woran werthvolles Material und künstlerische, womöglich schwierige Handarbeit zur besonderen Geltung kommt, die Kostbarkeiten, die der Privatsammler in die Hand zu nehmen und mit Liebe für sich zu betrachten und vorzuweisen pflegt. Aber selbst in diesem Kreise schränkte er sich ein. Die Gegenstände seiner Sammlung gehören ausschließlich in das Mittelalter und in die Zeit der eigentlichen Renaissance. Barock und Rococo, die Steckenpferde der modernen Pariser Gesellschaft, waren vollständig ausgeschlossen, ebenso China und Japan mit allen ihren Wundern; vom Orient wurde nur zugelassen, was in jene frühere Periode gehört und mit der europäischen Cultur in Verbindung steht, wie die arabischen Gläser und maurischen Fayencen. Dagegen fehlten die altpersischen Teppiche, welche in den Sammlungen der Rothschilds den herrlichen Grundton abgeben. So bekam die Sammlung Spitzer, obgleich aus Stücken kleinen Umfanges zusammengesetzt, doch ein einheitliches Gepräge, eine Art von großem

und vornehmem Stil, und der Besitzer hatte es mit erstaunlicher Kunst verstanden, diesen Charakter zur Geltung zu bringen.

Spitzer empfing die Besucher in seinem Arbeitszimmer, welches zu dem Glanzvollsten gehörte, was Paris als cabinet d'un amateur zu einer Besonderheit ausgebildet hat. Dieser Raum von sieben Meter Höhe hat die Abmessung der Halle eines Fürstenschlosses. Drei riesige Fenster, mit altfranzösischen Grisaillemalereien gefüllt, geben ihm ein reiches und doch mildes Licht. Ein mächtiger Steinkamin, dem Schlosse von Arnay-le-Duc entnommen, baut sich bis zur Kassettendecke empor; an der anderen Kurzseite ist eine Colonnade eingestellt, welche sich auf das Gewächshaus öffnet; den Fenstern gegenüber zwei riesige Holzthüren einer spanischen Cathedrale, an den Wänden Bildteppiche des fünfzehnten Jahrhunderts aus Flandern und Italien in Seide und Gold gewirkt, wahre Wunderwerke der Kunst; rings an den Wänden Schränke, Kassetten, die erlesensten Möbel der Sammlung; in der Mitte geschickt vertheilt breite Tische, auf denen einzelne größere Stücke, Prachtgefäße, Uhren, Broncefiguren aufgestellt sind, nicht in dem malerischen mit flatternden Stoffen und Staub gewürztem Durcheinander eines Künstlerateliers, sondern jedes Stück säuberlich gepflegt an seiner Stelle, wenn es nöthig ist, auf Sockeln, die in ihrer Abmessung, Form und Färbung auf das Peinlichste angepaßt sind. Hier sind keine zerbrechlichen Kleinigkeiten, keine Glasschränke oder historisch geordnete Reihen, hier verweilt ein vornehmer Herr mit seinen Gästen behaglich inmitten erlesener Werke.

Erst wenn sich eines der beiden Portale öffnet, betritt man die eigentlich systematische Sammlung. Nicht weniger als sechs Säle sind ihr eingeräumt, und jeder ist eigenartig seinem Zwecke angepaßt. Hier haben wir nicht das Ermüdende eines Museums mit einer langen Reihe gleichförmiger Zimmer; die Räume wechseln nicht nur in der Form, sondern auch in der Höhe, sogar in der Beleuchtung von oben und von der Seite. Alle sind gleichmäßig mit Teppichen belegt, die Wände mit Stoffen bekleidet, jeder Lärm und Staub der Außenwelt ist ferngehalten. Die Verglasung der Schaukästen ist mit großen Scheiben in Metallstäben dünnster Form so zierlich durchgeführt, daß man immer nur die Gruppen der Objecte, niemals den Schaukasten bemerkt. Was seiner Natur nach frei stehen kann, ist demselben Raume eingeordnet.

Welch unerhörte Schätze in diesen Sälen! Das Erstaunlichste in ihrem Umfange ist die Sammlung der Emails von Limoges, jener eigenthümlichen, auf Kupfergrund zumeist in schwarz und blauweiß hergestellten, nur mäßig mit Gold und anderen Farben getönten Bildplatten, Becher und Kannen, wie sie Limoges im 16. Jahrhundert für die ganze civilisirte Welt schuf, und von denen ein einzelnes gut erhaltenes Stück bereits als ein werthvolles Besitzthum eines Museums gelten darf. Und hier stehen 170 Stücke, bei denen alles Minderwerthige und Unbedeutende ausgeschlossen und nur Vorzügliches festgehalten ist. In gleicher Weise ausgezeichnet ist die Sammlung der Lederarbeiten, zumeist italienischer Herkunft, Büchsen, Schachteln und Behälter, vielfach mit den Wappen ihrer Besitzer geziert, Stücke, die ihrer Zeit keineswegs als Kunstwerke in unserm Sinne hergestellt worden sind, die aber gerade in der Einfachheit der Behandlung, in dem feinen Verständniß dessen, was für solchen Zweck und mit solchen Mitteln geleistet werden kann, wahre Wunderwerke einer decorativen Kunst sind. Fast ebenso hoch steht die Sammlung der Eisenarbeiten. Hier kommen die Schmiedearbeiten, die schweren Stücke, die unsere Museen aufzuweisen pflegen, die eigentlichen Gitter, Arme, Fensterverschlüsse und Aehnliches nicht in Betracht. Es handelt sich nur um die Arbeiten des eigentlichen Eisenschnittes, Schlüssel, Taschenbügel, Büchsen, alles Werke kleinsten Umfanges für den persönlichen Gebrauch vornehmer Herren hergerichtet und jetzt von den Liebhabern zu colossalen Preisen gesucht. Ist doch ein einzelner solcher Schlüssel aus dem Palazzo Strozzi in Florenz vor etwa zehn Jahren für 25 000 Francs verkauft worden. Sehr reichhaltig ist die Sammlung der Bestecke. Ersten Ranges ist die Sammlung von italienischen Majoliken; Vieles davon Stücke, die schon in älteren Sammlungen eine Art von Weltruhm genossen. Von gleichem, ja vielleicht noch höherem Werthe ist die Samm-

lung von Elfenbeinschnitzereien vorwiegend mittelalterlicher Arbeit bis in die altchristliche Zeit zurück. Die französische Gothik, aber auch die deutsche Kunst sind hier in ganzen Reihen von Madonnenfiguren, vor Allem von köstlichen kleinen Hausaltären mit reichen Bilderdarstellungen vertreten. Hieran schließt sich die Sammlung von Buchsbaumschnitzereien, zumeist deutscher Herkunft des 16. Jahrhunderts, mehrere Tafeln Porträtmedaillons ersten Ranges.

Die Arbeiten aus Edelmetall stehen nicht auf der Höhe dieser Gruppen. Unter dem frühen mittelalterlichen Kirchengeräth sind allerdings vorzügliche, aber auch viele zweifelhafte und zusammengesetzte Stücke. Unter dem Kirchengeräth des späteren Mittelalters ist vieles von den spanischen, in ihrer Ueberladung nicht immer erfreulichen Arbeiten. Aus der Silberarbeit der Renaissance wären nur einzelne Stücke ersten Ranges zu nennen. Unter den Broncen sind immerhin einige Büsten, Plaketten und Medaillen italienischer Herkunft recht bemerkenswerth, aber auf diesem Gebiete haben Pariser Sammlungen von sehr viel bescheidenerem Zuschnitt wie die von Dreifuß, die berühmte Spitzer'sche überflügelt. Deutsche Uhren, mehr decorativ als künstlerisch bedeutsam, sind in ganzen Reihen, fast zu zahlreich, vorhanden; unter den Meßinstrumenten, zumeist aus Wien herstammend, ist viel Interessantes. Diese beiden letzten Abtheilungen waren zu Spitzers Lebzeiten nicht ausgestellt. Im Mittelpunkt der Sammlung stehen dagegen die Juwelen, welche zwei Schränke mit erstaunlichem Glanz füllen, von den kleinsten Schmuckstücken bis zu den prachtvollsten Bergkrystallvasen, die in Gold und Edelstein gefaßt sind, fehlt kaum irgend ein Typus dieser Kunstübung. Die Möbel bilden keine besondere Abtheilung; sie sind durch alle Räume als angenehme Unterbrechung der Glaskästen vertheilt und besetzt.

Der große Trumpf der Sammlung ist zum Schlusse aufgespart. Aus der Flucht zierlicher Cabinette tritt man zuletzt in den Waffensaal, eine Halle von noch größeren Abmessungen als das Empfangszimmer. Die drei colossalen Fenster, jedes in sich dreitheilig, haben einst eine Kirche in Boppard geschmückt, der figurenreiche Altar von Robbia-Waare stammt aus einer Kirche in Toscana, der bis zur Decke emporwachsende Kamin aus einem französischen Schlosse; die gewebten Wandteppiche mit großen historischen Figuren sind niederländische und französische Arbeiten des 15. Jahrhunderts. Auf diesem Hintergrunde vornehmsten Stiles baut sich die Waffensammlung auf, mit ihren 600 Nummern weitaus die größte und glänzendste, die sich im Privatbesitz befindet, ganze Reihen vollständiger Rüstungen, ganze Trophäen von Hellebarden und kunstreichen Schwertern, Panzern und Helmen mit jeglicher Art feinster Ciselirung und Incrustation von edelen Metallen geziert. Diese in ihrer Art einzige Waffensammlung ist der einzige Theil, welcher jetzt vom Verkauf ausgeschlossen und einer besonderen Auction vorbehalten bleibt.

Die Sammlung Spitzer war nicht nur in ihren Theilen, sondern auch als Ganzes seit Jahren höchlichst geschätzt. Der Verein von Kunstfreunden, welcher in Paris das Musée des arts décoratifs begründet hat, um nach dem Plane der englischen und deutschen Kunstgewerbemuseen dem Handwerk Vorbilder zu geben, hatte als Grundstock die Sammlung Spitzer im Auge. Einmal schien der Ankauf für Paris bereits gesichert. Gambetta war für den Plan gewonnen, eine Gesellschaft unter Führung von Antoine Proust erhielt das Recht, eine Lotterie zu veranstalten, aus deren Ertrag die Sammlung angekauft werden sollte. Aber diese Lotterie brachte nur sechs Millionen. So blieb Spitzer im Besitz seiner Sammlung, durchaus nicht nach seinem Wunsche; er hätte sie gern noch vor seinem Tode abgegeben, um seine Familie der Sorge und Last des Verkaufs zu überheben. Ein berechtigter Stolz auf die Zusammengehörigkeit des Ganzen und zugleich kaufmännische Berechnung hatten ihn zu der testamentarischen Bestimmung veranlaßt, daß womöglich ein Verkauf im Ganzen herbeigeführt werden solle; erst wenn dieses während dreier Jahre nach seinem Tode nicht möglich wäre, sollte man zur Versteigerung schreiten. Verhandlungen über den Gesammtverkauf mit europäischen Museen konnten zu keinem Abschluß führen. Staaten, die reich genug sind, um so viele Millionen zahlen zu können, besitzen zumeist schon

auf allen einschlagenden Gebieten zu viel verwandtes Material. Die Blicke waren vornehmlich nach Amerika gerichtet, und es ist fast unbegreiflich, daß Amerika nicht zugegriffen hat. Eine gleiche Gelegenheit, Stücke ersten Ranges in vollkommen geordneten Reihen zu erhalten, wird sich niemals wieder bieten; und wenn man selbst für die einzelnen Stücke dieselben Summen oder noch mehr ausgeben wollte, so würde es an geschulten Kräften fehlen, um die Stücke zusammenzubringen, vor Allem aber an der von Spitzer ausgenutzten Gelegenheit, während vierzig Jahre aus dem Kunsthandel der ganzen Welt das Beste und was ihm zur Ergänzung besonders geeignet schien, herausnehmen zu können.

Jetzt nun steht die Sammlung zum Verkauf. Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wird Tag aus Tag ein der Hammer geschwungen und Alles wieder hinausgestreut werden in alle Welt. Diese Räume und Kostbarkeiten, früher nur den Bevorzugten erschlossen, liegen jetzt frei vor dem Blick eines Jeden, der bereit ist, in die Tasche zu greifen oder sich als müßiger Zuhörer an den unerhörten Geboten aufzuregen.

Erstaunt fragt sich die Menge, wo das nur Alles hergekommen, wie dieser einzelne Mensch, der in Paris damit anfing, alte Operngläser auf der Straße zu verkaufen, es möglich gemacht hat, solche Schätze zu vereinigen. In mehr als einem Kopf spukt die Vorstellung von dem verlogenen Trödler, welcher harmlosen alten Frauen und verarmten Edelleuten ihr köstliches Erbgut für wenige Groschen abschwindelt, um es sodann für Tausende und Hunderttausende zum Verkauf zu stellen. Aber die Zeiten, in denen derartiges Gut unbeachtet in den alten Schränken lag, sind längst vorüber. Mag Spitzer immerhin, wie jeder andere Händler, durch die Fülle seiner Verbindungen Einzelnes billig erwischt haben; im Wesentlichen hat er bezahlen müssen wie Andere. Von vielen dieser Stücke kennt man die colossalen Preise, mit welchen sie auf öffentlichen Auctionen erstanden sind. Es ist gar kein Zweifel, daß in diese Sammlung Millionen baaren Geldes hineingesteckt worden sind.

Man fragt sich dann allerdings ebenso erstaunt: woher bekam Spitzer diese Millionen und dazu noch die übrigen Millionen an Grundstücken und Capitalvermögen? Diese colossalen Summen sind im Laufe eines Menschenalters durch regulären Kunsthandel erworben, und gerade dadurch sind die Erfolge Spitzer's eine höchst merkwürdige Erscheinung in dem Getriebe unserer Tage. Spitzer hatte den Vortheil, seine Thätigkeit in den fünfziger Jahren, in einer Zeit zu beginnen, in welcher allerdings noch viel Unkenntniß über den Marktwerth alter Kunstgegenstände herrschte. Vor Allem haben Deutschland, im Besonderen die Rheinlande, zu bluten gehabt, wo Spitzer und seine Agenten die kirchlichen Alterthümer des Mittelalters aufkauften, welche damals noch so gut wie gar nicht geschätzt wurden. Es war die Zeit, in welcher der Herzog von Nassau einen großen Theil des ehemaligen Domschatzes von Trier, welcher in der herzoglichen Silberkammer stand, für den Metallwerth an einen englischen Silberschmied gab als Bezahlung für die Umarbeitung des schönen Rococosilbers in moderne englische Formen. In den Kirchen wurde das mittelalterliche Geräth, zumeist zerstoßen oder gar zerbrochen, ohne Weiteres gegen modernes, blankes Silber hergegeben. Spitzer verstand es, diese Waare in Paris in das rechte Licht zu setzen. Er fand zunächst reiche in Paris lebende Russen, denen er klar machte, daß sie, die Vertreter der alten byzantinischen Cultur, ganz besonders verpflichtet seien, derartiges Kirchengeräth aus byzantinischer Zeit — wie man in Frankreich das frühe Mittelalter nennt — zu besitzen. Er schuf für diese Leute dieses ganz besondere Genre der Sammlung, wußte sie gegen einander zu hetzen und ganz ungeheuerliche Summen aus diesem Verschleiß altdeutschen Kirchengutes zu erzielen. Den Soltikoff, Demidoff und Basilewski folgte sodann die Gruppe der Rothschild und Genossen, denen sich bestimmte Grenzen des Geschmackes nicht vorschreiben ließen, welche aber jederzeit bereit waren, für außerordentliche Stücke auch ganz außerordentliche Preise zu zahlen. An diese Gruppe von Kennern und erfahrenen Sammlern schließen sich die neu erstandenen Geldkräfte, Männer, welche ihr Vermögen bei einer oder zwei großen Speculationen

gewonnen haben. Diese Geldleute sind meist klug genug, ihre eigene Unkenntniß einzusehen und kaufen daher nur von ganz bestimmten Händlern, die ihnen die Garantie für die Güte und den Werth der Stücke bieten. Wenn ein kleiner Händler oder gelegentlicher Verkäufer bei einem dieser Herren ein Stück anbringen will, so bleibt ihm nichts übrig, als sich an den betreffenden Vertrauensmann zu wenden und diesem den Löwenantheil an der Beute zu lassen. Solche Löwenantheile wußte Spitzer mit souverainem Appetit zu verzehren. Auch sonst war er nicht gerade spröde; er hielt bei den Objecten, die er verkaufte, viel auf Sauberkeit und gute Erhaltung, und wenn diese nicht vorhanden war, so half er nach — ganz ohne archäologische Bedenklichkeiten. In Aachen und anderweit arbeiteten für ihn jahraus jahrein Ateliers höchst geschickter Männer, welche ein ganzes Reliquiar aus einem halben, gelegentlich auch wohl aus einem Viertel herzustellen wußten; die es vortrefflich verstanden, einzelne alte Bruchstücke zu völlig neuen Gebilden zusammenzubauen. Man weiß, daß Spitzer einmal eine große Waffensammlung, welche in einem Brande zu Grunde gegangen war, aufkaufte, die alten Eisentheile zurecht klopfen, die ausgeschmolzenen Gold- und Silbertheile wieder einhämmern und Alles in einen scheinbar jungfräulichen Zustand zurückversetzen ließ. Spitzer nahm auch in späteren Jahren, als er bereits ein großer Herr war, keinen besonderen Anstand, derartig hergerichtete Stücke in seine Sammlung zu stellen, sie damit scheinbar zu legitimiren und sie nachher bescheidenen kleineren Anfängern bei Gelegenheit abzutreten, wenn er gerade, wie er gefälliger Weise mittheilte, ein anderes Stück im Auge hatte, welches ihm diese Lücke zu ersetzen im Stande sei. Die Kenntniß von derartigen Machenschaften haftete der Sammlung in den Augen vornehmer Sammler unangenehm an, vermochte aber doch nicht, die Werthschätzung des Ganzen ernstlich zu beeinträchtigen.

Man fragt sich nur, weswegen ein Kunsthändler, der so vorzügliche Abnehmer hat, sich darauf einläßt, eine eigene Sammlung zu gründen und damit Millionen festzulegen. Das ist aber doch nur die Spitze eines jetzt im Kunsthandel eingeführten Systems. Der Kunsthändler, der etwas über den Durchschnitt hinausgeht, hat den offenen Laden nur für das gemeine Volk der Neugierigen; daneben hat er dann einen besonderen Raum mit den zurückgestellten Sachen, den betreten zu dürfen den bevorzugten Kunden besonders schmeichelt, und als Letztes hat er dann noch seine Privatsammlung oder die seiner Frau, „aus welcher er nichts verkauft". Für jedes einzelne Stück weiß er erstaunliche Summen zu nennen, die ihm bereits geboten sind, „aber er verkauft nichts". Je länger er es aushalten kann, desto werthvoller wird dieser Stamm seines Geschäftes, diese Privatsammlung. Sie wird fleißig auf Leihausstellungen geschickt und in Fachblättern abgebildet. Selbst ganz unbedeutende Sammlungen, wie kürzlich eine in Augsburg, die mit großem Lärm in Berlin verkauft wurde, bringen es zu einem illustrirten Katalog mit einer Art von fachwissenschaftlichem Anstrich. Wenn ein solcher Katalog erscheint, so kann man darauf rechnen, daß es auf einen Verkauf abgesehen ist.

Es handelt sich bei dieser Art von Sammlungen um weiter nichts, als um eine Speculation, um eine Aufspeicherung von Vermögensobjecten, die sich gegenseitig durch ihr Zusammenstehen werthvoll machen sollen, die man womöglich en bloc verkauft, um dem Käufer das Bewußtsein zu verwischen, wie viel er eigentlich für jedes einzelne Stück bezahlt. Diesen Apparat in allen seinen Theilen hat Niemand mit gleicher Virtuosität zu handhaben gewußt wie Spitzer, und gerade deshalb ist seine Sammlung im Entstehen und Vergehen eine Art von culturgeschichtlichem Denkmal. Als Spitzer seine Sammlung reif hatte zum Verkauf, begann er sie in sechs Bänden zu veröffentlichen, die an gediegener Ausführung Alles hinter sich lassen, was bisher jemals eine staatliche Kunstanstalt an eine gleichartige Sammlung gewagt hat. Alle Mittel der Vervielfältigung, vor Allem die zierlichste Art des Farbendruckes, wurden hierfür herangezogen. Es gelang Spitzer, die vorzüglichsten Fachmänner der Museen zu gewinnen, um die Einleitung zu den verschiedenen Abtheilungen zu verfassen und ihn und seine Assistenten bei den Beschreibungen zu unterstützen. Bei den letzteren behielt er sich die Redaction allerdings insofern vor, als irgend ein Zweifel an der

Güte des Stückes nicht statthaft war. Spitzer selbst hat nur das Erscheinen des ersten Bandes erlebt, aber die übrigen waren so weit vorbereitet, daß jetzt bereits fünf erschienen sind und der Abschluß jeden Tag erwartet wird. Hätte Spitzer diesen Abschluß erlebt, so wäre es ihm wohl sicherlich gelungen, auf diese Grundlage hin das Ganze an irgend eines der neu begründeten amerikanischen Museen zu verkaufen, und somit sein Spiel völlig zu gewinnen.

Da dieser Wunsch sich nicht erfüllte, so blieb nichts übrig als der Weg der Auction, die sich zu einer Riesenauction entwickelt. Unzweifelhaft wird es einen gewaltigen Zusammenstrom von Käufern geben. Der Käufer bezahlt alsdann nicht nur den Gegenstand, sondern zugleich die Sicherheit über den Werth der Stücke; er kann controlliren, bis zu welcher Höhe die Museen und sonstigen Sachverständigen auf ein Stück bieten, und bezahlt gern 21 000 Francs, wenn er weiß, daß ein Museum 20 000 Francs zu zahlen bereit ist. Auch späterhin hat er die Freude, von dem Stück sagen zu können „aus der Sammlung Spitzer"; die Verkaufsnummer bleibt als Ehrenzeichen kleben.

So viele Aussichten eine solche Auction bietet, ist sie doch nicht ohne Gefahren. Wenn die höchst sachverständigen Verwalter des Spitzer'schen Nachlasses den Gesammtpreis, den er selbst auf 22 Millionen fixirt hatte, zunächst auf 20, dann auf 18 und sogar auf 16 herabsetzten, so bezeugten sie damit selbst, daß ihnen ein wenig vor der Auction graute. Irgend eine politische Strömung, eine Epidemie, eine indiscrete Bombe kann die zahlungsfähigen Sammler wegblasen, wie der Wind die Spreu. Man hat ferner zu rechnen mit der Aufnahmefähigkeit des Kunsthandels. Die Kunsthändler haben das Interesse, auf Auctionen, welche sich in der großen Oeffentlichkeit vollziehen, die Preise möglichst hoch zu halten, um danach ihre eigenen Bestände zu bewerthen. Wenn auf einer solchen Auction zwanzig oder dreißig Limoges-Emails vorkommen, so ist es leicht, die Mehrzahl derselben zu hohen Preisen in die Hände von Privaten zu treiben und den kleinen Rest auch zu hohen Preisen allenfalls selbst zu übernehmen. Wenn aber 170 Limoges-Emails im Katalog stehen, so fragt es sich, ob das nöthige Capital vorhanden ist, um Alles das aufzunehmen.

Eine so colossale Masse von Kunstwerken, von der man selbst nach Ausscheidung der Waffensammlung zum mindesten zwölf Millionen zu erzielen hofft, kann kaum irgendwo anders als in Paris untergebracht werden. Hier ist der ganze Apparat beisammen, um die öffentlichen und privaten Vermögen der ganzen Welt heranzulocken. Das große Hôtel de Vente in der Rue Drouot, welches Jahr aus Jahr ein etwa 50 000 Bilder, 150 000 Stiche und über 200 000 Kunstwerke verschlingt und wieder ausspeit, ist mit einem ganzen Stabe von Experten und Commissairen auf jegliche Sorte von Arbeit eingerichtet, wenn ihm allerdings auch eine solche von acht Wochen bisher noch kaum beschieden sein mochte. Sind Sammlungen besonders kostbar, so miethet man elegantere Säle, und überträgt dorthin den Apparat. Für den Verkauf der Sammlung Spitzer hat man sich entschlossen, im Hôtel Spitzer selbst eine große Halle in den Hof hineinzubauen. Da der große sechsbändige Katalog, welcher 1500 Francs kostet, keine hinreichende Verbreitung finden kann, so hat man eigens für den Zweck der Auction einen Katalog hergestellt, mit zwei Bänden Text in Folio und einem Album mit 57 Tafeln, auf welchen 2300 Gegenstände in gleichem Maßstabe photographisch abgebildet sind, außerdem noch zum Handgebrauch beim Verkaufe selbst ein kleines Exemplar in Octav mit 271 Seiten. Sodann arbeiten die Annoncen, die Reclamen, und nun strömt die Welt herbei, Niemand will fehlen; hat er selbst kein Geld in der Tasche, so will er sehen und gesehen werden und hilft durch sein Erscheinen die Stimmung heben. Wenn es nach den Hoffnungen und den Wünschen der Betheiligten geht, so werden auch hier die Preise ins Ungemessene steigen, zum mindesten für alle diejenigen Gegenstände, welche besonders bekannt und daher von vielen Seiten begehrt sind. Dann erleben wir es, wie bei dem Verkaufe von Seillières, daß für ein Emailbild, das in Oel auf Holz gemalt als Kunstwerk kaum 100 Francs gebracht hätte, 90 000 gezahlt werden und für eine Schüssel, deren so gut wie identische moderne Nachbildung 10 Francs kostet, 15 000 Francs u. s. w.

Derartige Preise bezeichnen nicht mehr den Grad der eigentlichen Kunstfreude, sondern sind das Zeichen wunderlicher, wenn nicht ungesunder gesellschaftlicher Zustände.

Gewiß hat es zu allen Zeiten Leute gegeben, welche über die ruhige Werthschätzung hinaus im leidenschaftlichen Begehren einzelne Stücke unsinnig hoch bezahlt, die ihre ganze Kraft, ihr Geld, ihre Lebensruhe daran gesetzt haben, um Stücke zu erlangen, die in den Augen ihrer Mitbürger verächtlicher abgethaner Plunder waren. Aber das gerade waren die guten, die echten Kunstliebhaber. Leute wie du Sommerard, aus dessen Sammlung das Musée Cluny erwachsen ist, Sauvageot, welcher den Stamm für das Louvre hergegeben hat, sammelten zu einer Zeit, als die übrige Gesellschaft nur zerstörte; sie waren die Retter und Bewahrer der spärlichen Reste. Von einem solchen Sammler, der entbehrt und darbt, um zu erringen, der mit seinen eifersüchtig bewachten Schätzen verwachsen ist wie mit einem Theil seines Selbst, hat uns Balzac in seinem Cousin Pons ein köstliches Bild hinterlassen. Wenn heute Zola die modernen Sammler schildern wollte, wie anders würde das Bild aussehen! Die alte Art des opferwilligen Sammlers existirt kaum noch, oder höchstens noch in der Provinz, wo sie sich von den kläglichen Brocken ernährt, die ihr der moderne centralisirende Kunsthandel verächtlich hat liegen lassen. In Paris dagegen ist das Sammeln zumeist ein vornehmer Sport, eine Beschäftigung für die vielen Leute, welche nur den Beruf fühlen, ihr Geld in möglichst angenehmer Weise zu verzehren. Man zählt zwei- bis dreitausend Kunstsammler, und ebenso viel, wenn nicht mehr Kunsthändler. Der Sammler hat also das behagliche Geschäft, alle Tage Dutzende von Läden abzulaufen; daß er etwas kauft, wird nicht sofort verlangt, dem Händler ist zunächst damit gedient, daß bekannte Leute bei ihm gesehen werden. So hat Herr X. seinen Zeitvertreib und seine kleine Aufregung, seine Correspondenz und sogar Etwas wie einen Lebenszweck. Was er zusammenträgt, ist nicht Alles gut oder preisangemessen, aber es decorirt die Zimmer und nimmt ihnen den unangenehmen Geruch der frischen Tapezierarbeit; es gewährt bei geschickter Auswahl ehrenvolle Vorstellungen von der Ueberlieferung des Hauses, und wenn man im Nachlaß einer Tante einen silbernen Löffel im Empirestil vorgefunden hat, so kristallisirt man an denselben allmälig ein „Familiensilber". Unter allen Umständen hat es seinen Reiz, Stücke zu besitzen, die man nicht ohne Weiteres in modernen Läden findet. Für die ganz großen Vermögen, die unbesehen Alles bezahlen können, was es an Genußmitteln gibt, ist es schließlich noch der einzige Reiz, das kaufen zu können, was sonst Niemand bezahlen kann; man verlangt sogar vom Händler, daß dieses Stück noch Niemand sonst vorher gesehen habe, oder daß es aus sonst unnahbarem Familienbesitz komme, von einem roi en exil, womöglich vom Papste. Diese Art von Sammeln geht weniger auf wirkliche Kunst, als auf Raritäten und Spielereien. Die Stücke sollen nicht erheben oder gar aufregen, sondern amüsiren. Dies empfinden alsbald die Besucher, besonders die Damen; der Stoff für ein Gespräch ist schnell gefunden, und unbequeme Lücken der Unterhaltung werden durch einen rechtzeitigen Griff auf die nächste Etagère leicht ausgefüllt. Mag hierbei manche Narrheit unterlaufen, so bleiben diese Sammler doch der Gesammtheit nützlich, ihre Bedürfnisse und Geldmittel bringen die verborgenen Schätze ans Licht und retten sie vor Zerstörung. Selbst die Fälscherindustrie, die sie großziehen, ist nützlich, da sie die Handwerker an alte Techniken und die Kunstformen der besten Zeit gewöhnt und an gutbezahlter Arbeit fähig macht, schließlich auch ohne Verkappung Gutes zu leisten. Die Sammlung selbst ist fürs Haus, den Nachwuchs des Besitzers ein Nährboden für geläuterten Geschmack. Allmälig dringt auch Herr X. selbst tiefer ein; er liest die betreffenden Handbücher, studirt die Marken, und wenn es ihm gelingt, sich in irgend einem kleinen, bisher nicht beachteten Winkel der Sammlerei festzusetzen, so bringt er es zu einer Art von Kennerschaft, die selbst den Fachleuten und Gelehrten nützlich wird. Wir haben solche Sammler von Knöpfen, von Uhrkloben, von Schnallen u. s. w.; die Pilgerabzeichen des Mittelalters sind bereits zu einer Disciplin aufgerückt.

Aber eine geschickt angelegte Sammlung vermag noch mehr. Sie gibt eine gesellschaftliche Stellung. Herr X. hat das Recht, auf sie hin vornehme Herren zu

sich einzuladen, er wird aufgefordert, sich an einer Leihausstellung für einen patriotischen Zweck zu betheiligen, er steigt in das Comité, sein Name erscheint gedruckt auf einer Seite mit Grafen, vielleicht sogar mit einem Bischof. Nun bleibt er im Gesichtskreis der Oeffentlichkeit und wird nicht verfehlen, bei einer so außerordentlichen Oeffentlichkeit, wie die vente Spitzer, für ein Object 10 000 oder 20 000 Francs mehr zu bezahlen, als jemals ein Händler dafür von ihm erlangt hätte; er erkauft sich damit seinen Platz im bulletin de vente, womöglich im nächsten „Figaro". Herr X. gehört zum tout Paris.

Die Form dieser Stufenleiter ist neu, die Sache alt. Im antiken Rom mußten die vornehmen Herren griechische Alterthümer sammeln, um sich ein Ansehen zu geben; der Principe, selbst die Päpste der Renaissance sammelten römische Antiken und ließen auf sie von Hofdichtern Sonette schreiben, wie jetzt Zeitungsartikel vom Journalisten, sie veröffentlichen die Sammlung in Prachtwerken, auf deren Titelblatt sie selbst erscheinen mit Pallas und allen Musen im Gefolge.

Wollte man die modernen illustrirten Verzeichnisse mit allegorischem Schmuck versehen, so müßte man allerdings statt des Pallas einen Mercur wählen.

Das Sammeln hat in unserer Zeit des Capitalismus von dem großen Stil und der freundlichen Narrheit früherer Zeit viel eingebüßt. Sicherlich gibt es auch jetzt noch vornehm gesinnte Sammler aus wahrer Freude an der Kunst; aber das Suchen und Finden für erschwingbare Preise hat aufgehört; man muß so colossale Summen für gute Stücke aufwenden, daß selbst an sehr begüterte Sammler die Frage herantritt, wie weit sie das hineingesteckte Capital gefährden. Bis jetzt hat man noch gute Erfahrungen gemacht, besonders wenn man wirklich ausgezeichnete Sachen selbst zu hohen Preisen kaufte. Das Kunstsammeln wird zu einer Art von Capitalsanlage, welche als Dividende eine gesellschaftliche Position abwirft und Cursſteigung in Aussicht stellt. Ein Sammler in dieser Gruppe, gewöhnlich auf der Börse vorgebildet, vertraut nicht einem einzelnen Händler, sondern steckt mit möglichst vielen in Verbindung und sucht sie gegen einander auszuspielen, ohne zu wissen, daß sie im Ring gegen ihn arbeiten. Er kauft gegen Garantie des Werthes, gibt beim nächsten Kauf demselben Händler das frühere Stück mit 50% Aufschlag in Zahlung, betheiligt sich an Consortien, bringt den Theil der Waare, die auf ihn entfällt, bei seinen Bekannten unter, vermittelt, schiebt und ist ein Händler, ehe er es sich versieht. Hat er einen etwas angesehenen gesellschaftlichen Namen, so wird er von den wirklichen Händlern noch grausamer ausgenutzt. Man läßt ihn mehr kaufen, als er behalten kann, auf Probe, auf Anzahlung, als Tausch, als geliehen, bis sich etwas Anderes findet u. s. w. Schließlich weiß er selbst kaum noch, was von seiner sogenannten Sammlung ihm oder dem Ring von Händlern gehört; so geht es weiter, bis er zum Opfer reif ist. Dies erfolgt vermittelst der Auction „der berühmten Sammlung X.", des notorisch reichen Mannes, Kunstkenners u. s. w., und auf dieser kaufen die Sammler willig die eingestellte Händlerwaare, die im Laden keinen Absatz gefunden hätte.

Diese Form ist eine Krankheitserscheinung des Capitalismus, der nicht mehr weiß, wohin mit dem Gelde und schließlich Alles „gründet", selbst Kunstsammlungen. In solchem Getriebe steigen dann Emails und Medaillen und alte bibelots im Preise, wie einst die Tulpenzwiebeln. Daß es zu einem gleich jähen Preissturz kommen werde, ist zunächst nicht anzunehmen. Der begehrten Waare gibt es nicht allzu viel, und die öffentlichen Sammlungen legen immer mehr davon fest. Außerdem haben jetzt nicht nur die eigentlichen Händler, sondern auch die amateur-marchands und alle die Herren, die ihr Geld in Kunstsachen anlegen, das größte Interesse daran, die Preise zu halten, besonders wenn es sich um eine Auction wie die von Spitzer handelt, auf welche die ganze Welt blickt.

Hier werden also nicht nur die Interessen der Wissenschaft und der Kunstliebhaberei, sondern auch die Interessen gewinnsuchender Millionen ausgefochten, und auf lange hinaus werden die Ergebnisse der vente Spitzer den Merkstein auf diesem Gebiete allermodernsten Antiquitäten-Getriebes bilden.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Der deutsche Reichstag ist am 6. Mai aufgelöst worden; noch an demselben Abend veröffentlichte der „Reichs-Anzeiger" die kaiserliche Verordnung, durch die der Termin für die Neuwahlen auf den 15. Juni festgesetzt wird. Gerade weil an dieser Stelle von Anfang an im Hinblick auf die Militärvorlage daran festgehalten wurde, daß eine Verständigung zwischen der Regierung und dem Reichstage erstrebt werden müßte, erscheint die in der Sitzung vom 6. Mai mit 210 gegen 152 Stimmen vollzogene Ablehnung des von dem Abgeordneten von Huene eingebrachten Vermittelungsantrages tief bedauerlich. Stellte doch dieser Antrag gegenüber den weiter gehenden Forderungen der Regierung in der That einen angemessenen Ausgleich dar, bei dem wohl nur noch zu wünschen gewesen wäre, daß die dauernde Festlegung der zweijährigen activen Dienstpflicht in verbindlicherer Form zum Ausdruck gelangt wäre. Die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres an Gemeinen, Gefreiten und Obergefreiten wurde in dem Antrage von Huene für die Zeit vom 1. October 1893 bis zum 31. März 1899 auf 479 229 Mann als Jahres-Durchschnittsstärke festgestellt, indem die Bundesstaaten mit eigener Militärverwaltung nach Maßgabe der Bevölkerungsziffer betheiligt werden, und die Einjährig-Freiwilligen auf diese Friedenspräsenzstärke nicht in Anrechnung kommen sollten.

Da der deutsche Reichskanzler diesen Antrag gewissermaßen als Wahlparole anerkannt hat, behält er auch nach seiner Ablehnung große Bedeutung, so daß der Wahlkampf auf einer solchen Grundlage ausgefochten werden wird. Wie sehr gerade dieser Vermittelungsvorschlag aber geeignet ist, den Mittelpunkt aller Erörterungen zu bilden, erhellt unter Anderem daraus, daß nicht bloß die conservativen Parteien und die Nationalliberalen dafür gewonnen waren, sondern auch innerhalb der übrigen Fractionen, abgesehen von den Socialdemokraten, eine Anzahl von Abgeordneten dem Antrage zustimmte. Dies gilt insbesondere von den Deutsch-Freisinnigen und dem Centrum, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern Herr von Huene zählte, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, mehr als ein Dutzend Stimmen seiner Parteigenossen für seinen Antrag zu vereinigen, während von den Deutsch-Freisinnigen im Ganzen sechs Abgeordnete mit der Minderheit votirten. Diese Spaltung hat dann auch mittelbar zu einer Scheidung der deutsch-freisinnigen Partei in zwei Fractionen Anlaß gegeben.

Mag immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sein, daß bei einer verbindlicheren Festsetzung der zweijährigen Dienstzeit die Anhänger des Antrages von Huene einen weiteren Zuwachs erfahren haben würden, so wäre doch auch dann die Mehrheit allem Anscheine nach nicht erreicht worden. Der gesetzlichen Festlegung der zweijährigen Dienstpflicht stand überdies, abgesehen von der Nothwendigkeit einer Verfassungsänderung, das Verhalten der conservativen Parteien entgegen. Immerhin darf von Neuem darauf hingewiesen werden, daß die nicht bloß thatsächliche Herabsetzung der

activen Militärpflicht ein vollwichtigeres Aequivalent für die vom Lande geforderten größeren Opfer darstellen würde. Daß diese Opfer durch die internationale Lage geboten sind, ist von der Reichsregierung und der Militärverwaltung sowohl in der mit der Prüfung der Vorlage beauftragten parlamentarischen Commission als auch im Reichstage selbst eingehend dargelegt worden. Werden von anderer Seite nicht nur die zur Vergleichung mit den Nachbarstaaten Frankreich und Rußland herangezogenen Ziffern angefochten, sondern auch die Bündnißverträge mit Oesterreich-Ungarn und Italien geltend gemacht, um zu zeigen, daß Deutschland nicht ausschließlich auf seine eigenen Streitkräfte angewiesen sei, so bleibt doch zu erwägen, daß es für uns sehr bedeutsam ist, sogleich in den ersten Tagen eines Krieges mit zielbewußter Offensive in volle Action zu treten, ohne die Maßnahmen der Bundesgenossen abwarten zu müssen.

Die Wichtigkeit der Tripelallianz wird durch diese strategische Nothwendigkeit keineswegs abgeschwächt; es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß der weitere Verlauf eines europäischen Krieges durch die Gruppirung der verschiedenen Staaten sehr wesentlich bestimmt werden würde. Hierzu kommt, daß die Tragweite der deutschen Militärvorlage auch darin gesucht werden muß, daß im Auslande, insbesondere jenseits der Vogesen, die Ueberzeugung von der militärischen Ueberlegenheit Deutschlands nicht so sehr im kriegerischen wie im friedlichen Sinne wirken müßte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, falls die allgemeine Dienstpflicht, die Grundlage des deutschen Heeres, der oft genug alle möglichen Vorzüge nachgerühmt worden sind, wirklich consequent durchgeführt wird, Frankreich einen Wettbewerb hinsichtlich der Qualität und der Quantität der Streitkräfte nicht aufzunehmen vermöchte, da es, selbst wenn die übrigen Vorbedingungen die gleichen wären, doch der Bevölkerungsziffer nach hinter dem Nachbarstaate zurückstehen muß. So wäre es genöthigt, ein minderwerthiges Material einzustellen und in dieser Weise den Keim zu Katastrophen zu legen, die Jeder, der z. B. an dem Loire-Feldzuge im deutsch-französischen Kriege theilgenommen hat, auch nur bei oberflächlicher Beurtheilung als die unmittelbare Folge der Verwendung qualitativ ungeeigneter Mannschaften erkennen mußte. Hierin liegt auch die sichere Gewähr, daß die von den Gegnern der Militärvorlage gehegten Besorgnisse vor weiteren ungemessenen Erhöhungen der Friedenspräsenzstärke nicht begründet sind, da diese Erhöhungen ihre Grenze eben dort finden müssen, wo die Kriegstauglichkeit der dienstpflichtigen Mannschaften aufhört. Andererseits liegt es in der Natur der allgemeinen Militärpflicht, daß nicht willkürliche Ausnahmen gemacht werden; vielmehr entspricht es nur der Gerechtigkeit und Billigkeit, daß jeder für den Waffendienst geeignete Mann dem Vaterlande sich nicht entziehe. Wäre es doch eine seltsame Erscheinung, falls gerade in Deutschland, wo das Princip der allgemeinen Dienstpflicht zuerst verkündet wurde, weniger an diesem Grundsatze festgehalten würde als in anderen Ländern, in denen unsere militärischen Einrichtungen aus wohl begreiflichen Gründen nachgeahmt worden sind.

Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß die Verstärkung des deutschen Heeres vor Allem in Frankreich übel empfunden werden würde, was wiederum Rückschlüsse auf die dort herrschende Stimmung gestattet, so braucht nur die Genugthuung hervorgehoben zu werden, mit der die Nachricht von der Ablehnung des Antrages von Huene in der gesammten französischen Presse aufgenommen worden ist. Würde die Annahme dieses Antrages in der That eine wirthschaftliche Schwächung Deutschlands bedeuten, das weitere finanzielle Opfer für die Steigerung seiner Wehrkraft ohne schwere Schädigung des Volkswohlstandes nicht zu bringen vermöchte, so wäre in Frankreich eine solche Auffassung sicherlich nicht unterdrückt worden. So ist es denn auch bezeichnend, daß gerade Diejenigen, die Gelegenheit hatten, die auswärtigen Verhältnisse genauer kennen zu lernen, trotz der hohen Anforderungen, die durch eine neue Militärvorlage an die Steuerkraft des Landes gestellt werden, weitere Opfer für geboten erachten, da die Aufrechterhaltung eines ehrenvollen Friedens unter allen Umständen höher bewerthet werden muß.

Allerdings wird der Reichsregierung die schwierige Aufgabe obliegen, nicht nur in der zweijährigen Dienstzeit ein annähernd angemessenes Aequivalent für die beträchtliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke zu gewähren, sondern auch die finanzielle Deckung der erforderlichen Mehrausgaben in der am wenigsten belastenden Weise herbeizuführen. Das deutsche Volk wird seinen Wünschen jedenfalls bei den am 15. Juni bevorstehenden allgemeinen Wahlen charakteristischen Ausdruck geben. Sicherlich werden dann Diejenigen beruhigt werden, die bereits partikularistische Strömungen annehmen, während doch der Reichsgedanke Alles beherrschen muß. Inmitten der Irrungen und Wirrungen darf das erhebende Gefühl nicht verloren gehen, welche Stellung Deutschland im Rathe der Völker errungen hat, seitdem jenen traurigen Tagen der Zersplitterung auf den Schlachtfeldern Frankreichs für immer ein Ende bereitet worden ist. An diesen kostbaren Errungenschaften zu rütteln, wäre ein vergebliches Unternehmen, das von Denjenigen mit nicht geringerer Entschlossenheit zurückgewiesen werden würde, welche die gegenwärtigen Streitkräfte Deutschlands für ausreichend erachten oder Bedenken tragen, dem Lande neue Lasten aufzuerlegen. So darf denn gehofft werden, daß der neu zu wählende Reichstag einen klaren Blick für die wohlverstandenen Interessen Deutschlands bekunden und diese nach bestem Wissen und Gewissen wahren wird.

Wurde doch gerade in jüngster Zeit aus Anlaß des Besuches, den der deutsche Kaiser und die Kaiserin dem italienischen Königspaare abgestattet haben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf Italien hingelenkt, dessen Bevölkerung allen Unterdrückungen und Verfolgungen gegenüber den Einheitsgedanken niemals preisgegeben hat, bis dann diese Einheit durch den Re galantuomo, den König Victor Emanuel, verwirklicht worden ist. Auch auf den König Umberto und dessen Gemahlin Margherita hat sich die unwandelbare Treue und Verehrung übertragen, die das italienische Volk für sein Herrscherhaus hegt, weil dieses gewissermaßen die Bestrebungen verkörpert, für welche die besten Patrioten gekämpft und gelitten haben, bis mit der Hauptstadt Rom das Gebäude gekrönt worden, dessen Festigkeit über jeden Zweifel erhaben ist.

Auch der Jubel, mit dem das deutsche Kaiserpaar in Rom und in Neapel empfangen worden ist, entsprang sicherlich nicht am wenigsten der wohlbegründeten Ueberzeugung, daß Deutschland, wie es ähnliche Existenzbedingungen hat, der zuverlässigste Bundesgenosse Italiens ist. Die Sympathien, welche die beiden Länder sowie die beiden Herrscherhäuser verbinden, erhalten erst durch die Gemeinsamkeit der Lebensinteressen ihre unerschütterliche Grundlage. Wird aber darauf hingewiesen, daß die Italiener trotz ihrer Begeisterung für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes vor neuen Lasten für die Erhöhung der eigenen Wehrkraft zurückschrecken, so darf eingewendet werden, daß gerade Italien seine Opferwilligkeit nie verleugnet hat. Nur ist dieses Land insofern in einer eigenthümlichen Lage, als es neben dem Landheere auch im Hinblick auf seine langgestreckten Küsten eine gewaltige Flotte erhalten muß, deren mächtige Panzer die Aufmerksamkeit aller Kundigen erregen. In Neapel und in La Spezia hatte Kaiser Wilhelm II. Gelegenheit, die imposanten Kriegsschiffe kennen zu lernen, die ebenso wie die in steter Fortentwicklung begriffene Armee vollgültiges Zeugniß dafür ablegen, daß die jüngste unter den Großmächten keineswegs eine quantité négligeable ist.

Sehr charakteristisch ist, daß französische Blätter sich beeilten, nicht etwa die neue Bethätigung der Solidarität zwischen Deutschland und Italien, sondern den Besuch Wilhelm's II. im Vatican als den springenden Punkt der Kaiserreise zu bezeichnen. Der Versuch, in dieser Weise Mißtrauen bei der italienischen Bevölkerung zu säen, die mit Eifersucht über die von den Ultramontanen bestrittene „Unantastbarkeit Roms" wacht, ist jedoch durchaus mißglückt. Die Italiener zeichnen sich viel zu sehr durch ihr natürliches Empfinden, ihren gesunden Menschenverstand aus, als daß sie nicht sofort die wirkliche Bedeutung der Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Papst Leo XIII. erkannt hätten. In authentischer Weise ist denn auch von deutscher Seite festgestellt worden, daß bei der Unterredung im Vatican nur sociale Fragen zur Erörterung gelangt sind. Daß andererseits die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit

Leo XIII. einen freundlichen Charakter hatte, kann nur mit Genugthuung begrüßt werden, da ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung Deutschlands in dem Papste das Oberhaupt der katholischen Kirche verehrt.

Wie durch den Besuch am italienischen Königshofe hat Kaiser Wilhelm II. auch bei der Rückkehr durch die Schweiz die friedliche Gesinnung Deutschlands kundgegeben. Die Ansprache, die er in Luzern an den Bundespräsidenten Schenk richtete, hat in der Schweiz den günstigsten Eindruck hervorgerufen. So konstatirte der deutsche Kaiser mit Befriedigung, daß die guten und freundnachbarlichen Beziehungen, die von Alters her bestehen, unverändert fortdauern, und äußerte die Hoffnung, daß der vertragsmäßig gesicherte Verkehr zwischen der Schweiz und Deutschland sich weiterhin gedeihlich entwickeln und dazu beitragen werde, die Freundschaft zwischen den beiden Völkern zu befestigen. In Frankreich hat auch dieser Hinweis auf den „vertragsmäßig gesicherten Verkehr" verstimmt, weil durch das extrem schutzzöllnerische Vorgehen der französischen Kammer die handelspolitischen Beziehungen zwischen der französischen Republik und der Eidgenossenschaft gestört worden sind. Unter der Führung des Schutzzöllners Méline hat die Deputirtenkammer trotz der weitgehenden Zugeständnisse der Schweiz den Vertragsentwurf abgelehnt, der einen modus vivendi darstellte, gerade wie mit Spanien ein Bruch erfolgt war, so daß der Zollkrieg zwischen Frankreich und den Nachbarländern in aller Form eröffnet wurde. Ob das inzwischen angekündigte Defizit im französischen Staatshaushalt einen Wandel auf handelspolitischem Gebiete herbeiführen wird, muß sehr zweifelhaft erscheinen, obgleich die Regierung gerade mit Rücksicht auf die bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer alle Ursache hat, die Empfindlichkeiten der Bevölkerung zu schonen.

Der im Allgemeinen ruhige Verlauf der Maifeier könnte allerdings als ein Beweis für die Besänftigung der Geister angesehen werden; allein der Rückgang der Bewegung für den Arbeiterfeiertag in allen Ländern hat gezeigt, daß die socialistische Propaganda auf diesem Gebiete verfehlt war. Selbst der Erfolg der belgischen Socialisten, denen es gelungen ist, wenn auch nicht das allgemeine gleiche Stimmrecht, doch in dem „Mehrstimmensystem", wie es in dem von den belgischen Kammern angenommenen Antrage Nyssens definirt ist, eine „Abschlagszahlung" zu erhalten, vermochte nicht, die Maifeier künstlich zu beleben. Vielleicht hat auch gerade dieses „Mehrstimmensystem", bei dem jeder fünfundzwanzigjährige Belgier das einfache Wahlrecht erhält, während verschiedene Kategorien, je nachdem sie eine bestimmte Steuer entrichten oder eine gewisse höhere Bildung nachzuweisen vermögen, ein doppeltes oder dreifaches Stimmrecht ausüben sollen, dazu beigetragen, die Aufregung in Belgien zu beseitigen, die in Frankreich oft genug einen lebhaften Widerhall fand. Nur in Marseille ist der 1. Mai nicht ganz ohne Ruhestörungen verlaufen, die dadurch ein charakteristisches Gepräge erhielten, daß vier socialistische Adjuncten des gleichfalls socialistischen Maire der ersten Handelsstadt Frankreichs sich an den Kundgebungen betheiligten. Die Maßnahmen, die von dem Präfecten des Departements Bouches du Rhône gegen die socialistischen Munizipalbeamten angeordnet wurden, haben dann zu einer lebhaften Bewegung innerhalb des Gemeinderathes Veranlassung gegeben, der eine eigenthümliche Revanche für das Verhalten der Centralgewalt nehmen zu müssen glaubte. Der Besieger des Königs Behanzin von Dahomeh, General Dodds, dessen Ankunft in Marseille gemeldet wurde, sollte dafür büßen, daß der Präfect es nicht für angemessen erachtet hatte, die Vertreter des Maire an der Spitze der Arbeiterkundgebungen vom 1. Mai zu sehen. Während unlängst noch die französischen Blätter von lautem Beifalle wiederhallten, der den französischen Expeditionstruppen in Dahomeh und ihrem Chef, General Dodds, wegen ihrer militärischen Erfolge gezollt wurde, stellten die socialistischen Mitglieder des Municipalrathes von Marseille plötzlich Vergleichungen an zwischen den Menschenopfern, die König Behanzin, als er noch im Besitze der Macht war, gebracht, und denjenigen, welche der französische Feldzug gegen das barbarische Land gefordert hatte. Durch solche Vergleichungen

wird wohl am deutlichsten bewiesen, welchen Verirrungen die ultraradicalen Socialisten in Frankreich zugänglich sind, die oft genug ihre Sympathieen für die Pariser Commune von 1871 und deren Greuel betont haben. Daß aber die französische Republik in der That eine Culturmission erfüllt, wenn sie in Dahomeh den barbarischen Menschenopfern für alle Zukunft ein Ende macht, kann sicherlich nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Inzwischen hat sich der Empfang des Generals Dodds in Marseille und Paris zu einer enthusiastischen Kundgebung gestaltet.

Als ein Culturwerk im wahren Sinne des Wortes darf jedenfalls auch die am 1. Mai durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in Chicago eröffnete Weltausstellung bezeichnet werden. Von berufener Feder ist bereits im Mai-Hefte der „Deutschen Rundschau" eine anschauliche Schilderung der Stadt entworfen worden, in der gegenwärtig die verschiedenen Nationen den friedlichen Wettkampf aufgenommen haben. Wenn Ed. Meyer in diesen Blättern Chicago als die jüngste und großartigste Schöpfung des amerikanischen Volkes bezeichnete, so hob Präsident Cleveland, nachdem er in der Eröffnungsrede den Vertretern der auswärtigen Nationen den Willkommensgruß geboten hatte, hervor, daß das nunmehr unternommene Werk der Weltausstellung der Erleuchtung des Menschengeschlechtes gewidmet wäre, und daß im Sinne der erhabensten Brüderlichkeit der Völker an dieser wahren Bedeutung der Feier festgehalten werden müßte. Obgleich aber, wie aus den vorliegenden Berichten hervorgeht, das große Friedenswerk in Chicago vielfach noch einen unfertigen Zustand aufweist, kann doch jetzt bereits als feststehende Thatsache gelten, daß an erster Stelle Deutschland in der würdigsten Weise vertreten ist. Gerade im Hinblick auf frühere Vorgänge muß dieser Erfolg der deutschen Industrie mit Genugthuung begrüßt werden, zumal da im Gegensatze zu einer engherzigen Auffassung daran festgehalten werden darf, daß die Erschließung internationaler Absatzgebiete, wie sie der Fortentwicklung jeder Industrie förderlich ist und diese zu neuen Erfindungen anspornt, auch im Kampfe der Nationen um das wirthschaftliche Dasein eine bedeutsame Rolle spielt.

Wie die Weltausstellung in Chicago als ein hervorragendes Cultur- und Friedenswerk angesehen werden darf, kann auch jetzt bereits dem neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Cleveland, nachgerühmt werden, daß seine Bestrebungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik dahin gehen, jeden Anlaß zu internationalen Verwicklungen zu vermeiden. So wurde auf das von seinem Amtsvorgänger allem Anschein nach befürwortete Protectorat über Hawai Verzicht geleistet; ebenso erscheinen die von spanischen Blättern geäußerten Besorgnisse durchaus grundlos, nach denen die Vereinigten Staaten die Annexion der Perle der Antillen, Cuba, anstreben sollen. Solche Erörterungen wurden jüngst im Zusammenhange mit den Nachrichten angestellt, die über den Ausbruch eines Aufstandes auf der größten der westindischen Inseln eingetroffen waren. Allerdings lauteten diese Nachrichten selbst einander so widersprechend, daß hier und da Zweifel an dem Ernste der aufständischen Bewegung gehegt wurden. Ja, es fehlte nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, es handle sich wohl um eine jener cosas de España, einen jener Vorgänge, die sich nur auf spanischem Gebiete abspielen können. Ein republicanisches Blatt erachtete den von dem Generalgouverneur von Cuba gemeldeten und dann sehr rasch unterdrückten Aufstand für eine Comödie, die dazu dienen sollte, die unverzügliche Bewilligung eines Credites herbeizuführen. Nachdem dieser Zweck erreicht worden ist, sollen sofort die abwiegelnden Nachrichten eingetroffen sein. Wie tendenziös auch eine derartige Auffassung sein mag, mußte doch jedenfalls von Anfang an ausgeschlossen sein, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika auch nur den geringsten indirecten Antheil an einer separatistischen Bewegung auf Cuba haben könnte. Auf die friedlichen Tendenzen des gegenwärtigen Präsidenten der Republik ist bereits hingewiesen worden. Hierzu kommt, daß der Generalgouverneur der Insel in seinen telegraphischen Berichten ausdrücklich betonte, aus Florida, dem südlichsten der nordamerikanischen Freistaaten, sei keinerlei Zuzug von cubanischen Emigranten erfolgt, wie denn auch alle Berichte der spanischen Consuln in den Vereinigten Staaten darin

übereinstimmten, daß eine Bewegung innerhalb der Kreise dieser Emigranten nirgends wahrgenommen werden könne. So dürfte sich der jüngste cubanische Aufstand, dem in Madrid anfangs größere Bedeutung beigemessen wurde, darauf beschränkt haben, daß in unwirthlichen Districten des östlichen Theils der Insel einige Banden auftauchten, zu deren Zerstreuung es keines besonders umfangreichen militärischen Aufgebotes bedurft hätte.

Das liberale spanische Ministerium Sagasta hätte sich jedenfalls in einer sehr mißlichen Lage befunden, falls zu den mannigfachen übrigen Schwierigkeiten der inneren Politik auch noch solche der auswärtigen hinzugekommen wären. Ist doch das gegenwärtige Cabinet unter den seltsamsten Verhältnissen zur Regierung gelangt, da das Ministerium Canovas del Castillo in den Cortes nicht etwa durch eine liberale Mehrheit, sondern dadurch gestürzt wurde, daß ein Theil der früheren Regierungsmajorität sich weigerte, ihm Heeresfolge zu leisten. Da nun diese Spaltung hauptsächlich deshalb erfolgte, weil Canovas del Castillo sich nicht bereit finden ließ, den Mißständen in der hauptstädtischen Verwaltung ein Ende zu bereiten, durfte angenommen werden, daß Sagasta sich vor Allem berufen fühlen werde, die Ursachen der Unzufriedenheit zu beseitigen, der sein Vorgänger zum Opfer gefallen war. Das liberale Ministerium hat nun aber bisher keinerlei durchgreifende Reform verwirklicht. Vielmehr hat es in den Cortes einen Gesetzentwurf eingebracht, der darauf abzielt, die Gemeindewahlen um sechs Monate zu vertagen, ein Verlangen, das den heftigsten Unwillen der Republikaner erregt hat. Allerdings bezweckte Sagasta gerade, durch die von ihm geplante Vertagung zu verhindern, daß das neu eingeführte allgemeine Stimmrecht dazu diene, aus den städtischen Verwaltungen Bollwerke der republikanischen Opposition zu machen. Das Motiv, das für die inzwischen von der Deputirtenkammer beschlossene Vertagung der Communalwahlen angeführt wurde, war allerdings eigenthümlich genug; von Seiten der Regierung wurde nämlich geltend gemacht, daß die Wählerlisten, wie sich aus Anlaß der Neuwahlen für die Cortes gezeigt habe, zahlreiche Mängel aufweisen, die beseitigt werden müßten. Die Republikaner hoben nun das Dilemna hervor, in welches das Ministerium gerathen, da die Deputirtenkammer nach den eigenen Angaben der Regierung auf Grund mangelhafter Wählerlisten zu Stande gekommen sei, so daß das Ministerium sich auf die gegenwärtigen Cortes von Rechts wegen nicht zu stützen vermöchte. Um den von den Republikanern drohenden Ansturm zurückzuweisen, betonten die dem Cabinet Sagasta nahestehenden Organe, daß es mit Rücksicht auf den herrschenden wirthschaftlichen Nothstand vor Allem darauf ankomme, auf handelspolitischem Gebiete Wandel zu schaffen. Die hauptsächliche Schwierigkeit, die allen derartigen Reformen im Wege steht, ist nun aber das ablehnende Verhalten der französischen Regierung, die in Uebereinstimmung mit den extrem schutzzöllnerischen Mehrheiten der parlamentarischen Körperschaften von zollpolitischen Zugeständnissen an Spanien, insbesondere von Herabsetzung der Weinzölle nichts wissen will. Gerade diese Ermäßigungen sind nun für Spanien sehr bedeutsam, so daß angenommen werden darf, daß der spanische Botschafter Leon y Castillo, der augenblicklich mit der französischen Regierung wegen eines neuen modus vivendi unterhandelt, insbesondere angewiesen ist, an erster Stelle diese wirthschaftliche Lebensfrage im Interesse seines Landes der Lösung näher zu bringen.

Literarische Rundschau.

Die neuere französische Kritik.

Les évolutions de la critique française. Par Ernest Tissot. Paris, Perrin et Cie. 1890.

Das Zurücktreten der Phantasie hinter die Beobachtung und Forschung, das die letzten zwanzig Jahre der französischen Literatur kennzeichnet, wirkte auch auf die Kritik völlig umgestaltend. Die vorliegende Arbeit unterscheidet in derselben drei Methoden, die literarische, die moralisirende und die analytische Kritik und erläutert sie an einigen der modernsten und bekanntesten französischen Zeitgenossen. Die literarische Kritik beurtheilt die Werke ohne Rücksicht auf die historische Entwicklung nach indiscutabeln Dogmen. Ihr Schöpfer ist Ludwig's XIV. „Generalcontroleur des Parnasses": Boileau, der in seiner „Art poétique" den aus gesinnungsloser Erschlaffung erstandenen Cäsarismus auf das literarische Gebiet übertrug. Als ihre modernen Jünger charakterisirt der Verfasser den Kritiker der „Revue des deux mondes", Ferdinand Brunetière, einen der letzten und reinsten Anhänger der lateinischen Tradition, und einen Vertreter des Neuhellenismus, Jules Lemaître von den „Débats" und der „Revue Bleue". Trotz seiner Sentenzen à la Boileau ist Brunetière unparteiischer, verständiger als Lemaître. Er führte sich mit einer scharfen Kritik gegen Labiche ein, blieb eine Zeit lang Pamphletist und stets ehrlicher Gegner des Naturalismus. In ihm streitet der lateinische mit dem modernen Geist. Jener ist auf die zweite Renaissance, die des siebzehnten Jahrhunderts, zurückzuführen, auf die Zeit der Gesetzgebung, der Etiquette und der Convention im Gegensatz zur ersten, der griechischen, des sechzehnten Jahrhunderts. Der literarischen Uniformität dieser Richtung, der Proclamirung eines maßgebenden Ideals des französischen Geistes, der auch Brunetière zuneigt, stellt der Verfasser die Lessing'sche Freiheit, den Individualismus entgegen, der durch Schiller's „Spaziergang" und Goethe's „Hermann und Dorothea" gekrönt wurde. Brunetière hat mit Boileau die untrügliche Klarheit des Verstandes gemein, der sich durch nichts in seinem Bekenntniß irre machen läßt, aber auch die geistige Engherzigkeit und parteiische Schärfe. Ihm ist die Literatur nicht Leben, sondern Stilübung; er ist ohne Anmuth, aber voll Logik, Beredsamkeit und „entsetzlicher Sicherheit", wie Edmond Scherer sagt, voll Muth, den er schon damals bewies, da er, ein noch junger Mann, Zola angriff, während dieser als französischer Goethe gefeiert wurde. Uebrigens besitzt der ernste Kritiker den modernen Geist, den er verleugnet, und den modernen Pessimismus, welchen uns der Autor nicht übel zu schildern weiß. Von Jules Lemaître werden namentlich die „Contemporains" und die Theaterkritiken hervorgehoben. Dieser angenehme Plauderer, der die Kritik „die Kunst, sich der Bücher zu freuen" nennt, feiert Zola als den Homer des Jahrhunderts. Er ist philosophischer Materialist, Hauptträger des neuhellenischen Traumes,

der gegen „die Melancholie des Christenthums" und gegen unsere naturwidrigen Sitten ankämpft. Die Frau ist ihm der Mittelpunkt der Welt, die Liebe ein „angenehmer Zeitvertreib". Ein feiner, in alle Richtungen dringender Geist, der gänzlich in dem Rausch französischer Sinnlichkeit versunken ist. Die schwankende, sprunghafte Darstellungsart des geistreichen Verfassers, der die Früchte seiner erstaunlichen Belesenheit nicht immer verarbeitet hat, läßt leider gerade die literarische Bedeutung Lemaître's unklar. Er analysirt, ohne die Bestandtheile wieder künstlerisch verbinden zu können. Viel einheitlicher wirkt jedoch das zweite Capitel: Die moralisirende Kritik. Ihr Beruf ist, zu denunciren, die Kunstwerke, unabhängig vom ästhetischen Standpunkt, nach den moralischen Einwirkungen zu beurtheilen. Diese Voreingenommenheit theilt die große Masse. Der Schweizer Alexander Vinet ist einer der frühesten Gegner der freieren Lebensanschauung der Revolution, die nach dem ersten Kaiserthum von der Politik in die Literatur eingedrungen war; er prüfte die Werke aller Künste auf ihre religiöse Unanfechtbarkeit hin, und eine große Zahl frei moralisirender Kritiker folgte ihm. Die Katholiken zeigten hierbei eine objectivere Auffassung der Schönheit, die Protestanten einen klareren Sinn für philosophische Speculation. Als Beispiele dieser Gegensätze führt der Autor „nicht die fanatischsten, aber die würdigsten" Vertreter der moralisirenden Methode" vor: Jules Barbey d'Aurevilly und Edmond Scherer. Jener kämpfte als Dichter und Kritiker („Pays", „Gil-Blas", „Figaro") für Königthum, Idealismus und Katholicismus gegen Demokratie, Realismus und Materialismus. Persönlich vereinsamt, hat er zahlreiche literarische Nachfolger, u. A. die Symbolisten. Dieser „letzte romantische Dichter" führt in seinem Wappen „das Kreuz, die Wage und das Schwert." Er nennt die Kritik die Unerschrockenheit des Geistes und des Charakters und sich selbst den intolerantesten Katholiken. Die Mystik und die katholische Reaction entstehen wie die russische Sehnsucht nach einem Lebenszweck aus der Entnervung und sind die Flucht in die Gedankenlosigkeit. „Wir discutiren nicht, wir folgen" ruft d'Aurevilly und will jedes Buch verbieten, das nicht für die Gläubigen geschrieben ist. Ist er der analytischen Kritik nicht gewachsen, so besitzt er doch in hohem Maße die Kunst, nachzuempfinden, in einigen Strichen ein Bild wiederzugeben. Er schwelgt in der Schönheit des Wortes, das ihm als unabhängig von der Idee erscheint; diese sei wie eine Vision zu beschreiben, nicht wie eine Theorie klar zu legen. Der Welt stand er als Pessimist und Skeptiker gegenüber; protestirte doch die Romantik gegen die kleinliche Wirklichkeit der Restaurationszeit und suchte die verlorene Größe in Träumen wiederzufinden. — Den Straßburger Professor und späteren Redacteur des „Temps", Edmond Scherer, nennt der Autor „une des âmes vraiment supérieures de cette fin de siècle". Er ging von der Theologie zum absoluten, aber keineswegs verzweifelten Skepticismus über; der Zweifel war ihm wie Montaigne „ein weiches Kissen". Wiewohl der originellste und gebildetste der modernen Kritiker, hatte er doch nur Bewunderer, keine Schüler. Der Stil schien ihm Alles zu bedeuten; er „trage Leben oder Tod eines Werkes in sich". Er selbst aber konnte nicht einfach schreiben, und zur Farbe fehlte ihm das Temperament. Dagegen besaß er eine zersetzende Ironie, war speculativ und ein Meister der Deduction. Die Vernunft galt ihm als Weltzweck, und ebenso wie er als die Hauptursache unserer Fehler den mangelnden Ernst bezeichnete, war er auch in religiösen Dingen unerbittlich. Sobald er, den Werth des Relativen über dem Absoluten erkennend, von der Theologie zur Kritik übergegangen war, machte dieser Umschwung sich in seiner Philosophie geltend; der Kunst gegenüber blieb er engherziger, eigensinniger Calvinist. Seiner Moral erschienen die Materialisten und Naturalisten, selbst ein Rabelais unerträglich. Nachdem ihn seine wissenschaftliche Methode zum Skepticismus geführt hatte, vermochte sein weiter Blick in dem Patriotismus nur noch einen Mangel an Hochherzigkeit und Größe zu erkennen. — Als drittes Capitel erläutert Tissot die analytische Kritik, welche, ohne die ästhetische und sociologische Seite zu vernachlässigen, in dem Kunstwerk vor Allem das geistige Milieu zu erfassen sucht, aus dem es sich entwickelt hat. Nicht die Formel, sondern die Seele ist ihr das Wichtige, und Taine nennt sie

eine Art Botanik, auf menschliche Werke angewandt, freilich nur von subjectivem Werthe. Sie ist wie das moderne Kunstschaffen von der wissenschaftlichen Methode beeinflußt, forscht nach Ursache und Wirkung und vereinigt die sociologische mit der psychologischen Forschung. Von Madame de Staël, Villemain, Sainte-Beuve und A. Michiels eingeführt, wurde sie von Taine auf ein bestimmtes Gesetz begründet. „Die Verwandtschaft zwischen Kunst und Wissenschaft," schreibt er, „ist ehrenvoll für beide, und es ist ein Ruhm für die Kunst, daß sie ihre höchsten Schlüsse auf die Wahrheit gründet." Er erkannte, daß das Kunstwerk abhängig sei von dem Schaffen des Künstlers, daß dieses abhängig sei von der Schule oder den Künstlern seines Landes, seiner Zeit, und daß diese Künstler und er selbst abhängig seien von den Verhältnissen, der Abstammung, dem Vaterland (milieu, race, patrie). Seine Kritik gab keine Vorschriften, sondern bestätigte Gesetze; seine Philosophie beruhte auf dem Darwinismus. Taine und Renan neigten zum unverhohlenen Subjectivismus. Auch Paul Bourget's Kritik ist einem intimen Tagebuche zu vergleichen. Mit Taine's Richtung verbindet er einen sentimentalen, idealistisch gefärbten Pessimismus, von Natur quälende Empfindungen und einen krankhaft gesteigerten Sensualismus. In der Liebe, diesem „traurigen Phantom", ist er Skeptiker wie in der Religion. In der ersterbenden Willenskraft, in dem rastlosen Zergliedern des Ichs sieht er den Tod der Liebe. Wie Renan, de Lisle, d'Aurevilly, Zola, Becque, Loti, de Maupassant glaubt er, die Frau betrüge immer „avec votre nom dans le cœur, parceque faire fond sur elle, c'est faire fond sur l'eau". Doch ist er voll Mitleid und Zartheit für die Verlorenen, eine Verkörperung des modernen Hamletismus. Mit Spinoza leugnet er die Freiheit des Willens. Sein Milieu ist der Mangel an Mutterliebe, ein verabscheutes Pensionat, Entbehrungen und Enttäuschungen; sein Romanideal die höchste Eleganz, gepaart mit der höchsten Schwäche. Sein Stil ist hingehaucht, auch im Materiellen vergeistigt, kosmopolitisch-dilettantisch. „Er verbindet den tiefen Ernst der Philosophie mit der Nervosität einer jungen Frau." — Der früh verstorbene Emile Hennequin vereinigt in seiner „wissenschaftlichen Kritik" die ästhetische, psychologische und sociologische Analyse. Die erstere ist für ihn rein subjectiv; die psychologischen Urtheile beschränkt er auf das in dem Werk ausgedrückte Seelische, und bezüglich der sociologischen Frage setzt er an die Stelle der von ihm geleugneten Beziehungen zwischen dem Autor und seinem Milieu die Verbindung zwischen dem Werk und den ihm geistig verwandten Menschen, d. h. nach Bonald: „Die Literatur ist der Ausdruck der Gesellschaft." Er bestreitet den Einfluß von Erblichkeit und Milieu, eine Ansicht, die der Verfasser scharfsinnig widerlegt. Tissot hält eine exacte Kritik überhaupt für unmöglich, da die sociologische von der psychologischen und diese von der ästhetischen Analyse abhänge, die nach Kant nicht logisch, sondern subjectiv sei. In seinen Kritiken ist Hennequin nicht Psychologe, sondern Aesthetiker; er vermeidet Citate, weil sie eine Nuancirung des Gedankens, nicht der Technik geben würden. Sein Stil ist phantastisch, geheimnißvoll, gesucht; die Worte waren seinem gereizten Hirn „verzückte Visionen". In der Kunst, die ihm das Leben völlig ersetzte, liebte er das Bizarre, Sehnsüchtige. Von den Frauen erwartet seine Richtung nicht Liebe oder Freundschaft, sondern Ekstase, die Enthüllung des „Seelengeheimnisses"; sie will „die Idee in sich entwickeln" und treibt zur Askese, zur Verachtung von Empfindung, Gefühl und Leben. Diesen Verfall verdammend, ruft der Autor mit Cherbuliez, daß wir nur dann glücklich werden können, wenn wir einfach unserer gesunden Natur folgen. Schließlich erklärt sich Tissot für die analytische Kritik, verbunden mit dem Studium der Biographien — eine Methode, welche in Deutschland Wilhelm Scherer längst zum Siege geführt hat.

R. Fellner.

Russische Beiträge zur preußischen Geschichte der Jahre 1797—1801.

Der als Biograph Peter's des Großen bekannt gewordene Historiker Professor Brückner hat im Auftrage der St. Petersburger Akademie eine Sammlung von „Materialien zur Lebensbeschreibung des Grafen N. P. Panin (1770 bis 1837) zu veröffentlichen begonnen, deren bisher erschienene fünf Bände (St. Petersburg 1890 und 1891) für die Geschichte Preußens nahezu ebenso reichliche Ausbeute gewähren, wie für diejenige des russischen Reichs. Da die in diesen Bänden enthaltenen, nach Hunderten zählenden Depeschen und Privatbriefe hervorragender Staatsmänner zumeist französisch abgefaßt sind, und da der verbindende russische Text für das Verständniß des Inhalts nicht unentbehrlich ist, wird diese Publication der deutschen Geschichtschreibung ebenso direct zu Gute kommen, wie derjenigen der übrigen Culturvölker. Was es mit dem Inhalt derselben im Einzelnen auf sich hat, darf in einigen kurzen Bemerkungen angedeutet werden.

Graf Nikita Panin, der während der beiden ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's III. russischer Gesandter am Berliner Hofe und während der folgenden fünfzehn Monate Vicekanzler Kaiser Paul's I. von Rußland war, gehörte der nicht eben großen Zahl wirklicher Staatsmänner seiner Zeit und seines Landes an. Umfassend und gründlich gebildet, mit kühlem, nüchternem und scharfem Urtheil ausgestattet und dabei von unabhängigem und festem Charakter, verfolgte dieser Sohn und Vater hervorragender russischer Minister (Panin's Vater war Vertrauensmann Katharina's II., sein jüngster Sohn Justizminister unter den Kaisern Nikolaus und Alexander II.), während seiner diplomatischen Thätigkeit ein bestimmtes, ihm zur Gewissenssache gewordenes Ziel: Vereinigung der drei östlichen Großmächte und des ihm noch befreundeten England zu einem gegen das Vordringen des revolutionären Frankreich gerichteten Bunde. Zahl und Maß der dabei zu überwindenden Schwierigkeiten waren gleich groß. Es galt nicht nur den alten Gegensatz preußischer und österreichischer Interessen soweit zum Schweigen zu bringen, daß ein Zusammenwirken der Höfe von Berlin und Wien möglich wurde, sondern außerdem die Hindernisse zu beseitigen, die in der Bestimmbarkeit der damaligen preußischen Staatsmänner (Haugwitz, Finkenstein, Alvensleben, Lucchesini), sowie in der Person des unberechenbaren, zu Extremen geneigten russischen Herrschers lagen und die durch geheime französische Machinationen (Caillaut, später Sieyès residirten als Agenten der Republik in Berlin) beständig vermehrt wurden. Es galt zwischen einander abgeneigten Personen zu vermitteln, unzweckmäßigen und überstürzten Anordnungen der eigenen Regierung die Spitze abzubrechen, unliebsamen Kundgebungen des preußischen Cabinets die günstigste Seite abzugewinnen, die vielfach von der öffentlichen Meinung unterstützten Berliner und St. Petersburger Franzosenfreunde zu überwachen, die Fäden, welche specifisch englische Interessen mit den Continentalen verbanden, in der Hand zu behalten und inmitten täglich wechselnder diplomatischer Tagessorgen den Blick unentwegt auf das eine große Ziel der Coalition gegen Frankreich zu richten.

Die vier ersten Bände des vorliegenden Werkes erörtern in zahlreichen, zumeist geheimen und ursprünglich chiffrirt übermittelten Berichten und Privatbriefen preußische und deutsche Hof- und Staatszustände der letzten Tage Friedrich Wilhelm's II. und der Anfänge seines Nachfolgers. Zunächst ist ausführlich von Einzelheiten des Rietz-Lichtenau'schen Getriebes die Rede, welches den schwererkrankten Neffen und Nachfolger Friedrich's des Großen umgab; in der weiteren Folge werden Denkungsart Charakter, Neigungen und Vorurtheile des neuen Herrschers und der Personen seiner Umgebung eingehend erörtert und die diplomatischen Tagesangelegenheiten und Zwischenfälle der Jahre 1798 und 1799 sorgfältig und rückhaltslos besprochen. Panin zeigt sich dabei als scharfsichtiger, aber zuweilen bissiger und nicht immer unbefangener Beurtheiler. Für den geschworenen Feind Frankreichs und Bonaparte's bildete die

größere oder geringere Abneigung gegen die „Sache der Revolution" den fast ausschließlichen Maßstab der Personenbeurtheilung. Danach ist nicht zu verwundern, wenn in den vorliegenden Berichten auf den jungen, übergewissenhaften und schwer entschlossenen König heftig gescholten wird, wenn der Klagen über Haugwitz kein Ende ist und wenn der „fourbe" Lucchesini außerordentlich schlecht wegkommt; besonders abfällig urtheilt der russische Diplomat über Friedrich Wilhelm's III. vertrauten Adjutanten, den Obristen von Köckeritz, und dessen Beschränktheit – eine Meinung, in welcher er (beiläufig bemerkt) mit Boyen, Scharnhorst und anderen Reformern der auf das Jahr 1806 folgenden Periode wesentlich zusammentrifft. Besondere Beachtung verdient in dieser Beziehung die im fünften Bande (Nr. 108, S. 191 ff.) abgedruckte Charakteristik der Hauptfiguren des Berliner Hofes.

Bei Abfassung des bezüglichen, an den späteren russischen Gesandten Baron Alexis von Krüdener (den Gemahl der berufenen Juliane von Krüdener, geborene Vietinghof) gerichteten Briefes vom 3. November 1799 hatte Panin die preußische Hauptstadt bereits verlassen, um als Vice-Kanzler und College des damals allmächtigen Kaiserlichen Günstlings Grafen Rostopschin die formelle Leitung des St. Petersburger Auswärtigen Amtes zu übernehmen. Die formelle Leitung — denn materiell hingen alle Entscheidungen von der Person des Monarchen ab, dessen heftige und unberechenbare Art sich allmälig zur Unzurechnungsfähigkeit steigerte und schließlich jede geordnete Geschäftsführung und die Verfolgung bestimmter Pläne so gut wie unmöglich machte. Nahezu die Hälfte des fünften Bandes nehmen mit sympathetischer Tinte geschriebene Privatbriefe Panin's an Herrn von Krüdener ein, in welchen der Vicekanzler die dem Gesandten amtlich ertheilten, häufig ohne seine Mitwirkung zu Stande gekommenen Instructionen abzuschwächen oder die Ausführung derselben zu vertagen sucht und auf Gefahr seines Kopfes Anordnungen trifft, die durch die wahren, aber an maßgebender Stelle verkannten Staatsinteressen angezeigt erscheinen. Es handelt sich dabei zum einen Theil um Abwendung der Gefahren, welche Paul's periodische Zornausbrüche gegen das befreundete England der Sache der nordischen Mächte androhten, zum anderen Theile um Schachzüge gegen Napoleon, der den russischen Monarchen durch klug berechnete Schmeicheleien und Scheingefälligkeiten zu sich herüberzuziehen wußte. Dem Leser werden Einblicke in die geheimsten Schleichwege der damaligen Politik und über das Treiben am russischen Hofe eröffnet, deren Interesse allein durch den Antheil übertroffen wird, den die Charakterfestigkeit des von dem Monarchen immerdar ungnädig behandelten, durch unwürdige Günstlinge schwer verleumdeten und dennoch unerschütterten Vicekanzlers einflößt. Schließlich (im November 1800) bricht das drohende Verhängniß über den muthigen Mann herein: aus einer im „schwarzen Cabinet" „perlustrirten" Depesche des preußischen Gesandten Lusi glaubt der Kaiser ersehen zu können, daß Panin das plötzlich auf englische Schiffe gelegte russische Embargo in der Stille mißbilligt habe. Das genügte zur Amtsentsetzung des Staatsmannes, der ein halbes Jahrzehnt lang Hauptträger der Auswärtigen Politik des Reiches gewesen war. Feinde und Neider Panin's wissen harmlosen Briefen, die derselbe an Freunde und Verwandte gerichtet, einen aller gesunden Vernunft zuwiderlaufenden Sinn unterzuschieben und den Kaiser dahin zu bringen, daß der ehemalige Vicekanzler nach Moskau, dann in das Innere des Reichs auf ein im Winter unbewohnbares Landgut verbannt wird. Im Januar 1801 aber tritt eine unerwartete Wendung ein: Panin's Nebenbuhler und ehemaliger College Graf Rostopschin fällt in Ungnade, dem Verbannten wird die Rückkehr nach St. Petersburg gestattet und wenig später die Möglichkeit der Reactivirung eröffnet. — Der fünfte Band schließt mit einer Notiz über die Katastrophe, welche dem Leben des unglücklichen Sohnes Katharina's II. ein Ziel setzte (25. März 1801) und dem russischen Reiche eine neue, bessere Aera eröffnete. Panin schied im Jahre 1801 aus dem Staatsdienst, weil er in die Verschwörung gegen den Vater Alexander's I. verwickelt gewesen war.

Von der großen Zahl in der vorliegenden Materialsammlung enthaltener Actenstücke und Briefe sind diejenigen, welche sich auf Preußen und die Zustände des Hofes

und Staates der Jahre 1797 bis 1801 beziehen, unzweifelhaft die bemerkenswerthen: die Ueberzeugung, daß „der Schlüssel zum Gebäude der antifranzösischen Coalition in Preußen liege", und daß Rußland allein durch die Vermittelung des Berliner Cabinets der Unterstützung Oesterreichs und Englands theilhaft werden könne, bildete die Grundlage des von Panin befolgten Systems. Von ihm und seinem Nachfolger Krüdener aber darf behauptet werden, daß sie die fähigsten Diplomaten gewesen, die um die Wende des Jahrhunderts in Berlin accreditirt gewesen und daß ihre Berichte als Geschichtsquellen ersten Ranges anzusehen seien. „Kaum jemals, früher oder später", so urtheilt der St. Petersburger Völkerrechtslehrer Martens in seiner letzten großen Publication, „hat ein auswärtiger Vertreter Rußlands über so gründliche und zuverlässige Informationen zu verfügen gehabt, wie Krüdener, der, während der Jahre 1799 und 1800, die Personen und Zustände, mit denen er zu thun hatte, auf das Allergenaueste kannte." — Die Zahl seiner hier abgedruckten Briefe beträgt zweihundert. In der Anerkennung von Panin's Charakter und Fähigkeiten treffen so verschiedene zeitgenössische Beurtheiler, wie der schwedische Gesandte Stedingk, der Pole Fürst Czartoriski, der damalige Gesandte des Malteserordens, der Engländer Rodgerson und die russischen Minister Grafen Kotschubey und Worronzow zusammen: Die Entschiedenheit seiner antifranzösischen Gesinnung hatte dem steifen, kühlen, im Grunde unliebenswürdigen Mann bei Freund und Feind Achtung erworben, weil sie in den Tagen allgemeiner Abhängigkeit von fürstlichen Tagesstimmungen und selbstischen Rücksichten eine seltene und ehrenvolle Ausnahme bildete.

X.

Die hamburgische Festschrift.

Hamburgische Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas. Zwei Bände mit 3 Tafeln und 25 Abbildungen im Text. Hamburg, L. Friedrichsen & Co. 1892.

Das vornehm ausgestattete Werk verdankt seine Entstehung der vierten Centenarfeier der Entdeckung der Neuen Welt. Die Vorderseite der weißgehaltenen Decken beider Bände ist verziert mit der „Rosa nautica", der Weltkarte des Don Juan de la Cosa (1500), während, dem Inhalte entsprechend, die Rückseite des ersten bei weitem stärkeren Bandes das Hamburgische Hauptsiegel vom Jahre 1492, die des zweiten das Stammwappen der Familie Welser zu Augsburg zeigt.

Es ist kein Zufall, daß gerade in Hamburg, der zweiten Stadt des Reiches und seiner ersten Seestadt, die Idee entstand, die Entdeckung Amerika's, dessen Handel es in erster Linie seine Blüthe und seinen Wohlstand verdankt, zu feiern; daß sich dort auf Anregung des „Vereins für Kunst und Wissenschaft" ein besonderes „Comitee für eine Hamburgische Amerikafeier" bildete. Leider wurden die Feierlichkeiten, die für den 12. October v. J., den eigentlichen Entdeckungstag, geplant waren, der diesseits und jenseits des großen Wassers, besonders aber in Huelva und auf der Rabida, wo Columbus seinen genialen Gedanken nachgehangen hatte, festlich begangen wurde, in Hamburg zunächst durch die schreckliche Cholera-Epidemie verhindert. Dennoch wären die Anstrengungen des Comitee's nicht ganz vergeblich gewesen, auch wenn sie nichts Anderes zu Stande gebracht hätten, als die vorliegende Publication.

Der erste Band enthält nach einer kurzen resumirenden Einleitung des Comiteevorsitzenden, Dr. Neumeyer, vier Abhandlungen verschiedenen Umfangs.

„Die Entdeckungsgeschichte der Neuen Welt" aus der Feder des bekannten Geographiehistorikers Professor Dr. Sophus Ruge bietet eine kritische Darstellung von den sogenannten Weinlandfahrten der Normannen bis zu den Zeiten Gerhard Mercator's, insbesondere wird sie in ihrem dritten Abschnitt dem Verdienste des großen Genuesen

gerecht und beleuchtet seine Stellung zu berühmten Zeitgenossen, wie Toscanelli und Martin Behaim. In ihren späteren Theilen verfolgt sie die Entwicklung der deutschen Kartographie in Bezug auf den neu entdeckten Welttheil. Ergänzt wird dieser kartographische Theil durch Dr. Michow's Skizze „Caspar Vopell, ein Kölner Kartenzeichner des sechzehnten Jahrhunderts", dessen Globen unlängst auf der Kölner Stadtbibliothek aufgefunden wurden. Einer derselben (von 1542) ist in zwei Zeichnungen von Dr. Michow dem ersten Band beigegeben.

Director Gelcich, rühmlichst bekannt durch seine Studien über die Entwicklungsgeschichte der Schiffahrt, behandelt „die Instrumente und die wissenschaftlichen Hülfsmittel der Nautik zur Zeit der großen Länderentdeckung", indem er besonders auf die Erfindung des sogenannten Jakobstabes und die Behaimfrage eingeht.

Das Interesse weiterer Kreise dürfte die auch räumlich hervorragendste „Geschichte der Hamburgisch-Amerikanischen Handelsbeziehungen", beigesteuert von dem Bibliothekar der Commerzbibliothek, Dr. Baasch, in Anspruch nehmen, zumal ja lange Zeit hindurch, besonders im achtzehnten Jahrhundert, der Hamburgische transmaritime Handel nach Amerika sich mit dem deutschen im Wesentlichen deckte. Während in älterer Zeit, besonders vor den für ihre Epoche bemerkenswerthen Islandfahrten, sich unsere alte Hansestadt im Wesentlichen auf Küstenschiffahrt beschränkte, wurden und zwar erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als die neue Welt fast vertheilt war, ziemlich gleichzeitig Verbindungen mit dem Norden und Süden, vornehmlich Brasilien angeknüpft, wobei die Eifersucht der größeren Seemächte nicht selten einen unheilvollen Einfluß geltend machte. In den Jahren 1765—1785 war die Hamburgische Kaufmannschaft auf das äußerste bemüht, Zucker, Kaffee und andere Colonialproducte in ihren Handel zu ziehen und auch neue Productionsfelder zu eröffnen, während sie sich jetzt bei der Erschließung des zuletzt für die Cultivirung in Angriff genommenen Welttheils sehr zurückhaltend zeigt. Wir folgen der, nur durch die Unabhängigkeitskämpfe vorübergehend gehemmten, aufsteigenden Linie der Hamburgisch-Amerikanischen Handelsbeziehungen bis zu den Napoleonischen Wirren, durch die zeitweilig ein vollkommener Stillstand eintrat. Aus späterer Zeit interessirt besonders der Handelsvertrag vom Jahre 1827. Seiner Bedeutung entsprechend hat der Verfasser alle Kräfte und Gegenkräfte eingehend geschildert, die schon damals wie heute bei solchen internationalen Abkommen mitspielten: bedeutet doch ein Mehr oder Weniger im Zolltarif nicht selten die Concurrenzfähigkeit oder den Untergang ganzer Industrieen und damit größerer Volkskreise! Um die Mitte dieses Jahrhunderts waren auch Texas, die spanisch-südamerikanischen Colonieen und Brasilien in den Handel Hamburgs mit hineingezogen. Wenn wir heute als etwas ganz Alltägliches in kaum einer Woche briefliche Mittheilungen von jenseits des ‚Atlantic' erhalten, so ahnen wir schwerlich die Unsumme von Mühe und Arbeit, welche die Herstellung und Entwicklung von regelmäßigen Schiffsverbindungen gemacht hat, wie der Verfasser sie uns im sechsten Capitel anschaulich schildert. „Die Hamburgisch-Amerikanische Post, welche 1860 in das Geleise einer regelmäßig functionirenden Einrichtung geleitet wurde, war die erste rein maritime Postverbindung Deutschlands, die von einem deutschen Hafen direct nach der Neuen Welt ging", so schließt Dr. Baasch seine für die Entwicklung nicht nur des Hamburgischen, sondern des deutschen und mitteleuropäischen Handels höchst wichtige Darstellung.

Behandelt dieser Aufsatz wesentlich commerzielle Bestrebungen Norddeutschlands, so führt uns der zweite Band zu den wesentlich colonisatorischen Unternehmungen einer süddeutschen Metropole des Mittelalters. Es sind die Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela, deren nationale Ehrenrettung der zu früh dahingeschiedene Ministerresident Schumacher zu seiner Aufgabe machte, indem er auf Grund einer Anzahl von Documenten, die in der alten Königsstadt Tunja aufgefunden wurden, eine authentische Geschichte dieser ältesten deutschen transmaritimen Colonisationsbestrebungen gibt, die uns im übrigen nur aus den tendenziösen Berichten des sonst so verdienstvollen Historiographen der Conquista, Las Casas, bekannt sind: die Thaten

und Leiden der Welser, die zu jener Epoche des Glaubenseifers und des Particularismus sich neben den fanatischen, damals auf der Höhe ihrer Macht stehenden Spaniern nicht halten konnten, insbesondere der Tod des unter dem Messer des spanischen Bandenführers Caravajal verblutenden letzten Sprößlings derselben, Bartholomäus — eines Vetters jener Philippine Welser, die durch Oskar von Redwitz' Schauspiel populär geworden — sind so ergreifend, daß nicht bloß ein Spanier, wie Don Juan de Castellanos, sie besingen sollte. Der Abhandlung ist ein umfangreicher kritischer Apparat und die Karte eines Zeitgenossen, des bekannten Günstlings der großen „jungfräulichen" Königin von England Elisabeth, Sir Walter Raleigh, zur Orientirung beigegeben.

Dr. Beneke.

Neuere Untersuchungen über den Krebs.

Untersuchungen über den Krebs und das Princip seiner Behandlung. Von Prof. A. Adamkiewicz. Wien, W. Braumüller & Sohn. 1892.

Johannes Müller soll, wenn er in seiner Vorlesung über die Physiologie der Milz zu sprechen hatte, seine Aufgabe in folgendem Wortlaute erledigt haben: „Wir kommen jetzt zur Milz, meine Herren! Ueber die Milz wissen wir nichts. So weit die Milz." In gleich lakonischer Weise hat man bis jetzt die Lehre von dem Wesen der furchtbaren Krebskrankheit zusammenfassen können. Man sah wohl, wie die Krebsgeschwulst aus geringen Anfängen entstand, wie sie dann die verschiedensten Gewebe des Körpers durchwucherte, nirgends einen Stillstand machte, auf der einen Seite zerfiel und auf der anderen immer weiter wuchs, wie unter ihrer Gegenwart der Körper hinschwand, „kachektisch" wurde, und wie schließlich in unaufhaltsamem Vergab das Ende eintrat. Mit der Diagnose des Krebses ist gewöhnlich über den Kranken der Stab gebrochen, und selbst die Erfolge der chirurgischen Therapie haben an diesem Stande der Dinge nicht sehr viel zu ändern vermocht. Bei der Trostlosigkeit der Lage, in der sich die Medicin dem Krebs gegenüber befindet, hat es an Versuchen nicht gefehlt, seine Natur aufzuklären, in der Hoffnung, daß man so vielleicht auch nützliche Schlüsse für die Heilung werde ableiten können. Allein die Hypothese, welche ein bedeutender Forscher, der verstorbene Pathologe J. Cohnheim in Leipzig, aufgestellt hat und die weithin Geltung bekam, hat leider mehr Dunkelheit als Licht in die Krebslehre gebracht. Es sollte der Krebs — nach Cohnheim — aus Epithelzellen bestehen, also von jenem Gewebe herrühren, das unter Anderem die Oberhaut des Körpers bildet, nur mit der Maßgabe, daß die Mutterzelle des Krebses aus der embryonalen Entwicklung stamme, damals unverbraucht liegen geblieben sei und im späteren Alter, wo der Bindegewebsstock unseres Organismus bereits morsch geworden, plötzlich unter dem Einfluß eines „Reizes" wachse und sich vermehre. Sie besitze aber noch den Charakter des embryonalen Gewebes und daher einen besonderen Wachsthumstrieb. So werde sie leicht zu einer Geschwulst, die durch ihre Lebensenergie bald die Elemente ihres Mutterbodens verdränge und zerstöre. Diese Hypothese war durch keinerlei Thatsachen gestützt. Niemand hatte solche geschwulstbildenden embryonalen Zellen je gesehen; Niemand konnte sich über den „Reiz", welcher die Krebsentwicklung auslösen sollte, genauer auslassen; man nahm schließlich eine ererbte Disposition zur Hülfe, welche in der Medicin überall dort eine große Rolle spielt, wo man eine Unkenntniß zu verdecken hat. Aber trotzdem blieb die Cohnheim'sche Hypothese in Ansehen, einfach weil man nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen vermochte. Die mikroskopische Untersuchung des Krebses gab trotz der vielen Streitigkeiten, die sie hervorrief, gar kein befriedigendes Resultat. Ebenso wenig die bakteriologische Prüfung. Und

doch hat sich bei einem großen Theil der Aerzte die Meinung einen Platz erobert, daß wir es im Krebs mit einer Infectionskrankheit zu thun hätten. Nur scheinen es nicht Bakterien oder Coccen zu sein, die wir als Ursache des Krebses anzusprechen hätten, sondern anders geartete Mikroparasiten. Möglicherweise werden sie unter den Protozoen aufgefunden werden, die wir neuesterdings schon bei einigen Krankheiten als Erreger kennen gelernt haben. So bei der Malaria, wo Marchiafava und Celli das „Plasmodion Malariae" im Blute der Kranken aufdeckten und seine ätiologische Rolle für das Wechselfieber feststellten. Zwar fehlt ein wichtiger Nachweis, dessen Gelingen die Krebskrankheit ohne Weiteres in die Gruppe der Infectionsleiden einreihen würde: der Nachweis der Uebertragbarkeit auf Dritte. Aber es ist wohl gestattet, daran zu erinnern, daß bis auf unsere Tage hin die Uebertragbarkeit der Tuberculose in Zweifel gestellt wurde, die jetzt glänzend und einwandsfrei erwiesen ist. Darf man also aus dem Fehlen dieses wichtigen Criteriums beim Krebs keinen absoluten Gegenbeweis betreffs seiner infectiosen Natur herleiten, so sprechen doch andere seiner Eigenschaften ganz positiv für dieselbe. Der Krebs ist stets zunächst eine lokale Affection und schreitet nicht nur durch continuirliches Wachsthum fort, sondern ist erstens in der Lage, andere Körperstellen, die er nur berührt, anzustecken (Krebs der Unterlippe kann auf die gegenüberliegende Stelle der Oberlippe übertragen werden), oder fern gelegene Punkte des Körpers zu inficiren, ohne daß die Zwischenstellen betroffen würden („Metastasenbildung"), und endlich, er vernichtet die Körperkräfte durch Entsendung eines Giftstoffes, wie es die chronischen Infectionskrankheiten sämmtlich thun. Die Giftwirkung der Tuberculose zum Beispiel hat ja diesem Leiden den bezeichnenden Namen Schwindsucht verschafft.

Der in den erwähnten Eigenschaften des Krebses liegende scharfe Hinweis auf seine Infectiosität hat auch dem neuesten Untersucher, Professor Adamkiewicz in Krakau, den Ausgangspunkt für seine vielbesprochenen Forschungen gegeben, die er jetzt in einem Bändchen der wissenschaftlichen Welt vorlegt. Adamkiewicz wendet sich auch gegen die Cohnheim'sche Hypothese. Er zeigt, daß zwischen Epithelzellen und Krebszellen der große Unterschied bestehe, daß die ersteren ein architektonisch reguläres Gefüge besitzen, die letzteren aber den Typus des Regellosen zeigen. Auch werden sie nicht einfach abgestoßen wie die Epithelzellen, sondern sie zerfallen in einer ganz bestimmten Weise. Auch andere von Adamkiewicz mittelst einer neuen Methode (Saffraninfärbung) aufgefundene Details unterscheiden die Zellarten des Krebses von denen des Epithels. Die Krebszellen sind nur äußerlich und zufällig den Epithelzellen ähnlich, im Wesen haben sie mit ihnen nichts gemein; sie sind vielmehr — um Adamkiewicz's Meinung gleich herauszusagen — die Parasiten des Krebses selber, so daß also die ganze Krebsgeschwulst wesentlich aus lebenden Parasiten und nicht aus Bestandtheilen unseres Körpers sich zusammensetze. Zum Beweise für die Berechtigung dieser Auffassung hat Adamkiewicz Einpflanzungen von frischen Krebsstückchen in das Gehirn von Kaninchen vorgenommen. Dabei starben die Thiere im Verlauf von wenigen Stunden bis zu einigen Tagen, was nicht etwa auf den Eingriff als solchen zurückzuführen ist, denn man kann andere Gewebsstücke, z. B. frische Niere oder Theile aus den gesunden Randpartien der chirurgisch entfernten Krebsgeschwülste ohne Schaden ins Kaninchengehirn einheilen. Der Tod der Versuchsthiere ist vielmehr eine Folge der Giftwirkung der Krebssubstanz. Und es stimmt mit dieser Auffassung nur überein, daß auch ein wässeriger Auszug des Krebsgewebes mit genau demselben Resultat ins Thiergehirn eingespritzt worden ist. Aber es hat sich noch mehr gezeigt. Es finden sich im Gehirn der Kaninchen, die nach Krebseinpflanzung zu Grunde gegangen sind, durch Fernwirkung entstandene, von gesundem Nervengewebe umgebene Herde, welche die Deutung zulassen, als stammten sie von dem eingepflanzten Krebse ab. Adamkiewicz nimmt in der That an, sie seien entstanden durch ausgewanderte Krebsparasiten, welche sich durch die Lymphbahnen verbreitet, sich mit großer Schnelligkeit vermehrt und schließlich durch ihre Brut die Hirnsubstanz zerstört hätten. Diese Parasiten — Coccidium sarcolytes ist der Taufname — seien auch die Bildungsstätte des Krebsgiftes, des

„Cancroin", welches sich nur in der lebenden Krebssubstanz finde; die abgetödtete hat sich als gänzlich ungiftig erwiesen. Dieses Cancroin soll nun nach Adamkiewicz mit der wohlbekannten chemischen Base „Neurin" identisch sein. Das soll unter Anderem daraus hervorgehen, daß die unterhäutige Einspritzung von Neurin bei Krebskranken eine Einwirkung auf den Krebs hat: eine specifische Reaction, analog derjenigen der tuberculösen Herde auf das Tuberculin. Diese specifische Reaction — und darin liegt der Angelpunkt für die Therapie — soll nun Heilwirkungen auf den Krebs selbst entfalten, wie aus beigegebenen, zum Theil photographisch illustrirten Krankengeschichten hervorgehe. So viel ist sicher: wirklich geheilt ist kein einziger Kranker, gebessert sind nach Adamkiewicz's Meinung die meisten. Entscheiden läßt sich auch das nur durch Nachuntersuchungen, zu denen das Buch anregen soll. Des Neuen bringt es mancherlei. Verdienstlich ist es durch sein Streben jedenfalls; es enthält zweifellos die Resultate ernster Forschungen. Zu diesen steht der Stil in einem gewissen Gegensatz. Er ist weniger präcis als blühend und sentimental. Manchmal verfällt er ins Phantastische, ebenso wie gewisse Combinationen des Autors geradezu phantastisch sind. Ein Beleg hierfür: Adamkiewicz sucht das Krebsgift, das hypothetische Cancroin. Man sollte glauben, er würde Alles daran setzen, aus dem Krebs selber dieses Gift zu isoliren, etwa wie Brieger und seine Nachfolger die Fäulnißgifte rein dargestellt und chemisch erforscht haben, oder mindestens so weit, wie R. Koch das Tuberculin aus den Bacillenculturen ausgezogen hat. Adamkiewicz fragt statt dessen in befremdlicher Weise: Womit hat das „Cancroin" *Aehnlichkeit*? Und „da es eine Eigenthümlichkeit des Krebsparasiten ist", heißt es wörtlich in der Schrift: „nur in dem vom Pulsschlag des Lebens getriebenen und erwärmten Säftestrom der Gewebe existiren zu können, auf todtem Nährboden dagegen die Bedingungen zu eigenem Leben nicht zu finden: so schien mir nichts so sehr dem innersten Wesen eines von den Sarcolyten gebildeten und sie gleichzeitig vernichtenden Giftstoffes zu entsprechen, als sein gerade zu dem Proceß des Sterbens in naher Beziehung stehender Charakter — seine thanatogene Natur." Was aber wird nach diesem naturphilosophisch anheimelnden Satz weiter geschlossen? Daß das Cancroin mit dem Leichengift (!) nahe verwandt, in seiner *Wirkungsweise* sogar *identisch* (vergl. S. 59, Abschnitt IV) sei. Nun ergibt aber der Versuch mit dem Leichengift, welches Adamkiewicz mit dem von Baeyer entdeckten Cholin gleichstellt, daß es auf die Krebskrankheit keinen Einfluß hat. Also probirt unser Autor einen anderen Körper, der sich durch den Austritt von einem Molekül Wasser vom Cholin unterscheidet. Das ist das Neurin. „Da diese Base — nach Liebreich — im Gehirn vorkommt," so schließt er weiter, „und da die Krebszellen gerade auf das Gehirn eine specifische Wirkung ausüben" (!), so schien ihm Alles dafür zu sprechen, daß das Cancroin möglicherweise mit dem Neurin (vorhin war es das Leichengift) identisch ist. Und nun probirt Adamkiewicz das Neurin sogleich beim Krebskranken. Und siehe da! es wirkt specifisch, die Krebsgeschwulst reagirt auf die an entfernter Stelle vorgenommene unterhäutige Neurineinspritzung.

Wenn Adamkiewicz Recht behielte, wenn wirklich Neurin einen reactiven oder sogar heilenden Einfluß auf den Krebs haben sollte, so darf man der *Schlußweise* des Autors gewiß nicht das Hauptverdienst an dem Erfolge zusprechen. Dann wäre auch hier das Unzulängliche einmal Ereigniß geworden. In der Wissenschaft aber sprechen zunächst nur die Thatsachen. Die in den Adamkiewicz'schen Aufstellungen enthaltenen wird sie zu prüfen haben. Hoffen wir, daß nachher die Kenntniß vom Wesen des Krebses so weit bereichert ist, daß man dann auf ihn nicht mehr denselben Lakonismus anwenden kann wie J. Müller auf die Lehre von der Milz.

W. F.

ζ. **The commercial policy of the british colonies and the Mc Kinley Tariff.** By the Earl Grey. London 1892.

Noch nie hat die Handelspolitik eine größere Rolle gespielt und eine tiefere Bedeutung erlangt, als in der Gegenwart. Je mehr die Bevölkerung Europas wächst, je gewaltiger die industrielle Entwicklung aller civilisirten Staaten an Umfang gewonnen hat und je mehr somit Europa offener Märkte zum Abflusse eines Ueberschusses an Menschen und Fabrikaten bedarf, um so geringer wird von Jahr zu Jahr die Zahl dieser Märkte. Wir stehen vor der eigenartigen Thatsache, daß gerade die am dünnsten bevölkerten und industriell am wenigsten entwickelten Länder, wie die Vereinigten Staaten, Rußland, Australien, Kanada sich immer ängstlicher gegen außen absperren, während die Industriestaaten entweder dem Freihandel huldigen oder ein immerhin liberales System anwenden. Alle europäischen Staaten leiden unter dieser Entwicklung. Die schwere Krisis, welche jetzt die Welt heimsucht, hat ihre Wurzeln wesentlich in der bisherigen Absperrungspolitik der Vereinigten Staaten. Niemand aber empfindet dieses Uebel stärker als England mit seiner ungeheuren Production und seinen Arbeiterheeren, welche die ganze Welt mit Producten versorgen könnten. Mit einem Schlage hat die gegenwärtige Krisis alle die nach langen Kämpfen entstandenen Institutionen, welche das Gleichgewicht zwischen Arbeitgebern und -nehmern erhalten sollten, über den Haufen geworfen. Trotz aller Einigungsämter sind große Strikes ausgebrochen, da eben bei dem völligen Stocken des Absatzes und dem Darniederliegen allen Geschäfts die Fabrikanten selbst die gerechtesten Forderungen ihrer Leute nicht zu befriedigen im Stande sind. — Diese schlimme Lage hat die Wirkung gehabt, daß ein großer Theil des englischen Volkes plötzlich nach Schutzzöllen verlangt. Man hat bereits die Erfahrungen vergessen, welche in den vierziger Jahren zur Annahme des vollen Freihandels geführt haben, der England zu seiner Weltstellung verholfen hat. Man überlegt auch nicht, daß der Bezug industrieller Erzeugnisse Englands vom Auslande bei seiner mächtigen Industrie so gering ist, daß ein Zoll ganz wirkungslos wäre. Man übersieht, daß höchstens der Ackerbau von Schutzzöllen Vortheil hätte, dem aber eine allgemeine Vertheuerung der Lebensmittel entgegenstände, welche die englische Industrie der Möglichkeit berauben würde, mit billigeren Ländern in Zukunft zu concurriren. Endlich wird auch nicht in Rechnung gezogen, daß wahrscheinlich das Ausland sofort zu Gegenmaßregeln greifen würde. Die seit Jahren thätigen Schutzzollagitatoren, welche sogar bei dem Haupt der Tories Anklang gefunden haben, geben sich der Hoffnung hin, daß allen solchen Nachtheilen durch einen engern Zollbund mit den Colonieen entgegenzuwirken wäre. Durch einen solchen, die Welt umspannenden Zollverein würde England nach ihrer Ansicht nicht nur seine bisherige Stellung behaupten und sogar dadurch, daß es von fremden Märkten unabhängig wäre, stärken können, sondern es käme auch in die Lage, alle anderen Staaten durch Differenzialtarife seinem Willen zu unterwerfen. Entgegen steht dem Plane in erster Reihe der Umstand, daß die Colonien in absehbarer Zeit nie im Stande sein werden, die gesammte englische Production aufzunehmen, sowie in zweiter Reihe der, daß gerade die wichtigsten Colonien von einem solchen Zollverein nichts wissen wollen. Ein derartiger Bund würde, falls er irgendwie zu Stande zu bringen wäre, zu den schwersten inneren Conflicten Anlaß geben und Englands Macht ein für allemal brechen. — Es sind diese schwierigen und wichtigen Fragen, welche der Earl Grey in seiner hier genannten Schrift behandelt. Er ist ein entschiedener Gegner des Schutzzollsystems, dessen Nachtheile er des Nähern darlegt. Aber er ist ein ebenso lebhafter Anhänger eines näheren Bundes Englands mit seinen Colonien. Nur schlägt er als Basis allgemeinen Freihandel vor. So richtig die Mehrzahl seiner Argumente ist, so wenig dürfte vor der Hand Aussicht auf Verwirklichung seiner Vorschläge sein. Es müßten denn gesundere wirthschaftliche Anschauungen in den englischen Colonien Platz greifen.

ρ. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Erster Band. **A** bis **Aslaug.** Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Nicht mehr als drei Jahre sind vergangen, seit wir den letzten Band der vierten Auflage hier besprachen, und heute schon haben wir den ersten Band der fünften anzuzeigen: ein Erfolg, der in Anbetracht eines so kostspieligen und umfangreichen Werkes wie Meyer's Conversations-Lexikon kaum seines Gleichen in der Geschichte des deutschen Buchhandels haben mag; aber auch einer, der durch den rastlosen Eifer der Verlagshandlung und ihr unausgesetztes Streben nach immer vollkommeneren Leistungen ebenso gerechtfertigt ist, als er zeigt, wie die weitesten Kreise des Publicums bereit sind, ein solches Verdienst anzuerkennen. Was beim ersten Blick in diesen ersten Band der neuen Auflage sehr angenehm überrascht, ist die größere Schrift, welche nicht nur das Ansehen erhöht, sondern eine wirklich materielle Verbesserung darstellt, um so mehr, als Qualität und Farbe des Papiers gegen früher noch gewonnen haben: es ist ein Vergnügen, diesen klaren, deutlichen und den Augen wohlgefälligen Druck zu lesen. Mit solchen äußeren Vorzügen, die für eine häufige Benutzung nicht gering anzuschlagen sind, verbindet sich nun eine Durch- und Neubearbeitung des Textes, welche kaum einen Artikel unberührt gelassen und manchen neuen hinzugefügt hat; die Seitenzahl ist dieselbe geblieben: aber der erste Band der fünften Auflage braucht vierundsiebzig Seiten mehr, um (auf S. 1017) so weit zu gelangen wie der erste Band der früheren (auf S. 943). Daß es dabei nicht immer auf Ausdehnung, sondern eher auf geschickte Beschränkung

abgesehen ist, erhellt z. B. aus dem Artikel Afrika, der in der älteren Auflage dreißig, in der neuen nur siebenundzwanzig Seiten umfaßt, trotzdem aber inhaltlich reicher, in den Registern vollständiger und um drei Tafeln „Afrikanische Cultur" vermehrt ist. Desgleichen haben, um ein anderes Beispiel zu wählen, die Bildertafeln zu dem Artikel Architektur (in der früheren Auflage Baukunst im zweiten Band) erheblich gewonnen; und es würde, wenn der Raum ausreichte, nicht schwer werden, die Liste der wesentlichen Neuerungen zu verlängern: sie begegnen uns bei jedem Schritt und auf jeder Seite. Doch wir werden in Verfolg der weiteren Bände hinreichend Gelegenheit haben, auf Meyer's Conversations-Lexikon zurückzukommen, welches am Ende des Jahrhunderts sich die Aufgabe gestellt hat, die Summe seines Wissens zu ziehen und ein Bild seiner Errungenschaften auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit zu geben.

λ. **Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1893.** Herausgegeben von Joseph Kürschner. Fünfzehnter Jahrgang. Eisenach, Joseph Kürschner's Selbstverlag.

Wir haben so oft an dieser Stelle rühmend der vielen Vorzüge des Kürschner'schen Literatur-Kalenders gedacht, daß es genügt, wenn wir kurz auf das Erscheinen des neuen Jahrgangs hinweisen. Umsichtige Anordnung des vielseitigen Stoffes und größte Genauigkeit zeichnet ihn gleich seinen Vorgängern aus und läßt uns sein Erscheinen mit aufrichtiger Freude begrüßen. Der Fleiß des Herausgebers ist erstaunlich; er kommt Allen zu Statten, die mit literarischen Dingen zu thun haben und verpflichtet sie stets von Neuem zum wärmsten Dank für dieses praktische, Redactionen und Schriftstellern unentbehrlich gewordene Sammel- und Nachschlagebuch, dem das Ausland, wie dieses selbst anerkennt, nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat. — So wichtig dieser Literatur-Kalender für alle literarischen Kreise ist — und wer in Deutschland hat nicht irgend etwas mit der Literatur zu thun? — so freudig wird von allen sich für Politik, Hof-, Communal- und Verwaltungssachen Interessirenden das gleichzeitig erschienene Kürschner'sche Staats-, Hof- und Communalhandbuch des Reichs und der Einzelstaaten für 1893 aufgenommen werden. Es enthält gleichfalls eine fast unerschöpfliche Fülle von authentischen Nachrichten in außerordentlich geschickter Zusammenstellung mit Tausenden von Personal- und statistischen Notizen, mit genauen Angaben über die Verwaltung der einzelnen Städte, über die deutschen Höfe, die Finanzen der Einzelstaaten, über alle Zweige des Heeres und der Marine und so fort, eine kleine staatswissenschaftliche Bibliothek für sich, deren Preis im Verhältniß zu dem Gebotenen ein äußerst geringfügiger ist.

γ. **L'Europe politique en 1892. Par Léon Sentupery.** Paris, Lecène, Oudin et Co. 1893.

Ein früher in den französischen Ministerien der Justiz, der Kulte und des Innern thätig gewesener höherer Beamter beginnt unter dem oben angegebenen Titel die Herausgabe eines Jahrbuchs, das je in sieben Hefte zerfallen soll, und von denen uns zwei vorliegen. Das Werk ist unzweifelhaft in großem Stil angelegt, wie schon der Umfang von etwa fünfzehn Bogen auf die Lieferung zu erkennen gibt; und wenn das Versprechen, daß es sich um une publication soigneusement tenue au courant handeln soll, erfüllt wird, so dürfte die Wissenschaft in der That ein vorzügliches Hülfsmittel erhalten. Bis jetzt aber fehlt viel, daß diese Sorgfalt und Zuverlässigkeit erreicht wäre; man stößt auf zahlreiche direkt falsche oder doch ungenügende Angaben. S. 9 heißt es, daß die Katholiken in Süddeutschland, Posen und Westpreußen die große Mehrzahl bilden: von der Rheinprovinz und Oberschlesien erfährt der Leser nichts. Ebenda steht, daß das Dänische „dans le Schleswig-Holstein" gesprochen werde —, ein Satz, der ebenso oberflächlich als irreleitend und geradezu gefährlich ist. S. 103 werden die Thronfolgeverhältnisse in Württemberg ganz schief dargestellt: Herzog Wilhelm von Württemberg ist nicht katholisch. Ob die württembergische Verfassung kurzweg als „fort antilibérale" bezeichnet werden kann, ist sehr fraglich; sie allein in Deutschland enthält die Bestimmung, daß die zweite Kammer zu 7/9 aus dem fast schrankenlosen directen und geheimen Wahlrecht hervorgeht und dazu noch Diäten empfängt. S. 109 heißt es: „Wenn eine Fraction des Reichstags fünfundzwanzig Köpfe zählt, aber nur dann, hat sie gewisse wichtige Rechte; zwei ihrer Mitglieder treten in die Commissionen ein, denen die Vorlagen der Regierung unterbreitet werden." Das ist, wie nicht erst lang zu beweisen sein wird, sehr unvollständig ausgedrückt. Das Kartell wird ebenda als noch vorhanden bezeichnet, mit dem Zusatz: der Kanzler könne auf seine 132 Stimmen „en toutes circonstances" zählen. Ob die antisemitische Partei, wie auf Seite 81 versichert wird, aller Wahrscheinlichkeit nach bei den nächsten Wahlen verschwinden wird, erscheint, wenn auch wünschenswerth, doch nach den jüngsten Erfahrungen mehr als zweifelhaft. S. 131 heißt der Abgeordnete für Elberfeld Hörm statt Harm. S. 137 wird Rickert zum Vertreter „d'une circonscription de Potsdam" gemacht; er ist aber für Danzig gewählt. Wir wollen die Beispiele nicht weiter häufen und auch nicht so unbillig sein, die großen Schwierigkeiten eines solchen Werkes zu verkennen. Aber wenn es nicht zuverlässig ist, so wird sein Werth überhaupt fraglich, und wir möchten dem Herausgeber deshalb rathen, sich mit Mitarbeitern des Auslandes zu umgeben, von denen jeder seinen Stoff beherrscht. Dann, aber nur dann, wird er sein Ziel erreichen und wirklich etwas Tüchtiges liefern.

λ. **Heraldisches Handbuch für Freunde der Wappenkunst,** sowie **für Künstler und Gewerbetreibende.** Bearbeitet und mit Beihülfe des Königl. Preuß. Cultusministeriums herausgegeben von F. Warnecke. Mit 318 Abbildungen nach Handzeichnungen von E. Doepler d. J. Sechste Auflage. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1893.

Die kürzlich erschienene sechste Auflage des bekannten Werkes spricht am besten für dessen auf Grund langjähriger Erfahrungen mit Fleiß und Umsicht erfolgte Zusammenstellung und seine Verbreitung in den weitesten Kreisen. Denn dieses heraldische Handbuch wendet sich nicht etwa nur an den Adelsstand, es dürfte im Gegentheil weit mehr Beachtung seitens der Künstler, Kunsthandwerker, Gewerbetreibenden u. s. w. finden, denen es in leicht faßlicher Darstellung die Mysterien der Wappenkunst enthüllt. Gerade in diesem Fache herrscht vielfache Unsicherheit und Ungenauigkeit, da die früher erschienenen heraldischen Werke die praktische Seite ihres Themas fast gänzlich außer Acht gelassen hatten und mit ihrem Aufgebot fachmännischer und alterthümlicher Ausdrücke dem Laien ein Verständniß sehr erschwerten. Das Alles fällt bei dem obigen Handbuche fort, zu dem wir als Supplement die in demselben Verlage erschienene kleine Wappenfibel von Ad. M. Hildebrandt empfehlen, welche gleichfalls bereits in vierter durchgesehener und vermehrter Auflage vorliegt.

λ. **Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges.** Eine Schilderung des ersten erfolgreichen Vordringens zu den Hochgebirgen Inner-Neuguinea's, der Natur des Landes, der Sitten der Eingeborenen und des gegenwärtigen Standes der deutschen Colonisationsthätigkeit in Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck- und Salomo-Archipel, nebst einem Wortverzeichniß von 46 Papua-Sprachen. Von Hugo Zöller. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1891.

Ueber Neu-Guinea und die dortigen deutschen Besitzungen waren uns bisher nur zerstreute, wenig controlirbare Nachrichten zugegangen; jetzt erhalten wir zum ersten Male ein abgeschlossenes, umfassendes Bild der wichtigsten aller deutschen Colonialbesitzungen in der Südsee und zwar auf der umfangreichsten Insel der Erde, fast von dem Flächenraum Mitteleuropa's, aus der Feder eines Mannes, der den brasilianischen Urwald durchquert, die Pampas durchzogen und die Anden bestiegen, der das Togoland und die Sclavenküste erforscht und nicht wenig dazu beigetragen hat, daß das Deutsche Reich festen Fuß in Kamerun fassen konnte. Hugo Zöller verfügt ganz über die Eigenschaften, die gewissermaßen schon von vornherein ihm Erfolg sichern: er kennt das Reisen in tropischen Ländern, und seine Gesundheit scheint eine eisenfeste zu sein; er ist ruhig und besonnen, besitzt umfassende Sachkenntnisse, läßt sich nie von seiner Phantasie leiten und setzt stets seine gesammte Kraft an die Erreichung eines bestimmten Zieles, von dem er weiß, daß es kein imaginäres sei. Auch auf seiner letzten Fahrt hat er ebensowenig wie bei seinen früheren, oben erwähnten Expeditionen, sich damit begnügt, die Küstenstriche auf das Eingehendste kennen zu lernen, sondern er ist gleichfalls in das Innere vorgedrungen und hat unter den denkbarsten Schwierigkeiten eine Ersteigung des Finisterre-Gebirges unternommen, welche verschiedene wichtige und überraschende Resultate lieferte. Nie drängt sich bei der Beschreibung der Strapazen und Entbehrungen jener fünfzehntägigen Märsche die eigene Person des Reisenden in den Vordergrund; das ruhige Gleichgewicht, welches ihn trotz aller Gefahren bei jenem oft todtverheißenden Unternehmen nie verließ, zeichnet auch seine Wiedergabe der Leiden und — schließlichen Freuden aus und berührt uns auf das wohlthuendste. Ueber Deutsch-Neuguinea selbst und die Aussichten seiner Cultivirung fällt Zöllner ein sehr günstiges Urtheil; in den acht Jahren, seit welchen die Neu-Guinea-Compagnie das Land besitzt, sind dort die bedeutendsten Fortschritte zu verzeichnen und die Einnahmen der Colonie in stetem Steigen begriffen gewesen.

σβχ. **Blanche, Lady Falaise. A Tale by J. H. Shorthouse.** London, Macmillan and Co. 1891.

Selten gelingt es einem Erzähler, sich eines so ganz seiner besonderen Art und Befähigung entsprechenden Stoffes zu bemächtigen, wie dies hier bei dem neuen Roman von Shorthouse der Fall ist. Hatten wir an den früher in diesen Blättern besprochenen Büchern des Autors mancherlei auszusetzen, so muß dem vorliegenden Werke nachgerühmt werden, daß die darin gegebene Schilderung aus den reinsten Kreisen des englischen High-life in einem Gusse vortrefflich componirt und geschrieben ist. Man wird auch hier nicht verkennen, daß die Vorzüge des Verfassers nur die Lichtseiten seiner Fehler ausmachen, doch hebt die maßvolle innere Wärme und die Klarheit der Sprache über die Stellen hinweg, bei denen sonst Bedenken aufsteigen möchten. Das Buch ist — von dem ersten Treffer „John Inglesant" abgesehen — das beste Werk dieses Autors, es umschreibt sein Können genau, und wird auch den Lesern genehm sein, die sich der anderen Romane von Shorthouse ohne erhebliche Begeisterung erinnern.

σβχ. **Darkness and Dawn by F. W. Farrar. 3 Vols.** Tauchnitz Edition Nr. 2777—9. Leipzig, B. Tauchnitz, 1893.

Die Nachkommen von Becker's „Charikles" und „Gallus" sterben nicht aus. Und die drei Bände des Canon Farrar, dieses hochgebildeten Predigers, dessen „Leben Christi" ein fashionables Erbauungsbuch geworden ist, gehören sicherlich zu dieser großen Familie. Immer wieder halten es gelehrte Männer für möglich, ihre genaue Kenntniß einer bestimmten historischen Epoche dadurch besonders günstig zu verwerthen, daß sie ihren Studien poetisches Beiwerk einflechten, um sie dadurch einem großen Publicum mundgerecht zu machen. Wir zweifeln nicht daran, daß viele dieser Experimentatoren ihre mühsame Arbeit ganz ehrlich für Poesie halten, — obgleich es bisweilen schwer fällt, zu glauben, daß die Selbsttäuschung so lange dauern soll — allein jedenfalls bezeugen diese Bücher, wie wenig ernsthaft über die Poesie als Kunst heute nachgedacht wird, und wie dringend nöthig es wäre, daß ein moderner Lessing „über die Grenzen von Dichtung und Gelahrtheit" schriebe. Canon Farrar macht sich seine Aufgabe noch ganz besonders schwierig, indem er in die Zwecke

der Ergötzung und Belehrung, denen sein Buch dienen soll, überdies den der Erbauung hineinspielen läßt. Darüber muß das bestgefügte Werk in die Brüche gehen, und auch sein Roman fällt, durch den inneren Widerspruch seiner Tendenzen aus einander getrieben, in Stücke. Der Verfasser will die Zustände Roms zur Zeit des Kaisers Nero aus den Quellen schildern; er will eine culturgeschichtliche Studie liefern, mit Ausnahme einiger, leider schlecht erfundener und durchgeführter Figuren sollen alle Personen historisch sein: er will ferner zeigen, wie neben den finstern Greueln der Neronischen Tyrannei das lautere Christenthum als die lichte Offenbarung einer besseren Zukunft emporkommt, und er will fromme Gemüther durch die Leidensgeschichte der ältesten römischen Christengemeinde erheben. Es steht uns nicht zu, über die wissenschaftliche Vorbereitung des Autors zu urtheilen. So viel aber darf jeder verständige Leser behaupten, daß die Erzählung im Ganzen genommen unhistorisch angelegt ist, wie wahr auch die gesammelten Einzelnheiten sein mögen. Die Einseitigkeit des Geschichtschreibers Tacitus, der vom Interesse einer kleinen Partei aus die Dinge berichtet, ist begreiflich; daß jedoch ein Gelehrter der Gegenwart freiwillig diese Beschränkung auf sich nimmt, wenn er jene Zeiten beschreiben will, ist weniger zu verstehen. Man braucht jetzt nur auf den fünften Band von Mommsen's „Römischer Geschichte" und die dort verstreuten Bemerkungen über die Staatsverwaltung von Nero und Domitian zu verweisen, um klar zu machen, durch eine wie enge Mauerspalte wir das Geschick eines Weltreichs zu überschauen versuchen, wenn wir in unserer Auffassung der Kaiserzeit Sueton und Tacitus folgen. — Wie dem auch sei, jedenfalls ist das poetische Verdienst der Erzählung des Canon Farrer sehr gering, ja es ist, genau besehen, überhaupt gar nicht vorhanden. Das ganze Werk zerfällt in Brocken, die nur sehr dürftig durch Buch- und Capitelüberschriften an einander gefügt werden. Die psychologischen Charakterstudien sind von der grobbrähtigsten Art, und mit ihnen verglichen erscheint die Beurtheilung Nero's und Agrippinas in Hamerling's „Ahasver" als eine geniale Inspiration. So fehlt es denn auch dem Stil sogar bei den Stellen, wo der Verfasser seine lebhafteste Theilnahme kundgibt, durchaus an Schwung, und er erhebt sich nicht über die Diction eines mittelmäßigen Schulbuchs. Trotzdem scheint es uns sicher, daß das Werk Canon Farrar's seinen Weg machen wird, ja, es hat ihn schon gemacht, wie wir wissen; denn die Zahl der Menschen, die sich dann mit einem Buche am besten unterhalten, wenn sie zwischen den Regungen des Grauens und der Frömmigkeit hin und hergezerrt werden, war zu allen Zeiten sehr groß. Ihnen ist in Darkness and Dawn ein leckeres Mahl bereitet.

αβχ. **The Light of Asia by Sir Edwin Arnold.** Tauchnitz Edition Nr. 2739.

Es ist ganz überflüssig, hier Vorzüge und Mängel eines Werkes zu beschreiben, das seit Jahren seinen festen Platz in der Literatur des Victorianischen Zeitalters inne hat und von den verschiedensten Punkten aus bis zur Ermüdung kritisch beleuchtet und analysirt worden ist. Dem deutschen Leser, der diese Dichtung noch nicht kennt, sei nur gesagt, daß sie eine sinnige Darstellung der Tradition vom Leben Siddârtha's gewählt, die an einzelnen Stellen die Höhen wahrer Poesie erreicht, im Ganzen den echten Duft altindischer Weisheit athmet, eine Fülle schöner Schilderungen bietet und durchaus in reiner, sorgsam gefeilter Sprache abgefaßt ist. Wen dieses Epos wegen seines religionsgeschichtlichen Inhalts mit tieferem Interesse ergreift, der mag dann (vielleicht an der Hand von Oldenberg's ausgezeichnetem Werk über „Buddha") selbst zu jenen ehrwürdigen Büchern aus dem Alterthume Indiens zurückschauen, denen auch dieses zarte Gebilde entstiegen ist.

αβχ. **Memoir of the Life of Laurence Oliphant by Mrs. M. O. W. Oliphant. 2 Vols.** Tauchnitz Edition Nr. 2753/4.

Von der Hand der noch immer rüstigen und vielbeliebten Romanschriftstellerin Mrs. Oliphant sind diese zwei Bände einer Biographie Laurence Oliphant's zusammengestellt worden. Das hauptsächliche Material haben die Briefe dargeboten; durch die Besprechung der Schriften des Verstorbenen, Berichte, Akten, durch eigene und fremde Erinnerung werden diese Mittheilungen ergänzt und verbunden. In der Beschaffenheit der Quellen liegt es begründet, wenn die Darstellung sehr ungleichmäßig gerathen ist, wenn kleine unwichtige Abschnitte ausführlich erzählt, andere bedeutsame Vorgänge kurz, zahlreiche nur mit Andeutungen erwähnt werden. Alles in Allem war Oliphant gewiß ein sehr merkwürdiger Mensch, und General Gordon (der Märtyrer von Kartum) hatte in einem Sinne wohl recht, wenn er ihn und sich selbst für die zwei verrücktesten Leute der Welt erklärte. Oliphant war einer der geistreichsten Reisebeschreiber, Kriegsberichterstatter und Satiriker unserer Zeit, schrieb brillant und hinreißend, plauderte wunderbar, galt als ein geschickter Diplomat und war rastlos thätig im Dienste humaner Ideen. Seine glänzenden Gaben verhalfen ihm jedoch nicht zu den rechten Erfolgen, weil die Theile seines Wesens sich nicht im Gleichgewichte befanden, der unentbehrliche Schwerpunkt ihm fehlte, weil er im wirklichen Wortsinne ein „excentrischer" Mensch war. Der Mangel ordentlicher Erziehung und Bildung hat ihm zeitlebens angehangen und konnte durch die reichsten und mannigfaltigsten Reiseeindrücke nicht ersetzt werden. Dem allein ist es zuzuschreiben, daß er den von seiner Mutter gehegten Neigungen zum religiösen Mysticismus bis zur kindischen Thorheit nachgab, und nur weil es ihm an dem geschichtlichen Verständniß für die Religionen der Welt gänzlich gebrach, konnte er einem elenden Gauner anheimfallen, seine Laufbahn aufgeben, als sie sich eben am schönsten aufwärts wandte, seine Existenz für Jahre aus dem Zusammenhange der Lebenden streichen, sich sogar von der geliebten Frau trennen, sich selbst und die Seinen an die Scurrilitäten einer Sekte gemeinster Sorte hingeben. Als er den Trug durchblickte, war es zu spät, das Verlorene wieder zu er-

ringen, und so ist diese ganz außerordentliche Leistungsfähigkeit, diese erstaunliche Begabung, ohne ernste und dauernde Früchte geblieben. Seine letzte Zeit hat er in einer Art religiösen Irrsinns zugebracht, hat Bücher geschrieben, die in unverständlicher Sprache Phantasmen und Visionen enthalten, aber gerade deshalb von manchen „Wissenden" als ein Ausbund esoterischer Erkenntniß gepriesen werden. Das Buch von Mrs. Oliphant schildert selbst die trübsten Phasen dieses Mannes mit nachsichtiger Milde und Wärme; es verdient auch bei uns Leser und wird sie unter denen finden, die sich für sonst schwer zugängliche Erscheinungen des englischen Geisteslebens der Gegenwart interessiren.

σβχ. **Over the Teacups by Oliver Wendell Holmes.** Tauchnitz Edition Nr. 2793.

Der „Autokrat vom Frühstückstisch" hat jetzt dreiundachtzig Jahre zurückgelegt und ist, seit vor Kurzem Whittier starb, in Wahrheit der Altmeister amerikanischer Literatur. In den Blättern, die er zum vorliegenden Bande gesammelt hat, kehrt er zu der Form seiner ersten und beliebtesten Schriften zurück, gewiß weil sie am lockersten ist und die Flüge seines Geistes, die verwegenen Einfälle, am wenigsten bindet. Man merkt es gleichwohl, daß er nicht mehr mit fester Hand die Fäden hält: sie laufen vorzeitig aus einander, und der Autor selbst gibt in Erkenntniß dessen den Versuch auf, seine kleinen Tischreden, Gedichte, Essays und Aphorismen durch eine zwischen den Theilnehmern des Gespräches sich fortspinnende Geschichte zu verknüpfen. In der That heftet er seine Gedankenreihen an ganz zufällige Anregungen, eingetroffene Briefe, Fragen oder irgend welche Ideenassociationen. Immer jedoch ist es lehrreich und erfrischend, den alten Herrn zu hören, mag der Inhalt seiner Erörterungen noch so verschieden sein. Spricht er in liebenswürdigster Weise über das Alles, über den modernen Realismus, über sociale Fragen, Gesundheitspflege, Rolle des Reimes in der Poesie, biologische oder physiologische Probleme, überall strömen die Gedanken ihm zu aus der Fülle seiner Bildung, seiner Erfahrung und aus einem nahezu unerschöpflichen Grundquell geistiger Kraft. Stets fordern seine Bemerkungen, auch wo man ihnen widersprechen möchte, zu ernstem Nachdenken heraus, die glücklichen Bilder, die schlagenden Vergleiche mehren den Sprachvorrath, die Herzensgüte und Wärme der Empfindung theilt sich wohlthuend den Lesern mit. Das Buch ist die Spätfrucht eines so reichen, feinen Geistes, wie unser Jahrhundert ihrer wenige zählt, gesättigt mit der besten Bildung unserer Zeit, und der Ausblick darin so weit und schön, daß wir gerne hoffen wollen, er möchte auch den jetzt zu erziehenden Geschlechtern für die Zukunft nicht verloren gehen.

σβχ. **My Official Wife by R. H. Savage.** Tauchnitz Edition Nr. 2771.

Der Band enthält die recht geschickt gemachte Historie eines Amerikaners, der von einer jungen und schönen Nihilistin dupirt und veranlaßt wird, sie während einer Reise nach St. Petersburg für seine Frau auszugeben und also ihre Pläne zu fördern. Das Buch ist zum raschen Lesen bestimmt, beim langsamen treten die besonderen Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten des Falles allzu deutlich hervor. Charakteristik darf man von einer solchen Erzählung, die in ununterbrochener Reihe gefährlichster Situationen verläuft, nicht erwarten. Was die Geschichte geben will, Spannung und Aufregungen, das gibt sie reichlich und kann somit auch solchen Lesern empfohlen werden, die dergleichen verlangen.

γ. **Un re umorista. Memorie. Da Alberto Cantoni.** Firenze, G. Barbèra. 1891.

Wir haben es hier mit Betrachtungen über die Lage des Königthums und seine Stellung zu den socialen Problemen zu thun, welche Cantoni in eine seltsame Einkleidung gehüllt hat. Er trifft im Orientexpreßzug einen Reisenden, welcher sich ihm als gewesenen Diplomaten vorstellt und ihm Aufzeichnungen überreicht, die ihm ein König, bei dem er selbst beglaubigt gewesen ist, zur Veröffentlichung anvertraut hat. Der König heißt ein Humorist, weil er mit einer aus Humor und Schwermuth gemischten Stimmung geistiger Freiheit über seiner Stellung schwebt und ihre Pflichten und Rechte ohne die Voreingenommenheit beurtheilt, welche sonst dem im Purpur Geborenen und ihrer Umgebung andere Natur zu sein pflegt. „Am einfachsten ist es, sich dem Volke zu zeigen; man braucht nur immer dieselbe Verbeugung nach rechts und links zu machen. Bei Ansprachen aber muß man das leibhaftige Synonymen-Wörterbuch sein." Der König steht mit seinen Ansichten im Gegensatz zu denen seiner Frau, welche die Welt nimmt, wie sie ist. „Irren," sagt sie, „ist Sache des Weibes; im Irrthum zu verharren, steht der Königin zu." Der König aber meint, er sei ein Mensch und werde sich das Recht, seine Irrthümer zu erkennen, von Niemandem nehmen lassen, auch nicht von seiner Frau. Wie ihm ein Todesurtheil vorgelegt wird, äußert er sich: „Gnade kann nichts Anderes sein als eine von Vernunft getragene Milde." „Denke an Gott," sagt ihm seine Gemahlin, „er ist besser als wir Alle und hat uns doch Alle zum Tode verurtheilt." Der König sieht die Logik ein und bestätigt die Sentenz, obschon nicht ohne Gewissensbisse. Auch seine Civilliste bedrückt ihn, weil er weiß, daß so viele arme Leute daran mitzahlen müssen; ebenso empfindet er es hart, daß er so wenig unmittelbar mit dem Volk verkehren und so wenig direct eingreifen kann: Alles geht den langen Weg der Instanzen, bis es endlich vor den Thron selbst gelangt. Den Krieg möchte er gerne vermeiden; allein er muß sich überzeugen, daß er eben nicht vermieden werden kann. Das Ende ist, daß der König mit schwerer Sorge in die Zukunft blickt und nur von Gottes Mitleid Hülfe für die kommenden Geschlechter erwartet. Wie man sieht, liefert Cantoni eine Art von Fürstenspiegel, aber mit sehr pessimistischem Hintergrund; auch der beste Monarch kann die Welt nicht ändern. Die Schrift ist manchmal manierirt, aber voll Geist: das läßt sich ihr nicht abstreiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ballestrem. — Haideröslein. Roman von Eufemeia Gräfin Ballestrem. (Frau von Adlersfeld.) Dritte Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottländer.

Basedow. — Charaktere und Temperamente. Dramatische Studien von Hans von Basedow. I. Shakespeare'sche Charaktere mit einem Anhang über Goethe's Faust. Berlin, Eduard Rentzel. 1893.

Belitz. — Das Vaterland ist in Gefahr! von K. Belitz. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Benoist. — Sophismes politiques de ce temps, par Charles Benoist. Paris, Librairie Académique Didier. Perrin & Cie.

Bernhardi. — Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. Erster Theil: Jugenderinnerungen. Mit einem Bildniß der Geschwister Tieck. Leipzig, S. Hirzel. 1893.

Boguslawski. — Reichstag und Heer. Ein Wort wider den Fraktionsgeist von v. Boguslawski. Berlin, R. Eisenschmidt. 1893.

Boys. — Seifenblasen. Vorlesungen über Capillarität von C. V. Boys. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Dr. G. Meyer. Leipzig, Johann Ambr. Barth. 1893.

Brandes. — Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts von Georg Brandes. 1./2. Lfg. Leipzig, H. Barsdorf. 1893.

Briefwechsel eines deutschen Fürsten mit einer jungen Künstlerin. (Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg und Fräulein aus dem Winckel.) Herausgegeben von Wolf von Metzsch-Schilbach. Mit 2 Porträts. Berlin, Karl Siegismund. 1893.

Brink. — Shakspere. Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß von Bernhard Jean Brink. 1893.

Chaptal. — Mes souvenirs sur Napoléon par le comte Chaptal. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Chélard. — Les armées françaises. Jugées par les habitants de l'Autriche. Par Raoul Chélard. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Croissant-Rust. — Feierabend und andere Münchener Geschichten von Anna Croissant-Rust. München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.

Elbs. — Die Akkumulatoren. Eine gemeinschaftliche Darlegung ihrer Wirkungsweise, Leistung und Behandlung von Dr. Karl Elbs. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1893.

Flemming. — Vier Novellen und Erzählungen. Von F. Flemming. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Gagliardi. — Guglielmo II. Fatti. — Parole. — Carakteristiche. Di Ernesto Gagliardi. Torino, L. Roux & Co.

Gautier. — Le Vieux de la Montagne, par Mme Judith Gautier. (Bibliothèque de romans historiques.) Paris, Armand Colin et Cie.

Gerhardt. — Das Skizzenbuch meines Lebens. Von Dagobert von Gerhardt. (Gerhard von Amyntor.) Erster Band. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Giacometti. — La question italienne. Période de 1814 à 1860 par G. Giacometti. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Glaser. — Zittergras. Skizzen und Novelletten von Marie von Glaser. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Guillaume de Humboldt et **Caroline de Humboldt.** Lettres à Geoffroi Schweighäuser. Traduites et annotées sur les originaux inédits par A. Laquiante. Paris, Berger-Levrault & Cie. 1893.

Hartleben. — Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe. Von Otto Erich Hartleben. Berlin, S. Fischer. 1893.

Hausegger. — Das Jenseits des Künstlers von Dr. Friedrich v. Hausegger. Wien, Carl Konegen. 1893.

Heine-Allmanach. Als Protest gegen die Düsseldorfer Denkmalverweigerung. Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft in Nürnberg. Nürnberg, Carl Koch. 1893.

Herold. — Spuren. Ausgewählte Gedichte von Franz Herold. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Hesse-Wartegg. — Chicago. Eine Weltstadt im amerikanischen Westen von Ernst von Hesse-Wartegg. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1893.

Hitz. — Ganga-Wellen. Erzählende Dichtungen nach buddhistischen Legenden und anderen indischen Sagen von Luise Hitz. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1893.

Hoenig. — Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870. Nach amtlichen Quellen und handschriftlichen Aufzeichnungen von Mitkämpfern dargestellt von Fritz Hoenig. Erster Band. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1893.

Holländer. — Frau Ellie Röthe. Aus dem Leben einer jungen Frau. Von Felix Holländer. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1893.

Janke. — Die Hygiene der Knaben-Handarbeit von Otto Janke. Hamburg, Leopold Voß. 1893.

Krauß. — Friedrich Notter's Gedichte in Auswahl herausgegeben von R. Krauß. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1893.

Landauer. — Der Todesprediger. Roman von Gustav Landauer. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1893.

Lange. — Erziehungsfragen. Vortrag, gehalten am 2. März 1893 im Kaufmännischen Verein „Union" in Bremen von Helene Lange. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. 1893.

Lanzky. — Neue Gedichte von Paul Lanzky. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1893.

Larroumet. — Etudes de littérature et d'art. Par Gustave Larroumet. Paris, Hachette & Cie. 1893.

Magnan. — Psychiatrische Vorlesungen von V. Magnan. IV./V. Heft: Ueber die Geistesstörungen der Entarteten (Fortsetzung), über das intermittirende Irresein u. A. Deutsch von P. J. Möbius. Leipzig, Georg Thieme. 1893.

Mariano. — Gli Evangelii Sinottici. Realtà o Invenzione? Studii di Raffaele Mariano. Napoli, Tipografia della Regia università. 1893.

Maugras. — Le Duc de Lauzun et la cour intime de Louis XV par Gaston Maugras. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Meier-Gräfe. — Nach Norden. Eine Episode von Meier-Gräfe. Berlin, S. Fischer. 1893.

Ompteda. — Vom Tode. Novellen von Georg Freiherr von Ompteda. (Georg Egestorff.) Mit einer Original-Vignette von Franz Stuck. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Pastor. — Abendschatten. Novelletten von Willy Pastor. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1893.

Paul. — Alte Sünden. Spiessbürgerliches Schauspiel von Adolf Paul. Berlin, Bibliographisches Bureau 1893.

Pfungst. — Laskaris, Theil II: Der Alchymist. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Pohl. — Vasantasena. Drama in fünf Akten von Emil Pohl. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1893.

Puschmann. — Zu Ostern in Spanien. Reiseschilderungen von Theodor Puschmann. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottländer. 1893.

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 3061, 3062. Theodor Hertzka, Eine Reise nach Freiland. 3063. Salvatore Farina, Herr Ich. Erzählung. Frei nach dem Italienischen von Dr. Siegfried Lederer. 3064. Mirza Feth-Ali Achondzade, Der Vezier von Lenkoran. Türkische Komödie in vier Aufzügen. Uebersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von D. Löbel und Carl Friedrich Wittmann. 3065, 3066. Kleines Handwörterbuch der Christlichen Symbolik. Ein Hilfsbüchlein zum Verständniß der wichtigsten Sinnbilder in der Heiligen Schrift, im Dogma und im Kultus. Gesammelt und herausgegeben von P. S. Liebmann. 3067. Th. Barrière und Gondinet, Zerstreut. Lustspiel in drei Aufzügen. Deutsch von Emil Neumann. 3068. Fritz Brentano, Heitere Geschichten. Drittes Bändchen. 3069. Oscar Wagner, Der Teufel (Nulpus). Paradistisch-naturalistisch-realistischer Vorgang in der Dachkammer. Frei nach Ibsen und Tolstoi. — 3070. Musiker-Biographien. Fünfzehnter Band: J. S. Bach. Von Richard Batka. Leipzig, Ph. Reclam's Verlag.

Reder. — Rothes und blaues Blut. Von Heinrich von Reder. München, Dr. J. Albert & Co.

Reid. — Gladys Fane. A story of two lives. By T. Wemyss Reid. London, T. Fisher Unwin.

Renouvier. — Victor Hugo le poète, par Ch. Renouvier. Paris, Armand Colin & Cie.

Rieker. — Die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche Deutschlands in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Dr. jur. et Lic. theol. Karl Rieker. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1893.

Robethon. — Chateaubriand et madame de Custine. Episodes et correspondance inédite par E. Chédien de Robethon. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Rosegger. — Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und beliebte Zeitgenossen von

P. K. Rosegger. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1893.

Samarow. — Am Abgrund. Roman von Gregor Samarow. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottländer. 1893.

Sauvin. — Autour de Chicago. Notes sur les États-Unis par G. Sauvin. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1893.

Schaumberg. — Dies irae und andere Gedichte von Georg Schaumberg. München, Dr. E. Albert & Co. 1893.

Scheffer. — Königliches Elend. Von Albert Scheffer. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Budapest, G. Grimm. 1893.

Schiller's sämtliche Werke in 16 Bänden Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Erster Band: Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893

Schmidt. — Die Schmiede am Odenwalde: Ein episches Gedicht von A. Ch. Schmidt. Leipzig, Literarische Anstalt, August Schulze. 1893.

Schmidt. — Humoresken von Maximilian Schmidt. München, Seiz & Schauer. 1893.

Schneidewin. — Cicero und Jakob Grimm: Ueber das Alter. Herausgegeben von Max Schneidewin. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A. G. (vormals J. F. Richter.) 1893.

Schriften der Gesellschaft für Psycholog. Forschung, Heft 5. Jean Paul's Seelenlehre. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie von Dr. phil. Raphael v. Koeber. Die Psychologie Charles Bonnet's. Eine Studie zur Geschichte der Psychologie von Dr. phil. Max Offner. Leipzig, Ambr. Abel. 1892.

Schriften des Vereins für jüdische Geschichte und Literatur. Bd. I: Divan des Jehuda Halevi. Eine Auswahl in deutschen Uebertragungen. Berlin, Hugo Schildberger 1893.

Schumacher. — Berenice. Historischer Roman aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems von Heinrich Vollrat Schumacher. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Schürmann. — Gedichte von Johannes Schürmann. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Spielhagen. — Sonntagskind. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen, 3 Bde. Leipzig, L. Staackmann. 1893.

Stella. — Schloß Arnheim. Tragödie in zwei Theilen von E. Stella. Leipzig, Literarische Anstalt, August Schulze. 1893.

Strindberg. — Dramen von August Strindberg. III. Heft. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1893.

Studien zur Literaturgeschichte, Michael Bernays, gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1893.

Tallichet. — Zweibund und Dreibund. Warum die Kriegsbereitschaft vermehrt werden muß, von Ed. Tallichet. Lausanne, B. Benda. 1893.

Tovote. — Heimliche Liebe. Novellen von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Literatur I. Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube. Herausgegeben von Eugen Wolff. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottländer.

Varigny. — La femme aux États-Unis, par M. C. de Varigny. Paris, Armand Colin & Cie. 1893.

Vincke. — Gesammelte Aufsätze zur Bühnengeschichte von Gisbert Freiherrn v. Vincke. Hamburg, Leopold Voß. 1893.

Viola. — Zweierlei Liebe. Roman von Max Viola. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottländer.

Volksdienst. Von einem Socialaristokraten. Berlin u. Leipzig, Wiener'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Wagner. — Moltke und Mühlbach zusammen unter dem Halbmonde 1837—1839. Geschichte der Sendung preußischer Officiere nach der Türkei 1837, des Kurdenfeldzuges 1838 und des Syrischen Krieges 1839. Von Reinhold Wagner. Berlin, A. Bath. 1893.

Walcker. — Der Rechtsschutz gegen zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen von Dr. Karl Walcker. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1893.

Weddigen. — Ein einiges Christenthum und eine einige christlich-deutsche Kirche. Ein Mahnruf an alle Deutschen von Dr. Otto Weddigen. Berlin, Max Rüger. 1893.

Wegener. — Kantlexikon. Ein Handbuch für Freunde der Kant'schen Philosophie von Gustav Wegener. Berlin, Wiegandt & Schotte. 1893

Weigand. — Friedrich Nietzsche. Ein psychologischer Versuch von Wilhelm Weigand. München. G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1893.

Wichner. — Alraunwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Josef Wichner. Zweite Auflage. Wien, Heinrich Birsch.

Widmann. — Jenseits von Gut und Böse. Schauspiel in drei Aufzügen von J. V. Widmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Wiedemann. — Die Lehre von der Elektricität. Von Gustav Wiedemann. Zweite umgearb. und vermehrte Auflage. Erster Band. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1893.

Wienerstadt. Lebensbilder aus der Gegenwart. Geschildert von Wiener Schriftstellern, gezeichnet von F. von Myrbach. 1.—6. Lfg. Prag und Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1893.

Wolff. — Lorenzo Valla. Sein Leben und seine Werke. Eine Studie zur Literatur-Geschichte Italiens im XV. Jahrhundert von Dr. Max von Wolff. Leipzig, E. A. Seemann. 1893.

Wolff. — People's Banks. A record of social and economic success. By Henry W. Wolff. London, Longmans, Green and Co. 1893.

Wolfrum. — Briefe und Tagebuchblätter aus Ostafrika von Wilhelm Wolfrum, weiland Lieutenant der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe. Mit einem Porträt, vier Illustrationen und einer Karte. München, G. Franz'sche Hofbuchhdlg. 1893.

Wolters. — Mädchen am See. Erzählung von Wilhelm Wolters. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Wundt. — Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Von Wilhelm Wundt. Erster Band: Erkenntnißlehre. Stuttgart, Ferdinand Ente. 1893.

Zabel. — Die Italienische Schauspielkunst in Deutschland von Eugen Zabel. Berlin, Eduard Renzel. 1893.

Ziegler. — Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung von Dr. Theobald Ziegler. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1893.

Ziegler. — Religion und Religionen. Fünf Vorträge von Dr. Theodor Ziegler. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1893.

Zoeller-Lionheart. — Pflicht. Roman von E. Zoeller-Lionheart. Berlin. Albert Goldschmidt. 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1961

AP
30
D4
Bd.75

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY